

Rara
26
8531



Allgemeine Moden-Beilage



Preis für ca. 104 hohe Quart-
bogen mit ca. 64 illum. Stahl-
stichen, gegen 600 Abbildungen
der neuesten Moden, kurze Zeit
nach deren Erscheinen in Paris,
London, und Wien, in ganzen
Figuren und in Darstellungen
von Händen, Hüften, Mützen,
Arzturen (f. Männer, Frauen u.
Kinder) enthaltend: 6 Zhr. Wit
ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und
Portraits interessanter und be-
rühmter Zeitgenossen (Männer
u. Frauen) Städte-Ansichten u.
Gebirgen, die neuerlich die all-
gemeine Aufmerksamkeit erregt
haben, Abbildungen von neuen
Bauteilen und Monumenten,
v. Weibes, Gardinen, Equipa-
gen, Gevrien moderner Gemälde
etc. enthaltend: 8 Zähler.

Redacteur Dr. M. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Der Stockfischfang.

Humoristische Erzählung

von

Ludwig Storch.

(Beschluß.)

„In ihrem Hause? An ihrer Tafel? Gestern
Abend? Wie ist mir denn? Träume ich denn?“
rief der Baron ganz verwirrt und fasste sich am Kopfe.

„Sie sollen die vollständigste Erklärung haben
und zwar aus dem Munde der liebenswürdigen Frau
von Villiers selbst,“ versicherte Leisnig.

„Ist's möglich, mein Goldjunge? Aus dem
Munde der liebenswürdigen Frau selbst? Ja, da hast
Du recht! Sie ist eine sehr liebenswürdige Frau.“

„Es freut mich außerordentlich, lieber Vater,“
nahm Bernhard das Wort, „daß Sie das auch finden.
Es fährt ein Wagen vor und wird der ihrige sein.“

Damit verließ er eilig den Salon.

„Was geht das den Burschen an?“ fragte der
Baron mehr sich selbst als die Andern. „Ich finde
seine Bemerkung sonderbar.“

Die Flügelthüren wurden weit aufgethan und
herein führte Bernhard die schöne Wittwe, strahlend
im Glanze der Jugend, der Heiterkeit und des kost-
barsten Puges.

„Mein bester Vater,“ sagte der Student lächelnd
zu dem erstaunten Gesandten, „ich stelle Ihnen meine
Braut vor und wir bitten um Ihren Segen!“

„Du, Bernhard?! Sie, gnädige Frau?!“ rief
der Baron bestürzt. „Wie verstehe ich das? Wollt
Ihr mich äffen?“

„Gott behüte uns vor solchem Frevel!“ erwiderte
Bernhard. „Es ist damit unser heiligster Ernst.“

„Er ist mein muthiger Beschützer und Retter aus
jener Gefahr, die ich Ihnen stets verschwiegen habe,
die Sie nun aber erfahren sollen,“ redete die Dame
anmuthig. „Mein Herz gehörte ihm seit jenem Augen-
blicke. Gestern Abend fand ich ihn unverhofft, nach-
dem ich ihn lange vergebens gesucht hatte.“

„Gestern Abend! Alles gestern Abend! Freilich
gestern Abend!“ seufzte der Baron. „Das war ein
merkwürdiger Abend.“

„Ein sehr merkwürdiger Abend, Excellenz!“ hörte
man zuletzt Goldasts feines Stimmchen. „Der schlech-
teste Abend meines Lebens. Nachdem ich den ganzen
Tag unermüdlich auf dem Stockfischfange gewesen war,
mußte ich hungrig und sogar als Demagog in's Po-
lizeigefängniß wandern, während diese beiden jungen
Herren köstlich schmausten.“

„Ich konnte doch die für Herrn Sillig und den
schlanken Stock angeschafften Gerichte nicht verderben
lassen,“ bemerkte Frau von Villiers lächelnd.

„Und mein Mißgeschick dauert fort,“ klagte
Goldast weiter. „Heute komme ich um die reiche
Braut, wie gestern um den fetten Stockfisch.“

„Es sind Leute da, mit denen Sie sich trösten
können, mein Bester,“ sagte der Baron trocken zum
trauernden Eskünstler. „Aber Sie wenigstens sollten

heute entschädigt werden. Bleiben Sie zum Diner. Ich glaube es giebt wieder frischen Stockfisch."

"Um Gotteswillen, machen Sie mir nicht trügerische Hoffnungen, Excellenz!" rief Goldast. "Sagen Sie nicht: ich glaube! Geben Sie mir Gewißheit, Excellenz!"

"Lilli, Du mußt das am besten wissen."

"Es kommen heute zwei ausgezeichnet schöne Stockfische auf unsere Tafel," versetzte das schelmische Mädchen. "Ich habe an Herrn von Goldast gedacht."

"Haben Sie?! O Sie Engel!" jubelte der wieder auflebende kleine Philosoph. "Nun so mögen Sie in Gottes Namen Eigenthum eines Glücklichen werden! Sie machen doch ein Haus? Sie geben doch Diners, Soupers, Dejeuners à la fourchette?"

"Herr von Goldast," sprach Leisniz feierlich, "ich bitte Sie, das Arrangement der Hochzeitsfeier zu übernehmen."

"Das ist ein Wort, Freundchen, das sich hören läßt!" schmunzelte das Jungengenie. "Ich gönne Ihnen die reiche schöne Braut."

In diesem Augenblicke ließ eine silberne Glocke ihren hellen Klang durch das Haus ertönen.

"Es wird zur Tafel geläutet," redete der Hauswirth die Gesellschaft an. "Ich hoffe, bei Tische werdet Ihr mir Aufklärung über manche mir noch dunkle Partie in dieser merkwürdigen Doppelliaison geben, Kinderchen."

"Ich will Ihnen ein offenes ehrliches Sündenbekenntniß ablegen, Onkel," sagte Leisniz und blickte dabei Sillig scharf und bedeutungsvoll an. "Nichts, gar nichts werde ich Ihnen verschweigen. Ich bin leichtsinnig gewesen, ich habe, von einem Schurken verführt, gegen Sie gefehlt, aber Frau von Billiers hat mich mit sanfter kluger Hand wieder auf den rechten Weg geleitet und Linchen mir über Dinge die Augen geöffnet, die auch Sie nun im rechten Lichte sehen sollen."

Der Baron von Geisheim bot der Frau von Billiers galant den Arm, neben ihnen gingen Bernhard und Goldast ebenfalls Arm in Arm und der Erstere verschwendete alle möglichen Galanterien als an seine Dame an den Letzteren. Hinterher gingen Leisniz und Karoline. Als sie nun so auf dem Wege nach dem Speisesaale waren, trug ein Diener einen gefottenen dampfenden frischen Stockfisch an ihnen vorüber. Augen, Nase, Mund und Herz gingen dem kleinen Eßkünstler auf. Er schnüffelte mit Wohlbeha-

gen, schnalzte mit der Zunge und aus den Augen und Mundwinkeln lief ihm Wasser. "Victoria!" sagte er halbleise. "Ich habe den Fisch gefangen!"

Da bog sich die schöne Wittve mit bezaubernder Grazie und dem süßesten Ausdrucke von Schelmerei zu Bernhard hinüber und flüsterte ihm zu: "Victoria! Ich habe den Fisch gefangen!"

Leisniz hörte es und raunte seinem Linchen zu: "Victoria! Auch ich habe ein nettes Fischchen gefangen!"

"Ja und Sie tragen es in einem niedlichen Körbchen der Frau von Billiers heim," versetzte Linchen lachend.

"Warte Schelm!" Und er küßte ihr den Mund zu.

"Es hätte doch anders kommen sollen," sagte der Baron leise mit einem Anfluge von Schmerz zu seiner reizenden Begleiterin.

"Wie denn?" fragte sie. "Ich verstehe Sie nicht, Baron."

"Fühlen Sie sich wirklich glücklich im Besitze des jungen Springinsfeld?"

"Unausprechlich!" versetzte sie mit leuchtenden Blicken.

"Nun so gratulire ich herzlich. Bernhard ist ein kreuzbraver Junge und im Ehejoch wird Euch die Demagogie schon vergehen. Ihr werdet gemeinschaftlich einsehen, daß man dem Vaterlande auf eine weit vernünftiger Weise nützen kann und soll."

"Ich bin kreuzfidel wie ein Demagog!" jubelte Goldast als sie sich an die schön geschmückte Tafel setzten.

Sillig, der allein im Salon zurückgeblieben war, überlegte kurz, daß es besser sei, Leisniz's Sündenbekenntniß und die versprochenen Aufklärungen in diesem Hause nicht abzuwarten. Er entschloß sich schnell, sein Heil in der Frömmigkeit weiter zu suchen und zuzusehen, ob nicht irgend ein vornehmer Herr einen frommen Secretair oder Geschäftsführer brauche. Auf der Treppe begegnete ihm der alte Jakob und sagte: "Ich gratulire!"

"Wozu?" fragte der flüchtige Secretair.

"Dazu, daß Sie die lästige Sorge um das Irdische glücklich losgeworden sind," versetzte der Alte lachend und fügte im parodirenden Pathos hinzu: "Sehet die Lilien auf dem Felde und die Sperlinge auf dem Dache! Sie säen nicht, sie spinnen nicht —"

"Dummkopf!" schimpfte Sillig und war im Nu die Treppe hinab.

„Es ist ihm vergangen, mich befehlen zu wollen,“
lachte der alte Kammerdiener und ging weiter. Als
er die Thüre des Speisesaales öffnete, stießen sie drin-
nen eben die vollen Gläser klingend aneinander und
riefen, wie mit einer Stimme:

„Es lebe der Stockfisch!“

Eine hohe Stellung.

Erzählung

von

C. v. Wachsmann.

Motto:

Der Schmetterling umfliegt das Licht,
Zum Feuer zieht's den Scorpion,
Der findet in dem Strahlenglanz
Und der in Aschengluth den Lohn.

Im Jahre 814, an einem der ersten Tage des
Februars, war die Kaiserstadt Aachen in großer Bewe-
gung. Schon von früh an hatten nicht nur die ehernen
Zungen der Kirchenglocken in der Stadt, sondern auch
die der Gegend weit und breit das Volk nach der
Kathedrale berufen. Durch alle Straßen wogten
Menschen. Plätze, Gassen, ja die Dächer der Häuser
waren von einer wimmelnden Menge bedeckt. Die
Leute waren indeß todtenstill, viele weinten, die mei-
sten gingen in Trauerkleidern. Man sah, es war kein
Freudenfest, das gefeiert wurde. Jetzt erschien ein
langer Zug. Kriegersleute bildeten die Spitze, ein
zahlreicher Klerus, darunter Mönche in großer Zahl,
folgten diesen, endlich erschienen Rittersleute. Unter
diesen sah man viele mit gekrönten Helmen und in
Hermelin. Auch drei Damen in Trauerkleidung, be-
gleitet von Dienerinnen, waren in dem Zuge. Eine
derselben, am Arme eines jungen Mannes, war ganz
in Thränen aufgelöst. Ihr Tritt war schwankend,
man erwartete sie jeden Augenblick zu Boden sinken zu
sehen. Langes blondes Haar, das bis über die Hüf-
ten herabhing, umgab die schlanke Gestalt wie ein
goldener Mantel. Die beiden anderen Damen weinten
gleichfalls, doch schien ihr Schmerz nicht so übermäßig
wie der der ersteren. Ein Mann in Hermelin und
schwarzer Rüstung, eine Zackenkrone auf dem krausen
Haar, ging vor den Damen her und blickte manchmal
nach ihnen. Seine Züge waren düster und stolz.
Rührung war nicht in denselben zu erblicken. Der

Zug der Trauernden ging durch das große Portal der
Domkirche, durch ein Spalier, welches von Reifigen
gebildet war, einer offenen Gruft zu, in welche eine
Treppe hinunterführte. Hier stellten der Klerus und
die Ritter sich im Kreise auf, nur einige Priester mit
Fackeln in den Händen, einige Bischöfe mit Infuln
und Stab, der Mann mit Krone und Harnisch, die
drei Damen und Einige von dem Gefolge stiegen
in die Gruft hinab. Auf einem Stuhle von weißem
Marmor, der mit Goldplatten verziert war, saß in
dieser ein hoher Greis von majestätischem Ansehen.
Er trug einen weißen Leibrock von feinem Leinen, der
mit einer goldenen Borte besetzt war, über diesem aber
einen weiten Mantel von purpurfarbenem, reich mit
Gold gesticktem Sammet — eine sogenannte Dalma-
tica — mit Halbärmeln. Seine weißen, in reichen
Locken auf die Schultern herabhängenden Haare waren
mit einer goldenen Krone geziert. In den Händen
hatte er einen goldenen Kelch, an der Seite ein
Schwert, auf den Knien lag ein Evangelienbuch. Die
Füße ruheten auf einem marmornen antiken Basrelief.
Scepter und Schild lagen neben diesem. Die Züge
des Mannes waren stark, aber majestätisch. Sie gli-
chen denen der antiken Jovisbilder. Die Augen waren
geschlossen. Der Mann war todt. Der Todte war —
Karl der Große.

So war denn der mächtige Herrscher, dessen Reich
von dem Nordmeere bis über die Apenninen, von der
Elbe bis zum Tajo reichte, wie jeder andere arme
Sterbliche in das geöffnete Grab gesunken.

Das „Profundis,“ von einem der Bischöfe ange-
stimmt und von dem Klerus in- und außerhalb der
Gruft begleitet, begann jetzt. Ein anderer Kirchen-
fürst ergriff den Weihwedel und besprenkte die kaiser-
liche Leiche. Der Gesang war endlich geendet und
ein dritter der hohen Priester rief mit lauter Stimme:
„Asche bist Du und zu Asche wirst Du werden!“
Da plötzlich stürzte die bleiche schöne Frau, die sich
bis dahin nur mühsam auf den Füßen gehalten, wie
außer sich vor der Leiche auf die Knie. Sie bedeckte
die Hände des todtten Kaisers mit Küssen und über-
schwemmte sie mit ihren Thränen.

„Vater!“ rief sie mit herzzerreisendem Tone.
„Vater, laß mich bei Dir bleiben in Deinem Grabe.
Ich hatte Dich tief gekränkt, aber Du hattest mir ja
vergeben und ich habe Dich von allen Menschen am
meisten geliebt!“

Ein heftiges Geflüster ertönte in der Versamm-
lung.

„Seneschal,“ sprach düster und mit zusammengezogenen Augenbrauen der Gefrönte in der Trauerrüstung, „entfernt Euer Weib! Sie weiß nicht was sie redet.“

„Komm, Emma! — Folge mir, Liebe!“ sagte sanft der junge Mann, zu der Knienden tretend.

Halb ohnmächtig, mehr getragen wie geführt, ward die Aermste fortgebracht.

„Schließt die Gruft! — Messire Bischof, laßt die vierzigtagigen Gebete beginnen!“ sprach ruhig der Mann mit der Krone und stieg ohne weiter noch einen Blick auf die Leiche zu werfen, die Treppe empor.

So wie der neue Kaiser — Ludwig den „Frommen“ nennt ihn die Geschichte — die väterliche Gruft verlassen hatte, ward ein Stein über den Eingang gelegt.

„Hier ruht,“ stand auf ihm, „der Körper Karls des Großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken glorreich erweiterte und siebenundvierzig Jahre glücklich regierte.“ — —

Es war am Tage nach dem Begräbnisse, als in der Halle der Kaiserpfalz die mächtigsten Vasallen, so wie die Kirchenfürsten versammelt waren. Huldreich entließ sie Kaiser Ludwig, nur einer kleinen Anzahl befahl er noch zurückzubleiben. Unter diesen befanden sich seine drei Schwestern, die Damen, welche bei dem Begräbnisse zugegen gewesen waren. Außer ihnen waren noch zugegen: Eginhard, Groß-Seneschal der Paläste des Kaisers und mit Emma der ältesten Prinzessin vermählt, die Ritter Robert von Quercy und Raoul de Lys, zwei junge schöne Männer, Lambert Marschall des Palastes von Selz — eines Lieblingsknechts des verstorbenen Kaisers — Ingobert, Marschall des Palastes von Paris, endlich Garnier und Galon, zwei Frankenkrieger und Vertraute Ludwigs.

Die Fürstin Emma sah auch heute noch ungemein niedergeschlagen und leidend aus. Gefasster schienen Gisela und Rotrude, zwei junge Mädchen von einem so reizenden als lieblichen Aeußern, welches — vorzüglich wegen des blonden Haares — mehr auf deutsche als fränkische Abkunft deutete.

„Messires,“ sagte Ludwig, sich zu den Versammelten wendend, „wir haben gestern meinen großen Vater zur Erde bestattet. So weit der Erdfreis reicht ist der Ruhm seines Namens verbreitet und er wird ertönen so lange sich noch eine Menschenzunge bewegt. Gleichwohl ist es eine Einrichtung der Natur, daß

Sonnenschein nie ohne Schatten, das Große nicht ohne das Kleine, das Schöne nicht ohne das Häßliche bestehe. Scheuen wir uns nicht zu bekennen, daß der große Hingeshiedene auch kleine menschliche Schwächen hatte. — Scheuet doch der Löwe, dies Sinnbild des Muthes, das Krähen des Hahnes, blickt doch der Pfau mit Beschämung auf seine Füße. — Mir als Sohn des hohen Verstorbenen, als Thronfolger des mächtigen Karls, siehet es indeß zu, die kleinen Flecken, die auf dem hehren Bilde haften möchten, so gut als möglich zu verwischen. Es darf wenigstens nichts übrig bleiben, das fortwährend eine Mahnung an diese sein dürfte. Nun ist Euch, Messires, eine heftige Neigung des Kaisers zu einem Weibe, das, wie man meinte, ihn durch Zauberei gefesselt, nicht unbekannt geblieben. Ihr wißt, daß derselbe diese Frau als sie eines jähen Todes gestorben war, nicht begraben lassen wollte, bis man bei der Todten einen Ring gefunden hatte, an welchem der Zauber zu haften schien. Der Ring ward in einen Teich geworfen und nun hegte der Monarch eine solche Vorliebe für die Umgegend, daß er das Schloß Selz dicht an dem Ufer des Teiches erbaute. Dies Monument, das an diese Verirrung erinnert, will ich vor Allem zerstört wissen. Ihr, Marschall Lambert, werdet daher sogleich Anstalt treffen, daß das Schloß dem Boden gleich gemacht und mit dem Schutte jener Weiher ausgefüllt werde. Auf dem Plage aber werdet Ihr eine Kapelle errichten und die schönen Granitsäulen aus Ravenna, womit mein Vater das Schloß geschmückt, dazu verwenden lassen.“ —

„Der Wille Euer kaiserlichen Gnaden soll vollführt werden,“ versetzte Lambert sich tief verneigend.

„Mit Dir, Emma, mit Euch Großseneschal Eginhard, habe ich gleichfalls über einen Gegenstand zu sprechen, der an eine Schwäche unsers großen Vaters erinnert,“ sagte Ludwig düster. „Es ist keinem der Anwesenden unbekannt, daß der verstorbene Kaiser in einer unglückseligen Nacht Zeuge sein mußte, wie seine älteste Tochter sich so weit vergaß, einen Mann, dem sie unwürdigerweise ihre Neigung geschenkt, auf ihrem Rücken durch den mit Schnee bedeckten Schloßhof zu tragen, um auf diese Weise die Spur von Männertritten nicht bemerkbar werden zu lassen. Der Kaiser, mehr Vater als Monarch, gestattete eine eheliche Verbindung zwischen seiner Tochter und seinem Geheimschreiber — seinem Diener — er ernannte Euch, Eginhard, zum Großseneschal der Paläste. Ich an seiner Stelle hätte Euch enthaupten lassen. —

Fürchtet indessen nicht, daß ich an Euch oder an Eurem Weibe späte Rache übe. An meinem Hofe könnt Ihr jedoch nicht länger bleiben. Ich ernenne Euch zum Befehlshaber an der entferntesten Grenze von Aquitanien. Ob Euer Weib Euch begleiten will, wird auf sie selbst ankommen."

So wie der Kaiser schwieg, ließ sich Eginhard auf ein Knie nieder.

"Mein hoher Herr," sagte er mit sanfter Stimme, "Emma und ich, wir wissen Beide nur allzuwohl wie sehr wir gefehlt, wie tief wir Euren großen Vater gekränkt. Hätte er uns in den Tod gesendet, wir würden nicht gemurrt haben, ihn segnend würden wir gestorben sein. Wir liebten uns. Wir konnten nicht anders. — Der große Kaiser verzieh uns, er wollte unser Glück, aber dieses hat uns stets geflohen. Unsere Ehe blieb kinderlos, Emma kränkelte seit dem ersten Tage unserer Verbindung. Wir beugten unsere Nacken unter die Schickung Gottes. Jetzt hat uns Gott den Mann genommen, der uns Alles war und dessen Verzeihung wir uns durch alles Gute, was wir nur wirken konnten, immer würdiger machen wollten. Er ist jetzt dahin. Was sollen wir noch in der Welt? In dieser, an Eurem Hofe, überall würden wir nur Steine des Anstoßes sein. Wir sind entschlossen uns der Kirche zu weihen. Emma will den Schleier nehmen in einem Kloster, welches Ihr zu bezeichnen geruhen werdet, ich gehe als Mönch in das Kloster von Seligenstadt, wenn Ihr es erlaubt."

Das düstere Gesicht Ludwigs klärte sich bei den letzten Worten mehr und mehr auf.

"Ich billige vollkommen Eure gottesfürchtigen Entschlüsse!" sagte er freundlich. "Ich hoffe, die frommen Mönche werden Euch die eben offen gewordene Stelle des Abtes verleihen. — Wenigstens ist dies," setzte er hinzu, indem er die Bischöfe bedeutungsvoll anblickte, "unser kaiserlicher Wunsch. — Wir verleihen Euch, Eginhard, außerdem das Recht der Insul. Ihr sollt dafür die Geschichte unseres verstorbenen Vaters schreiben, ein Werk, das Ihr ganz vortrefflich auszuführen überaus befähigt seid. — Ihr, Schwester Emma, sollt Aebtissin in einem Kloster werden, das ich zu erbauen und mit kaiserlicher Freigebigkeit auszustatten gedenke. — Und so wäre denn ein Flecken getilgt, der auf den Stamm des großen Karls gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

Mittheilungen aus Paris. „Man wußte in Madrid wirklich nicht recht," bemerkt der Pariser Charivari, „was man mit Narvaez, diesem schrecklichen sich in Alles — Krieg, Verwaltung, Finanzen u. s. w. mischenden alten Knaben anfassen sollte: er wollte Alles leiten, Alles regieren, selbst die Sympathieen der jungen Königin. So lange als es sich nur um die Minister handelte, sagte Isabella nichts, so wie er aber die eigliche Frage in Betreff Serrano's berührte, that auch die Königin ihren Ausspruch. Narvaez's Sturz war beschlossen; aber da man fürchtete, daß er, würde er ganz verabschiedet, die Mauren nach Spanien rufen möchte, so ernannte man ihn zum Gesandten am französischen Hofe. Dieser Posten ist im Ganzen genommen ein sehr angenehmer und behaglicher; Spanien bezahlt seine Gläubiger nicht — wohl aber seine Gesandten und das ist völlig in der Ordnung. Man hat ein schönes Hôtel zwischen Hof und Garten, wo man seine Siesta halten, seine Cigarre rauchen und die Castagnetten oder Mandoline handhaben kann, ohne Jemand zu belästigen. Man promenirt auf den Champs Elysées, welche eine Idee vom Prado geben, man besucht Abends das Theater, kurz mit ein wenig gutem Willen und Einbildungskraft kann man sich in Madrid wähen.

Unglücklicher Weise ist Narvaez kein Mann, der den Müßiggang liebt, er bedarf der Aufregung, Thätigkeit ist sein Element. Er soll bereits bei der Polizei-Präfectur um die Erlaubniß nachgesucht haben, in dem Hofe seines Hôtels ein Stiergefecht veranstalten zu dürfen. Unterdeß figurirt er täglich incognito im Tournoi des Hippodroms; man will ihn in der That unter dem Helm des Ritters mit den Pfauenfedern erkannt haben.

Die Königin Wittwe, Marie Christine, aus mehrfachen Gründen die kriegerische Laune des neuen Gesandten fürchtend, hat nebst dem Herzog Montmorot Paris verlassen. Narvaez hatte Miene gemacht, letzteren zum Zweikampf zu fordern. Diese schnelle Abreise ist durch Vorschüfung von Gesundheitsrückichten bemäntelt worden; es heißt, die Facultät habe dem Herzog eine sechswochentliche Maccaronicure in Neapel vorgeschrieben."

Die Herzogin von Orleans ist auf ihrem Wege nach Vichy nebst Familie im Schlosse von Fontainebleau abgestiegen, wo sich so oft das Schicksal Frankreichs entschieden hat. Die hohe Dame hatte bis dahin nicht den Muth gehabt, in dieses königliche Palais zurückzukehren, denn in demselben war sie vermählt worden, es war, so zu sagen, die Wiege ihres größten irdischen Glücks. Das Schloß, welches unter Ludwig VII. erbaut worden ist, enthält Spuren jeder Regierung. Man findet hier neben einander den Salamander, die Seen der Liebe, die Sonne und so viele andere Devisen; das Zimmer, in welchem Ludwig IX. geboren worden ist, stößt an das, wo Ludwig XIII. zum erstenmal das Licht der Welt erblickte. Fast

jeder König hat hier ein Andenken hinterlassen: Heinrich II. die prächtige Galerie, welche seinen Namen führt; Heinrich IV., der grüne Galanthomme, den hübschen Pavillon seiner Gazbriete; Ludwig XIII. die Zimmer Anna's von Oesterreich; Ludwig XIV. die der Frau von Maintenon; Ludwig XV. den Schauspiel-Saal; Ludwig XVI. das Boudoir Marie Antoinette's, dessen Schlösser und Riegel er mit höchst eigener Hand geschmiedet hat. Die revolutionäre Art hatte alle diese Reichtümer, diese Erinnerungen wegzuräumen begonnen, als Napoleon erschien, um ihnen ihren Platz und ihren Glanz wiederzugeben; auch hat er hier die bedeutungsvollste und traurigste Seite seiner Geschichte — seine Abdankung — als Andenken zurückgelassen. —

Bu Naza gehört noch immer unter die „Löwen“ und wird viel bewundert, aber wir selbst und die Wunder unserer Civilisation entlocken ihm keinen Ausruf des Staunens; wohl möglich, daß er im Stillen bewundert. Ein Anekdotchen von ihm dürfte hier wohl an seinem Plage sein: dieses freie Kind der Wüste fügt sich bekanntlich nur schwer der Tyrannei unserer Sitten und Gebräuche und auf die Etikette der Salons versteht er sich nun vollends gar nicht. Unlängst wurde er bei Madame de P. eingeführt, deren Hötel stets fremden Celebritäten offen steht; Bu Naza war kurz zuvor, ehe man sich von der Tafel erhob, auf seinem Sessel in tiefen Schlaf versunken und schnarchte nach Herzenslust. Man weckte ihn, mit der Bitte, sich ein bequemeres, weniger Störungen ausgeföhtes Schlummerplätzchen zu suchen. Er wählte ein weiches Sopha und schlief alsbald wieder ein, unbekümmert um das Treiben der vornehmen Gesellschaft. Als man ihn nach beendeter Soirée seiner Schlafsucht entreißen wollte, war er von dem Sopha verschwunden und wohin war er gerathen? in das Bett — der Dame vom Hause! Gewiß, ein bequemeres, weicherer Lager hätte er nirgends finden können. —

Ein junger talentvoller Componist, Herr Ferville-Baucorbeil hat eine große Oper, „Die Grafen von Arnheim“ geschrieben; sie befindet sich bereits unter der Presse und soll nächstens einstudirt werden. Der Text dazu ist von Alfred de Musset; man verspricht sich sehr viel von dieser neuen Musik und der ihr zu Grunde liegenden Dichtung und sieht ihrer ersten Aufführung mit großer Spannung entgegen. —

Die Erkönigin der Oper, Madame Stolz, ist nach Italien abgereist; Herr Léon Pillet hat seine Stelle niedergelegt und Herr Grosnei ist sein Nachfolger. Dieser Herr Grosnei wird ohne verantwortlichen Minister regieren und herrschen. Das Ministerium von Madame Stolz liegt unter dem Epitaphium: „Nichts! Nichts! Nichts! — Weniger als Nichts!“ begraben.

Mademoiselle Rachel hat Paris ebenfalls verlassen, sie ist mit ihrem Bruder Raphael nach Lüttich gegangen und wird sich von da nach Amsterdam begeben, wo ihr Bruder die Direction des französischen Theaters zu übernehmen beabsichtigt. Vor ihrer Entfernung von Paris präsidirte Demoiselle Rachel bei dem Verkauf ihrer Mobilien, daher Jemand sarkastisch be-

merkte, Demoiselle Rachel werde künftig mit ihren künstlerischen Leistungen einen Mobilienhandel verbinden, besonders da ihr erster Versuch in diesem Geschäftszweige so günstig für sie ausgefallen sei. Mehrere Gegenstände sind in der That zu sehr hohen Preisen erstanden worden und es sollen sich darunter viele Geschenke von ausgezeichneten und hochgestellten Personen befunden haben. — 6 —

(Sächsische Fürsten). In Karl Försters Tagebuche u. s. w. (Herausgegeben v. L. Förster. 1847.) findet man folgende im Herbst 1826 eingetragene Stelle: — „Zu den genügendsten und erfreulichsten Genüssen zähle ich die Stunden, welche ich bei dem Prinzen Johann zubringe. Derselbe versammelt seit einiger Zeit in manchen Abendstunden einen kleinen Kreis von Gelehrten um sich. Auch der Prinz Friedrich ist meist gegenwärtig. In beiden Fürsten ist ein seltener Verein geistiger Kräfte, edler Gesinnungen, freisinniger Ansichten und einer lebenswarmen Theilnahme für Jegliches, es gehöre in das Reich des Wissens, der Kunst, der Poesie oder betreffe die Zustände der Zeit mit ihren Vorzügen und Gebrechen; für das innere wie für das äußere Leben ist ihr Herz und Auge offen und noch nie schied ich aus ihrer Nähe, ohne daß ich nicht Veranlassung zu neuer Verehrung gefunden hätte. Heute war dort gegenwärtig: v. Miltig, Ebert, Breuer, Professor Hartmann, Oberhofprediger Ammon und General Serzdorf (Commandant des Cadettenhauses). Das Gespräch bewegte sich vielseitig; Literatur und Culturgeschichte, Erziehungsideen, väterliches Regiment, Verfassung u. s. w. (wobei recht liberale Ansichten sich offenbarten) kamen zur Sprache; an Allem nahmen die Prinzen lebendigen Antheil und was sie sprachen zeigte immer von Geist und tiefem Blicke in die Sache.“ Eine spätere berartige Abendunterhaltung rühmt der Verfasser in ähnlicher Weise: „Noch lebhaft erregt von dem reichen geistigen Genuße kehre ich heim; Prinz Johann war überaus freundlich und heiter. Die Unterhaltung gehörte wiederum den mannichfaltigsten Gegenständen an. Ueber deutsche und italienische Literatur, über alte und neue Kunst verbreitete sich das Gespräch, über Alles sprach der Prinz mit lebendiger Theilnahme und einer wirklich in Staunen setzenden Gründlichkeit. Es ward über Homer, über Allegorie in der bildenden Kunst und Poesie gesprochen; ihm war nichts fremd. Dabei die wichtigsten glücklichsten Einfälle. „Menelaus,“ sagte er unter anderm, „kommt mir so recht wie ein griechischer Gentleman vor,“ und nun entwarf er mit den heitersten Farben ein Bild desselben. Auch Scherze nahm er freundlich und lustig dahin. So war von Polyphem, ich weiß nicht mehr in welcher Beziehung, die Rede, und Breuer sagte: „Er war aber ein Göttersohn,“ das Wort scharf betonend. „Ei,“ erwiderte der Prinz, „es giebt genug Götteröhne noch jetzt, die Gl... l sind.“ Alles sprach er in der heitersten anspruchlosesten Weise. — 6 —

Generalcorrespondenz.

Nachdem auch in Leipzig die gewöhnliche Sommerdürre im Theater ziemlich lange geherrscht hat, beginnt ein frischeres Leben sich wieder zu regen. Wir haben eine große Anzahl Gäste an uns vorüber gehen sehen, aber außer Fräulein Grünberg, welche engagirt worden ist, waren alle unbedeutend. Fräulein von Marra dagegen, welche jetzt gastirt, gewinnt auch bei uns großen Beifall. Sie zeichnet sich überdies vor den meisten berühmten Sängern dadurch aus, daß sie nicht bloß eine schöne Stimme, sondern auch ein edles Herz besitzt. Wie sie in Königsberg, Danzig &c. die Armen reichlich bedachte, so hat sie auch bei uns die ihr contractlich zustehende halbe Einnahme von einer Vorstellung ganz den Armen überlassen und zwar zur Hälfte denen unserer Stadt, zur Hälfte den Hilfsbedürftigen im Erzgebirge. Ein ferneres interessantes Gastspiel erwarten wir von Anschütz aus Wien. Leider verlassen uns Fräulein Ungelmann und Herr Weirner, ohne daß die bedeutenden Lücken, die durch den Abgang dieser sehr beliebten Mitglieder unserer Bühne entstehen, bisher genügend ausgefüllt werden konnten. —

„Ich finde Paris diesmal langweilig,“ erklärt Laube in d. A. Aug. Btg. . . „Im Tagesleben vermist man jetzt jenen modernen Sauerteig, welcher sich sonst in Vergleich mit unserer Heimath bemerklich machte und die kühnsten Patrioten unter uns flüstern sogar schon von der verwegenen Hoffnung, auch das Scepter der Modetyrannie könne den Leuten dahier abhanden kommen. Man ersinde hier nichts Interessantes mehr. Der einzige materielle Fortschritt, welchen man der jetzigen Verwaltung aufrichtig danke, sei in den Tabakstäden zu finden. Nicht etwa in den Cigarren selbst; ach nein. Es brennt aber ein ewiges Lämpchen in jedem Cigarrenladen und jenes Lämpchen ist Gemeingut; die Ladenhalter sind verpflichtet, Jedermann einzutreten und sich Feuer nehmen zu lassen. Da nun das Rauchen wirklich sehr zugenommen hat, so ist dies eine vielfach gepriesene Annehmlichkeit. Wenn man übrigens von Zunahme des Rauchens hört, darf man noch lange nicht an einen Verbrauch denken wie in Norddeutschland und Oesterreich. Die Mode des Rauchens wird den Franzosen noch immer ziemlich sauer. . . Mit den öffentlichen und officiellen Lämpchen aber sind wir in Rückstand, das muß eingestanden werden.“ —

Die Landleute klagen in unserer Gegend sehr über die Verwüstungen, welche durch Raupen in den Wäldern und in den Gärten angerichtet werden und wir erwähnen deshalb, daß man in Schottland den Galvanismus mit sicherem Erfolge zum Schutze namentlich der Obstbäume gegen die Insecten anwendet. Die Vorrichtung ist sehr einfach und besteht bloß in einem Ringe von Kupfer und einem andern aus Zink, von denen der eine am Fuße des Baumes, der andere am Gipfel angebracht wird und die man mittelst eines Messingdrahtes verbindet. Jedes Insekt, das den Kupfering berührt, erhält einen galvanischen Schlag, der es tödtet oder herunterwirft. —

In London fand in voriger Woche die Versteigerung einer Sammlung ausgezeichneter Gemälde aus der italienischen und niederländischen Schule statt. Unter andern wurde Berghem's „Landschaft an einem Flusse“ mit Thieren mit 760 Thalern, Bachhuysens „Sturm“, eine der poetischsten Schöpfungen des Malers, mit 1615 Thalern, eine „Bathsene“ von Ruysdael, ein zwar kleines, aber ausgezeichnetes Bild, mit 3150 und Jan Steens bekannte „Wirkungen der Unmäßigkeit“ mit 1500 Thlrn. bezahlt. Die Perle der Sammlung aber war „die Anbetung der Hirten“ von Giorgione, eines der vollendetsten Gemälde des großen venetianischen Malers, das jeder, auch der größten Galerie zur Zierde gereichen würde; es ging für 10,025 Thlr. in eine unbekannte Hand über. — Es sind in diesen Tagen die berühmten Wettrennen in England mit dem ungeheuern Andrang von Neugierigen wie immer gehalten worden; namentlich reizte das von Ascott die Londoner so sehr, daß es bald an Wagen fehlte, die Schaulustigen von Windsor aus an Ort und Stelle zu bringen und daß für einen zweispännigen Wagen zu dieser nur 7 (engl.) M. weiten Fahrt bereitwillig 8 Guineen gezahlt wurden. — Vor einigen Tagen stand eine vornehme Bettlerin und Schwindlerin vor Gericht, welche das Mitleid durch ihr jämmerlich krankhaftes Aussehen zu erregen gesucht hatte. Bei dem Verhöre ergab es sich, daß die Angeklagte dieses krankhafte Aussehen durch Einathmen von Schwefeläther sich angekünstelt hatte. —

Die größte tragische Schauspielerin Frankreichs, die vielbewunderte Rachel, besucht jetzt auch Deutschland, um da Gold und Lorbeeren zu sammeln. Sie wird mehrmals in Köln und Frankfurt auftreten und dann nach London gehen. Warum sie Berlin nicht besucht, das bekanntlich ein stehendes französisches Theater hat, ist uns nicht bekannt. —

Wei mar, das in der neuesten Zeit wegen der harten Kerkerhaft viel genannt worden ist, welche die berühmten Reisenden Gisele und Beisele dort erdulden mußten, weil sie sich unterstanden hatten, ein Bürgermädchen Fräulein statt Mamsell zu nennen, das auch am Schillertage im vorigen Jahre „den Viehhändler“ im Theater sah, hat, wie die Zeitungen erzählten, einen Entschluß gefaßt, der ihm zur höchsten Ehre gereicht. Die Stadt beabsichtigt nämlich Schillers Haus, in welchem der Lieblingsdichter der deutschen Nation lange wohnte und in welchem er mehrere seiner Werke geschaffen hat, anzukaufen, darin so viele Reliquien von Schiller als möglich zu vereinigen und es als Denkmal für die kommenden Geschlechter zu bewahren. Möge man den Plan ausführen! —

Während kürzlich Goethes Egmont auf einer Pariser Bühne durchfiel, hat sich Schillers „Cabale und Liebe“, das von Alexander Dumas unter dem Titel: *Amour et Intrigue* treu übersetzt und mit geringen aber zweckmäßigen Abänderungen in dem Montpensier-Theater zur Aufführung gebracht wurde, einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Der Aufführung wohnten vier Schwiegertöchter des Königs bei. Auf dem Zettel stand unter dem französischen Titel mit großen Buchstaben der deutsche: *Cabale und Liebe*. Es ist dies übrigens der vierte Ver-

sich, dies Schiller'sche Stück auf der französischen Bühne einzubürgern. Zum ersten Male erschien es im Odeon in einer geschickten Nachahmung und eleganten Versen von Alfred von Bailly; dann im Théâtre Français von Delaville und zuletzt in der Porte St. Martin von Grosnier unter dem Titel: „die Tochter des Musikers“. Mad. Dorval entlockte hier als Louise den Zuschauerinnen einen wahren Strom von Thränen. — Dumas will nun auch Schillers „Wilhelm Tell“ auf seiner Bühne zur Aufführung bringen und diese Schöpfung unseres Dichters sagt den Franzosen wahrscheinlich noch mehr zu. — Die Königin Margot von Dumas, mit welcher er sein Theater eröffnete, ist 9mal ununterbrochen hinter einander gegeben worden, aber der Dichter ist mit diesem Erfolge doch noch nicht ganz zufrieden. Nächst Tell wird ein großes Spectakelstück aus der Revolutionszeit, ebenfalls aus der Feder des unerschöpflichen Dumas, „die Girondisten“, zur Aufführung vorbereitet. Das Stück hat bereits einen Kampf mit der Censur zu bestehen gehabt, weil sie nicht gestatten wollte, daß der König Ludwig XVI. auf der Bühne guillotiniert werde. Man hat sich endlich dahin vereinigt, daß die Hinrichtung hinter den Coulissen erfolgen, das Publicum aber das Beil fallen hören soll. —

In Paris bildet ein seltsamer Vorfall das allgemeine Stadtgespräch. Der Marquis von P. (Pastorel) sah sich vor einiger Zeit genöthiget eine Reise zu machen und wußte nicht, was er mit einem Kästchen gefährlicher Briefe und anderer Papiere anfangen sollte. Er hielt es nicht für gerathen, sie mit sich zu nehmen, konnte sie aber auch nicht so ohne weiteres zurücklassen. Seinem Bankier oder Notar mochte er das Kästchen nicht überlassen, weil Bankiers Bankerott machen und Notare in der letzten Zeit nicht selten das ihnen geschenkte Vertrauen gemißbraucht haben, die Papiere also in einem solchen Falle in fremde Hände kommen konnten. Nach langem Nachdenken entschloß sich endlich der Marquis, seinen Schatz der Obhut der Liebe anzuvertrauen, weil er meinte, da werde er am sichersten sein. Er übergab demnach das Kästchen einer der schönsten Tänzerinnen an der großen Oper, Mlle. X., mit der er auf vertrautem Fuße stand und die schwur, ihm nicht bloß ihr Herz, sondern auch sein Kästchen treu zu bewahren. Der Marquis reiste nun vollkommen beruhigt ab und als er bald darauf zurückkam, eilte er zu seiner Schönen in der Hoffnung, ihre Liebe unvermindert und seine Briefe ungelesen wieder zu finden, denn sie compromittirten ihn schwer, da sie von dem Herzoge von Borbeaur und Personen aus der Umgebung desselben herrührten. Während der Abwesenheit des armen Marquis hatte die Tänzerin indeß Zerstreuung gesucht und das Resultat war, daß er ihr Herz nicht mehr besaß. Aber auch das Kästchen, dessen Rückgabe er verlangte, wurde ihm vorbehalten und man denke sich seine Angst, als er sich genöthiget sah, die Polizei, vor welcher er seine Papiere ängstlich verbarg, in Anspruch nehmen zu müssen, um wieder in Besitz eben dieser Papiere zu kommen. Er begab sich nach langem Schwanken zu dem Poli-

zeipräsidenten und trug ihm sein Anliegen vor. Der Beamte lächelte, rief seinen Secretair und trug ihm auf, ihm die Papiere des „Marquis von Pastorel“ zu reichen. „Hier sind Ihre verlorenen Schätze,“ fuhr er fort. „Sie hatten Paris kaum verlassen, als Mlle. X. zu mir kam und sich erbot, mir die ihr anvertrauten gefährlichen Briefe für zwanzigtausend Fres. zu verkaufen. Ich sah mich genöthiget, diesen hohen Preis zu bezahlen; aber beruhigen Sie sich; nicht Sie sind der Betrogene, sondern die Polizei ist es, welche die große Summe bezahlte und in den Briefen weiter nichts fand, als was ihr bereits aus andern Quellen bekannt war.“ Der unglückliche Marquis zog mit seinen Papieren bestürzt ab, die Geschichte aber verbreitete sich schnell und um dem Spotte zu entgehen, sah sich der Marquis genöthiget, für einige Zeit sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen. —

Die Dramaturgen scheinen in Deutschland nicht besser zu gedeihen als die neuen Stücke; Bohl ist in Magdeburg abgetreten, Prug hat seinen Contract mit dem Hamburger Stadttheater gelöst, nachdem er seine Stellung kaum angetreten und von Suglows Wirksamkeit in Dresden spürt man nichts. Es bleibt überall beim Alten. —

Die merkwürdigen Ueberreste alter Bildhauerkunst aus Ninive, die durch Botta und Glandin nach Paris gebracht worden sind, erregen das vielseitigste Interesse. Zuerst sind die Gestalten meist mit anatomischer Genauigkeit und einer wahrhaft griechischen Schönheit ausgeführt, obgleich Kintoe bereits dreitausend Jahre todt ist und diejenigen, welche behaupteten, die griechische Kunst sei der Anfang und das Ende jeder Kunst gewesen, stehen mit verlegenen Gesichtern dabei. Und dann überrascht das Colossale, das Ungeheuerliche in den Kunstwerken der alten Welt. Unter denen, die in Ninive ausgegraben wurden, befindet sich z. B. ein Hercules, der einen Löwen in einem Arme erdrückt, zwanzig Fuß hoch ist und gleichwohl nur ein kaum bemerkliches Einzelstück an einem riesigen Bauwerke war. Ähnliche ungeheuerere Verhältnisse finden sich in den Bauwerken des alten Aegypten. Vor einem Palaste in Theben, woher der Obelisk genommen ist, der jetzt in Paris steht, stand eine Reihe von dreitausend Sphinxen von Granit, die 50 Fuß lang waren, und auf der Spitze einer der Säulen, die von jenem Palaste noch übrig sind, können bequem 120 M. stehen. Wie klein und kleinlich erscheinen dagegen unsere Bau- und Kunstwerke. Eine andere Eigenthümlichkeit, die nicht unbemerkt bleibt, ist die, daß an den Kunstwerken von Ninive, wie auch an den alten griechischen, die Thiere im Verhältniß zum Menschen klein dargestellt sind. Die Männer rasen hoch über die Pferde empor. Der erwähnte Hercules hält den Löwen in dem Arme wie jetzt eine Dame ihr Schooßhündchen. Sind die Menschen in alter Zeit wirklich viel größer gewesen als die der jüngern Generationen? —

Allgemeine Mode-Zeitung

Nr. 28.

1847.



Preis für ca. 101 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Händchen, Hüften, Mänteln, Krüden (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Porträts interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Neubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Eine hohe Stellung.

Erzählung

von

C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Es war wenige Tage später, als die beiden Franzensritter Robert von Guercy und Raoul de Lys in einer dunklen Allee des kaiserlichen Gartens zu Ingelheim auf- und abgingen. Der Garten war überaus einfach und kam den Gemüsegärten unserer Zeit etwa am nächsten. Der große Karl liebte es, sich um alle Specialitäten der Hauswirthschaft zu bekümmern, wenn ihn dies auch nicht abhielt bei bedeutenden Gelegenheiten eine wahrhaft orientalische Pracht zur Schau zu legen. So verschmähte er es nicht zu bestimmen und ein Verzeichniß zu entwerfen, welche Gemüse und Kräuter in den kaiserlichen Gärten anzubauen seien, ja mit einem einfachen Leinwandkleide angethan manchmal dabei selbst Hand an's Werk zu legen. Andererseits erbaute er in Aachen prachtvolle Bäder, geräumig genug, daß mehr als hundert seiner Soldaten zu gleicher Zeit in erwärmtem Wasser schwimmen konnten, ein Vergnügen, an dem er selber Theil nahm.

Der Garten zu Ingelheim stieß an den kaiserlichen Palast und nahm eine ziemliche Fläche ein. Da wo die Gemüsebeete aufhörten, begann ein schattiges Lustwäldchen. Zwei Baumgänge durchkreuzten es und auf diesem Punkte waren vier große Marmorvasen, die

der Kaiser aus Ravenna hatte kommen lassen, auf ziemlich niedrigen Piedestalen aufgestellt, am Fuße jedes der letztern aber eine ziemlich einfache Ruhebänk angebracht.

Die Ritter waren eben bei ihrem Spaziergange auf jenem Kreuzwege angekommen, als Raoul — ein wunderschöner junger Mann von hoher Gestalt — plötzlich stehen blieb und seinen eben so schönen, doch etwas kleineren Gefährten scharf ansah.

„Ihr meint also, es sei ohne Gefahr?“ fragte er.

„Wie ich Euch sage!“ erwiderte Robert. „Sogleich nach dem Nachtessen — also drei Stunden nach Sonnenuntergang — sind die Bischöfe und Aebte zum Kaiser bestellt. Die Unterredung, so kurz sie immer sein mag, dauert mindestens eine Stunde. — Wie ich gehört habe, handelt es sich um Gründung dreier Stifter und Klöster. — So wie die Herren bei dem Kaiser sind, kommen Gisela und Rotrude in dem Anzuge ihrer Dienerinnen in den Garten und finden uns hier auf diesem Flecke.“

„Und Ihr wißt dies gewiß?“ fragte Raoul zögernd.

„Gisela ließ es mir durch ihre orientalische Sclavin hinterbringen,“ versetzte Jener. „Aber bei St. Denis! Wie kommt Ihr mir denn vor? Ich denke, Ihr werdet mir vor Freuden einmal über das andere um den Hals fallen und Ihr steht da als ob Euch ein Unglück zugestoßen wäre.“

„Zweifelt Ihr an meiner Liebe zu Rotruden,“ — begann Raoul.

„Das nicht,“ unterbrach ihn Robert de Guercy lachend. „Ich habe es Euch ja tausend Mal versichern hören. Aber Ihr liebt wie — ein Lothringer, das heißt wie ein halber Deutscher, langsam und bedächtig und wohlüberlegend, was unter diesen und jenen Umständen wohl für ein Glück oder Unglück daraus entstehen könnte.“

„Hm, Freund Robert,“ erwiderte jener kopfschüttelnd, „ich dünkte es wäre so übel nicht, wenn dies mit Euch dann und wann auch ein wenig der Fall wäre. Eine Liebchaft mit zwei Fürstinnen, den Schwestern des Kaisers, ist immerhin eine bedenkliche Sache. Kaiser Ludwig, meine ich, würde uns anders behandeln als sein Vater den Eginhard behandelte, wenn ihm etwas hinterbracht würde. — Mich überläuft es kalt, wenn ich bedenke, mit welcher Miene der Herr zu Aachen sein: „Wehe!“ aussprach über Den, welcher das Abenteuer wiederholen wollte.“

„So viel mache ich mir aus seiner Miene und so viel aus seiner Drohung!“ versetzte Robert, zwei Mal mit den Fingern schnippend. „Sagte nicht neulich der dicke deutsche Domherr — wie heißt er doch, der lustige Kauz? — in seiner Vaterstadt Nürnberg hätten sie den Grundsatz: Keinen zu hängen, sie hätten ihn denn.“

„Damit,“ meinte Raoul unwillkürlich lächelnd, „würde es eben nicht Noth haben, wenn irgend Jemand dem Kaiser Kunde zukommen ließe.“

„Wohl! so thut was Ihr wollt! Kommt oder kommt nicht,“ fiel Robert unwillig ein. „So viel aber sage ich Euch, wer es wagte eine Kaiserstochter zu lieben, muß auch den Muth haben Haut und Haar für seine Neigung auf's Spiel zu setzen.“

„Ich hoffe, Robert von Guercy, daß Ihr nicht an meinem Muth zweifelt,“ sagte Raoul mit ernstem Tone. „Wenn ich zauderte und die Sache bedenklich fand, so geschah es darum, weil ich überzeugt bin, daß wir einen dummen Streich begehen und uns wie die Damen dem Zorne des Kaisers ganz unnützerweise bloßstellen. Hier werden die Fürstinnen von hundert Augen bewacht, während in Paris, wohin wir in ein Paar Tagen abgehen, dies rein unmöglich ist und wir viel leichter eine Zusammenkunft haben können. Da Ihr indessen mich allzubedenklich findet, so sage ich Euch, ich werde mich einfinden und sollte Kaiser Ludwig selbst zur Stelle sein.“

„Nun, nun, ich habe Euch nicht beleidigen wollen,“ sagte Robert, dem Freunde die Hand reichend.

„Auf Wiedersehen also drei Stunden nach Sonnenuntergang.“

Die Ritter schüttelten sich die Hände und gingen auf zwei verschiedenen Wegen dem Schlosse zu. —

Noch hatten sie indes dessen Schwelle nicht betreten, als sich in einer der Vasen, mit denen der Platz, den sie eben verlassen hatten, geschmückt war, eine sonderbare Gestalt erhob. Sie hatte die Größe eines zehnjährigen Knaben, aber den Kopf eines vierzigjährigen Mannes. Letzterer war von übermäßiger Dicke, doch ohne Bart, der Mund, welcher fast gänzlich zahnlos, reichte beinahe von einem Ohre bis zum andern. Die Figur war der Leibzwerg des verstorbenen Kaisers. — Außer seiner bekannten Vorliebe für das schöne Geschlecht machte es dem großen Kaiser auch Vergnügen allerhand Kuriositäten aus fremden Ländern und Zonen um sich zu haben und so hatten die Gesandten des Kaisers Nicephorus dem Fürsten einen Riesen und einen Zwerg aus Byzanz zum Geschenk mitgebracht. Der Riese war inzwischen gestorben, aber Demetrios, der Zwerg, hatte sich besser acclimatist und der Kaiser hatte ihm die Fütterung und Pflege seiner Papageien, Pfauen und Meerkatzen übertragen. Es machte dem Kaiser mitunter Vergnügen den Zwerg, der an Gemüthsart und Aeußerem den letztgenannten seiner Pfleglinge nicht ganz unähnlich war, ein wenig zu necken und er lachte dann wohl recht herzlich, wenn das kleine Ungethüm seine grämliche Laune in allerlei halb deutschen halb griechischen Redensarten ausließ. Seit dem Tode des großen Karls hatte sich Niemand besonders um Demetrios und seine Pflegebefohlene bekümmert, der Seneschal des Palastes hatte in Beisein des Zwerges geäußert, daß, um unnütze Ausgaben zu ersparen, es am Ende wohl am besten sein werde den Papageien und Pfauen die Hälse umzudrehen und sie, so wie die Meerkatzen, ausstopfen zu lassen, auch hatte der Herr den Zwerg mit einem Blicke betrachtet, der zu prüfen schien, ob man das gedachte Experiment nicht etwa füglicherweise auch an ihm vollziehen könne. Theils nun um seiner grämlichen Laune ungestört nachhängen zu können, theils um sich den täglich zunehmenden Neckereien der Dienerschaft zu entziehen, war Demetrios auf die Idee gekommen, einen guten Theil des Tages in einer der Vasen, als einem sichern Zufluchtsorte, zuzubringen und eben gab er dort seinen traurigen Gedanken Audienz als die beiden Ritter dicht dabei ihr Zwiegespräch hielten.

Längere Zeit blickte der Zwerg den Abgehenden nach. Eine Idee schien ihm den dicken Schädel zu

erfüllen. Seine hervorstehenden Augen traten noch mehr hervor, der Mund verzerrte sich breiter und breiter, das ganze Gesicht ward noch froschähnlicher als vorher.

„Zeus selber hat Euch hergesendet oder auch die Panagia!“ rief er aus, indem er hinter den Rittern hergringte. „Jetzt gebe mir Apollon oder Sanct Demetrios die beste Idee ein, wie ich das, was ich vernommen, am vortheilhaftesten ausbeute! — Hübsche Kleider und gute Kost ausgenommen, hatte ich sonst eben keine elyrischen Tage hier in dem kalten vermaledichten Lande, nun aber scheint es vollends ganz hundsstöttisch zu werden. Kaiser Karl behandelte mich wenigstens nicht schlechter als den großen Flegel, der mit mir von Byzanz kam und der gewiß jetzt am Thore der Unterwelt zur Zierde Wache steht, wenn er nicht etwa gar dem Cerberus bellen helfen muß, aber Herr Ludwig geruht mich gar nicht einmal anzusehen und wenn der Seneschal mich wirklich ausstopfen lassen wollte, ich glaube, er würde nicht den Mund aufthun, um nein zu sagen. Das Alles aber kann jetzt anders werden, wenn ich es klug anfangen. — Was thue ich nun? — Ich könnte aus der Urne steigen, hinter den Rittern herlaufen und sagen: Messires, wenn Ihr mir nicht so und so viel goldene Byzantiner gebt, so gehe ich und zeige das Gespräch an, was Ihr so eben in dem Wäldchen gehalten und das ich angehört habe. — Nein, das geht nicht!“ fuhr der Zwerg nach einer Pause des Nachdenkens fort. „Erstlich haben die Ritter nichts, sie sind arm wie die Kirchenragen; secundo würden sie sagen „mein guter Demetrios wir wußten, daß Du in der Urne stecktest und haben Dich bloß hänseln wollen,“ und es wäre dann eine Sünde und Schande, wenn ein Hellene von einem Paar dummer Franzosen angeführt und ausgelacht würde. — Ich könnte aber auch zum Kaiser gehen, könnte sagen: Majestät, so und so und dies und dies! — Aber würde der nicht antworten: „es ist unmöglich! Seneschal peitscht mir den Narren oder stopft ihn aus. Es ist ja nichts geschehen. Der Pinsel will sich wichtig machen.“ —

„Geschehen!“ wiederholte der Zwerg nach längerem Nachdenken. „Richtig, da steckt's. — Ich glaube Sanct Demetrios selbst hat mir das Wort zugeflüstert. Geschehen muß erst etwas, ehe ich auftreten und von der Geschichte Nutzen ziehen kann. Die Ritter und die Prinzessinnen müssen erst ihr Stellbischein ausführen, ich muß Alles sehen und anhören, inzwischen überlege ich mir bei wem, bei dem Kaiser oder den

Rittern, ich das Gehörte und Gesehene zu Gelde mache. — So aber sei es und die Panagia oder die Untern (die Griechen pflegten noch oft bei den alten Göttern zu schwören) mögen mir bei dem Werke beistehen!“ — —

Es ward Abend und Alles gestaltete sich so wie Demetrios gehofft hatte. Zusammengekauert wie eine Kröte hockte der Zwerg in der Urne als er die Tritte der Ritter sich dem heimlichen Plätzchen nahen hörte. Bald erschienen auch Gisela und Notrude. Beide Pärchen ließen sich auf der Bank nieder, die sich dicht am Piedestal der Urne befand. Demetrios konnte jedes Wort, das gesprochen wurde, verstehen. Nach einer Menge verliebter Redensarten von beiden Seiten, sprachen die Fürstinnen noch von einer Unterhaltung, die sie heute mit ihrem Bruder gehabt und die ihnen einen großen Schreck eingejagt hätte. Der Kaiser habe ihnen eröffnet, daß der Connetable Geilon um Gisela, der Graf von Montmore um Notrude sich zu bewerben beabsichtigte. Schon hätten sie befürchtet, daß ihr Bruder jene Bewerber begünstigen werde, aber er habe sogleich beigefügt, daß er die Anträge zurückgewiesen. „Seine Schwestern,“ habe er gesagt, „könnten nur die Gattinnen souverainer Fürsten werden.“ — So sehr sie dies nun auch schmerzte, da es nur allzusehr bestätigte, was sie von Ludwig für ihre Liebe zu erwarten hätten, so wären sie doch froh wenigstens für jetzt von jenen verhassten Bewerbungen befreit zu sein.“

Die Fürstinnen theilten nun noch den Geliebten mit, daß der Kaiser ihnen angedeutet habe, sich fertig zu halten, um binnen drei Tagen nach Paris abzugehen. Er selbst werde in einigen Tagen nachfolgen. Vielleicht, so sagten sie, sei es so einzurichten, daß Robert und Raoul der Zahl der Ritter, welche sie nach Paris begleiteten, beigefügt würden und sie hätten bereits gleichsam nur gesprächsweise dem Marschall Ingobert, der darüber zu bestimmen habe, angedeutet, daß sie es gern sehen würden, wenn dies geschähe. Robert war über diese Mittheilung ganz außer sich vor Freude, Raoul meinte indes, daß man sich vor Ingobert würde vorzüglich in Acht zu nehmen haben, da dieser Mann von Natur falsch und grausam, überdies aber sein persönlicher Feind sei. Während nun Robert von Guercy den Freund wieder als allzubedenklich ausschalt, nahm Notrude indes des Ritters Partei und meinte, es würde allerdings auf der Reise große Vorsicht und jede Annäherung so viel wie möglich zu vermeiden sein, in Paris dagegen

fände sich leicht Gelegenheit zu ungestörter Zusammenkunft. Noch lange dauerte das Zwiegespräch beider Liebespaare ehe sie in den Palast zurückkehrten. —

So wie sie sich entfernt hatten, ging Demetrios mit sich zu Rathe, auf welche Weise er das Gehörte am besten verwerthen könne und kam endlich nach langem Ueberlegen auf den Gedanken, daß der Lohn, den er sich vom Kaiser zu versprechen habe, unfehlbar besser sein werde als der, welchen er von den Rittern oder den Prinzessinnen erwarten könne. Wäre es selbst nicht möglich — so fragte er sich — daß über Kurz oder Lang die Sache nicht auf andere Weise an's Tageslicht käme? Dann aber sei sein Lohn nicht nur dahin, sondern er könne selbst als Mitwisser eines Verbrechens, welches anzuzeigen seine Pflicht gewesen, bestraft werden.

So wie es Tag war, begab er sich deshalb sogleich zu dem Marschall Ingovert, dem er mit wichtiger Miene anzeigte, daß er dem Kaiser einen ganz besondern Vorfall zu entdecken habe und deshalb um eine Audienz ansuche. Anfangs hielt der Beamte dies nur für den Einfall eines halbverrückten Zwerges, wollte ihn fortjagen und drohte ihn auspeitschen zu lassen; da indeß das kleine Ungethüm diese Drohung ganz ruhig hinnahm und kalt beifügte, daß er sich jeder Strafe, selbst die des Todes nicht ausgenommen, unterwerfen wolle, wenn die Sache, die er anzuzeigen habe, nicht von größter Wichtigkeit befunden würde, ward er anderer Meinung. Er suchte nun dem Zwerge sein Geheimniß durch allerlei freundliche Reden abzulocken, aber dieser blieb unerschütterlich und meinte, daß er es nur dem Kaiser allein entdecken werde. Der Marschall sah sich endlich genöthiget dem Kaiser Anzeige von dem Begehren des Kleinen zu machen. —

Es war wenige Stunden nachher als Demetrios in das Cabinet des Kaisers gerufen ward. Der Zwerg warf sich beim Eintritte auf beide Knie und bat in wimmerndem Tone um Verzeihung, daß er es gewagt habe bei einem so hohen Monarchen um eine kurze Audienz anzuhalten, daß er dies aber für seine Pflicht gehalten habe, da er dem Kaiser mit eben so treuem Herzen als dessen großem Vater einst ergeben sei.

Kaiser Ludwig befahl dem Zwerge aufzustehen und vorzutragen, was er zu entdecken habe. Demetrios erzählte nun Alles, was er bei der Zusammenkunft der beiden Ritter sowohl als bei dem Stillsichsein der letztern mit den Prinzessinnen gehört und gesehen.

Kaiser Ludwig hörte ihn ganz ruhig an, sein Gesichtszug ließ errathen, was in ihm vorging. Als

der Zwerg geendigt hatte, fragte er bloß, wie er auf den Gedanken gekommen sei sich in die Urne zu begeben und dort zu verweilen. Demetrios hatte nicht eben Lust dem Kaiser zu sagen, daß er dies theils des Faulenzens halber, theils um sich den Neckereien der Dienstleute zu entziehen, gethan, er glaubte als schlauer Grieche sich dem Fürsten von der vortheilhaftesten Seite zeigen zu müssen und erwiederte, indem er eine äußerst bescheidene Miene annahm: Er liebe die Einsamkeit über die Massen und befände sich am liebsten an einem Orte, wo er nie von einem Menschen gestört werde, indem es seine Lieblingsunterhaltung sei, am Tage griechische Philosophie, bei Nacht aber Sternkunde zu studiren. Weit entfernt von Neugierde sei er nur zufällig und unwillkürlich Zeuge jener Unterredungen geworden und nur sein Pflichtgefühl habe ihn angetrieben dem Kaiser das Gehörte zu entdecken. Eine Belohnung beanspruche er dabei nicht, weil es ja ohnehin bekannt sei, daß die Großmuth des Monarchen jeden Diener, dem es gelänge, sich nützlich zu erweisen, noch niemals vergessen, vielmehr stets Gelegenheit gefunden habe, ihn auf den geeignetsten Platz, wo er seine Pflichttreue nur noch mehr bethätigen könne, zu stellen.

Demetrios glaubte ungemein klug gehandelt zu haben, indem er sich auf diese Weise erklärte. In Beziehung auf Freigebigkeit war Ludwigs Ruf dem seines großen Vaters gerade entgegengesetzt, außer in Angelegenheiten der Erbauung oder Ausstattung von Kirchen und Klöstern. Mit Erlangung von ein Paar goldenen Byzantinern wäre dem Zwerge aber nicht hinlänglich gedient gewesen. Eine Anstellung, bei welcher er nicht mehr den Neckereien der Dienstleute ausgesetzt sei, ein gewisses Ansehen erlange und dabei nach Wunsch faulenzten könne, war das Ziel aller seiner Wünsche. Ihm schwebte die Stelle eines Grammatikos, wie solche am Hofe von Byzanz bestand, vor der Seele. Diese Leute waren eine Art Hofphilosophen und wurden meist nur zum Staate gefüttert. Von dieser Seite sah Demetrios wenigstens die Sache an. Ob sein Außeres dazu passe, dieser Gedanke kam ihm nicht in den Sinn, er hatte von diesem eine keinesweges unvortheilhafte Meinung. Die Befähigung anlangend, so dachte er unter den fränkischen Halbbarbaren jedem Amte mit Ehren vorstehen zu können.

Wie es ihm vorkam, theilte der Kaiser seine Meinung. Lange sah ihn der Fürst mit einer sonderbaren Miene an. Einen Moment schien ein eigenthümliches

Lächeln durch die düstern Züge Ludwigs zu gleiten, aber es war wie ein Blitzstrahl und verschwand wie es gekommen war.

„Es freuet mich, Demetrios,“ sagte er sodann, „daß Du eine Stelle, wo Du nützliche Dienste leisten kannst, nicht nur Deiner gegenwärtigen, die ohnehin nicht länger bestehen kann, da ich Schalksnarren, Zwerge, wilde Bestien und dergleichen nicht mehr an meinem Hofe dulden will, sondern selbst einer Geldbelohnung vorziehst. Ich habe eine solche Anstellung für Dich im Sinne, eine Art Ruheposten, wo Du in gemächlicher Zurückgezogenheit gänzlich ungestört Dich philosophischen Betrachtungen, so wie der Astronomie nach Belieben überlassen kannst. Indessen muß ich mich zuvörderst gänzlich von Deiner Verschwiegenheit überzeugt haben.“

„Ich will solche,“ fiel der Zwerg lebhaft ein, „Guer kaiserlichen Gnaden bei der Panagia, beim Styr und bei allen Göttern der Unterwelt geloben.“

„Elder Krüppel, welche schändliche, gotteslästerliche Bethuerung vermengst Du da mit dem Heiligen und Verehrungswürdigen!“ rief der Kaiser auffahrend, doch gleich beruhigte er sich wieder. — „Beinahe,“ sagte er lächelnd, „hätte ich vergessen, daß Du, mein armer Demetrios, nach einer fatalen Gewohnheit Deiner Landsleute die alten häßlichen Götzen Deiner Vorfahren noch nicht ganz vergessen kannst, doch wird sich dies geben, so wie Du Dich in Deiner künftigen höhern Stellung befinden wirst. — Wie gesagt also, ich fordere unverbrüchliche Verschwiegenheit über Alles, was Du mir entdeckt hast und noch zu entdecken haben wirst. Nun höre weiter. Die Prinzessinnen werden übermorgen nach Paris abreisen und Du wirst sie als ihr Leibdiener begleiten. Ich werde dem Marschall Ingobert befehlen, daß er den Fürstinnen andeute, wie es mein Wille sei, daß Du überall im Palaste Zutritt hättest, indem Du mein ganz besonderes Vertrauen besähest. Deine Pflicht ist es nun, die Prinzessinnen überall und so unbemerktbar wie möglich zu beobachten, dem Marschalle von Allem und Jedem, was Du gehört oder gesehen, Bericht abzustatten, desgleichen Alles auszuführen was er befehlen wird. Die beiden Ritter werden von der Reisegesellschaft sein. Auf diese mußt Du nun gleichfalls Acht haben und das, was sie vornehmen, dem Marschall berichten, denn — ganz offen gesagt, Demetrios — so sehr ich auch Deinem Verstande und Deiner Wahrheitsliebe vertraue, ich bin der Meinung, die

Ritter und die Fürstinnen wußten, daß Du in der Urne stecktest und sie haben sich mit Dir bloß einen Scherz machen wollen.“

„Beim Hercules — ich wollte sagen bei meinem Schuttpatron! — das ist rein unmöglich,“ rief der Zwerg.

„Gut! — Gut! — Wir wollen durch Deine Klugheit schon dahinterkommen,“ versetzte Ludwig. „Beobachte Alles genau, was Du hören und sehen wirst und jetzt rufe mir den Marschall Ingobert.“

Der Zwerg warf sich wieder auf die Knie nieder, dann verließ er ganz entzückt über die Gnade des Kaisers und seine künftige höhere Stellung die Halle. — —

Wenn man heut zu Tage zu Paris durch das Quartier Latin geht, so betritt man beim St. Michaels-Platz die Rue la Harpe, welche wie eine lange Schlange sich durch das ganze Viertel zieht. Hier bleibt Alles beim Alten. Die Straße ist schmutzig, die Kneipen und Kaffeehäuser sind räucherig, alle Häuser bis in's sechste Stockwerk von Studenten bewohnt, die eine Polka der Courtille zum Fenster hinausbrüllend von ihren Grifetten, wie von einem Schwarme Kanarienvögel, aus allen Tonarten accompagnirt werden. Die Straße la Harpe war übrigens nicht stets wie heute, sie hatte ihre Perioden des Glanzes und des Schmutzes, ihre Tragödie und ihre Komödie. Hier in diesem Eckhause ertönte einst Dantons gewaltige Stimme, Dantons, dieses Löwen der Revolution. Sie konnte gehört werden von einem Tiger, der nicht weit davon in der Rue de l'Ecole de Medecine seine Höhle hatte und der in dieser von einem Weibe geschlachtet ward, dieser Tiger hieß — Marat.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Das Lind-Fieber in London.) „Es giebt jetzt nur ein Weib in London,“ bemerkt ein englisches Blatt; „dieses Weib ist Jenny Lind. Selbst die Königin ist verschwunden oder wenigstens sehr in den Hintergrund getreten. Das neue Idol, keineswegs aus lauterem Golde bestehend, ist überall für Geld zu haben, nämlich das Portrait der schwedischen Nachtigall hängt an allen Silberläden in den verschiedensten Costümen aus.“ Ein anderes Blatt, der Punch, ein Nachahmer des Pariser Charivari, welcher noch vor Kurzem seine Sarkasmen

besonders gegen Covent-Garden richtete und außer andern einige Pröbchen von den in diesem Theater vorherrschenden Moden lieferte, unter welchen sich der mißliebige Frack, Schnitt der Londoner Comptoir-Lions und die phantastischen Toiletten einer gewissen Klasse von Damen besonders bemerklich machten, bringt jetzt unter dem Titel: „the one name before the public“ (der einzige Name, welcher alle Welt beschäftigt), einen Artikel, worin folgende Stelle vorkommt: „Jenny Lind ist eine wahre Geißel, eine Plage, die alle Geschäfte lähmt und unterbricht, selbst die Börsengeschäfte; anstatt sich um die Fonds, den Stand der Papiere, Eisenbahnactien u. s. w. zu bekümmern, notirt man die Eintrittspreise für die Vorstellungen in dem Theater der Königin, leistet Wechselzahlungen in Jenny-Lind-Billets, wie sie vorzugsweise heißen und treibt einen förmlichen Handel mit diesem neuen Papier; man verlangt Consols, Scrips, Venezuelas u. s. w. und erhält dergleichen Billets angeboten. . . Im West-End ist es fast noch schlimmer als in der City; in den Kaufläden fragt man nach Seidenstoffen und andern Zeugen à la Jenny Lind; ein Gentleman präsentiert seiner Dulcinea einen Blumenstrauß à la Jenny Lind und diejenige Rose, von welcher die Blumenverkäuferin behauptet, daß ihr Jenny Lind den Vorzug gegeben, wird duftender und wohlriechender befunden als alle übrigen. In den Clubs raucht man Jenny-Lind-Cigarren, trinkt man Jenny-Lind-Wein und dergl. mehr. Der Name der Gefeierten ist so sehr in den Gedanken Aller, daß kürzlich ein sonst nüchterner Professor der Chemie in einem Vortrage über das Wasserstoffgas den Namen „Jenny Lind“ dem Worte „entzündliches Gas“ substituirte, kurz die schwedische Nachtigall hat ganz so wie ein tüchtiger Sonnenfisch gewirkt. . .“ In der Tulpenausstellung des Kunstgärtners Groom, welche alljährlich stattfindet, figurirte diesmal, wie Punch ebenfalls berichtet, neben der „Lady Peel“ der „Victoria Regina“ und dem „Marshall Soult“ auch eine „Jenny Lind“ — ein gelbes Exemplar, um das scandinavische Blond anzudeuten. Ein Theaterrecensent drückte sich im „Sun“ bezüglich einer Vorstellung der Lind folgendergestalt aus: „Voltaire sagt, um eine Kritik über Racine zu schreiben, brauche man nur ans Ende einer jeden Seite die Worte zu setzen: schön, auserlesen, vollkommen! So können wir auch über die Amina der J. Lind nur rufen: schön, auserlesen, vollkommen! Weniger zu sagen, wäre ungerecht, mehr zu sagen, unmöglich!“ Wir könnten noch andere ähnliche Lobpreisungen aus andern Journalen anführen, doch dieses eine Beispiel möge genügen. — — —

(Die Zuppe der Wälderinnen im Lechthal.) „Das Hauptstück der ganzen Gewandung (der Wälderinnen),“ erzählt L. Steub (Drei Sommer in Tyrol u. s. w.), „ist die eigenthümliche Zuppe, ein schwarzes leinenes ärmelloses Hemd, das um die Hüften ein lackirter Ledergürtel zusammenhält, der ehemals in massiven Gold- oder Silberbuchstaben den Namen seiner Herrin trug, welche Aufgabe jetzt . . . dem Brustfleck geworden. Dieses Hemd, das etwa bis an die Knöchel reicht, ist von oben bis unten in unzählige Fältchen gebiegt und geglättet und gewinnt dadurch einen seltsamen metallischen Glanz.

So hat die volle Tracht der Wälderinnen in ihrer verhüllenden Züchtigkeit mit dem schimmernden schwarzen Rocke etwas Ernstes, Frommes, Priesterliches, das zu ihrem hohen schlanken Wuchse trefflich stimmt. Noch vestalischer muß das Gewand ehemals ausgesehen haben, als die Zuppen noch weiß waren. Diese weißen Zuppen haben sich im dreißigjährigen Kriege in denselben Zeitläufen verewigt, als die Lechthalerinnen, wenigstens nach der Sage, auf der Mortellau das Vorrrecht erkämpften, in der Kirche zur rechten Seite zu knieen. Einmal lagen nämlich schwedische Völker im äußern Walde und verübten vielen Frevül. Dessen zur Steuer thaten sich die Wälderinnen zusammen und zogen an den Fällbach, den Schweden entgegen. Als aber diese der weißen Zuppen von ferne ansichtig wurden, meinten sie kaiserliche Mannschaft zu gewahren und kehrten sich eilig zur Flucht. Die weißen Zuppen stürzten jedoch den fliehenden Schweden in heißer Kampfbegierde nach und erschlugen sie bis auf den letzten Mann. Die Wahlstatt heißt noch bis auf den heutigen Tag die rothe Ecke.“ — — —

(Mulei-Abd-el-Kader.) Unter allen Marabouts oder Heiligen, welche von den Muselmännern verehrt werden, ist wohl keiner so berühmt als Sidi-Abd-el-Kader, im Osten von Algerien unter dem Namen Mulei-Abd-el-Kader bekannt. Ueberall in der Provinz Dran erheben sich Goubbas, — kleine viereckige mit einer Kuppel gekrönte Monumente, welche zu Ehren dieses Heiligen errichtet worden sind. Derselbe ist in jeder Hinsicht des hohen Ansehens würdig, worin er steht, wenn man den zahlreichen Legenden, die von ihm erzählt werden, Glauben schenkt; er hat den Beinamen „Sultan der Menschen“ erhalten. Wie der Solitaire vom Herrn Vicomte d'Arincourt, sieht und hört er Alles und ist überall. Ob ihn gleich alle Welt zu jeder Zeit und unter allen Umständen anruft, so wird er doch von Niemand gesehen. Man weiß nur, daß er in dem Raume zwischen dem dritten und vierten Himmel lebt, aber welche Form er angenommen, seitdem ihn die Engel von seinem Todtenbette nach seinem neuen Aufenthaltsorte getragen, ist unbekannt. Gott hat ihn zu einem Ghouth erkoren, eine außerordentliche Auszeichnung, die nur den frömmsten und tugendhaftesten Sterblichen zu Theil wird, aber übrigens wenig beneidenswerth ist, außer für einen ehrwürdigen Heiligen. Im Monat Safar steigen nämlich dreihundert achtzigtausend Uebel aller Art vom Himmel auf die Erde herab, von diesen Uebeln absorbirt der von Gott zum Ghouth auserwählte Marabout allein zweihundert achtzig tausend fünfshundert, also drei Viertel der ganzen Summe. Zwanzig andere Marabouts, Aktab genannt, genießen die Hälfte des Restes, dessen andere Hälfte — also bloß ein Achtel der Gesamtzahl, das Land der Herren Muselmänner heimsucht und diese zwickt und peinigt. So wie der glückliche Ghouth seinen Antheil an sich genommen, beginnt er die schrecklichsten physischen Schmerzen zu empfinden, die ihm aber eine lebhaft moralische Zufriedenheit gewähren und in demselben Grade als sich die zweihundert achtzig tausend fünfshundert Uebel entwickeln, wächst auch der Schmerz und die Wonne des Heiligen. Endlich, zum Schluß der zwei-

ten oder dritten Woche — niemals seit Menschengedenken hat ein Marabout länger als vierzig Tage gelebt, haucht er unter unbeschreiblichen Qualen, aber in der vollkommensten Seligkeit, seine Seele aus; allein er stirbt nicht, Gott macht ihn unsterblich und während eine Anzahl Engel ihn in eine andere Welt trägt, verwandelt er sich in — man weiß nicht was. Dies ist ein undurchdringliches Geheimniß.

Der Marabout Mulei Abd-el-Kader hat noch mehr als der General Desmichels und der Marschall Bugeaud zur Größe des arabischen Heerführers Abd-el-Kader beigetragen. Der Heilige erblickte zu Bagdad das Licht der Welt und die sieben daselbst zu seinem Andenken errichteten Goubbas mit vergoldeten Kuppeln werden alljährlich von zahlreichen Pilgern besucht. 1828 befand sich der Heerführer Abd-el-Kader mit seinem Vater in einer dieser Kapellen (Goubba); plötzlich erschien der Marabout in Gestalt eines Regers vor ihnen, drei Drangen in der Rechten haltend.

„Wo ist der Sultan des Ostens?“ fragte er Mahi-ed-Din, den Vater Abd-el-Kaders, „diese Drangen sind für ihn.“

„Wir haben keinen Sultan unter uns,“ erwiderte der Gefragte.

„Du irrst,“ sagte ihm der Marabout, „das Reich der Türken wird in Algier enden und dein Sohn Hadshi-Abd-el-Kader wird der Sultan der Araber sein.“ — 8 —

(Erschossen, erhenkt, ersäuft und doch lebendig.) Wie französische Blätter erzählen, hat der alte Marschall Soult einen Offizier, Monet, in seiner Nähe, der in Spanien erschossen, erhenkt und ersäuft worden ist und sich dennoch bisher wohlbefunden hat. Monet fiel nämlich mit einem Detaschement, das er befehligte, einer Guerilla in die Hände, welche die Franzosen ausplünderte, dann in Reihe und Glied stellte und endlich niederschoss. Monet war so glücklich von keiner Kugel getroffen zu werden, legte sich aber wie todt unter seinen Kameraden nieder, bis die Feinde abgezogen waren, worauf er entfloh. Nicht lange darauf fiel er einer andern Schaar in die Hände, die ihn völlig auszog und dann an einem Baume aufknüpfte. Wenige Secunden darauf erschien indes eine Abtheilung französischer Reiter, die ihn abschnitten. Zum dritten Male wurde er von der Guerilla gefangen, die seine Kameraden erschossen hatte; die Spanier erkannten ihn, zogen ihn aus, banden ihm Hände und Füße und warfen ihn in einen tiefen reißenden Fluß. Als der Unglückliche an die Oberfläche wieder emporkam, war er fast betäubt, er sah aber doch, daß seine Feinde ihn beobachteten, behielt deshalb die Unbeweglichkeit eines Leichnams und schwamm so auf dem Flusse hinunter. Nach einiger Zeit versuchte er die Stricke zu lösen, mit denen er gefesselt war und da er bedeutende Körperkraft besaß, gelang es ihm nach ungeheurer Anstrengung die Fesseln zu zerreißen, worauf er an's Land schwamm. —

Generalcorrespondenz.

Ganz Paris hat in diesen Tagen von seltsamen Gerüchten geflüstert, die Jedermann eifrig anhörte und weiter erzählte, an die aber Viele nicht eher glaubten, als bis ihnen in dem *Moniteur* offiziell — widersprochen wurde. Wir theilen sie mit, wie wir sie vernommen haben. Es war in den Kreisen, die dem Hofe am nächsten stehen, wohl bekannt, daß jener der königlichen Prinzen, auf dem die Augen am meisten ruhen, vor seiner Verheirathung eine romantische Neigung für die Tochter eines der ältesten Generale, eine junge Dame von großer Schönheit und fleckenlosem Charakter, fühlte. Diese Neigung verhinderte sogar beinahe die Vermählung des Prinzen, in die er endlich nur mit Widerstreben willigte. Der blinde Gott der Liebe war aber wenn auch besiegt, doch nicht gänzlich geschlagen; das Verhältniß erhielt sich in völliger Reinheit bis jetzt und glich an zarter Innigkeit dem des Namensvetters des Helben dieser romantischen Geschichte mit der Prinzessin von Cleves in den Tagen Franz I. Diese wurde bejahrt, wies aber alle Bewerber um ihre Hand zurück und verbrachte ihr Leben in Zurückgezogenheit und Frömmigkeit. Eine Gelegenheit brachte indes die Entwicklung in unsern Tagen schneller weiter als es Jahre der Trauer vermocht hatten. Der alte General erkrankte nämlich gefährlich; die königliche Familie nahm den innigsten Antheil an ihm und ließ sich häufig nach seinem Befinden erkundigen; unser unglücklicher Prinz hielt es sogar für seine Schuldigkeit, persönlich der Familie sein Beileid auszudrücken. Das Uebrige läßt sich fast errathen. Das junge Paar sah sich wieder und mit erneuerter, gesteigerter Liebe. Das Mädchen machte sogar in einer Nacht alle Vorbereitungen, um mit dem Geliebten ihrer Jugend zu entfliehen, der zur verabredeten Stunde mit einem Wagen erschien. Aber ach — der Schmerz ist schlaflos. So leicht auch die Tritte der Liebenden waren, der kranke General hörte sie; er rief und da ihm Niemand antwortete, sprang er auf, stürzte in das Zimmer seiner Tochter, errieth da leicht alles an den Spuren der beabsichtigten Flucht und schlug in blinder Wuth mit einem eichenen Stocke auf den Mann los, der neben seiner Tochter stand und den er in dem matten Scheine eines Nachtlichtes nicht erkennen konnte. Das arme Mädchen fiel in Ohnmacht, aber erst als die Dienerschaft auf den Lärm mit Licht erschien, erkannte man den Rang des Fremden. Das Gerücht setzt hinzu, der General sei mit militärischer Etikette vor seinem Vorgesetzten auf die Knie gefallen, habe ihm den Degen übergeben und ihn ceremoniös mit allen seinen Leuten an die Thür begleitet, während Andere sagen, der Prinz habe sich nur durch einen Sprung aus dem Fenster retten können. — Es ist möglich, daß an der Geschichte kein wahres Wort ist, gewiß ist aber, daß sie in ganz Paris allgemein so erzählt wurde und daß der *Moniteur* ihr widersprach. —

Ein speculirender Franzose hat Mehemed Ali von Aegypten einen seltsamen Antrag gemacht und will, wenn die Genehmigung zu erlangen ist, eine Actiengesellschaft bilden, um seinen

Plan auszubeuten. Er hat berechnet, wie viel Leinwand in Aegypten an den Mumien noch liegt und gefunden, daß dieselbe über 4 Mill. Centner beträgt. Diese Leinwand ist außerordentlich fein und wird bei der Papierfabrikation jeder andern vorgezogen. Was man jetzt zu diesem Zwecke erhalten kann, wird bereitwillig mit 12 bis 14 Thlr. der Centner bezahlt. Es sollen demnach sämmtliche Mumien ausgegraben und aus ihren Leinwandbändern gewickelt werden und, wenn die Rechnung richtig ist, muß die Gesellschaft glänzende Geschäfte machen. —

Ein bekannter Eisengussfabrikant in Berlin hat aus Helsingfors in Finnland den Auftrag erhalten, für die Hauptkirche dieser Stadt colossale Statuen der zwölf Apostel, nach Thorwaldsens Marmorbildern in der Liebfrauenkirche in Kopenhagen, in — Zink zu gießen. Sechs davon sind bereits fertig und in Berlin zu sehen. Sie sind die größten Werke, die jemals in diesem Metalle ausgeführt wurden und sollen allgemein bewundert werden. —

Jenny Lind, für die, wie oben erzählt, ganz London schwärmt, die sogar Ursache gewesen ist, daß das Unterhaus einmal keine Sitzung halten konnte, weil alle Mitglieder in das Theater geeilt waren, um die „schwedische Nachtigall“ zu hören, ist endlich auch als „Norma“ aufgetreten und in dieser Rolle — fast durchgefallen. Die Engländer haben da einmal richtiger geurtheilt, als z. B. die Wiener, welche gerade die Norma der Sängerin für die vollendetste Leistung derselben erklärten. Während Stolz, Liebe, Verzweiflung, Haß und Rache in dem Charakter der Priesterin kämpfen, die — Mutter ist, stellt Jenny Lind „Norma“ als weiches, sanftmüthiges, unschuldiges Mädchen dar. Es ist dies ebenso widersinnig, als wenn „Rosine“ Desdemonas Lieb von der Weide singen wollte, während Bartolo rasirt wird. Die Engländer fühlten dies und die unparteiische Kritik erklärt, daß Jenny Lind wohl die erste Amina (in der Nachtwandlerin), aber dem Range nach kaum die fünfte „Norma“ sei. —

Ein Engländer hat in diesen Tagen eine Flugschrift unter dem Titel herausgegeben: „Das Rasiren, eine unnatürliche, unverständige, unmännliche, gottlose und verderbliche Sitte unter den Christen,“ und in dieser beweiset er sonnenklar, daß wir in den Wonnen des tausendjährigen Reiches schwimmen, nicht aber mit Noth und Theuerung zu kämpfen haben würden, wenn — die Rasirmesser nicht wären, denn diese dreimal verfluchte Waffe und keine andere habe das irdische Paradies zerstört und mit der Mode des glattgeschorenen Kinnes zugleich die sieben Todsünden in die Welt gebracht. Dann läßt der Verf. eine endlose Reihe geschichtlicher Notizen über Kehlabschneiden mit dem Rasirmesser, über David, Priamus, Jesaias, Alexander, Peter den Großen u. s. w., über Türken und Perser folgen, in denen er darthut, daß das Hartabschneiden sündhaft und schädlich sei und die Ordnung im Staate wie die Moral der Staats-

bürger untergrabe, ja er meint, der erste Barbier und das große Thier in der Offenbarung Johannis wären, wenn nicht eine und dieselbe Person, doch gewiß sehr nahe verwandt gewesen. Wer nun noch mit einem glattgeschorenen Kinne einhergeht, ist ein unverbesserlicher und dem Teufel verfallener Sünder. —

In dem vorigen Jahre sind allein aus England eintausend und zweihundert — Schneider nach New York ausgewandert. —

In dem Verzeichniß der neuesten amerikanischen Patente findet sich auch eines „auf ein Verfahren, den Wangen ihre Fülle und Rundung wieder zu geben,“ welches ein John Allan in Cincinnati erhalten hat. Die eingesunkenen Wangen werden nach dieser Erfindung dadurch voll und rund gemacht, „daß metallische Kugeln in dem Munde eingesetzt und auf passende Weise zwischen den Kinnbacken und den Wangen befestigt werden.“ —

In Bremen ist am 19. Juni das erste amerikanische Dampfboot „Washington“ angekommen, das eine regelmäßige Verbindung zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland vermitteln soll. Es gehört zu den größten und schönsten Dampfschiffen, die jemals gebaut worden sind und wurde in Bremen sehr festlich empfangen. Es hat zwei Maschinen, jede von 1000 Pferdekräften und ist ebenso bequem als im höchsten Grade elegant und geschmackvoll eingerichtet. Obwohl die erste Fahrt achtzehn Tage dauerte, glaubt man doch die Reise bald binnen neun Tagen machen zu können. Die meisten deutschen Regierungen haben sich bei dieser Unternehmung betheiliget und daß sie von großer Wichtigkeit werden dürfte, ergibt sich schon daraus, daß die Engländer, die in solchen Sachen ein scharfes Auge haben, sehr scheel dazu sehen. Ist die Eisenbahnlinie von der Nordsee bis nach Triest beendigt, so wird der kürzeste Weg aus America nach Indien durch Deutschland führen und der Zug der Reisenden und Waaren diesem Wege folgen. —

Man rühmt immer die Engländerinnen wegen ihrer Sanftmüthigkeit; vor einigen Tagen stand aber in Stockport eine Frau vor Gericht, die einen höchst boshaften Streich ausgeführt hatte. Sie hatte sich am Abende mit ihrem Manne gezankt, band ihm dann, als er schlief, die Beine zusammen und goß dem Wehrlosen einen Topf voll siedenden Wassers über den Leib. —

Wir machen die Gartenfreunde auf zwei neue Zierpflanzen aufmerksam, die kürzlich nach England gekommen sind, ein Rhododendron Javanicum, das sowohl wegen der Schönheit der Blätter als wegen des Glanzes der orangerothen Blüten sich empfiehlt und eine ganz neue Browallia, einen etwa dritthalb Fuß hohen Strauch, der kleine glänzende Blätter und runde orange Blüten von der Größe eines Drittelthalersfüßs hat, außerordentlich bunt aussieht und sich mit nichts Bekanntem vergleichen läßt. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 29.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Händen, Hüften, Röcken, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Wit. ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Weiblich, Gardinen, Equipagen, Gärten moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Eine hohe Stellung.

Erzählung

von

C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung.)

Hier im zweiten Gebäude rechts wohnte im Jahre 1247 ein Lautenmacher, der an seinem Hause als Schild den auf der Harfe spielenden König David und in demselben eine bildschöne Tochter hatte. Eines Abends tobte ein gewaltiger Wind und der König David fiel von der Mauer. Es war aber der Teufel selber, der Wind machte, denn er hatte dabei das schöne Lautenmachermädchen geholt. Zum Andenken erhielt die Straße den Namen „La Harpe.“ Seit der Zeit ist in der Straße stets viel Wind gemacht worden und der Teufel hat heute noch sein Spiel in derselben, zuweilen holt er auch noch Studenten und Grisseten.

Den Hauptglanz erlebte die Straße in ihrer ältesten Zeitperiode. In ihr stand der Thermenpalast, den Kaiser Julian Apostata zu der Zeit als er noch Proconsul in Gallien war — also etwa um das Jahr 357 — bewohnte. Fünfhundert Jahre später und bereits umgebaut, hieß er der „alte Palast.“ Karl der Große und sein Sohn Ludwig bewohnten ihn und in ihm trugen sich die Begebenheiten zu, welche die weitem Entwicklungen dieser Erzählung ausmachen. —

Es war bald nach der Ankunft der Prinzessinnen und ihrer Begleiter zu Paris als der Marschall Ingobert die letztern zu sich entbieten ließ. Es waren dies die beiden Freunde Robert und Raoul, so wie die Ritter Franz Amaury und Adalbert de la Roche Aymont. — Raoul war nicht ohne Besorgnisse über die Mittheilungen, die ihnen der Marschall würde zu machen haben. Zwar hatte er sich stets von Rotruden in ehrerbietiger Entfernung gehalten, wenn Ingobert zugegen war, aber es hatte ihn bestreuet, daß der Marschall, von dem er wußte, daß er ihm von jeher feindlich gesinnt war, während der Reise plötzlich wie verwandelt schien. Er war die Freundlichkeit selbst gewesen, er hatte sich, was sonst nie vorgekommen, mit dem Ritter auf eine munter lustige Weise, die sonst gar nicht in dem Wesen des finstern und als stolz und grausam bekannten Mannes lag, unterhalten und dieses hatte den Ritter besorgt gemacht. Ueberdies bemerkte er, daß Ingobert wie absichtlich ihn, so wie Robert von Guercy, oft mit den Prinzessinnen allein gelassen. Der Letztere hatte dies denn auch gehörig bemerkt, um Gisela allerlei zärtliche Dinge zu sagen und Raoul hatte dann stets zu wehren gehabt, daß sein Freund sich nicht in Gegenwart des Zwerges, der in dem Zimmer der Prinzessinnen als deren Leibdiener viel zu schaffen hatte, einige Unvorsichtigkeiten zu Schulden kommen lasse. Robert war über diese Ermahnungen stets sehr verdrüsslich geworden, er hatte sie höchst überflüssige genannt, nicht nur weil Demetrius sich um das, was um ihn vorgehe, wenig zu

bekümmern scheine, als auch weil der Ritter, wie er beifügte, sich durch einige wohlangebrachte Geschenke die besondere Gunst des kleinen Ungethümes gesichert habe.

So wie die Ritter bei dem Marschall versammelt waren, zog dieser lächelnd ein Schreiben hervor.

„Messires,“ sagte er achselzuckend, „entweder haben müßige Zuträger, welche sich den Gnadenschein der aufgehenden Sonne sichern wollten und welche wußten, wie des Kaisers Majestät nichts empfindlicher gewesen als der Vorfall mit der erlauchten Prinzessin und dem edlen Eginhard — die jetzt den kleinen Fehltritt auf so ausgezeichnete Weise wieder gutgemacht und denen deshalb volle Verzeihung und die Gnade des kaiserlichen Herrn geworden — es veranlaßt oder es steckt sonst ein feindseliger Plan der Nacher Höflinge dahinter, genug man hat den hohen Monarchen mit Angebereien, als ob gewisse Hofherren, deren Namen indeß unbekannt geblieben, sich den Fürstinnen auf dreiste und unverschämte Weise genähert und um deren Gunst zu buhlen gesucht, beunruhigt. Ich vermuthete fast, daß dies der Grund gewesen, weshalb der Kaiser die Prinzessinnen früher als er selbst abzureisen gesonnen ist, hierher gesendet hat. Dieser Brief, den ich empfangen, läßt mich dies wenigstens glauben. Was mich indessen bestrebt — ich bekenne es offen — ist, daß der Kaiser in dem Glauben zu stehen scheint, es könne auch hier Jemand sich einfallen lassen, die Größe und Macht des kaiserlichen Herrn so weit zu vergessen, um zu wagen, was einst der edle Eginhard — jetzt frommer Abt zu Seligenstadt — gewagt und er befehlt mir deshalb ausdrücklich Euch und Jeden, der sich unter den Umgebungen der Fürstinnen befindet, vor einem so verbrecherischen Gebahren zu warnen und Euch zu erklären, daß ein Solcher als Hochverräther an dem Kaiser ohne Gnade mit dem Tode bestraft werden würde.“

„Seine kaiserliche Gnade,“ setzte er lächelnd nach kurzer Pause hinzu, „sieht die Sache von so ernster Seite an, daß der Herr für gut findet, in diesem Briefe mir offene Vollmacht zu ertheilen, um vorkommenden Falles auf gedachte Weise zu verfahren und zwar ohne Ansehen des Standes, der Person, noch daß es nöthig oder auch nur zu gestatten sei, ihm vor Vollziehung des Urtheils Meldung zu machen. Hoffen wir,“ schloß er lächelnd, „daß ein Fall dieser Art nie vorkommen wird. — Ich habe übrigens nicht umhinkommen können, Euch dies mitzutheilen,

da der Befehl unsers Herrn mit dies ausdrücklich vorschreibt.“

So wie der Marschall die Ritter entlassen hatte, unterhielten sie sich lange Zeit über die Möglichkeit, ob der Kaiser wirklich eine Anzeige von ihrem Verhältnisse zu den Prinzessinnen erhalten haben möge oder ob bloßer Argwohn und Vorsicht, daß nicht eine Begebenheit wie mit Emma und Eginhard wiederkehre, ihn zur Ausfertigung des offenen Befehls veranlaßt habe. Das Resultat war, daß es rein unmöglich sei, daß irgend Jemand ihr Geheimniß errathen oder sie belauscht haben könne, daß sie aber alle mögliche Vorsicht anwenden wollten, damit es nicht durch irgend einen unglücklichen Zufall an den Tag käme. So vergingen mehrere Tage ohne daß die Ritter die Fürstinnen gesprochen hätten. —

Der „Thermenpalast“ war, wie bereits bemerkt, ein uraltes Gebäude. Es befanden sich in seinen Souterrains eine Menge Gewölbe, Brunnen, Bassins und krumme Gänge, deren frühere Bestimmung zu der Zeit als er den Namen der „alte Palast“ bekam, Niemand mehr bekannt war. Im Allgemeinen nahm man an, daß zu den Zeiten der Römer in den Souterrains wohleingerichtete Bäder bestanden hätten; wenigstens deuteten die Brunnen, so wie die jetzt freilich leeren Wasserbeden darauf. Durch die nachfolgenden Bauten waren die Souterrains vielfach verändert worden. Hier hatte man eine Mauer durchbrechen, dort einen Gang, eine Thüre zumauern müssen. So traf es sich, daß man oft in einen Corridor gelangte, der keinen Ausgang hatte und von dem man selbst nicht einmal vermuthen konnte, wohin er einst geführt. Es gehörte eine gewisse Localkenntniß dazu, um sich in dem sonderbaren Labyrinth des Palastes zurecht zu finden. —

Die beiden Freunde bewohnten zwei aneinander und zu ebener Erde gelegene Zimmer in einem entfernten Theile des alten Baues. Die Prinzessinnen wohnten in einem andern Flügel. Ihre Zimmer lagen im obern Stockwerke. Nur selten sahen die jungen Männer die Gegenstände ihrer Neigung. Geschah dies aber, so war dies bei Gelegenheiten, wo an eine andere als bloß ceremonielle Unterhaltung nicht zu denken war. Hundert Pläne hatten sie schon gefaßt und wieder verworfen, noch nie hatte sich etwas erfinden lassen, um eine ungestörte Zusammenkunft zu ermitteln. Robert von Guercy behauptete stets, es gebe kein anderes Mittel als sich mit Jemand aus der Dienerschaft der Prinzessinnen zu verständigen.

Dem widersprach Raoul indes stets auf's Hestigste. „Er sei bereit Alles zu wagen,“ pflegte er hinzuzusetzen, „wenn es auf seine persönliche Sicherheit ankäme, aber etwas zu unternehmen, was Notruden Gefahr brächte, dazu würde er sich nie verstehen.“ Robert ward durch Vorstellungen solcher Art von jedem leichtsinnigen Gebahren abgehalten, aber sein unaufhörliches Drängen, daß irgend etwas geschehe, brachte es doch dahin, daß Raoul sich bereit erklärte, jede nur einigermaßen günstige Gelegenheit, die zum Ziele führen könne, wahrzunehmen.

Das Zimmer, in welchem Robert wohnte, war ein düsteres gefängnißähnliches Gemach und mochte in früheren Zeiten auch als Kerker gedient haben. Die dicken Eisenstäbe vor den Fenstern, eine feste Thüre von Eichenholz mit Eisenschienen belegt, Alles deutete darauf hin. In der Mitte des Zimmers befand sich ein viereckiger Stein, der sich durch seine Größe wie durch die hellere Farbe bedeutend von den Quadrern, mit denen der Fußboden getäfelt war, unterschied. Oftmals hatten die Freunde sich schon über dessen frühere Bestimmung unterhalten. Raoul hatte in ihm einen Grabstein, Robert eine Art Fallthüre zu sehen gemeint. Um so mehr mußte es den jungen Leuten auffallen als sie eines Tages deutlich drei dumpfe Schläge unter dem Steine zu vernehmen glaubten. Anfangs meinten sie sich getäuscht zu haben, sie horchten, aber eben tönten die Schläge von neuem. Robert rief scherzweise, daß er dem Maulwurfs da unten zu antworten gedächte und stampfte dreimal auf den Boden. Augenblicklich wurden die Schläge wiederholt.

„Ich muß wissen, wer da unten steckt!“ rief der Ritter und eilte nach einem Schürreisen, mit welchem er zwischen die Fugen des Steines fuhr.

Wie es schien war der Stein nicht so schwer als es das Ansehen hatte, er regte sich sogleich und es schien als ob er eingerichtet sei, sich um seine Are bewegen zu lassen. Dies war auch wirklich der Fall, denn kaum hatte Robert die Hand angelegt, so stand die sonst horizontal liegende Platte senkrecht und eine dunkle Treppe war zu erblicken. Gleich darauf zeigte sich ein Menschenkopf in der Oeffnung.

„Was zum Henker? Demetrios, Du?“ riefen die beiden Ritter aus einem Munde. „Mensch, wo kommst Du her?“

„Woher?“ rief der Zwerg grinsend. „Aus dem Elisium. — Und wo bin ich? Im Tartarus, wenigstens glaubte ich es als ich die alten Gänge und die Menge Treppen und Treppchen, die aus den Zim-

mern der Prinzessinnen hier herunterführen, hinabstieg.“

„Was?“ schrie Robert überrascht. „Mensch! Zwerg! Grieche! Aus den Zimmern der Prinzessinnen?“

„Was ist denn da so Sonderbares dabei? Warum sollen denn aus jenen Zimmern nicht eben so gut wie aus einem andern geheime Treppen herunterführen können? Der alte Dachsbau ist ja so durchlöchert und unterhöhlt, daß ich mich nicht wundern würde alle vier Wände meines Zimmers, nebst Decke und Fußboden sich öffnen und Leute hereinspazieren zu sehen.“

„Ist den Prinzessinnen dieser Gang bekannt?“ fragte Robert dringend weiter.

„Ich glaube nicht,“ versetzte Demetrios unbefangen. „Ich kannte ihn auch nicht und kroch nur so zum Späße ein Bißchen in ihm umher, da kam mir vor als hörte ich Menschenstimmen. Ich klopfte, um doch zu vernehmen, wo ich hingerathen sei, Ihr öffnetet und — das ist die ganze Geschichte.“

„Wirst Du den Fürstinnen davon Nachricht geben?“ fragte Raoul nach einer Pause.

„Warum nicht?“ erwiderte der Zwerg. „Oder besser, ich will es dem Marschall sagen. Der wird gewiß den Gang zumauern lassen.“

„Bester Demetrios, vortrefflichster Grieche, thue das nicht! Ich schenke Dir einen goldenen Byzantiner, welcher obendrein mein letzter ist!“ rief Robert, den Zwerg an das Herz drückend.

„Ich lege einen zweiten dazu,“ fügte Raoul bei, indem er dem Zwerg ein Goldstück in die Hand drückte.

„Ja dies wäre Alles ganz gut und schön,“ versetzte Letzterer die Münzen einsteckend, „aber den Prinzessinnen muß ich es durchaus sagen und Ihr müßt Euch verpflichten nicht ohne deren Erlaubniß ihre Zimmer zu betreten.“

„Versteht sich, vortrefflichster Demetrios!“ rief Robert den Zwerg so herzlich umarmend, daß dieser laut aufschrie.

„Ohne Erlaubniß der Fürstinnen setzen wir keinen Fuß über deren Schwelle,“ sagte Raoul. „Wir geben Dir unser Wort darauf.“

„Dem Marschalle sage indes keine Sylbe,“ bat Robert dringend. „Du kennst den fatalen, griesgrämigen und boshaften Mann —“

„Ob ich ihn kenne!“ fiel der Zwerg ihm in's Wort. — „Er erfährt nichts davon, denn mir fällt eben ein, daß er mich obendrein auszunutzen könnte und sagen würde: ich hätte überhaupt nichts mit un-

terirdischen Gängen zu schaffen und solle mich bloß um meinen Dienst bekümmern.“

„Richtig! Und er hätte im Grunde auch nicht ganz Unrecht,“ versetzte Robert. „Bekümmere Dich also weiter gar nicht mehr um den Gang, Vortrefflichster aller Byzantiner, sondern sage bloß Deiner Pflicht gemäß Deinen Herrinnen was Du gesehen und gehört hast.“

„Gut! — Gut!“ erwiderte der Zwerg, indem er in die offene Thüre wieder hinabstieg. „Ich will nun wie mein Landsmann Odysseus die abenteuerliche Fahrt wieder antreten und den purpurgeborenen Huldgöttinnen Bericht abfiatten.“

Mit den letzten Worten verschwand der Zwerg unter dem Boden und Robert und Raoul brachten den Stein wieder in die vorige Lage. — —

„Hört einmal, Freund,“ sagte Robert nach einer kleinen Weile zu Raoul, „ich glaube es war ein einfältiger Streich, daß wir dem Zwerge unser Wort gaben, ohne Erlaubniß der Damen nicht ihr Zimmer zu betreten. Würde es nicht gut sein uns mit dem Ungethüme in Unterhandlungen einzulassen, um dieses Versprechens entbunden zu werden?“

„Nimmermehr!“ rief Raoul. „Uebrigens würde ich mir dergleichen nicht erlauben, wenn ich auch nicht mein Wort gegeben hätte. Rotrube würde sich dadurch beleidigt fühlen und ich meine, dies werde auch mit Gifela der Fall sein.“

„Um, Ihr könntet vielleicht Recht haben,“ bemerkte Robert nachdenkend. „Was meint Ihr aber nun, was wir thun sollen?“

„Wir müssen erwarten was die Damen thun werden,“ erwiderte Raoul. „Daß sie nicht kommen so lange es Tag ist, ist gewiß. Sie sind zu sehr beobachtet. Sobald es aber Abend wird, wollen wir unser Zimmer nicht mehr verlassen.“

Die Ritter unterhielten sich noch längere Zeit über das, was sie zu thun oder zu lassen hätten, um mit den Damen zu einer Unterredung zu gelangen als sich die Zimmerthüre öffnete und Demetrios eintrat.

„O über die Weiber!“ rief er mit höchst verdrüßlicher Miene aus. „Göttinnen, Prinzessinnen, Bäuerinnen, Alles eins! Wie Eva einmal den Apfel gesehen hatte, wollte sie ihn auch essen und ich wette, wäre die Schlange nicht bei der Hand gewesen, der arme Adam hätte selber auf den Baum steigen und ihn herunterholen müssen.“

„Sage doch was Du hast, warum Du so lamentirst!“ rief Robert von Guercy.

„Denkt nur,“ versetzte der Zwerg. „Kaum habe ich den Damen etwas von dem unterirdischen Gange gesagt als sie laut ausriefen: „Das ist seltsam! Das müssen wir sehen!“ Ich glaube es hätte wenig Zuredens von meiner Seite bedurft, sie wären gleich mitgegangen. Alle Vorstellungen, daß der Gang finster, verfallen, unsicher sei, halfen nichts. Obendrein verboten sie mir bei ihrer Ungnade dem Marschalle ein Wort davon zu sagen. — Das war mein letztes Hülfsmittel, trotz dem, daß ich Euch das Gegentheil versprochen hatte, denn Noth kennt kein Gebot. — Nun sind sie Willens, heute eine Stunde vor Mitternacht sich den Gang anzusehen. Ich soll sie bis hierher begleiten und dann zurückgehen, um Niemand von der Dienerschaft inzwischen ihre Zimmer betreten zu lassen. Zurück, meinten sie, würden sie dann schon selber sich zurechtfinden.“

„Herrlich! Vortrefflich! Einzig!“ rief Robert vor Freude außer sich. „Edelster aller Griechen, hätte ich etwas, ich schenkte Dir etwas. Gedulde Dich indes. Sobald ich bei Gelde bin —“

„Dies wird wohl nicht bald der Fall sein!“ fiel der Zwerg grinsend ihm in's Wort. „Obwohl sonst sehr von dem Marschalle verschieden, habt Ihr doch, wo es auf Belohnungen ankommt, mit ihm einige Aehnlichkeit. Dieser sagte mir nämlich bei einer gewissen Gelegenheit, wenn ich dies und das zu seiner Zufriedenheit ausführe, würde er mir etwas — versprechen.“

„Verlasse Dich auf uns, Du sollst belohnt werden,“ sagte Raoul.

„Nun, nun, laßt's gut sein! Eine gute That belohnt sich von selbst,“ versetzte boshaft lachend der Zwerg. „Ueberdies, was bleibt mir denn übrig! Wer einmal das Alpha ausgesprochen, muß sich auch zum Omega bequemen, zumal wenn Weiber im Spiele sind. Wie gesagt also, die Prinzessinnen kommen eine Stunde vor Mitternacht — dies ist ungefähr die Zeit, wann der Marschall zu Bette gegangen ist — öffnet dann den Stein sobald Ihr mich klopfen höret.“

„Verlasse Dich darauf! Die Fürstinnen sollen nicht eine Minute warten dürfen,“ rief Robert, sich vergnügt die Hände reibend.

„Ich hoffe,“ sagte der Zwerg bedächtig, „Ihr benehmt Euch auf die anständigste respectvollste Weise gegen die Prinzessinnen, wenn sich auch solche — es sind nun einmal Frauenzimmer — einen argen Ver-

stos gegen die Hofgebräuche erlauben, indem sie Euch die Ehre erweisen Euer Gemach zu betreten."

"Sorge nicht, edler Grieche! Die Fürstinnen werden mit unserm Benehmen gewiß äußerst zufrieden sein," sagte Robert, welcher das Lachen kaum zurückhalten konnte.

Nach wenigen noch gewechselten Worten entfernte sich Demetrios. —

Es war Nacht. Die Wasseruhr, die auf einer Art Console unweit der Thüre in dem Gemache der Ritter stand, hatte bereits die Hälfte ihres Inhalts entleert. Langsam und wegen der Stille der Nacht laut hörbar, fiel Tropfen auf Tropfen herab in das Becken. Eine Lampe erhellte nur spärlich das Gemach und die Ritter, sich auf ein Paar Sessel in der Mitte des Zimmers niederlassend, blickten schweigend auf den Stein, der den unterirdischen Gang verschloß.

"Sie kommen nicht!" sagte Raoul nach langer Pause.

"Sie kommen!" erwiderte Robert von Guercy. "Lehrt mich die Frauen nicht kennen! — Es ist ein Geheimniß im Spiele, folglich — kommen sie."

Der Ritter hatte eben die letzten Worte gesprochen als sich unter dem Steine ein dreimaliges Klopfen hörbar machte.

"Da sind sie!" rief Robert munter, indem er auffsprang, dreimal auf den Boden stampfte und nach dem Schüreisen sprang.

Es dauerte nur kurze Zeit. Der Stein drehte sich bei den ersten Anstrengungen in seinen Angeln und herauf stieg Demetrios eine Fackel in der Hand. Die Damen folgten ihm.

"Heilige Jungfrau! Was habe ich mich in dem dunkeln Gange gefürchtet!" sagte Rotrude, als ihr Raoul die Hand bot, um ihr beim Heraussteigen behülflich zu sein.

"Ich gar nicht," entgegnete Gisela fed. "Was war denn auch in dem Gange Furchterliches? Ich habe nichts von dem Ottern- und Schlangengezücht, von dem Du immer träumtest, bemerkt. — Aber würde es nicht gut sein, Demetrios, daß Du zurück in unser Vorzimmer gingest und keine von den Frauen in unsere Gemächer liehest, so lange wir uns hier befinden? Die Ritter werden uns schon sicher durch den Gang zurückgeleiten."

"Gewiß, liebenswürdiger Byzantiner," sagte Robert lebhaft, "das wird am besten sein."

"Lasse Niemand über unsere Schwelle, wer es auch sein mag," versetzte Rotrude ängstlich.

"Verlaßt Euch auf mich, gnädige Damen!" erwiderte boshaft lächelnd der Zwerg. "Es wird Niemand ohne meine Genehmigung die Schwelle Eurer Gemächer zu betreten wagen."

"Rechne auf unsere Dankbarkeit für Deine Treue und Ergebenheit," sagte Gisela.

"D," sagte Demetrios, der indessen in die Oeffnung hinabgestiegen war und indem er nochmals den Kopf heraussteckte, "ich habe mein Lebtag von der Dankbarkeit der Damen und der Freigebigkeit der Männer die schönsten Beweise empfangen."

Es war als ob man noch ein heißeres Röcheln des Zwerges in dem Gange vernähme, aber die Fürstinnen und die Ritter gewahrten nichts davon, so lebhaft begann ihre Unterhaltung über die Angelegenheiten ihres Herzens.

Etwa eine Viertelstunde mochte das Gespräch der beiden jungen Paare gedauert haben und sie hatten sich so darin vertieft, daß keines derselben an eine Unterbrechung dachte als ein kleines Geräusch Rotruden aufmerksam machte. Die junge Fürstin wendete das Haupt nach dem Eingange, dem sie erstiegen war und schrie laut auf vor Schreck. Wie eine gespenstische Erscheinung erhob sich die Gestalt des Marschalls Ingobert eben aus dem Boden. Hinter ihm war Demetrios. —

Unwillkürlich griffen die Ritter nach den Schwertern. Der Marschall schien dies gar nicht zu beachten.

"Es thut mir leid, edle Frauen," sagte er kalt höflich, "daß der Zufall mich zum Zeugen einer Zusammenkunft machen muß, welche von unserm kaiserlichen Herrn vielleicht vorausgesehen und für mich betreffenden Falles zum Gegenstand seiner ausdrücklichen Befehle geworden."

"Wie?" rief Rotrude mit Schrecken. "Unser Bruder hat Euch Befehle ertheilt —"

"Die auf die erste stattfindende Zusammenkunft zwischen seinen edlen Schwestern und den Rittern Robert de Guercy und Raoul de Lys sich beziehen," sagte Ingobert.

"Es ist Zufall, bloßer Zufall, daß Ihr uns hier findet!" fiel Gisela lebhaft ein. "Fragt Demetrios und er wird Euch sagen, daß wir erst heute erfuhren, daß jener Gang existire. Wir wurden neugierig, wollten ihn sehen —"

"Es ist ein recht unglücklicher Zufall, daß er gerade in das Zimmer dieser edlen Ritter einmündet und dadurch Veranlassung zu einer Zusammenkunft, auf welche sich die Befehle des Kaisers beziehen,

werden mußte,“ unterbrach sie der Marschall mit Eisesfalte.

„Erlaubt mir eine Frage, Herr!“ rief Robert von Guercy, nur mit Mühe an sich haltend. „Wie kamt Ihr denn zur Nachtzeit in die Zimmer der Fürstinnen?“

„Gleichfalls zufolge der Befehle unsers Herrn. Sie lauten, daß falls ich dort etwas Ungewöhnliches bemerken sollte, mich keine Protestation irgend eines Menschen abhalten dürfe sie zu betreten, ja nöthigenfalls sie mit Gewalt zu öffnen.“

„Und dieses Ungewöhnliche?“ fragte Robert hitzig.

„Ja,“ entgegnete Jener ruhig, „daß die Fenster der Fürstinnen zu späterer Stunde wie sonst erleuchtet waren.“

„Bergönnt mir, Herr, eine Bemerkung,“ sprach jetzt Rotrude. „Wir können nicht glauben, daß unser kaiserlicher Bruder in den Aufträgen, die er Euch gab, einen Fall vorausgesehen haben konnte, den heute nur ein bloßer Zufall veranlaßte. Wir müssen Euch daher um nähere Beweise bitten.“

„Ich könnte Euer Gnaden,“ erwiderte der Marschall kalt, „mein Ritterwort verpfänden, daß dem so sei und Ihr würdet ihm glauben, da bis jetzt Niemand — auch Euer großer Vater nicht — daran gezweifelt, überdies setzt sich wohl Niemand gern Verantwortung in Dingen aus, die ihn außerdem nicht betreffen. Zufällig bedarf es aber nicht einmal meines Wortes. Der Grund warum mir der Kaiser Befehle erteilte, die sich auf solche Vorfälle beziehen, war der Umstand, daß er genaue Nachrichten über Eure Zusammenkunft mit diesen edlen Ritter auf dem Kreuzwege im Wäldchen des Schloßgartens zu Ingelheim erhielt, ja selbst von dem Inhalt Eurer Gespräche genau unterrichtet ist.“

Wie ein Blitzstrahl trafen diese Worte die Ritter und die Damen. Sie hatten sich überzeugt gehalten, daß ihr Verhältniß von keiner menschlichen Seele gekannt sei und nun hörten sie, daß der Kaiser von Allem wisse. Wie dies zugegangen war ihnen unbegreiflich. Sie kannten die Gemüthsart Ludwigs nur allzuwohl, als daß sie nicht ein Entsetzen bei den Gedanken an diese Entdeckung gefühlt haben sollten. Sie waren wie gerichtet. Die Ruhe Ingoberts, die Bestimmtheit seiner Erklärung, konnte Hinsichts der Wahrheit seiner Worte keinen Zweifel aufkommen lassen.

Rotrude war die Erste, welche sich zu sammeln im Stande war.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Während der warmen Sommermonate, wo man in Paris oft vor Hitze erstickt, beeilt sich jeder, der irgend ein Landhaus besitzt, sei es auch noch so klein, die Stadt zu verlassen; jeder betrachtet seine Abreise als eine Befreiung. Indes wird Paris nur entvölkert, um sich wieder zu bevölkern; denn während eine Handvoll vornehmer Bürger durch das eine oder andere seiner sechsunddreißig Thore entschlüpft, ziehen Myriaden von Fremden durch alle übrige ein. Dieser Menschenaustrausch, diese Ebbe und Fluth von Reisenden erinnert an das Faß der Danaiden, welches nie ausläuft. Vor allen figuriren in diesem alljährlichen Chassé croisé die Leute der Politik und unter diesen besonders die Diplomaten. Die heiße Julisonne, wenig günstig den Blumen der offiziellen Rhetorik, veranlaßt die Herren Deputirten den idyllischen Freuden nachzuhängen; der Ehrgeiz ist befriedigt und man denkt an Erholung und Buchenschatten —, der strenge Brutus verwandelt sich in einen scherzenden Tityrus. Auch die Bäderorte entziehen der Hauptstadt einen großen Theil ihrer Bevölkerung; vorzüglich streiten sich Boulogne und Dieppe um den Besitz der Pariser und Paris sendet ihnen tagtäglich Hunderte von Gästen zu; man muß sich in der That wundern, auf den Boulevards noch so viele Leute von Bedeutung zu finden, denn die Verführungskünste der Journale, worin man fast jeden Morgen die genannten Seebäder auf drei oder vier Seiten bis in den Himmel gehoben findet, sind unwiderstehlich und sie würden jedenfalls noch stärker wirken, wenn der Neid nicht dabei im Spiele wäre. Hört man nämlich einen Diepper, so giebt es in der ganzen weiten Welt kein besseres Seebad als Dieppe und Boulogne ist höchstens für Kinder unter sieben Jahren gut; dagegen meinen die Boulogner, das Seewasser von Dieppe sei nicht salzhaltig genug, wirke daher weder stärkend noch heilsam und könne mit dem ihrigen gar keinen Vergleich aushalten. Viele babelustige und badebedürftige Pariser nun, durch dergleichen einander schnurstraks widersprechende Urtheile in ihrer Wahl irre und unschlüssig gemacht, bleiben lieber daheim und baden in der Schwimmschule Digny. In Wahrheit, Boulogne und Dieppe sollten sich einander die Hände reichen und ihren Prospect im Einverständnis mit einander abfassen; es wäre ja nichts leichter als die wohlhabenden Schwächlinge der Hauptstadt glauben zu machen, man müsse zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit und um stark wie ein Türke zu werden, zuerst eine Zeitlang in Boulogne, dann in Dieppe, oder umgekehrt baden. Durch geschicktes Manövriren dürften sie vielleicht selbst die Bewohner des mittägigen Frankreichs an sich ziehen. Wie wenn sie das Gerücht verbreiteten, das Wasser des mittelländischen Meeres sei unächt —

verfälscht? Freilich würde Marseille gewaltig scheel dazu sehen; aber was brauchen sie sich um Marseille zu kümmern? Endlich sollte man sowohl in Boulogne als Dieppe, in Berücksichtigung des schönen Geschlechts das Badecostüm etwas coquetter einrichten; die Wachsteinwandmüge ist doch ein gar zu häßlicher Kopfsuß, man dürfte ja nur wasserdichte Hüte von eleganter Form und elegantem entsprechenden Auspuß z. B. mit undurchnehmbaren — impermouillables — Federn, wie sie der Charvari nennt, tragen, um sich gegen die feuchte Seeluft zu schützen. —

Die Zeitschrift *l'Artiste* citirt aus einem so eben erschienenen Werke: „*Etudes sur l'homme*“, von einem namhaften Schriftsteller, welches sie beurtheilt, folgende Sentenzen als beherzigenswerth:

„Die Narren sind keineswegs nutzlos, sie dienen zur Belehrung der klugen Leute.“

„Die Liebe ist der Geist des Herzens.“

„Demjenigen, welchen man liebt, kann man Alles verzeihen, ausgenommen die Nichterwiederung seiner Liebe.“

„Die Jugend ist der Rahmen der Liebe.“

„Die jungen Damen herrschen in Paris, die alten regieren.“

Da hier einmal von Sentenzen und Kernsprüchen die Rede ist, so mögen noch einige von einem Naturkinde folgen. Dieses Naturkind ist Niemand anderes als der allen unsern Lesern bekannte, in Paris noch immer bewunderte Bu Maza. Vor einigen Tagen befand sich dieser Löwe — einst der Wüste, gegenwärtig der Pariser Salons — bei der Gräfin Salvandy; er saß wie gewöhnlich in einem Kreise hoher Damen, diesmal zwischen der Fürstin Saligin und der Marquise d'Aur, welche seine wilde Poesie zu würdigen wissen und unterhielt sich mit dem General Pairhans. Der General gedachte unter andern seiner achtundsechzig Wunden. „Ich schäme mich der Kugeln“ bemerkte Bu Maza, „denn sie bezeichnen den Kampf aus der Ferne, den Kampf des Zufalles und nicht des Heldenmuthes — aber,“ rief er aus, seine leuchtenden Augen, welche den afrikanischen Strahl noch nicht verloren haben, wild umher rollend, „ich bin stolz auf die Säbelhiebe meiner Feinde. Die Araber tragen ihre Adelstitel auf der Brust, sie haben kein anderes Pergament.“ Gegen eine seiner Nachbarinnen erklärte er sich durch die rührende französische Gastfreundschaft für in der Tiefe seines Herzens erschüttert. „Wenn einer von Ihren Kriegern — unerschrocken und erbarmungslos wie ich — in unsere Gefangenschaft gerathen wäre, wir würden kein Haar von ihm übrig gelassen haben.“ Eine geistreiche Dame, die ihm gegenüber saß und während er sich bergestalt äußerte, seine zugleich schrecklichen und zärtlichen Augen betrachtete, brach unwillkürlich in die Worte aus: — „Das sind Augen, wie man sie im Käfig zu sehen gewohnt ist.“ —

Zum Schluß noch einige Kunstnachrichten: Der Gouverneur von Algier will den Kriegern, welche in den verschiedenen Treffen in diesem Lande gefallen sind, ein Denkmal errichten lassen; dem Vernehmen nach wird dasselbe in einer Pyramide bestehen, worauf die Namen der Geliebten, die sich besonders ausgezeichnet haben, eingegraben werden sollen. — Herr Moreau

hat endlich die Sculpturarbeiten an einem bereits von Karl X. für die Cathedrale von Rheims bestellten marmornen Portal vollendet; sie sind in gothischem Styl ausgeführt und sollen außerordentlich schön sein. Ganz neuerdings ist eine Anzahl ausgezeichnete Künstler von Papst Pius IV. beauftragt worden, die Portraits sämmtlicher Päpste nach verschiedenen Urkunden, Medaillen, Münzen u. s. w. zu malen; sie sollen auch in Mosaik ausgeführt und in dem Museum des Vaticanus aufgestellt werden. Eine frühere derartige Sammlung ist durch Feuer zerstört worden. — 8 —

(Englische und deutsche Aristokratie.) „Dadurch, daß die englische Adelsaristokratie,“ bemerkt die Gräfin Hahn-Hahn in ihrem neuesten Werke „*Sybilie*“, „nie ihre Reihen schließt und Männer von wahren und reinstem Verdienste, gleichviel von welcher Herkunft, bereitwillig zwischen sich aufnimmt, ist sie eine durchaus organische Institution, die im Schooße des Volkes, im Grunde und Boden des Landes Wurzel geschlagen und dessen edelste Kräfte in würdiger Weise sich einverleibt hat. Sie ist nicht zu einer Kaste mumificirt, sondern frische Säfte und junges Blut strömen ihr unablässig zu, und weil sie so kräftig ist, darum ist sie so populär, denn sie flößt Vertrauen ein. In Deutschland hat der Adel nicht verstanden diese edle und weise Stellung einzunehmen und ist durch Käuflichkeit der Adelsbriefe völlig erniedrigt. Das macht ihn unpopulär, dadurch verfiert ihm der Zufluß der Lebenskräfte.“ — 8 —

Generalcorrespondenz.

Sogar die Orientalen, welche von Zeit zu Zeit Europa besuchen, fangen nun an ihre „Reiseindrücke“ in Büchern zu veröffentlichen. So sind kürzlich zwei Bücher der Art in London erschienen, eines von drei persischen Prinzen und eines von einem Hindu. Die Aeußerungen dieser Fremden über unser Gesellschaftsleben, das von dem ihrigen so ganz verschieden ist, besitzen für uns einen eigenthümlichen Reiz. So erzählen z. B. die Perser: „es war der letzte Tag, an welchem die Taglioni, die Lieblingstänzerin der Franzosen, in London tanzen sollte und ein Freund, der uns begleitete, fragte uns häufig, wie uns der Tanz gefalle. Er selbst war entzückt darüber. Wir fanden sehr wenig Interesse daran und wunderten uns nicht wenig, als wir erfuhren die Tänzerin erhalte für das jedesmalige Auftreten 150 Guineen. Hundertundfünfzig Guineen einem Weibe dafür, daß sie lange auf einem Beine steht wie eine Sans, dann ein Bein gerade vor sich hinausstreckt, drei oder viermal sich herumdreht, sich so tief verbeugt, als wollte sie sich setzen und dann von einem Ende des Theaters an's andere springt, alles in weniger als einer Stunde! Wenn wir keine Beweise von der Klugheit des englischen Volkes gesehen hätten, würden wir eine andere Meinung von ihm haben, weil es die

Sprünge einer Puppe so hoch bezahlt.“ Im hohen Grade war es den Reisenden auffallend, daß bei dem Heirathen die Herren vor allen Dingen fragten, ob ein Mädchen Geld habe. Dann sehen sie hinzu: „in allen Ländern Asiens betrachtet man das Weib, das unverheirathet lebt, nachdem es über die gewöhnliche Heirathszeit hinaus ist, wie eine Heilige und es giebt deren wenige. In England dagegen müssen sich die Orientalen wundern, denn es giebt da Tausende solcher Heiligen, d. h. nicht verheirathete Frauen in reifem Alter, die alle Fräulein heißen und sich wie junge Mädchen kleiden. Ich war mehrmals in großer Verlegenheit, wenn ich eine alte ehrwürdige Dame „Fräulein“ nennen sollte wie ein junges Mädchen, das ihre Enkelin hätte sein können.“ —

Wir haben bereits mehrere Aeußerungen Laudes über Paris im Jahre 1847 mitgetheilt, aus denen hervorzugehen schien, daß er häufig durch die schwarze Brille der Hypochondrie gesehen hat. Er ist auch mit dem jetzigen französischen Theaterwesen sehr unzufrieden, sowohl mit den Stücken als mit den Schauspielern, die er nur im Conversationsstücke meisterhaft findet. In allen übrigen kommen sie ihm vor, als wiederholten sie nur, was sie auswendig gelernt, als wären sie auf den Brettern nicht selbstschöpferisch thätig. Er findet den Grund darin, daß die Schauspieler ein Stück fünfzig Mal und öfter ununterbrochen hintereinander wiederholen müssen. Von den neuen Talenten sagt ihm nur Rose Cheri zu, die für einen Ersah der Mars gelten könnte. „Sie fordert indeß zu solchem Vergleich gar nicht heraus; sie zeigt nichts von jenem graziosen Geiste der Mars und in Rollen, welche gewandtes Geistesleben bedingen, ist sie sogar ungenügend und sichtbar träge. Fräulein Ungelmann in Leipzig spielt z. B. die Kaiserin Katharina in einem zweiactigen Lustspiele („Alles durch die Frauen“) bei weitem geistvoller als Rose Cheri. Gleichwohl ist diese etwas Neues auf der französischen Bühne. Wenn es nicht parteiisch klänge, würde ich sagen: sie hat etwas Deutsches. Sie ist einmüthiges und liebes Naturell; dadurch erquickt sie und gerade Erquickung fehlt dem französischen Theater jetzt völlig. Ihr Gesicht ist kräftig, nicht eben schön; ihre Gestalt voll und wohlgebildet, ihr Wesen keusch.“ (Wir theilen nächstens das Portrait der jungen Künstlerin mit.) —

Bekanntlich ist die Armee der Nordamerikaner im Anzuge gegen die Hauptstadt Mexicos und in diesem Augenblicke ist diese vielleicht schon in ihre Hände gefallen. Die amerikanischen Blätter theilen auch bereits Schilderungen der prächtigen Stadt mit. „Vor allem erregt die Aufmerksamkeit,“ sagt der Newyork-Herald, „der große Marktplatz, eine Fläche von zwölf Aekern, die mit Marmor gepflastert ist und an deren Seiten prachtvolle öffentliche Gebäude stehen, an der einen die Kathedrale, an der andern gegenüber der Regierungspalast, die erstere auf der Stelle eines Tempels der Azteken, der letztere da, wo der Palast Montezumas stand. Die Schätze in der Kathedrale sind unberechenbar. Der Altar ist mit massiven

Silberplatten belegt und mit Verzierungen in massivem Golde geschmückt. Das Geländer, welches die Altäre einschließt, ist 100 F. lang und besteht aus einer massiven Composition von Gold, Silber und Kupfer. Im ganzen Gebäude giebt es unzählige Statuen, Gefäße und Leuchter von riesenhafter Größe, die ebenfalls aus edelem Metalle gefertigt sind. Außer der Kathedrale zählt die Stadt noch achtzig andere Kirchen, die sämmtlich reich an Gold, Silber und Edelsteinen sind. Gleichwohl sollen diese Schätze nichts sein in Vergleich mit denen, welche die Priesterschaft besitzt. Mexico enthält auch ein kostbares Theater, das zehntausend Personen zu fassen vermag. Die dritte Merkwürdigkeit der Stadt ist die Promenade, von der man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man weiß, daß diese Allee eine Viertelstunde breit ist und daß man an jedem Abende die glänzendsten Equipagen in ungeheurer Anzahl da sieht. Es ist gar nichts Seltenes auf einmal 7 bis 8000 Reiter und 2000 Equipagen zu erblicken.“ —

In einem Briefe aus Batavia vom Februar dieses Jahres lasen wir unter andern folgendes Beispiel französischer Eigenmächtigkeit: „Neulich traf ich auf der Reide von Batavia einen alten französischen Matrosen, mit dem ich vor 7 Jahren die Reise von Holland nach Indien gemacht hatte und der mir aus seinem Leben seitdem folgenden Vorfall erzählte, bei dem er hatte mit thätig sein müssen. Ein Marseiller Haus machte bedeutende Geschäfte mit Haiti und sandte öfters Jemand dahin, um die Gelder einzusammeln zu lassen. Zu diesem Zwecke begab sich auf einer mit 14 Kanonen bewaffneten französischen Handelsbrigg ein Agent des Hauses auch im Jahre 1845 nach Haiti. Einer der verschiedenen Schuldner des Hauses suchte sich aber unter allen möglichen Entschuldigungen, Ausflüchten und Versprechungen der Zahlung zu entziehen und verließ sich dabei auf das abgelegene Dorf, in dem er wohnte. Der Agent wußte nicht mehr wie er mit dem Manne verfahren sollte, da gerichtliche Klage auf Haiti nicht viel hilft; er wendete sich endlich an den Capitain der Brigg, auf welcher er angekommen war. Dieser, ein alter rauher Seemann, erkundigte sich nach dem Wohnorte des bösen Schuldners, der zufällig nicht weit vom Meere an einem in dasselbe ausmündenden tiefen Fluße lag und versprach am andern Tag das Geld selbst einzukassiren und dann nach Europa zurückzusegeln. Abends begab er sich an Bord der Brigg und segelte am folgenden Morgen in den Fluß hinein, an dem das Dorf lag. Vor diesem legte er bei und fing an, das Dorf zu beschiefen. Angst und Grauen ergriff die schwarze Einwohnerschaft; die höchste Behörde des Orts kam nach kurzer Zeit mit einer weißen Flagge an Bord des Schiffes und bat den Capitain fußfällig, das Schiefen einzustellen. „Nicht früher als bis ihr schwarzen Hunde den französischen Kaufmann bezahlt habt,“ lautete die Antwort. „Eine halbe Stunde werde ich warten.“ Ehe die Frist abgelaufen war, hatte man das Geld erhalten. Die Brigg segelte zurück!“

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 30.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Placaten und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Wärsen, Krüuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Fohr. Witt ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Weibies, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zhaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Eine hohe Stellung.

Erzählung

von

C. v. Wachsmann.

(Fortsetzung und Beschlus.)

„Wohlan Herr," sagte Rotrude mit Entschlossenheit, „ich bitte Euch dem Kaiser zu melden, daß bei Allem, was heute oder früher geschehen, wir, Gisela und ich, allein die Schuld tragen. Die Ritter folgten bloß unserer Aufforderung.“

„Nimmermehr!" rief Raoul. „Wir sind die Schuldigen.“

„Nein wir! — Wir allein! — Es ist so, wie die Schwester sagt," sprach Gisela.

„Es kommt mir nicht zu, zu erörtern, wer die Veranlassung gegeben," sagte Ingobert achselzuckend. „Dies zu ergründen liegt gänzlich außer dem Bereiche meiner Aufträge.“

„Solltet Ihr dem Kaiser von dem unglücklichen Vorfalle wirklich Nachricht geben, uns in's Verderben stürzen und den Fürstinnen Vorwürfe zuziehen wollen?" sagte Raoul mit begütigendem Tone. „Bedenkt doch, Herr —“

„Es ist keineswegs nöthig, Seine Gnaden davon zu unterrichten," unterbrach ihn der Marschall frostig.

„Bei der Bestimmtheit meiner Befehle —“

„Und worin bestehen diese?" fragte Gisela.

„Was begehrt unser kaiserlicher Bruder von uns?" setzte Rotrude hinzu.

„Von Euch nichts, gnädige Damen," erwiderte Ingobert mit einer Verbeugung.

„Also uns gilt es allein! Desto besser!" rief Robert von Guercy. „Hier, Herr, ist mein Schwert.“

„Hier das meinige," fügte Raoul hinzu.

„Ich bin nicht angewiesen Euch zu verhaften," sprach der Marschall lächelnd.

„Habt Ihr mit Raoul de Lys etwas Böses im Sinne, Herr," rief Rotrude heftig, „so erkläre ich Euch, ich werde mich nicht von ihm trennen.“

„Das Loos Roberts von Guercy ist das meinige," fügte Gisela lebhaft hinzu.

„Ich bin nicht angewiesen etwas dagegen einzuwenden, vielmehr steht einem ungestörten Zusammenbleiben, so lange Ihr es immer wünschen möget, durchaus nichts entgegen," erwiderte Ingobert mit gleichem Lächeln.

„Wie? — Höre ich recht? — Was soll also geschehen, Herr Marschall?" rief Robert von Guercy voller Erwartung.

„Mein Auftrag lautet dahin, Euch in die Kapelle des Palastes zu geleiten und dort Euch zwei silberne Prachtrüstungen, die aus Ravenna stammen und von einem berühmten Künstler gefertigt sind, anlegen zu lassen. Sobald Ihr damit stattdlich angethan, soll ich die Fürstinnen ersuchen sich gleichfalls dahin zu begeben. Dies der erste Theil meines Auftrages. — Den

zweiten darf ich Euch erst dann eröffnen, wann jener vollzogen ist."

"Wie? Wäre es möglich? Sollte mein Bruder wirklich so großmüthig handeln wollen als mir ahnet?" rief Gisela.

"Ich darf nichts sagen, gnädige Damen," sprach der Marschall mit geheimnißvollem Lächeln.

"Saget Ihr nicht, wir sollten nicht von den Rittern getrennt werden?" fragte Notrude.

"So ist's, edle Fürstin! Ich habe so gesagt," erwiderte er. — "Bei der Anlegung der Rüstungen werdet Ihr indessen wohl nicht zugegen sein wollen," setzte er scherzhaft hinzu.

"Du, Demetrios," sprach er nach kurzer Pause zu dem Zwerge, "geh und wecke den ehrwürdigen Vater Fulco. Sage ihm, er solle sich nach der Sacristei begeben und dort meine Befehle erwarten. Dann komme zurück, hole die Herren ab und lege Ihnen die Rüstungen, die sich in der Kapelle befinden werden, an. — Ist Alles geschehen, so gib mir Nachricht und ich werde die Fürstinnen bitten, mir gleichfalls nach der Kapelle zu folgen."

Das Erstaunen der Ritter und der Damen bei der Erklärung Ingoberts war grenzenlos. Haft, Ketten, dies war Ihr erster Gedanke gewesen und jetzt — Andeutungen, die kaum mißverstanden werden konnten.

"Darf ich Eure Gnaden bitten, mir jetzt zu folgen?" sagte der Marschall nach einer Weile mit höfischer Galanterie zu den Fürstinnen. "Ihr trennt Euch nur auf kurze Zeit, um später so lange Ihr immer wollt, bei den Herren zu bleiben."

Mit vor Freude leuchtenden Gesichtern folgten die Damen dem Marschalle in den dunklen Gang. —

"Freund Raoul, wer hätte dies gedacht?" rief Robert von Guercy, als Beide allein waren, indem er dem Freunde um den Hals fiel. "Nimmermehr hätte ich Kaiser Ludwig solche Großmuth zugetraut."

"Und thut Ihr dies jetzt? — Mir ahnet Unglück," sagte Raoul mit düsterm Ernst.

"Ich weiß nicht, wie Ihr seid! Ueberall seht Ihr nur das Schlimmste," versetzte Jener miszmüthig. "Gab der Marschall nicht deutlich zu verstehen, was geschehen werde?"

"Warum erklärte er sich nicht deutlicher?" sprach Raoul kopfschüttelnd.

"Weil die Fürstinnen und wir von der Gnade des Kaisers überrascht werden sollen."

"Und wenn dies der Fall ist, weshalb erlaubt er sich dann etwas zu sagen?"

"Weil er uns, die künftigen Schwäger seines Herrn, zu Freunden haben will!" rief Robert. "Erinnert Euch doch, wie es am Hofe zu Aachen zugeing, als es verlautete, daß der große Kaiser das Verhältniß Eginhards mit Emma entdeckt habe! Das war ein Geselüster, ein Gezischel an diesem Morgen in dem Vorzimmer. Als der sonst so geehrte Geheimschreiber, der Liebling des Kaisers, eintrat, flohen ihn die, welche sich sonst vor ihm bis zur Erde gebückt, wie einen Verpesteten. Wie aber Kaiser Karl mit Emma an der Hand aus seinem Closet in die Halle trat und Eginhard als seinen künftigen Eidam erklärte, wären Alle am liebsten vor Letzterem auf die Knie gefallen und der Großmundschenk, bis dahin der Todfeind Eginhards, erklärte gar: „Da sei gar nichts zu bewundern! Der Kaiser sei bloß gerecht gewesen und Eginhard der allerpasendste Bräutigam für die Prinzessin.“ Gebt Acht, Raoul," setzte er lachend hinzu, "ob nicht auch wir für vortreffliche Heirathskandidaten gelten werden."

Robert erging sich noch in einer Menge ausgelassener Scherze und schalt den Freund endlich im Ernst, daß er so trüb der glücklichsten Stunde des Lebens entgegen sehe. Dieser entgegnete ihm aber, daß er einer unheilvollen Ahnung nicht Meister werden könne und fühle, daß diese nicht eher, ja selbst dann kaum von ihm weichen werde, wenn er mit Notruden vor dem Altare stehe.

Während die Ritter sich noch so unterredeten, trat der Zwerg in's Zimmer.

"Das ist eine Pracht!" rief er grinsend. "Ich meine die beiden Rüstungen, die der Marschall in die Kapelle hat schaffen lassen. Diese Italiener sind doch Teufelskerl! Was sie nicht Alles zu machen wissen! Kein anderer Mensch würde auf so etwas kommen. Meine Landsleute sind doch auch in dergleichen ganze Kerls, aber in diesem müssen sie den Römern den Preis lassen. In Kunststücken dieser Art sind sie nichts als Schächer."

"So sind die Rüstungen wirklich so kostbar?" fragte Robert neugierig.

"Das will ich meinen!" rief der Zwerg. "Aus geschlagenem Silber und mit Gold eingebrannt. Ihr werdet darin aussehen wie Mars und Apollon. — Aber das ist noch Alles nichts. Die Rüstungen wären eben so werthvoll, wenn sie bloß von Stahl wären. Die Kunst, mit der sie gefertigt sind, ist die Haupt-

sache. Da sind eine Menge Schrauben und Federn und Rädchen! Der Henker weiß, wozu die alle da sind! Der Marschall sagt, damit Alles so fest schließt wie möglich, so daß weder Hieb noch Stich durch eine Fuge bringen kann und doch die größte Bequemlichkeit und Beweglichkeit stattfindet."

"Hast Du wirklich den Vater Fulco nach der Kapelle bestellen müssen?" fragte Raoul den Zwerg firrend.

"Freilich! Ihr hörtet es ja, wie es der Marschall befahl," erwiderte dieser mit dem Tone der Wahrheit. "Der Alte wußte gar nicht, wie ihm geschah, so mitten in der Nacht zu einer Amtsverrichtung aus dem Bette geholt zu werden. Er wird sich wohl jetzt schon nach der Kapelle begeben haben."

"Und Du sollst uns dort wappnen mit Schwert und Schild?" fragte Raoul weiter.

"Natürlich! Mit Schwert und Dolch und dem Helme auf dem Haupte," sagte der Marschall ausdrücklich. — Aber kommt Ihr Herren! Ihr werdet doch nicht später wie die Damen ankommen und diese vor der Thüre dann warten lassen wollen?"

"Vorwärts!" rief Robert von Guercy freudig. "Gilen wir hinzukommen."

"Ich bin Euer Hymenäus!" rief mit lautem Lachen der Zwerg, indem er eine Harzfacel an der Lampe entzündete. "Ich möchte mich als solchen malen lassen, ich weiß aber nicht, ob ich mich dann mit aufrechter oder mit umgekehrter Facel darstellen lassen soll, denn an diesem allerchristlichsten Hofe sind mir alle unheiligen Erinnerungen ganz aus dem Gedächtnisse verschwunden." —

Nachdem die Ritter mit ihrem Begleiter durch eine Menge Säle und Gänge geschritten waren, betraten sie ein langes Gemach, das in eine Halbrunde endete, welche zugleich die Kapelle des Palastes darstellte. Das Gemach war gewölbt, mit Waffen und Fahnen geziert und zu beiden Seiten der Wand liefen eine Reihe Chorstühle von vom Alter dunkelgebräuntem Eichenholze. Auf dem Altare der Kapelle brannten zwei dicke Kerzen, zwei andere auf einem eisernen Kandelaber in dem Gemache. Niemand wie die Ritter und der Zwerg befanden sich in dem letztern. Alles war todtenstill. — Auf zweien der Stühle lagen die Rüstungsstücke, welche die Ritter anlegen sollten, aufgethürmt. Neugierig besahen sie die jungen Männer. Demetrius hatte nicht zu viel gesagt. Die Rüstungen waren nicht nur sehr werthvoll, sondern auch wahre Kunstwerke. Eine Menge kleiner Federn, Schrauben

und Charniere liehen ihnen eine Beweglichkeit, wie solche bei keinen andern Bewaffnungsstücken den Rittern je vorgekommen war. Dabei war jener Mechanismus so durch äußere Verzierungen, Buckeln und Rosetten verdeckt, daß man davon nichts gewahr werden konnte. Eine Rosette von getriebener Arbeit, fast wie ein Stern anzuschauen, an der Halsberge des Helms, da wo dieser an den Brustharnisch anschließt, war besonders künstlich verfertigt. Die Ritter legten mit Hülfe des Zwerges ein Stück der Rüstung nach dem andern an. Sie fanden Alles so leicht, so passend, so bequem, wie ihnen bis dahin nichts Gleiches vorgekommen war. Die Schwerter und Dolche waren gleichermaßen zierlich und tüchtig, und Raoul sagte sich nun insgeheim, daß man unmöglich etwas Uebles mit ihnen im Sinne haben könne, da man sie, was man ja nicht nöthig gehabt, mit so guten und zuverlässigen Waffen versehen.

"Nun laßt Euch einmal betrachten!" sagte der Zwerg als die Ritter alle Waffenstücke, die Helme ausgenommen, angelegt und er solche mit größter Genauigkeit befestigt hatte.

"Gut! — Sehr gut! — Ihr seht vortrefflich in den Rüstungen aus," fuhr Demetrius beifällig fort. "Aber auch die Handschuhe müßt Ihr anziehen. — So. — Und nun setzt Euch auf die beiden Stühle nieder. Ich muß Euch die Helme aufpassen. „Helm, Schwert und Dolch," sagte der Marschall ausdrücklich, und Ihr wißt, was der sagt, das muß ausgeführt werden."

"So ist's recht! — nun seid Ihr fertig," sprach Demetrius, nachdem er eine Menge Haken und Schnallen, die Harnisch und Helm verbanden, befestigt hatte. "Aber beim Zeus! Bald hätten wir vergessen zu probiren, ob die Visire auch gangbar sind. Wir müssen sie für einen Augenblick schließen."

Die Ritter zogen sie herab. Sie waren sehr eigenthümlicher Art, denn sie unterschieden sich von allen andern dadurch, daß sie weder Oeffnungen für die Augen, noch für den Mund hatten. Rasch drückte Demetrius jetzt auf die Rosetten, die an den Halsbergen befindlich waren. Man hörte zwei Federn knaken.

"Deffne!" rief Raoul, indem er umsonst das Visir emporzuschieben suchte. "Ich ersticke sonst."

"Hilf mir, Demetrius!" rief Robert in gleichem Bestreben. "Ich kann weder sehen noch Athem schöpfen."

„Das habt Ihr auch nicht mehr nöthig!“ rief hohnlachend und mit gellendem Tone der Zwerg, indem er rasch zur Thüre hinaussprang und diese von außen verriegelte. — —

Es mochte etwa eine halbe Stunde später sein, als Gisela und Rotrude in Begleitung des Marschalls Ingobert in das eben beschriebene Gemach traten. Die beiden Ritter saßen aufrecht mit geschlossenen Bistren in den Stühlen.

„Hier,“ sagte Ingobert kalt zu den Damen, „sind die Ritter Raoul de Lys und Robert de Guercy. Es ist Euch, gnädige Damen, vergönnt mit ihnen so lange vereint zu bleiben, als Ihr es selber wünschen möget.“

Mit den letzten Worten wandte sich der Marschall um und ging zur Thüre hinaus.

„Um Gott! Was soll dies heißen?“ rief Rotrude, Böses ahnend und auf die Ritter zueilend.

„Sprecht, Robert! Sagt, Raoul, was dies zu bedeuten hat?“ rief Gisela, indem sie einen Ritter am Arme faßte.

Das Haupt desselben sank auf die Brust. „Sie sind todt!“ schrie Rotrude mit Entsetzen. „Raoul! — O Raoul!“

Sie faßte den Andern an. Er schwankte und stürzte krachend auf das Pflaster des Gemaches.

„Requiescant in pace!“ sagte jetzt eine dumpfe Stimme zur Seite der Fürstinnen.

Es war Pater Fulco, ein düsterer Greis mit grauem Barte und schwarzer Kutte, der unbemerkt aus der nahen Sacristei herausgetreten war.

„Fort! — Bringt uns fort aus diesem Gemache des Mordes und des Entsetzens!“ rief Gisela.

„Hinaus! Hinaus!“ stammelte Rotrude.

„Mein Auftrag ist, Euch nach dem Kloster unserer lieben Frau von Montmartre zu geleiten,“ sprach der Mönch mit Grabesstimme.

Mehr todt wie lebendig schwankten die Fürstinnen aus dem Gemache. — —

„Begleite mich, Demetrios,“ sagte etwa eine Stunde später der Marschall zu dem Zwerge. „Es ist billig, daß Du den Lohn für Deine Dienste und zwar auf die Weise empfängst, wie er diesen am angemessensten ist.“

Strahlend vor Freude und Vergnügen in den verzerrten froschähnlichen Zügen, watschelte Demetrios hinter Ingobert her. Er wunderte sich indeß nicht wenig als der Marschall den Weg nach einem runden Thurm einschlug, der sich gegen hundertundfunzig

Fuß über den Eingang des Palastes erhob und eine Art Warte bildete. Der Thurm war oben abgeplattet und von einem vorspringenden Mauerfranze umgeben, von welchem aus man eine weite Aussicht über Paris und in die Umgegend hatte. Beide Wandelnden waren über zweihundert Stufen emporgestiegen und traten endlich in ein kleines recht wohnlich eingerichtetes Stübchen, welches im höchsten Stockwerke des Thurmes gelegen war. Das Zimmer hatte zwei Eingänge. Der eine war der von der Treppe her und diese war durch eine starke eisenschlagene Thüre verwahrt; der zweite führte auf den erwähnten, rings um den Thurm führenden Mauerfranz. In der zuerst gedachten Thüre befand sich eine sogenannte Drehlade, wie man solche wohl sonst in Klöstern und heute noch in Findelhäusern anzubringen pflegt. Man konnte auf diese Weise Speisen oder andere Dinge in's Zimmer schaffen, ohne mit den Bewohnern durch Oeffnung der Thüre communiciren zu müssen. So wie die Beiden in das Gemach getreten waren, wandte sich der Marschall zu dem Zwerge.

„Du hast einst, mein guter Demetrios,“ sagte Ingobert zu dem Zwerge, „gegen unsern kaiserlichen Herrn geäußert: „Du liebtest die Einsamkeit über die Massen und wünschtest Dich am liebsten zeitlebens nach einem Orte zurückzuziehen, wo Du, nie von einem Menschen gestört, Deinen Lieblingsbeschäftigungen, der griechischen Philosophie und der Sternkunde nachhängen könntest.“ Nun siehe, mein guter Demetrios, der Kaiser, der mir damals Deine Aeußerungen mitgetheilt, hat mir anheimgestellt Dich ganz nach meinem Ermessen zu belohnen und so habe ich denn eine Stelle apart für Dich geschaffen, wo Du ganz Deinen Wünschen nachkommen kannst. Ich mache Dich zum Thurmwart. — Du wirst bis an Deinen Tod dies hübsche Stübchen bewohnen, nichts wird Dir mangeln, alle Tage wird Dir Essen und Trinken in jener Drehlade durch einen stummen Sarazenenclaven hereingeschoben werden und keine menschliche Seele je Dein Zimmer betreten. Du hast auf Deiner sonst äußerst bequemen Stelle dafür weiter nichts zu thun als jene Sanduhr zu beobachten und wenn eine Stunde vergangen ist, dies stets bei Tag und bei Nacht den Bewohnern von Paris durch angemessene Stöße in jenes Horn von Metall anzuzeigen.“

Demetrios wußte nicht, ob er wache oder träume. Er wurde ganz kirschbraun vor Wuth.

„Den Teufel werde ich thun!“ schrie er schäumend. „Euer Thurmwart? Euer Hornbläser? —

Bei allen Göttern des Olymps und des Tartarus —“

„Greifere Dich nicht, Mensch,“ versetzte der Marschall kalt. „Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe.“

„Ich bestreite Euch das Recht, mir so mitzuspielen! Ich appellire an den Kaiser!“

„Der Kaiser hat mir überlassen, in dieser Angelegenheit, wie in der der Prinzessinnen, ganz nach eigenem Ermessen zu handeln,“ versetzte Ingobert mit größter Ruhe. „Ich habe gefunden, daß es so am besten ist und nehme jede Verantwortlichkeit auf mich.“

„Gnade! — Gnade!“ schrie der Zwerg auf die Knie stürzend.

„Was willst Du?“ sprach kalt lächelnd der Marschall. „Du wünschtest Dir Muße und die tiefste Einsamkeit. Beides erhältst Du. — Oder solltest Du gewagt haben, den hohen Monarchen zu belügen als Du diese Wünsche ihm vortrugst? Ketten in einem Kerker, wo Sonne und Mond nicht hineinscheinen, Wasser und Brod auf verfaultem Stroh, wären eine noch allzugelinde Strafe. — Sei zufrieden mit der hohen Stellung, die Dir gewährt wird und überlasse Dich ungestört Deinen Studien.“

Laut lachend ging der Marschall aus der Thüre.

Der Zwerg warf sich laut heulend und die Haare rauhend auf den Boden. —

Schon nach wenigen Wochen verstummte sein Horn.

Als man die Thüre des Thurmgemaches öffnete, fand man ihn an seinem Gürtel erhängt. Er hatte sein Loos nicht ertragen können.

M i s c e l l e n .

(Der Stiersechter Montes.) „Als wir,“ erzählt der Prinz Wilhelm zu Löwenstein in seinem Auszug von Lissabon nach Andalusien und in den Norden von Marokko im Frühjahr 1845 u. s. w., „aus dem Garten in den Saal traten (die Reisenden befanden sich in Chiclana unweit Cadix bei einem reichen Kaufmann, der ihnen seinen schönen Garten gezeigt hatte), fanden wir mehre Herren um ein großes Kaminfeuer versammelt und gemächlich ihren cigarito oder pajito rauchend. Sie waren alle, bis auf Einen, nach französischer Weise wie wir gekleidet. Dieser Eine fiel uns auf. Er war der berühmte Montes in andalusischer Tracht, aber nicht wie beim Stiersecht vom Kopfe bis zum Fuße in Seide gekleidet. Er trug

die grobe braune Tuchjacke, welche auf Ellenbogen, Kragen und Rücken mit farbigen Sammetflecken gestickt ist, ferner die kurze braune Tuchhose und die an den Waden offene leberne Kamassche. Er ist von mittlerer Statur, sein schöner Körperbau verräth die ihm eigene Kraft und Gelenkigkeit, sein Wesen ist schlicht und offen, seine Haltung martialisch. Er erzählte uns Verschiedenes aus seinem Leben. Ehe er als Matador austrat, war er oft zu Schlächtern gegangen, um die Anatomie der Stiere kennen zu lernen und hatte viel mit Hirten verkehrt, um sich mit dem Charakter jener Thiere bekannt zu machen. In der Arena, meinte er, könnte oft nur die größte Kaltblütigkeit und Gelenkigkeit den Menschen retten. Zuweilen habe er mit Stieren zu thun gehabt, die, anstatt sich auf die mit der linken Hand vorgehaltene Fahne zu stürzen, auf ihn selbst eingebrungen seien. Ganz unerwartet sei ihm dieser Angriff zwar nie gekommen, denn man könne die Bewegungen, die der Stier machen wolle, vorher in dessen Augen lesen, aber oft so schnell ausgeführt worden, daß ihm nur Zeit übrig geblieben sei, den Fuß zwischen die Hörner des Stiers zu setzen und über seinen Kopf wegzuspringen im Augenblicke, wo er ihn in die Luft schleudern wollte. Man habe oft geglaubt, er thue es absichtlich, er könne aber versichern, es sei immer nur gewesen, um sein Leben zu retten. Desters habe ihm der Stier die seidene Jacke zerrissen, noch öfter habe er sich das Schnupstuch aus der Tasche ziehen lassen. Einmal sei ihm der Schenkel durch und durch geböhrt worden. Die Matadors sterben fast nie eines natürlichen Todes; auch ist er reich genug und hat nicht nöthig, dieses gefährliche Handwerk zu treiben, aber er liebt es mit solcher Leidenschaft, daß er keine corrida mit ansehen kann, ohne daran Theil zu nehmen. Wir gaben ihm Rendezvous für die nächste corrida, welche in Sevilla Anfangs April stattfinden sollte. Die übrige Gesellschaft interessirte uns wenig und wir nahmen bald, nachdem uns der Herr des Hauses für den folgenden Tag Pferde und Führer zur Fortsetzung unserer Reise verschafft hatte, Abschied.“ — 8 —

(Taufe junger Neger-Fürsten.) Am 12. Juni hatte ein in Paris seltener religiöser Act statt; es empfingen nämlich daselbst in der Kirche der heiligen Elisabeth drei Neger das Sacrament der Taufe. Zwei davon sind die Söhne Peters, Königs von Grand-Bassan in Afrika (Eisenbein-Küste); der dritte hat Qua-la, den König eines benachbarten Landes, zum Vater. Die drei jungen Fürstensöhne, welche von dem Abbé Pascal in den Grundsätzen der christlichen Religion unterrichtet worden sind und die vorgängige Prüfung vollkommen gut bestanden hatten, zeigten sich durch ihre Gesinnungen und Verhalten der feierlichen Handlung durchaus würdig. Bestimmt, dereinst über die Ländereien zu herrschen, welche noch im Dunkel des Heidenthums schmachten, werden sie den Missionären, die sich der Bekehrung ihrer Unterthanen zum Christenthum unterziehen, wesentliche Dienste leisten. Der Minister der Marine hatte für zwei Pathen gesorgt: der eine ist Herr Galos, Deputirter und Director der Colonien und Herr Durand, Bu-

reau: Chef in demselben Ministerium. Der Pathe des dritten ist Herr Regnier, Vorsteher einer Unterrichtsanstalt, in welchen die schwarzen Prinzen Pensionäre sind. Am 17. Juni haben sie zum ersten Mal communicirt und einige Tage darauf sind sie confirmirt worden. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß die Väter derselben ihre völlige Einwilligung zu dieser ihrer Aufnahme in die katholische Kirche gegeben haben.

— 6 —

(Das deutsche Vaterland, ein Kunstblatt.) Die für jedes deutsche Herz erhebenden Gedanken, welche in G. M. Arndt's schönem Liede „das deutsche Vaterland“ enthalten sind, ergänzt und veranschaulicht jetzt ein Kunstblatt von Classen's Meisterband, wozu Herr Buchdrucker Schober in Elberfeld die Veranlassung gegeben hat. Die neun Strophen der Arndt'schen Dichtung, von Ephen und Eichen umrankt, bilden gleichsam das Fundament und Zahn's Ausspruch: „Eintracht drinnen — Geltung draußen“ die Ecksteine. Germania, als die Hauptfigur des Bildes selbst, erscheint hoch aufgerichtet, mit Kaisermantel und Schild; ihre Züge und Haltung vereinigen in sich den Ausdruck von Ernst, Stolz und Thatskraft und während sie den rechten Arm weit über Städte, Dörfer und Hütten, über Berge und Thäler ausstreckt, scheint ihr fühner Blick zu sagen: „Das Alles ist mein, das Alles will ich mir bewahren, wehe dem, der etwas davon anzutasten wagt!“ Die sechs umgebenden, eben so geistreich aufgefaßten als trefflich ausgeführten Randgruppen stellen den Bund des deutschen Zollvereins, die deutsche Zukunft, auf ein mächtiges Seeschiff deutend, die deutsche Wehrhaftigkeit, die Wissenschaften und Künste, die öffentliche Meinung und das Recht und die Wahrheit dar. Der Stich dieser gehaltvollen Zeichnung ist einem der vorzüglichsten Künstler in seinem Fache übertragen worden und so steht eine ihrer würdige Bervielfältigung zu erwarten. Der Preis für einen Abdruck wird nicht mehr als zwei Thaler betragen; es ist mithin dem deutschen Publikum die Aussicht zu dem Besiz eines Kunstblattes geboten, welches die allgemeinste Anerkennung und Verbreitung verdient; auch hat Se. Excellenz der preussische Minister Eichhorn auf den ausdrücklichen Befehl seiner Majestät des Königs bereits auf zweihundert Exemplare für Schulen unterzeichnet. Vor Kurzem war das Original in der Kapelle des königlichen Schlosses zur Ansicht für die Herren Landtagsdeputirten ausgestellt.

— 6 —

(Die deutschen Précieuses ridicules.) Am Schlusse des Romans „Diogena“, worin der satyrische Verfasser die von der Kritik so oft gerügten stylistischen Gebrechen und Abgeschmacktheiten, welche sich die Gräfin Hahn-Hahn in ihren Werken hat zu Schulden kommen lassen, durch Nachahmung derselben auf eine ebenso schlagende als ergögliche Weise rügt, lautet eine Stelle „Diogena's Wahnsinn ist das Product einer Geistesrichtung unter den müßigen Frauen der vornehmen Welt, die kaum ein anderes Resultat zuläßt, Unkluge Nachbeter der

geistreichen Sand haben in gänzlichem Mißverstehen Dessen was diese große Frau meinte und bezweckte eine Theorie der weiblichen Selbstsucht geschaffen, deren Höhenpunkte in der deutschen Frauenliteratur (— und auch im Leben —) jetzt erreicht sind. Die Frauen bilden sich ein Ausnahmewesen zu sein und unfähig etwas Anderes zu lieben als sich selbst; sich für den Mittelpunkt der Welt haltend, fordern sie einerseits, wie die verderbten römischen Kaiser, göttliche Anbetung und Klagen andererseits, daß sie keinen Mann fänden den sie zu lieben vermöchten. Sie verstehen ihren Egoismus nicht und behaupten, nicht verstanden zu werden; sie sind unfähig zu lieben und jammern, daß Niemand die Leere ihres Herzens und ihrer Seele fülle.“

— 6 —

(Carter, der Thierbändiger) ist vor einigen Wochen in London gestorben, nicht, wie ihm oft prophezeit wurde, unter den Zähnen und Klauen seiner Bestien, sondern an einer Brustentzündung in seinem fünfunddreißigsten Jahre. Er war in England geboren und schon in seiner Jugend verrieth sich die Eigenschaft in ihm, die ihn einst berühmt machen sollte. Schon als Knabe hatte er eine kleine Menagerie schädlicher Thiere, die er unschädlich zu machen wußte. Seine erste Heldthat war der Fang eines lebendigen Wolfes, der in seiner Heimath lange gejagt worden und der Schrecken der Umgegend gewesen war. Wie er sich des Thieres bemächtigte, wissen wir nicht; gewiß ist aber, daß der Wolf in einer Nacht völlig zahm geworden war. Carter verkaufte ihn an die Londoner Menagerie und kaufte sich für das Geld einen jungen Löwen, mit dem er sich nach Amerika einschiffte und den er auf der Ueberfahrt so zahm machte wie ein Schooßhündchen. In Amerika zeigte er seine Kunst zuerst öffentlich, er verdiente viel Geld und verwendete dasselbe auf den Ankauf anderer wilder Thiere. Als er nach England zurückgekommen war, gerieth er in Schulden. Die Gläubiger verloren die Geduld und der Thierbändiger sollte in das Gefängniß abgeführt werden. Carter erwartete indeß die Häsher in aller Geduld und als sie in seiner Wohnung erschienen, öffnete ihnen ein Königstiger die Thüre. Wie schnell sich die Leute aus der gefährlichen Nähe entfernten, kann man sich denken. Ja Carter trieb seine Keckheit noch weiter; ohne Furcht vor den Häshern ging er an hellem Tage aus, freilich stets in Begleitung eines prächtigen Löwen, der alle Feinde von ihm fern hielt. Mit einem so wohl bewachten Schuldner war also nichts anzufangen und die Gläubiger wurden nachsichtiger. — Sein Geheimniß, wie er die wildesten Thiere so schnell gehorjam und unterwürfig machte, hat er mit in das Grab genommen.

(Die Gesellschaft in Valparaiso.) Kaum ist man in Valparaiso, das bekanntlich auch von vielen Deutschen bewohnt wird, an's Land gestiegen, so kann man sich eine Vorstellung von dem üblichen Costüm machen. Die Männer tragen den nationalen Poncho, ein Stück carrirtes Wollenzeug, in dessen Mitte sich eine Oeffnung befindet, durch welche man

den Kopf steckt. Er ist entweder sehr hellfarbig oder hat eine Blumenguirlande. Leinwandbeinkleider und ein großer zuckerhutförmiger Strohhut vollenden den Anzug. Die Frauen zeichnen sich durch die feste Farbenverbindung in ihrer Kleidung aus und sie tragen den bunten Shawl eigenthümlich; er wird anmuthig auf der Brust drapirt; dann wirft man die langen Zipfel über die Achsel, so daß sie auf den Rücken hinabhängen. Die Frauen gehen dabei stets in bloßem Kopf aus und ein elfenbeinweißer Streifen trennt das prächtige schwarze Haar in zwei Theile. Der Thee, welchen man genießt, der Mathe aus Paraguay, wird in eigenthümlicher Weise getrunken. Das Gefäß, in dem man ihn bereitet, ist eisförmig mit einem engen Halse; durch diesen steckt man ein Röhrchen hinein, das in den wohlhabenden Häusern von Gold oder Silber, bei den Armen von Holz oder Thon ist, und durch dieses zieht man den Thee ein. Es gehört aber eine besondere Fertigkeit dazu, um sich den Mund dabei nicht zu verbrennen. — Erscheint ein Bekannter einige Tage in der Woche hinter einander in einer bekannten Familie nicht, so bestürmen ihn alle bei seinem nächsten Besuche mit der Frage: *esta usted enamorado?* (Sind Sie verliebt?) Gesteht er es, um nur den Fragen ein Ende zu machen, so findet er keine Ruhe bis er die *hochisera* (Zauberin) nennt, die ihn in ihr Netz gezogen hat, denn die Frauen in Chili sind offenbar die neugierigsten unter allen Coas-Töchtern und der Befragte kommt nicht los, bis er die erste beste Dame nennt, vielleicht die Fragende selbst, die ihm dann mit dem gräßlichsten Lächeln dankt. *Sennora* (Frau) heißt übrigens nicht Eine Dame in ganz Chili; alle, selbst die bejahrtesten Matronen, lassen sich *sennorita* (Fräulein) nennen. Mit dem Familiennamen bezeichnet man nur die Abwesenden, jeder und jede wird mit dem Taufnamen genannt. Die Folge davon ist, daß man viele Leute nach ihrem Taufnamen, wenige aber nach ihrem Familiennamen kennt. —

Generalcorrespondenz.

In Leipzig nehmen drei große Bauten, die bereits ihrer Vollendung mehr oder weniger nahe gebracht sind, die Aufmerksamkeit in Anspruch und werden die vielen Besucher unserer Stadt überraschen. Wir meinen das neue große Universitätsgebäude in der Grimmaischen Gasse an der Stelle der sonstigen häßlichen Colonnaden, das neue Hôtel de Pologne und die katholische Kirche. Das Universitätsgebäude hat eine Länge von 120 Ellen und erhält außer dem Erdgeschoße und Entresol drei volle Stockwerke mit einer Fronte von 26 Fenstern. Rechts und links von dem Haupteingange befinden sich sechs große Kaufläden, die bereits sämmtlich vermietet sind, wie auch das erste Stockwerk, obgleich man an dem zweiten noch baut. Großartig wird das neue Hôtel de Pologne, das bereits zur nächsten Michaelismesse zur Aufnahme seiner alten

Freunde vollendet sein soll. Es bekommt eine Fronte von 13 hohen bogenförmigen reichverzierten Fenstern und drei volle Stockwerke über dem Entresol, im Erdgeschoße elf geräumige Kaufläden und zwei prächtige Portale mit bronzirten Gitterthüren und je zwei Kandelabern für die Gasflammen. Daß auch die berühmten zwei großen Säle schöner als sonst wieder hergestellt werden, versteht sich von selbst. Der Vollendung so nahe, daß die Einweihung nächstens erfolgen kann, ist die neue katholische Kirche, welche, nach dem berühmten Professor Heidehoff in Nürnberg in rein gothischem Geschmace ausgeführt, eine Zierde der Stadt geworden ist und von allen Bewohnern derselben dafür gehalten wird. — Im Theater gastirt, nachdem Ansehlich mit Beifall, aber theilweise vor leerem Hause aufgetreten, die Stöck-Heinesfettir aus Wien ohne sonderlichen Erfolg. Alle Theater klagen über Mangel an Besuch, der indes leicht genug zu erklären ist, da gar keine hervorragende Erscheinung die Neugierde oder Theilnahme des Publikums reizt. Am besten sind noch neben den großen deutschen Hoftheatern und der Straßburger Bühne, die bekanntlich eine große Summe geerbt hat, einige Pariser Theater daran, die vom Staate glänzend unterstützt werden. Für die große Oper hat die Kammer so eben wieder die jährliche Summe von 620,000 Fres., wie für das Odeon 100,000 bewilliget und die Unterstützung des Théâtre français von 200,000 auf 300,000 Fres. erhöht. Bei den Verhandlungen in der Kammer über die Theater kamen übrigens auch Klagen über die Theaterzensur zur Sprache, darunter ein seltsames Beispiel der Thätigkeit derselben. In einem Stücke sollte nämlich über den Cardinal-Minister Nazarin gesagt werden: „der verfluchte Minister!“ Das strich die Censur aus Artigkeit gegen die Minister im Allgemeinen und setzte dafür: „der verfluchte Cardinal!“ —

In Königsberg hat sich ein junger Mann selbst um das Leben gebracht, weil seine Frau, die er leidenschaftlich liebte, trotz allen seinen Bitten sich von ihm scheiden ließ. Der muß ein Muster von einem Ehemanne gewesen sein. —

Die Amerikaner kämpfen in Mexico nicht bloß mit Kriegswaffen, sondern noch wirksamer durch die Presse. In jeder Stadt, die sie besetzen, richten sie vor allen Dingen eine Buchdruckerei ein und beginnen eine Zeitung. Schon erscheinen in dem eroberten Gebietsheile acht solcher amerikanisch-englischer Zeitungen. —

Bekanntlich hat sich die Kartoffelkrankheit auch in Amerika gezeigt und an manchen Stellen so bedeutend, daß die Kartoffeln völlig unbrauchbar waren. Ein solches ganz verdorbenes Kartoffelfeld blieb unbeachtet liegen; man nahm die Kartoffeln gar nicht heraus und im nächsten Jahre wuchsen auf demselben Felde aus den kranken Kartoffeln die schönsten neuen Knollen, ohne eine Spur von der Krankheit. —

Zwei Verbrecher, die auf einer belgischen Eisenbahn nach dem Gefängnisse gebracht werden sollten, hatten den verzweiflungsvollen Muth, aus dem Wagen herauszuspringen, während der Zug in voller Geschwindigkeit auf der Bahn hinsausete und

beide kamen glücklich davon, da die sie begleitenden Postgebidner sich wohl hüteten, den Flüchtigen nachzuspringen. —

Der Besitzer einer Knochenmühle zeigte kürzlich in einem Blatte an, daß er nicht bloß auf Speculation Knochen mahle, sondern sich auch erbiete, Jedermann die eigenen Knochen billig zu mahlen, die ihm übergeben würden. —

Unter den andern Reformen, welche der verehrte Papst Pius bereits ausgeführt hat, wird eine besonders den Fremden willkommen sein, die Rom besuchen. Er hat nämlich die bisher noch immer gebräuchliche Art die Stunden des Tages zu zählen, welche die Reisenden immer in Verlegenheit brachte, aufgehoben und befohlen, öffentliche Uhren nach der gewöhnlichen europäischen Stundeneintheilung aufzustellen. Bekanntlich hatte man bisher nicht 12 Stunden des Tages und 12 der Nacht, sondern ungetheilt 24 für den Tag und die erste begann eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang. Es gehörte ziemliche Uebung dazu, ehe die Fremden sich hineinsinden konnten, was wohl z. B. 17 Uhr sei. —

Ein Engländer, der eine Schrift über Assam herausgegeben hat, erzählt darin unter Anderm: „ich habe eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen einem der Gebräuche hier in Assam und jenen der Patriarchen gefunden, von denen die Bibel erzählt. Jacob diente bekanntlich Laban viele Jahre, um Lea und Rahel, die Schwestern waren, zu seinen Frauen zu bekommen und er durfte die jüngere nicht vor der älteren heirathen. So kann auch ein Mann in Assam zwei Schwestern heirathen, muß aber zuerst die ältere nehmen. Es ist auch nicht ungewöhnlich, daß ein Armer sich verpflichtet, mehrere Jahre dem Vater des Mädchens, das er zu besitzen wünscht, als Knecht oder Sclave zu dienen. Er empfängt in dieser Stellung nur Essen und Kleidung aber keinen Lohn und nach Ablauf der bedungenen Knechtschaftszeit wird die Hochzeit gefeiert, wenn das Mädchen den Bewerber annehmen will. Schon während der Dienstzeit gilt der Mann für den Schwiegervater und wird gut behandelt.“ —

Die Westphalen haben eine ganz eigenthümliche Art erbsacht, ihrem Abgeordneten bei dem Landtage in Berlin, dem Freiherrn von Vincke, eine Ehre zu erweisen. Sie nennen nämlich bei dem Kegelschieben einen Vinckewurf, wenn alle neun Kegel auf einmal fallen. —

Bei dem trostlosen Mangel neuer guter dramatischer Werke glauben wir erwähnen zu müssen, daß in Stuttgart eine Tragödie „Strafford“ von Paul von Wangenheim außerordentlich gefallen hat. Die A. Allg. Zeitung sagt: „Kernige, phantastische Sprache, treffliche Anlage, verständige Charakterschilderung, effectvolle Handlung beurkundeten ein in allen Beziehungen der dramatischen Kunst rühmendes Product. Die Tragödie behandelt das Schicksal Thomas Wentworths, Grafen von Strafford, welcher, früher Haupt der Opposition, nach fünfjähriger Zurückgezogenheit sich den Interessen des sinkenden

Thrones annimmt und durch die Charakterlosigkeit Karls I. aufgeopfert, das Blutgerüst besteigt.“ —

Der ausgezeichnete Astronom Hencke in Driesen hat wieder eine neue Entdeckung am Himmel gemacht, nämlich noch einen Planeten, freilich einen ganz kleinen, aufgefunden. Er ist also das sechszehnte Glied in der Kette unseres Sonnensystems. Einen Namen hat er vor der Hand noch nicht. —

Wie das Haus Schillers in Weimar zu verkaufen war (— es ist wirklich von dem Stadtrathe in Weimar für 5000 und einige Thaler erstanden worden —), so soll das Haus Shakespeares in Stradfort jetzt in andere Hände übergehen. Die englische Regierung hat sich geweigert dasselbe anzukaufen, weil sie kein Geld zu solchen Zwecken habe und der Ankauf dieses Hauses nicht die Sache der Regierung, sondern der Nation sei. Ein speculirender Amerikaner will es an sich bringen, um es niederzureißen, die Materialien über den Ocean zu schaffen, in Amerika es wieder aufzubauen und für Geld sehen zu lassen; das ist den Engländern aber doch zu arg und man will eine Nationalsubscription eröffnen, um dieses Haus des größten Dichters der neuern Zeit zu erwerben. —

Ein junger Deutscher in Paris, ein Dichter sogar, soll eine neue Methode erfunden haben, die Kinder lesen zu lehren, welche alle Thränen und alle Qual aus den Schulstuden für immer verbannt. Nach dieser Methode soll auch das dümmste Kind binnen sechs Stunden richtig und geläufig lesen lernen. „Was soll dann aus den Schulmeistern werden?“ antwortete, wie man sagt, der Minister Saloandy dem Erfinder. —

Ein französischer Naturforscher hat berechnet, welche ungeheure Kraft ein Vulkan, z. B. der Aetna, ausbieten muß, um die Lava aus seinem Innern bis an den Kraterrand hinaufzutreiben. Um seine Berechnung deutlicher zu machen, vergleicht er die vulkanische Kraft mit der einer Dampfmaschine von 400 Pferdekraft und er erlangt das Resultat, daß die Kraft des Aetna gleich 53,262,500 solcher Dampfmaschinen oder gleich 21 Milliarden Pferden sei. —

Ein Professor der Chemie, Highschool, ist aus Amerika mit einer großen Anzahl photographischer Bilder in London angekommen, die er da zur Schau gestellt hat. Vor allen zeichnet sich die Ansicht des Niagarafalles aus, nach der man zuerst eine genaue Vorstellung von diesem Wassersturze bekommen soll. Das Bild kommt, wie ein Berichterstatter sagt, der lebendigen Wirklichkeit näher als irgend etwas, das bisher gezeigt worden ist. Eine andere Merkwürdigkeit an diesen Bildern, welche sie vorzugsweise beachtenswerth macht, ist, daß man daran zum ersten Male die natürlichen Farben sieht, welche durch die Sonne selbst mit gebildet werden. Wie dies geschieht, ist bis jetzt noch ein Geheimniß; die natürliche Färbung soll aber von dem künstlichen Colorit, welches man bis jetzt einzelnen Photographien gegeben hat, sich so auffallend unterscheiden, daß man den Unterschied auf den ersten Blick erkenne. —

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 31.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zfr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zbaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die drei Schwestern.

Von

George Sand.

Der Pfarrer einer kleinen Stadt in der Lombardei, in welcher ich eine Zeit lang mich aufhielt, hatte drei Nichten, die alle drei liebenswürdig und vortrefflich erzogen waren. Der alte Oheim hatte sich der vermögenslosen Waisen angenommen und durch ihre Sparsamkeit, durch ihren Fleiß erhöhten sie den Wohlstand in dem Pfarrhause, während gleichzeitig Fröhlichkeit da herrschte. Der gute alte Pfarrer verstand es dagegen, die Nichten durch seine Lehren dahin zu bringen, daß sie den Gedanken an das Heirathen aufgaben, mit dem sie sich vielleicht bis dahin sehr viel und sehr gern beschäftigt hatten. Er sagte ihnen nämlich, bei ihrer Armuth würden sie nur Männer finden, die an Bildung unter ihnen ständen und die selbst so arm wären, daß in dem neuen Hausstande der traurigste Mangel herrschen müßte. „Armuth ist zwar keine Schande,“ sagte er oft in meiner Gegenwart zu ihnen, „und wehe dem, welcher nicht höhere Achtung für die fühlt, welche unter ihr leiden; aber der Mangel ist eine schwere Prüfung. Und ist es nicht tollkühn und vermessen, in einer solchen Pilgerfahrt den Frieden seiner Seele zu wagen?“

Er sprach so eindringlich und seine Worte hatten eine so mächtige Wirkung, daß er den Seelen der drei Mädchen eine wahrhaft bewundernswürdige Ruhe und

Würde gab. Sah er eine Wolke auf der Stirn der einen, so fragte er mit der Freiheit des italienischen Scherzes: „Nun, was hast Du? Nipolina, gehe weg vom Fenster, denn wenn die jungen Männer, die vorübergehen, Dich so schön sehen, glauben sie wohl gar, Du sehnst Dich nach einem Manne“ und alsbald erschien das Lächeln der Unschuld und eines gerechten Stolzes von neuem auf dem betäubten Gesichte.

Man kann sich denken, daß diese Familie in der größten Zurückgezogenheit lebte. Die Mädchen wußten es nur zu gut, daß sie selbst die Blicke der Männer meiden mußten, da sie sich einmal dem ehelosen Stande gewidmet. Wenn insgeheim eine stille Neigung in einem Herzen entstand, so wurde sie still auch niedergehalten und besiegt. Fühlte die eine oder die andere einmal ein Bedauern, eine Sehnsucht, so theilte sie den andern nichts davon mit, ob sie gleich einander zärtlich liebten, denn ihre Charakterfestigkeit und Selbstachtung waren so stark, daß sie stillschweigend untereinander wetteiferten, jeden Keim der Schwäche zu ersticken, ohne ihn sichtbar werden zu lassen. Die Eitelkeit, aber eine achtbare und rührende Eitelkeit, wachte über die Tugend der drei Schwestern.

Man muß wohl glauben, daß die Tugend kein Zwangszustand, nichts Gewaltthätiges in schönen Seelen ist, daß sie vielmehr von selbst da gedeihet und in reiner Lust die Blüte entfaltet, denn ich habe nie minder bleiche Gesichter, minder traurige Blicke, ein minder scheues Wesen gesehen. Die drei Schwestern waren frisch wie drei Alpenröschen und waren den

ganzen Tag mit der Wirthschaft oder mit Almofenggeben beschäftigt. Begegneten sie einander auf der Treppe des Hauses oder in den Gängen des Gartens, so neckten sie einander gewiß jedesmal in feinem Uebermuthe und drückten dann einander die Hand oder küßten einander. Ich wohnte ganz in der Nähe und hörte sie oft mit ihren frischen Stimmen bald da bald dort im Pfarrhause singen, während sie an den Festtagen in einer großen Stube zusammenkamen, um abwechselnd laut aus einem frommen Buche vorzulesen. Dann sangen sie wohl auch ein Kirchenlied. Ich sah und hörte durch die offenen Fenster hindurch die reizende Mädchengruppe unter den Guirlanden von weißen Rosen und rothen Schlingblumen, welche die Fenster umgaben. Sie sahen mit ihrem prächtigen blonden Haar und mit den natürlichen Blumen darin, mit denen sie sich gern schmückten wie alle lombardischen Mädchen, wahrhaftig aus wie christliche Grazien.

Die jüngste war die schönste. Ihr Geist war der reichste und in ihrem Wesen lag mehr natürliche Zierlichkeit als in dem ihrer Schwestern; ich würde sogar sagen, ihr Herz war edeler, wenn ich nicht fürchtete, die bewundernswürdige Einheit dieser drei Mädchen in meiner Erinnerung zu zerstören, sobald ich annehmen wollte, daß der Zug von Heldemuth, den ich erzählen will, nicht bei allen Dreien möglich gewesen wäre.

Arpalice hieß die jüngste Schwester. Sie liebte die Botanik und pflegte mit großer Sorgfalt ein Beet exotischer Blumen an der Gartenmauer, welches die vollen Strahlen der Sonne empfing und die Wärme bis in die Nacht behielt. An der andern Seite der Mauer, in einiger Entfernung, befanden sich die Fenster eines hübschen Hauses, das für den Sommer von einer reichen englischen Familie gemiethet war. Lady C. hatte zwei Söhne bei sich, von denen der eine an der Schwindsucht litt und in der reinen Luft der Alpengegend die Gesundheit wieder finden sollte. Der andere, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, war dagegen von kräftiger Gesundheit, reich an Hoffnungen, schön von Gesicht, mit edelem Charakter und nicht gewöhnlichem Geiste. Dieser junge Mann sah von seinem Fenster aus die schöne Arpalice ihre Blumen begießen und um sie nicht zu verschrecken, beobachtete er sie jeden Tag, so oft sie da verweilte, hinter den Vorhängen hervor. Er verliebte sich in sie und Alles, was er von ihr und ihrer Umgebung erfuhr, fesselte ihn so sehr, daß er um ihre Hand anhielt und zwar mit Genehmigung seiner Mutter, welche ihre aristo-

kratischen Vorurtheile opferte und ihre Einwilligung gab, weil sie ihren ältern Sohn hinwegsehen sah und durch Strenge den jüngern von sich zu entfernen fürchtete.

Sehr groß war aber in der englischen Familie die Ueberraschung, als der alte Pfarrer, nachdem er sich mit seiner Nichte berathen hatte, selbst erschien, höflich dankte und im Namen Arpalices den Antrag eines berühmten Namens, eines sehr großen Vermögens und, was noch mehr Beachtung verdiente, einer ehrenvollen Liebe bestimmt ablehnte. Der junge Lord glaubte, der Stolz des Pfarrhauses sei durch seinen zu raschen Schritt verletzt worden und verrieth so tiefen Schmerz, daß Lady C. sich selbst entschloß, persönlich mit Arpalice zu sprechen und sie inständig zu bitten, ihre Schwiegertochter zu werden. Die Schönheit, der gesunde Verstand und die Anmuth des jungen Mädchens machten dabei einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie den Kummer ihres Sohnes fast theilte als sie Arpalice in ihrem Vorsatz unerschütterlich fand.

Der junge C. erkrankte und um dieselbe Zeit starb sein älterer Bruder. Der Aufenthalt der englischen Familie in der kleinen Stadt wurde dadurch verlängert. Der Pfarrer besuchte die Lady, brachte ihr milden Trost, erkundigte sich theilnehmend nach dem Befinden des jungen Lords und bemühte sich in jeder Weise sorgsam, die traurige Lage der armen Mutter zu mildern.

Raum war Lord C. wieder genesen, der sein Bett hatte an das Fenster stellen lassen, um von Zeit zu Zeit Arpalice zu sehen, als er sich in den Pfarrgarten schlich und Liebesbriefchen unter den Blumen versteckte, welche die Geliebte pflegte. Auch auf andern Wegen ließ er ihr Erklärungen zukommen, er folgte ihr in die Kirche, kurz er bemühte sich emsig, geheimnißvoll und in romanhafter Weise um sie, welche das Mädchen nicht beleidigen konnte, da er im Voraus schon Beweise von seinen rechtlichen Absichten gegeben hatte.

So verging ein Monat und eines Morgens war Arpalice verschwunden. Da herrschte große Angst und Sorge in dem Pfarrhause; die beiden Schwestern liefen bereits trostlos und händeringend nach der Straße zu, um die Flüchtige zu suchen oder wenigstens etwas von ihr zu erfahren, als der Pfarrer bewegt, aber keineswegs betrübt, aus seinem Zimmer trat, ihnen empfahl, sie möchten sich beruhigen und den Leuten draußen keine Besorgniß und Ueberraschung zeigen. Er selbst, sagte er, habe Arpalice nach Bergamo wegen

einer ihn persönlich berührenden Angelegenheit gesandt, nach welcher ihn aber seine lieben Nichten vor der Rückkehr ihrer Schwester nicht fragen möchten.

Drei Tage nach diesem Morgen reisete die englische Familie nach Venedig ab und von dort wendete sie sich nach Wien. Der junge Lord sah sehr betrübt und traurig aus, wollte aber nicht zugeben, daß seine Mutter neue und dringendere Schritte für ihn thue. Während sie sich nach Osten auf der Straße nach Brescia hin wendeten, schlug der Pfarrer den Weg nach Westen, nach Bergamo, ein und am andern Tage kehrte Arpalice mit ihm in das Pfarrhaus zurück. Sie war sehr blaß und sagte, sie befinde sich nicht wohl, war aber so heiter und liebevoll wie immer. Sie bat ihre Schwestern sie nicht zu fragen und erst nach sechs Monaten, als die frischen Farben der Gesundheit auf ihren Wangen neu erblühet waren, durfte der Pfarrer ihr keusches Geheimniß verrathen. Arpalice hatte den Lord E. geliebt, aber aus Anhänglichkeit an ihre Schwestern sich nicht mit ihm verheirathen wollen.

Der Oheim hatte an dem Tage, an welchem Arpalice die Flucht ergriffen, in dem Schlüssellocke seiner Thüre folgenden Brief gefunden und der gute Alte war als er mir ihn vorzulesen versuchte, so bewegt, daß er damit nicht zu Stande kommen konnte, sondern mir ihn auf die Knie legte. „Nehmen Sie ihn,“ sagte er; „ich komme nicht damit zu Ende, ob ich ihn gleich auswendig weiß.“ Mit seiner Erlaubniß schrieb ich den Brief ab, der also lautete:

„Lieber Oheim, tabeln Sie mich nicht um der Schwachheit willen, der ich erlege; ich habe Alles gethan, um gegen mein Herz zu kämpfen. Diese Leidenschaft, welche man Liebe nennt (ich übersehe wörtlich) muß doch viel schwerer zu beherrschen sein als ich glaubte. Der Herr prüft mich offenbar, um mich zum rechten wahren Gefühl der Furcht und Demuth zu führen. Ach, mein guter Oheim, bewahren Sie mein Geheimniß. Nichts in der Welt hätte mich bewegen können, meinen armen Schwestern zu gestehen, warum ich krank war; Sie aber sind mein Reichthiger, mein Seelforger, mein Vater in Gott, Ihnen gestehe ich mit Beschämung, daß der Kummer mich überwunden hat. Ich bin so unvorsichtig gewesen, mehrere Briefe von jenem jungen Herrn anzunehmen und ich schicke sie Ihnen, lieber Oheim; verbrennen Sie dieselben, damit ich sie nie wiedersehe; sie haben mir zu großen Schmerz gemacht. Sie störten die Arbeitslust am Tage und die Ruhe

„der Nacht. Ich ließ das Gift der Schmeichelei in meine Seele bringen und sogleich war mir seltsamer und beklagenswerther Weise die Achtung jenes Fremden von höherem Werthe als die Segenswünsche meiner Familie.“

„Während die zärtlichsten Liebfosungen meiner Schwestern und die wohlwollendsten Worte mich kaum aus der stillen Melancholie zu wecken vermochten, trieben mir die unsinnigen Redensarten, welche der Lord mir schrieb und die ich im Stillen gierig las, die Blut in das Gesicht und mein Herz klopfte als müsse es zerspringen. Ach, mein lieber Oheim, welche Gewalt hat doch das Lob und wie schwach und ohnmächtig ist unser Herz, wenn wir es ihm geöffnet haben! Die Störung meiner Seelenruhe, die so plötzlich eintrat, als ich sie für unerschütterlich hielt, ist ein Geheimniß für mich. Nie werde ich begreifen, wie ein Mann, den ich gar nicht kenne, mir einige Augenblicke theurer sein konnte als Sie und meine Schwestern. Ein so ungerechtes und verblendetes Gefühl kann nur eine Schlinge des Satans sein.“

„Als ich die Anträge des Fremden zum ersten Male zurückgewiesen hatte,“ sagten Sie mir, „ich möchte wohl darüber nachdenken und Sie fordern mich auf, meiner Neigung zu folgen; Sie wiederholten mir die Worte der heiligen Schrift: es steht geschrieben, die Frau wird ihren Vater und ihre Mutter verlassen. Ich weiß, daß dies das Gesetz in der alten Zeit war. In unsern Tagen aber, in denen es so viele heirathsfähige Mädchen giebt, die sich kein größeres Glück wünschen als sich zu verheirathen, glaube ich nicht, daß es den Männern schwer wird eine Frau zu finden und gleich am ersten Tage, da ich vollkommen ruhig war und gar nichts für Mylord fühlte, war es mir, als müsse ich aus Liebe zu meinen beiden armen Schwestern ein Vermögen zurückweisen, welches mich so hoch über sie gestellt haben würde. Seine Frau Mutter sagte mir zwar, sie würde auch meine Schwestern ausstatten und sie mit mir nehmen; aber Sie, Oheim, konnten Ihre Stellung nicht verlassen und ich vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, mich von Ihnen und dem lieben Häuschen zu trennen, in welchem wir so glücklich mit einander gewesen sind, um lange Kleider zu tragen und in Kutschen in einem Lande zu fahren, das ich gar nicht kenne. Dann sagte ich mir auch, da mich das Vermögen

„nicht verlocken konnte, mich mit dem Lorde zu ver-
 „heirathen, so würde ich auch meine Schwestern
 „dadurch, daß ich den Reichthum mit ihnen theilte,
 „nicht trösten können, wenn sie sich in meiner neuen
 „Familie nicht glücklich fühlten. Denn —, wer
 „weiß? wäre ich vielleicht in meiner Ehe glück-
 „lich gewesen, so hätten meine Schwestern, wenn
 „sie mein Glück gesehen, sich ebenfalls zu verhei-
 „rathen gewünscht und ihren Wunsch nicht erfüllen
 „können.“

„Wenn sie sich aber auch wirklich verheirathet
 „hätten, wären sie vielleicht nicht glücklich gewesen
 „und so wäre unser sonst so glückliches Leben ganz
 „zerstört, unsere Ruhe in Sorgen, in Bedauern, in
 „end- und hilfloses Elend umgewandelt worden.
 „Kurz mein Geist war nicht krank und ich sah an
 „jenem Tage mit einem Male und so deutlich, als
 „hätte ich in einem Buche gelesen, alle übeln Fol-
 „gen dieser Heirath; ich machte Sie selbst darauf
 „aufmerksam und überredete Sie, mich in meinem
 „Vorfatze zu bestärken, wenn ich unglücklicher Weise
 „andern Sinnes werden sollte.“

„Nachdem ich meine abschlägige Antwort ge-
 „geben hatte, klagte aber Mylord so sehr und so
 „eindringlich, daß mein Verstand gleichsam ent-
 „schlummerte und obgleich ich ihm weder durch
 „meine Handlungen, noch durch meine Worte oder
 „Blicke die geringste Hoffnung gewährt habe, bin
 „ich doch heute, nachdem ich ihm ziemlich hart ge-
 „schrieben, er möchte mich in Ruhe lassen und nicht
 „darauf rechnen, mich jemals auf andere Ansicht zu
 „bringen, in meiner Kammer ohnmächtig geworden
 „und mußte, als ich wieder zu mir kam, so heftig
 „weinen, als hätte man mir gesagt, Sie wären ge-
 „storben oder ich hätte eine meiner Schwestern durch
 „den Tod verloren. Da erschrak ich über meine
 „Schwachheit und weil ich mir die plötzliche Stärke
 „jener Zuneigung nicht erklären konnte, sah ich ein,
 „daß es hohe Zeit sei, einen unwiderruflichen Ent-
 „schluß zu fassen, denn ich konnte auf mich selbst
 „nicht mehr mit Sicherheit bauen. Ich schrieb also
 „als Nachschrift zu dem Briefe an Mylord mit we-
 „nigen Worten, daß ich mich aus der Stadt ent-
 „fernte und erst zurückkommen würde, nachdem er
 „abgereiset sei. Ich fügte hinzu, ich hielt ihn
 „für zur ehrenhaft, als daß ich fürchtete, er würde
 „ein armes Mädchen lange ohne Obdach entfernt
 „von ihrer Heimath und ihrer Familie umherirren
 „lassen. Hoffentlich läßt er nicht lange auf seine

„Abreise warten und Sie, lieber Dheim, holen mich
 „ab, sobald er unser Städtchen verlassen hat.“

„Aber, lieber Dheim, glauben Sie nicht, daß
 „das Opfer meine Kräfte übersteige und lassen Sie
 „sich durch Ihre zu nachsichtige Liebe zu mir nicht
 „zu dem Versuche verleiten, mich dies Mal viel-
 „leicht von meinem Vorsatze abzubringen. Ich be-
 „schwöre Sie bei Gott, wenn Sie mich lieben,
 „wenn Sie mich achten, wenn Sie glauben, daß
 „meine Hoffnung nicht auf dieser Welt beruhe und
 „ich würdig sei, nach dem Himmel zu streben, sagen
 „Sie meinen Schwestern von allem dem kein Wort;
 „sie würden sonst vor mir auf die Knie fallen und
 „mir meinen Entschluß schwerer machen, ohne ihn
 „doch erschüttern zu können. Hören Sie, mein
 „lieber Dheim und treuer Seelsorger, ich weiß voll-
 „kommen, was ich thue. Ich leide viel, aber jetzt
 „kann ich den Schmerz ertragen, nachdem ich eine
 „Nacht im Gebet verbracht habe.“

Hier verrieth die Handschrift eine Unterbrechung
 und das Nachstehende war mit sichererer Hand ge-
 schrieben.

„Hören Sie, lieber Dheim, zürnen Sie mir
 „nicht. Sie haben mir das Versprechen abgenom-
 „men, nie irgend ein Gelübde gegen unsern Herrn,
 „die heilige Jungfrau oder die Heiligen abzulegen,
 „ohne Sie vorher um Rath zu fragen. Verzeihen
 „Sie mir, ich sah, daß Sie gegen mich schwächer
 „waren als ich selbst und ich habe mich bei dem
 „Aufgange der Sonne durch ein unwiderrufliches
 „Gelübde gebunden, unverheirathet zu bleiben. Ich
 „gebe Ihnen die Versicherung, daß ich nicht leicht-
 „sinnig handelte.“

„Ich betete, daß der heilige Geist mich erleuch-
 „ten möchte und wählte meine Zeit. Der Mor-
 „genstern glänzte und die Nacht war noch finster.
 „Da sagte ich zu mir: ich will darüber nachdenken,
 „bis das Tageslicht diesen Stern verlöscht hat.
 „Und ich kniete an meinem Fenster nieder, das
 „nach dem Morgen steht. Ich fühlte, daß die
 „Gnade des Himmels sich auf mich niederließ, ja,
 „ich fühlte es, denn in dem Maße wie die Frische
 „des Morgens meine müden Glieder stärkte, er-
 „quickte und stärkte auch ein Hauch vom Him-
 „mel mein Herz. Und in dem Maße wie der
 „Morgenstern erblaste, erlosch die Flamme meiner
 „schuldigen Liebe in mir. In dem Maße wie der
 „Morgenhimmel sich heller und glänzender röthete,
 „wurde meine Hoffnung und mein Glaube stärker.

„Als endlich der erste Rand der Sonnenscheibe über die Gartenhecke sah, wurde ich wie von Entzücken erfaßt; ich glaubte das Angesicht des Heilandes in jener Feuerfugel zu sehen, mein Herz erleichterte sich durch Thränen und Schluchzen der Freude, ich stand unwillkürlich auf, streckte die Arme nach ihm aus und sprach: ich schwöre.“

„Nun ist alles vorüber, lieber Oheim und Sie dürfen mit mir nie wieder vom Heirathen sprechen; seit einer Viertelstunde fühle ich mich so heiter und glücklich, daß ich erkenne, ich habe das gute Theil erwählt und den Willen Gottes erfüllt. Aber weder Sie noch meine Schwestern mögen mir dies als Verdienst anrechnen. Auch wenn Sie nicht lebten, würde ich jetzt den Entschluß fassen, Gott meine freie Seele zu bewahren, die bisher nur ihn angebetet und in dieser Liebe weder Leiden, noch Kummer und Täuschung gefunden hat.“

„Jetzt mache ich mich auf den Weg nach Brescia. Ich werde zu unserer blinden Ruhme gehen und ihr sagen, Ihr schicket mich, um ein Altartuch zu kaufen und ich wartete auf Sie, lieber Oheim. Auf baldiges Wiedersehen hoffentlich!“

Als Giulia und Luigina, die beiden andern Schwestern, den Inhalt dieses Briefes erfuhren, wollten sie in die Arme Arpalices sinken, der Pfarrer aber, welcher ihnen denselben mitgetheilt hatte, als Arpalice eben ihre Blumen pflegte, bat sie vielmehr, mit ihr gar nicht davon zu sprechen. „Verdoppelt Euere Liebe und Zärtlichkeit gegen sie,“ sagte er, „und macht sie, wenn es möglich ist, noch glücklicher als bisher. Liebt und achtet sie noch mehr, wenn Ihr es vermöget und gebt ihr von Zeit zu Zeit, bei passender Gelegenheit, zu verstehen, daß Ihr wohl wisset, welcher hohen Tugenden sie fähig sei, aber versprecht mir, nie eine weitere Erklärung darüber von ihr zu verlangen.“

Sie versprachen es und hielten ihr Versprechen. Als ich den Pfarrer, der mir alles dies erzählte, fragte, warum er so bestimmt Stillschweigen über diese Angelegenheit verlangt habe, antwortete er lächelnd:

„Sehen Sie, jede erhabene, großartige Handlung findet ihre ganz natürliche Erklärung, aber trotz dieser natürlichen Erklärung bleibt die Handlung eine erhabene; es liegt in Arpalice ein unermesslicher, ein ehrwürdiger Stolz, wenn ich mich so ausdrücken darf; gleichzeitig besitzt sie so viel Ehrlichkeit und graden Sinn, daß sie ihr Opfer für das allgeringfügigste von der Welt hält, während sie ihr Schwanken, ihre Hinneigung zu dem jungen Manne und ihr Bedauern,

das sie seitdem überwunden hat, Schwachheiten nennt, deren sie sich schämt. Ich weiß, weil ich ihr Herz genau kenne, daß ihre Schwestern, wenn sie ihren großartigen Muth rühmten, sie mehr demüthigen als ihr schmeicheln würden. Und dann, wer weiß, ob nicht in den andern Schwestern, wenn sie frei solche gefährliche Gespräche führten, eine eitle Neugierde rege gemacht würde? Wer weiß, ob nicht gar die Liebe Arpalices in hellen Flammen aus der Asche aufschlüge? So wie es ist, befinden wir uns alle wohl. Der Giulia und Luigina mußte ich sagen, welchen Dank und welche Bewunderung sie ihrer Schwester schuldig wären, denn wenn ich ganz geschwiegen hätte, würde ich Arpalice die verdoppelte Liebe entzogen haben, die ihr als Lohn für ihre große That gebührte. Aber solche Tragödien müssen in der tiefsten Stille des Gewissens spielen und dürfen keinen andern Mitwiffer und Zuschauer haben als Gott.“

„Uebrigens,“ setzte er hinzu, „sind meine Nichten durch unerschütterliche schwesterliche Liebe vereinigt geblieben. Das Pfarrhaus hat nichts von seiner Nettigkeit, wie der Garten nichts von seiner Pracht verloren. Arpalice blühet frischer als je, wie Sie sehen; man singt noch immer, man lacht wie vorher; man liest „die Nachahmung Christi,“ betet andächtig und Gott segnet die unschuldigen Herzen. Ist aber Jemand heiterer und zufriedener mit seinem Schicksale als die andern, so ist es gewiß Arpalice.“

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Wir haben bereits erwähnt, daß die Pariser mit einander wetteifern, die Hauptstadt zu fliehen und fern von ihrem unruhigen Treiben in ländlicher Abgeschlossenheit den Schatten der Einsamkeit zu genießen; indes giebt es jetzt Sonntage, wo man gerade in Paris bleiben sollte, um diese Sehnsucht nach Ruhe und Stille zu beftiedigen. Gewisse Sonntage scheinen die große Stadt der Abgeschlossenheit des Einsiedlers, dem Schweigen des Trappisten zu überantworten. Sobald der Juli all' seinen Schmuck entfaltet hat, welcher Pariser würde da nicht die Ruhe des siebenten Tages den ländlichen Lustbarkeiten zum Opfer bringen? Es ist wahr, daß der Citoyen von reinem Blute zu seinem Sommerprogramme manche Varianten fügt, die nichts weniger als ländlich sind. Die Instinkte des Städters, der Geschmack, den er im Schooße der Civilisation erworben hat, offenbaren sich sogar in den Excentricitäten, welchen sich unser Sonntags-Landbesucher überläßt. In jenem Gürtel grünender

Xuen und Hügel, Frische athmender Dörfer und schattiger Wäldchen, welche sich um seine Stadt her ziehen, sieht der Pariser ganz andere Dinge als Grün, Bäume, sprudelnde Quellen und rauschende Bäche. Bei weitem die Mehrzahl unserer Bevölkerung interessieren in Montmorency nur die Esel, in Nanterre die Butterstollen, in Grenelle die Matrosen, in Chaumont die Irren, in Sceaux, Meudon und Engghien die Bälle und Feuerwerke; erst vor wenigen Tagen war Versailles nichts weiter für den Pariser als ein Circus. Die letzten Wettrennen daselbst hatten manches Empfehlende: erstens waren es die letzten und zweitens spielten zugleich die großen Fontainen, mit Einschluß derer zu St. Cloud die einzigen, woran sich der Pariser Bürger ergötzt. Indeß schadete die an jenem Sonntage herrschende Temperatur der königlichen Pracht von Versailles in dem Geiste ihrer Bewunderer nicht wenig. Ein kalter Wind hatte den großen Platz rein gefegt, man hustete viel in den Buchengängen und die schönen Laubgewölbe hatten nicht ihren gewöhnlichen Reiz. Die Rajaden des Parks, über ihre Urnen gebeugt, schienen vor Frost zu zittern, während die entschlossensten Könninnen über die Leichtigkeit ihres Flitterpuges seufzten und sich nach Ueberwurf und Mantel sehnten.

Die Bewunderung der Pariser für Versailles ist eine Art religiöser Verehrung und die Ausdrücke, welche diese Verehrung bezeichnen, erscheinen wie gesetzlich vorgeschriebene Formeln. Die Besucher aus den Departements dagegen beurkunden in dieser Hinsicht weniger Fanatismus. Ihr Enthusiasmus hat seine Grenzen: die in dem Auge des Parisers unvergleichlichen Cascaden erscheinen dem Bewohner des Rhoneufers kleinlich und fade; die schattigen Haine nehmen sich im Vergleich mit den Ardennen sehr mager und dürftig aus. Der Bretagner, von Natur nicht eben zur Mythologie geneigt, kümmert sich wenig um die à la Titus coiffirten Apollos. Die Provençalen, welche für die Romantik schwärmen, lachen über die abgezirkelten Gartenanlagen, die streng geometrischen Formen der Beete und die in schnurgeraden Linien gepflanzten Bäume, deren symmetrisch zugestügte Laubkronen an die Perrücken der großen Herren zur Zeit Ludwigs XIV. erinnern. Die Leute aus der Gironde finden allenfalls die Cascaden majestätisch und die Lusthaine nicht ohne Würde, aber sie werfen ihrem Urheber, Lenotre, vor, daß er die Vegetation übermäßig civilisirt und dabei ganz vergessen habe, daß Leben und Bewegung die erste Bedingung der Kunst sind. Das Bild dieser starren Gestaltung der Antike, dieser lateinischen und griechischen Reminiscenz verfolgt sie bis in das Innere des Palastes. Sie kritisirten eben erst die conventionelle Toilette und gezierte Haltung der Gärten —, sollten sie noch weiter etwas zu verschmähen finden? Sollten sie nicht vielmehr diese Aufeinanderfolge von Gallerien, Salons und Prunkgemächern bewundern? Hat der Palast von Versailles nicht schönere Treppen als selbst das Vatican, Säle der Alhambra würdig, Vorhöfe, imposanter als die der größten Kathedralen? Was in aller Welt könnte unser Provençale daran auszufehen haben? — Vielleicht den Mangel an Harmonie, die Durcheinanderwirrung des Meublements, das seltsame

Amalgam, welches die höchst geschmacklose Zusammenstellung von Basreliefs, Gemälden und Statuen darbietet? Nichts weiter als das! Aber ist es wohl erlaubt, zu vergessen, daß der Palast von Versailles allen Berühmtheiten Frankreichs offen steht, daß er eine Art von nationalem Pantheon bildet, und daß jedenfalls der historische Respekt sein Muscum, eben so wie die Wunder seiner Architectur und seiner Gärten, die Rococo-Ornamente, das Meublement von Boule, die gesteppten Bettdecken von Dobel und die zahlreichen scenischen Wandgemälde, das Resultat der Fruchtbarkeit des damaligen Malerpinsels, gegen Verunglimpfung schützen muß?! —

Wie sehr man sich in Paris über den Beifall freut, welchen Madame Biardot in den Hauptstädten Deutschlands geerntet hat, mag folgende Stelle eines vielgelesenen Feuilletons bezeugen: „das Echo eines glänzenden Triumphs, das Geräusch von endlosen Bravos, in gerader Linie von Dresden kommend, bringt in unser Ohr. In einem großen Concert, welches unlängst in der eben genannten Residenz gegeben wurde, sang Madama Biardot die Rolle der Valentine aus den Hugonotten und die der Donna Anna aus dem Don Juan im Beisein der königlichen Familie und die elektrisirten Sachsen belobten die große Sängerin mit einem Blumenregen und enthusiastischem Applaus. Also ist nach Wien, Berlin und München Dresden das Theater der Erfolge dieser trefflichen Künstlerin gewesen —, Frankfurt und Weimar steht der Genuß noch bevor —, ganz Deutschland wird Gelegenheit haben, ihre Virtuosität zu bewundern! — aber wird Frankreich auch bald wieder an die Reihe kommen?“ — 6 —

(Leichtgläubigkeit der unteren Volksklassen in Portugal.) „Wenn die höheren Volksklassen (in Portugal) nicht lesen mögen,“ berichtet L. M. Hughes in seinem „An overland Journey to Lissabon,“ worin viel Interessantes über gegenwärtige Zustände Portugals enthalten ist, „so können die unteren nicht lesen; unter letzteren herrscht eine an's Fabelhafte grenzende Leichtgläubigkeit. Ein Priester erzählte mir vor Kurzem nachstehende Anekdote: —

„Mehrere Frauen meines Kirchsprengels kamen mit thranenden Augen und verstörten Zügen zu mir; ich fragte sogleich, was ihnen zugestoßen, sie antworteten: die abscheuliche Königin Donna Maria habe befohlen, daß allen denjenigen Frauen Portugals, welche den Namen Maria führten, ein Auge ausgestochen werden sollte, weil sie selbst einäugig sei und mithin nicht dulden könnte, daß eine Frau, welche so hieße wie sie, beide Augen behielte. Sie waren von der Wahrheit eines so grausamen und unerhörten Befehls vollkommen überzeugt, denn Vater Beto (ein Migueлист) hatte es ihnen gesagt. Es kostete mir viel Mühe, ihnen die Köpfe zurecht zu rücken und jeden Augenblick glaubten sämtliche Marien meines Dorfes die mit der Vollstreckung dieser fürchterlichen Operation beauftragten Soldaten anlangen zu sehen.“ Uebrigens sucht und weiß Donna Maria ihren Namen geltend zu machen; so ruft derselbe Reisende an einer anderen Stelle seines Reiseberichts, wo er

von der alten römischen Wasserleitung bei Eivas spricht, aus: „Sollte man es wohl glauben, auf den am meisten in die Augen fallenden Theil dieses Meisterwerkes der alten Römer hat Donna Maria die Eitelkeit gehabt das königliche Wappen Portugals nebst folgender Inschrift pinseln zu lassen: „Donna Maria II. Anno Domini 1846!!“ Ich hatte bereits eine ähnliche Erfahrung zu Merida (in Spanien) gemacht. Im Jahr 1610 ließ Philipp III. einige Reparaturen an der schönen römischen Brücke zu Merida machen; nachdem dieselben vollendet waren, schmückte man den Triumphbogen mit den königlichen Abzeichen Spaniens. Als mich mein Weg über die Brücke führte, hatte der Mayoral die Unverschämtheit, sie für ein Bauwerk der Spanier auszugeben, und zur Unterstützung seiner Lüge zeigte er mit stolzer Miene auf jene Abzeichen am Triumphbogen.“

— 6 —

(Hamburger Zeitungsanzeigen) theilt ein eben (bei Brockhaus) erschienenes Werk mit; darunter auch folgende Lomische:

„Zum bessern Erwachen endete am 1. Juni mein geliebter stets rechtswandelnder Mann. Dessen Wittwe.“

„Ein Paar Eheleute wünschen ein Kind auf den Köffel zu nehmen.“

„Heute wurde ein frischer Knabe von meiner Frau leicht und glücklich entbunden.“

„Ein hiesiger Bürger, welcher eine Fußreise in die Schweiz unternimmt, wünscht einen Reisewagen kostenfrei dahin mitzunehmen.“

„Ein einzelner Mann wünscht gegen ihm zu leistende Caution von 2000 Mark unentgeltlich Beköstigung und Logis zu erhalten.“

„So eben frisch auf uns geladenen Limburger Käse bieten wir an.“

„Ein Bürgergardist in Uniform, mit Leder und Gewehr, ist bei der verwittweten M. billig zu verkaufen.“

„Herr Dr. und Senior N. als Hauptpastor ist bei dem Kirchenbeamten K. für einen Schilling zu haben.“

(Getheilte Pferde.) „Von den wunderlichen Sitten der Araber,“ erzählt „der Verstorbene“ in dem eben erschienenen 2. Bande seiner „Rückkehr,“ „bekam ich hier eine Probe. Ich begegnete auf dem Bazar einer ausgezeichneten Stute und wünschte sie zu kaufen, der Reiter war dazu auch willig, aber bald fand es sich, daß sie zehn verschiedene Eigenthümer hatte. Einem gehörte der Kopf, einem der Schwanz, einem dritten ein Vorderbein, das andere Bein einem Vierten und so fort. Da nun alle diese Eigenthümer schwer zusammenzufinden und wahrscheinlich noch schwerer unter einen Hut zu bringen waren, so konnte ich meinen Wunsch auf keine Weise realisiren. Diese bei manchen Stämmen herrschende Sitte erschwert es ungemein, ein gutes Pferd von ihnen zu erlangen. Der Ortsvorsteher erzählte mir, daß sich häufig Europäer, die das Arabische geläufig sprächen und sich auch gleich den Beduinen

keideten, Monate lang bei ihnen aufgehalten hätten, um den Kauf eines werthvollen Pferdes zu Stande zu bringen und daß sie doch nicht selten unverrichteter Sache wieder abziehen mußten.“

(Goethe und Lotte.) Ein Correspondent der N. N. Zeitung (N. B.) giebt interessante Aufschlüsse über Goethes bekanntes Verhältniß zu Lotten. „Ich hatte die Freude,“ schreibt er, „in Neapel von dem Ministerresidenten unseres Hofes in Rom einen Besuch zu erhalten und ich brachte das Gespräch bald auf Goethe, da ich wußte, daß der vielseitig gebildete Diplomat im Besitze der Briefe sich befinde, die einst zwischen seinen Aeltern und deren Freunde, dem jungen Dr. Goethe, gewechselt worden waren. Zum Glücke hatte unser Gönner diese Briefe bei sich und er erbot sich, sie vorzulesen. Man weiß, daß Goethe in Wehlar jene Lotte kennen lernte, die er uns mit allen jungfräulichen Reizen im „Werther“ vorführt. Sie war an einen würdigen jungen Mann verlobt, der damals beim Reichskammergericht angestellt sich mit ihr verband und, bald nach Hannover versetzt, in langjähriger und glücklicher Ehe mit ihr lebte. Es war im Hause des Amtmanns, wo Goethe Lotten kennen lernte und, nachdem sie bereits einem Andern angehörte, jene warme Liebe zu ihr faßte. Man wußte nun wohl, daß die Documente über das Verhältniß Goethes zu Lotten in jenen Briefen existirten, aber man hat doch bis heute noch keine klare Kenntniß von dem wahren Verhältnisse. Man weiß nicht sicher, was im Werther selbst erlebt ist und was der Dichter fingirte. Als ich die Briefe vorlesen hörte, war ich erstaunt nicht nur den Inhalt der erstern im Werther bis auf kleine Specialitäten wieder zu finden, sondern sogar einen Theil der Briefe und ganze Briefstellen wörtlich in den Roman übergegangen zu sehen. Die Mehrzahl der Mittheilungen stammt aus den Jahren 1772 und 1773. Der erste Brief aus Frankfurt meldet dem Brautpaare Goethes freiwillige Entfernung aus ihrer Nähe. Er hatte eingesehen, daß es für ihn unmöglich war, in Lottens nächster Umgebung ohne Gefahr für sich und ohne Anstoß Dritter zu verweilen. Und diese klarbewusste That machte eben ein weiteres Verhältniß möglich, das sich in der Folge der Briefe auf das Schönste und Reinste darstellt. Hier ist die glühende offenbekannte Liebe mit voller Freiheit gegen den Mann wie gegen die Braut als etwas Bekanntes besprochen. Da redet er von der Busenschleife und dem Schattenrisse Lottens und dies geht so fort bis zum Hochzeitstage, wo er den Brief vom 20. Februar im Werther, irre ich nicht fast wörtlich, schreibt und in welchem er den zweiten Platz in Lottens Herz in Anspruch nimmt. Nachdem das junge Paar längst in Hannover sich befindet und als Goethe von der ersten Entbindung Lottens hörte, schreibt er einen gar schönen Brief, in welchem er die Hoffnung und das Verlangen ausspricht, daß der Knabe Wolfgang genannt werden möge und daß er dann zu Gevatter stehen wolle. Er bleibt sich dabei in seiner Stellung immer gleich. Er nimmt das Verhältniß eines berechtigten Liebhabers

in Anspruch, wogegen der Besitz der Geliebten dem Gemahle ungeschmälert offen zuerkannt war. Hätte ich dieses Verhältniß hier nicht in den Briefen klar vor mir gesehen, ich würde ein solches seiner Sonderbarkeit halber nicht für möglich gehalten haben. Bald darauf meldet Goethe dem Ehepaare eine Zusendung und dieses ist — ein Exemplar von „Werthers Leiden.“ Es war dies wirklich eine colossale Indiscretion, die um so stärker erscheint, je mehr Wirklichkeit im Romane sich vorfindet, viel mehr, als irgend ein Leser wohl vermuthet. Ich konnte mein Erstaunen nicht bergen, als ich die betreffenden Briefe vorlesen hörte. In Albert war überdies der Mann Lottens, der Freund Goethes, in einer Weise behandelt, die verlegen mußte. Die Vorwürfe aber, welche ihm die Betroffenen machen, will Goethe gar nicht anerkennen; sie machten keinen Eindruck auf ihn und änderten nichts in seiner Stellung zu den von ihm Preis gegebenen Menschen. Auch gelang es ihm, den Sturm zu beschwichtigen und mit dem Ehepaare in freundlichem Vernehmen zu bleiben. Er wechselt mit ihm Briefe bis in die achtziger Jahre, wo sie sparsamer werden und sich dann verlieren. Diese sämmtlichen Briefe Goethes sind im Geiste jener Frische und natürlichen Herrlichkeit geschrieben, mit welcher er in „Götze“ und „Werther“ ic. die deutsche Nation entzückte und aus dem deutschen Parnass alle die Böpfe hinauspeitschte.“ Leider kann sich der Besitzer dieser Briefe noch nicht entschließen, sie zu veröffentlichen, weil er glaubt, es sei dem kindlichen Andenken an die Mutter nicht gemäß. Mit Recht aber setzt der Berichterstatter hinzu: „ich könnte mir kein schöneres Denkmal einer Mutter vorstellen als diese Gesinnungen eines der größten Männer der deutschen Nation einer so rein weiblichen, edeln und keuschen Frau dargebracht, dieses Bekenntniß einer Neigung, in welcher eine solche Beschränkung und Freiheit zugleich lag, ohne die Goethens und Lottens Stellung zum Gemahle, wie sie uns vorliegt, nicht möglich gewesen wäre.“ Hoffen wir mit ihm, daß der verehrte Sohn Lottens, eben jener hochgestellte Diplomat, seinen Schatz dem deutschen Volke nicht lange mehr vorenthalte! —

Generalcorrespondenz.

Die meisten großen deutschen Vereine und Wandergesellschaften haben ihre erste Zusammenkunft in Leipzig gehalten, auch die erste Versammlung deutscher Tonkünstler und Musikfreunde wird in unseren Mauern am 13. und 14. August und zwar in dem Saale des Gewandhauses abgehalten werden. Man bezweckt eine größere Gemeinschaftlichkeit in den musikalischen Bestrebungen und ein kräftigeres Zusammenwirken für die Interessen der Kunst und der Künstler. Es sollen bei der Versammlung Vorträge gehalten und Mittheilungen und Anträge besprochen werden. Auch ein größeres Concert wird be-

absichtigt. — Wie wir hören, werden wir bald eine musikalische Notabilität mehr unter uns haben, indem Julius Rieg die Stelle eines Musikdirectors am Theater angenommen haben soll. —

Sogar eine schwarze Bathalla steht in Aussicht. In der gesetzgebenden Versammlung von Haiti ist beschlossen worden, in Port-au-Prince eine Kirche zu bauen, in welcher die sterblichen Ueberreste von Dessaline, Riché, Guerrier, Petion und dessen Tochter beigesetzt und Denkmäler der vier Präsidenten aufgestellt werden sollen. Eine Ausdehnung dieser Bestimmung zu einer vollständigen Bathalla wird bald nachfolgen. —

Mit Mühe ist kürzlich ein großer Kunstschatz gerettet worden, eine Sammlung von Gemälden alter Meister, namentlich Werke von Rubens, Dürer, Holbein und Rafael. Sie gehören dem Fürsten Demidow und das Dampfboot, welches die Kisten mit diesen Gemälden nach Italien bringen sollte, verunglückte zwischen Châlons und Macon. Es vergingen acht und vierzig Stunden, ehe die Kisten aus dem Flusse gebracht werden konnten und die Gemälde sollen bedeutend gelitten haben. —

Der Verleger der bekannten Zeitschrift „Illustrated London News“, Little, hat eine neue Druckmaschine erfunden, welche in einer Stunde bis zwölftausend Abdrücke liefert, während keine Maschine jetzt mehr als 5000 in der Stunde zu Stande brachte. Wenn nur auch, sagen die Buchhändler, der Absatz der Bücher in gleichem Verhältnisse mit den Fortschritten stände, welche die Buchdruckerkunst namentlich in der Schnelligkeit macht, die Bücher herzustellen! —

Ein Amerikaner fragt, was ist eine Billion und antwortet selbst: das ist sehr einfach: millionenmal eine Million. Das ist schnell geschrieben und schneller ausgesprochen, aber kein Mensch ist im Stande, es zu zählen. Man kann 160 bis 170 in einer Minute zählen, nimmt man auch 200 an, so zählt man in der Stunde 12,000, an einem Tage 288,000 und in einem Jahre 105 Mill. 120,000. Um also eine Billion zu zählen, braucht man 9512 Jahre 34 Tage 5 Stunden und 20 Minuten. Zieht man aber von der Zählzeit täglich 12 Stunden ab, die der Mensch zum Schlafen, Essen u. s. w. braucht, so würden zum Zählen jener Summe 19,024 Jahre, 68 Tage, 10 Stunden und 40 Minuten erforderlich sein. —

Ein gewisser Crampton hat einen neuen Dampfswagen gebaut, mit welchem man auf der Great Western Bahn in England viele Versuche gemacht hat. Man fuhr damit allein 75 engl. (15 deutsche) Meilen in einer Stunde, ohne daß man die geringste Erschütterung bemerkte. Auch wenn die Maschine schwere Lüge zog, fuhr sie stets schneller als die andern besten Maschinen. Dieser Dampfswagen ist ganz anders gebaut wie die bisherigen und der Führer hat die ganze Maschinerie auf einmal vor den Augen. Seine Vorzüge sind so in die Augen fallend, daß mehrere Eisenbahnen dergleichen Locomotiven bereits bestellt haben. —

Allgemeine Moden-Beilage

Nr. 32.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 61 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Kränzen (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Stäbchen-Rundtän u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Weibles, Gärten, Equipagen, Gärten moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Am Kaukasus.

Nach einer Escherkessen-Überlieferung

bearbeitet

von Ida Fricke.

Jene schmale Gebirgskette, welche das Land zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere dergestalt durchstreicht, daß der Kamm, wo er dem schwarzen Meere näher ist, eine steile, abschüssige, von Schluchten durchfurchte Küste bildet, — jene hohe gewaltige Kette, die die Natur gleichsam als Schutz vor der drohenden Gewalt Herrschaft dem tapfersten und ritterlichsten Volke gegeben, das ist der Kaukasus oder „das hohe Gebirge.“

Wie ein dunkler Wall, von dem die Gletscher und Schneegebirge auf das saftige Grün der Wiesen und auf die niedere Waldung herableuchten, so erscheint, aus der Ferne gesehen, der Kaukasus und der Elbreeck oder glänzende Berg erhebt so hoch und stolz sein zackig gekröntes Haupt wie der Montblanc der Alpen. Zahllose Gebirgsströme und Gießbäche rinnen durch die südwestlich ausmündenden Thäler und bringen als gastliches Geschenk die fruchtbare Erde mit, die sie von den bewaldeten Höhen erbeutet. Eichen, Ulmen und Lorbeer, Wald- und Frucht bäume in üppigster Vegetation, an denen der Weinstock fröhlich emporrankt, gedeihen in den Hochebenen, die sich längs der Thalschluchten am Fuße der zahlreichen Bergspitzen

hinziehen. Noch höher hinauf verdichtet sich die Waldung von Eichen, die dem selten gejagten Wilde eine schützende Heimath bietet, während die nahe See ihren Fischreichthum an die Küste spült. In diesen von der Natur so überaus gesegneten Hochebenen und auf den saftigen Wiesen der Thalgründe weiden ungepflegt und dennoch fröhlich gedeihend die langwolligen oder spiegelglatten Heerden und oft geschieht es, daß der treue Kampfgesährte des Escherkessen, das flinke Ross, mit den Spitzen seiner Mähne die Halme des Grases, in dem es weidet, berührt.

Die beiden Kabardas auf dem Vorder- und Mittelgebirge, die Ebenen an den Ufern des Terek und Kuban, vom östlichen Kaukasus eingerahmt — jene grandiose und doch blühende Bergnatur, welche den Rahmen zu vorliegendem Bilde geliefert — die reizenden Kabardas dürften wohl dem von der Natur verweichlichten Italiener sein schönes Vaterland und die milden Lüfte seiner Heimat vergessen machen. Wenn selbst im Süden Deutschlands die rauhen Uebergangsstürme an den scheidenden Winter mahnen, überkleidet die offenen Gefilde und Hügel der Karbaden schon ein zarter Rasen mit vielfarbigen Blumen und der blaue Sammet der Weiden breitet sich in die schattigen Gegenden. Im April stehen Aepfel, Aprikosen, Mandeln und anderes Obst in voller Blüte und im Mai werden die ersten Früchte gebrochen. Die mit Weinstöcken umrankten Felder bedecken sich mit Mais, oder türkischem Korne und Hirse und den Erntefesten im Juli folgt bald die Weinlese der prachtvollen Trauben, deren

Beeren oft einen Zoll lang, oft ohne Kerne gefunden werden.

Es war um diese Zeit der fröhlichen Erntefeste als in einem Kundscha (Dorfe) der Kabarden, das ist einem aus vierzig bis funfzig Hütten gebildeten Kreise, ein Zusammenlauf entstand, der auf einige Zeit die so gern geübte Arbeit des Auskernens unterbrach. Die Frauen und Mädchen hoben die Kinder von dem mit spitzen Steinen besetzten Brete, das von Ochsen im Kreise herumgeführt das Auskernern unterstützt und die jungen Burschen hielten, neugierig nach jenem Theile des Dorfes spähend, von woher die Meeresluft wehete, den kastanienbraunen Stier, der das Getreide auszutreten hatte, auf der Tenne an.

Es war das, was man jetzt erblickte, auch in der That ein seltsames Schauspiel und wohl geeignet, die liebste Beschäftigung auf Minuten wenigstens zu versäumen. Auf einem mit türkischen Teppichen behangenen Okuh, dem zweirädrigen Karren der Tscherkessen, mittelst dessen nur alte Frauen oder kleine Kinder auf Reisen fortgebracht werden, saß eine Frau über die mittleren Jahre hinaus, aber mit einer Körperfülle begabt, wie sie bei den schlank gebauten, in Leibesübungen gewandten Tscherkessinnen niemals vorkommt. Sie trug Kasan und Beinkleider wie die Bewohnerinnen des Kaukasus, aber doch war der Schnitt verschieden und statt des goldgestickten Seidenkäppchens hatte sie buntfarbig verschlungene Tücher um den Kopf gewunden. Der Oberrock war nicht wie der der Tscherkessinnen von braunem Tuche, sondern von schwerem Seidenstoffe und gegen die Sitte des Landes, in dem sie zu reisen schien, hing der golddurchwirkte Mouffelinsschleier nicht auf den Rücken herab, sondern er hüllte das Antlitz in ein Gewölk dichter Falten. Diesem seltsamen Aufzuge folgten, einige beladene Maulthiere führend, zwei Männer in türkischer Sklaventracht und ihre neugierig umherschweifenden Blicke, so wie, im Vergleiche zu den umstehenden Tscherkessen, ihre gedrückte ungraziöse Haltung würden sie als fremd in diesen Bergen verrathen haben, auch wenn die Frau auf dem Wagen nicht in arabischer Sprache zu ihnen geredet und den Weg, den sie nehmen sollten, ihnen angedeutet hätte. Der Zug, ohne von dem neugierigen Hinzudrängen der Kabardiner sich aufhalten zu lassen, nahm seinen Weg quer über den freien Platz nach einer halbverfallenen Hütte zu, auf deren flachem lehmurchweichten Dache von Baumzweigen ein Weib in ärmlich reinlicher Kleidung saß. Die Frau auf dem Okuh als sie den

Schleier zwischen dem umschatteten Blätterwerke hindurch wehen sah, sprang, wie plötzlich von jugendlicher Schnellkraft belebt, auf ihrem Karren empor und mit der einen Hand an einem der Zeltpfähle, auf denen der Teppich ihr zu Häupten ausgespannt war, sich festklammernd, erfaßte sie mit der andern den Zipfel ihres langen Schleiers und ließ ihn hoch in die Luft flattern. Dieses Zeichen des Willkommens schien von der Bewohnerin des baufälligen Häuschens wohl auch bemerkt, aber nicht verstanden zu werden. Sie erhob sich, musterte die Nahenden, aber machte kein Zeichen der Erkennung. Jetzt hielt das Fuhrwerk unmittelbar an der Thüre der Hütte. Die Reisende stieg ab und ihren Schleier nun mit rascher Hand auseinander reißend, zeigte sie der gaffenden Menge ein vergilbtes unbekanntes Antlitz, dessen einzige Zier ein Paar braune hellfunkelnde Augen waren.

„Sie sieht aus wie eine Melone, die im Felde überreif geworden,“ meinte, seinen Btschiruk — einen schwarzledernen mit Silber verzierten Gürtel — fester, als er schon saß, um den Leib schnallend, ein hochgewachsener Jüngling, der, äußerlich ein ächter Typus des Tscherkessen, wie er sein soll, das schöne Oval des Kopfes auf dem langen edel getragenen Halse wiegte.

„Ich weiß nicht . . . aber bei den Donnern des gewaltigen Jele!“ sprach, seinen kräftigen graugemischten Bart streichend, einer der ältern Männer, „es dämmert mir da wie ein Licht auf. Vor funfzehn Jahren und vielleicht noch darüber zog Dschennet, das wilde Kind, wie sie geheißt ward von uns Allen, nach dem Willen der Eltern mit Hassan, dem alten Sklavenhändler, fort und Dschennet war die Tochter desselben Chubdschuqua, in dessen Hütte das Weib gegangen ist.“ —

„Sie kommt aus dem Harem eines türkischen Großherrn,“ flüsterten die Mädchen und ihre lebhaften feurigen Augen schossen Blitze des Verlangens nach den ledernen Säcken und Kästen, die jetzt von den Maulthieren genommen und der Fremden nach in die Hütte getragen wurden.

Da stieg von dem Hügel, an welchem sich Chubdschuquas unscheinbare Wohnung lehnte, ein junges Mädchen herab und kein Auge war, das nicht von den Schätzen der heimkehrenden Odaliske hinweg nach ihr hin sich gewendet, die, obgleich weder schön noch begütert, das Ziel der Wünsche für alle Jünglinge der Umgegend war. Sie war lang und mager, aber voll imponirender Würde und das röthlich braune

Haar, in lange starke Zöpfe geflochten und bis auf die Hüften herab hangend, bot einen seltsamen Contrast zu den hellblauen, doch sinnig blickenden Augen. Auf dem Rücken trug sie ein Körbchen mit Trauben und die linke Hand schwang mit grazioser Gewandtheit einen Wedel von Maisstroh, die Insekten von sich abzuwehren.

Das junge Mädchen schien es wenig zu beachten, daß sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war und mit freundlichem Gruße ging sie an den Mädchen, mit stolz getragendem Kopfe an den Jünglingen vorüber. Erst als sie an die Hütte kam, wo noch mit dem Abpacken und Umräumen der Maulthiere beschäftigt, die türkischen Sklaven weilten, erst da sah Dissepli, wie die Jungfrau sich nannte, mit bestreulichem Erstaunen um sich und von ihrem Antlitze wich das leicht angehauchte Roth. Jetzt wurde das letzte Kästchen in die gebrechliche Wohnung getragen und einer der Sklaven, der dem erhitzten Thiere eine leichte Wolldecke überbreitete, sah mit so frechen Blicken nach Dissepli, daß in der Seele des jungen Mädchens ein Verdacht rege ward, der die schnelle Entschlossenheit der Tscherkessin zu handeln anregte.

„Männer und Jünglinge!“ rief sie, zu den vorhin noch so unbeachtet gelassenen Kabardinern sich wendend, „ich ahne, man will gewaltsam aus Eurer Mitte mich reißen. Wenn Ihr das duldet, so schwöre ich bei den Wundern des Koran und ich schwöre den Müttern, die mit mir in diesem Kreise stehen, bei Mariam, der frommen duldbenden Mutter — nicht lebend entführt man mich dem Kuadscha.“ —

„Rede Dissepli,“ nahm, vortretend, eine hochbejahrte Frau das Wort, „warum denkst Du so Arges von dem Vater Deiner Mutter, dem Manne, der drinnen in der Hütte schwer genug an dem Jammer des Erbblindseins trägt?“ —

„Sie zeihen mich der Undankbarkeit,“ antwortete seufzend die Jungfrau, „weil ich für eine Schmach, nicht für ein Glück es halten will, eine Sklavin im Harem eines türkischen Großherren zu werden.“

Auch die Männer, besonders aber die Jünglinge, sonst so selten berechtigt, dem jungen Mädchen auf Schrittesweite sich nähern zu dürfen, auch sie benutzten die seltene Gunst der Stunde und traten näher zu Dissepli heran.

„Die Großältern sind arm und erblindet liegt Chubdschuqua schon seit Jahren auf seinem Schmerzenslager,“ klagte mit unverkennbarem Bestreben, die Großältern zu entschuldigen, das geängstete Mädchen.

Sie möchten die verfallene Hütte wieder aufbauen, möchten die nöthigen Haushiere, die bei der letzten Seuche gefallen sind, sich wieder ersetzen und möchten auf ihre alten Tage des Schischlik*) und des süßen Getränkes vom Saft der Traube und des Honigs nicht gänzlich entbehren. Das Alles aber könnte ihnen werden, sträubte gegen das Erbieten des Sklavenhändlers sich nicht mein ganzes Herz und so bin ich freilich die Ungehorsame, aber ich bin es aus Liebe und Stolz zu meiner Heimath.“

„Es ist ein Fluch und eine Schmach für die Kabardiner, daß sie nicht, wie die andern Stämme des Kaukasus, eine Verbrüderung haben,“ bemerkte, die Arme ineinanderschlagend und mit finstern Zusammenziehen der Brauen, einer der Jünglinge.

„Was meinst Du damit?“ fragte Dissepli.

„Weil nicht der Einzelne, weil aber die Verbrüderung gegen die Familie sich waffnen darf,“ antwortete der Befragte.

„So wollt Ihr mich nicht schützen gegen die Schmach, womit Chubdschuquas Armuth mich bedroht?“

„O wir wollten wohl, wenn wir dürften,“ riefen die Jünglinge wie im Chor.

„Nun denn,“ sprach mit stolzer Sicherheit die amazonenhafte Jungfrau, „bei dem Andenken Nißchas, der Mutter der Gläubigen — nicht umsonst soll Dissepli in den Bergen geboren sein, wo einst die Heldenjungfrauen die scythischen Jünglinge bestieg; Gott und mein Dolch werden mich schützen!“

Sie wendete bei diesen Worten ihren festen Schritt nach der Hütte und verschwand im nächsten Augenblicke zwischen den beiden Baumstämmen, welche den Eingang bildeten.

Im Innern der Wohnung, welche Dissepli jetzt betrat, war ein so reges geschäftiges Leben, wie es seit Jahren hier nicht geherrscht, der dumpfen Ruhe gewichen, an die seufzend zwar, aber mit Ergebung das junge Mädchen sich gewöhnt. Der Thüre gegenüber, den halbkreisrunden Raum, der in jeder tscherkessischen Wohnung als Feuerstätte dient, vollkommen ausfüllend, waren — und zwar der Sitte, die nur Ebenbürtigen den Platz am Feuerherde neben dem Hausherrn gestattet, völlig zuwider — die beiden türkischen Sklaven neben Chubdschuqua und seinem Weibe gelagert. Vor ihnen, den Rücken nach dem Eingange gekehrt, stand die Fremde und mühte trotz ihrer er-

*) Spießbraten.

schwerenden Wohlbeleibtheit sich ab, die Säcke und Kästchen, welche umherstanden und lagen, mit geschäftiger Hand zu öffnen. Goldspangen und Perlen, Seidenstoffe und silbernes Geräthe lag in feinem Pelzwerke wohl verpackt vor Dissepplis erstaunten Blicken ausgebreitet und noch waren nicht alle die mitgebrachten Behälter geöffnet. „Sie wollen,“ dachte die Jungfrau, „mit diesem Flitterstaate mich küssen und wollen dem Adler meines Stolzes ein Nas hinwerfen,“ und rasch trat sie vor an die Seite ihrer Großmutter.

„Ach, bist Du es, Disseppli!“ rief, die Enkelin am leichten Schritte erkennend, der blinde Greis, „Du kehrest in ein Haus des Segens, das Du in Armuth und Noth verliehest, zurück.“

„O Vater, meine Mutter,“ sprach Disseppli mit Würde, „wir lebten bis diese Stunde schon in einem Hause des Segens, denn Gott hat meine Arbeit gesegnet, daß wir nie zu hungern gebraucht.“

„Ja, Mädchen, Du hast Recht,“ sprach Chubbtschuqua in mildem Tone, „aber all Deine Mühe und Arbeit konnte nicht die Dürftigkeit von uns und nicht die Erniedrigung konnte sie von Dir wenden, daß Du, eine Freigeborene, vor dem Weibe Inals, des Pscheh*), Dich beugen und von ihren Geschenken dem Vater Deiner Mutter das Leben fristen müßtest.“

„Ich nahm keine Geschenke,“ entgegnete die Tochter der Kabarda mit jenem Stolze, dessen Basis die Natur selbst geheiliget, „wahrlich nein, ich nahm nie ein anderes als einmal das fürstliche Ehrengeschenk, das Inal Dir, mein Großvater, gesendet. Aber Tamara, die Lieblingsgattin des Pscheh, sagt, sie kaufe meine Tressen und Stickereien am liebsten und keine der kabardinischen Jungfrauen verstehe es, das feine Gewebe der Awaren so künstlich nachzuahmen als ich. Soll ich denn aber den Lohn meiner Arbeit missen?“

„Jetzt begrüße unsere Dschennet, die Schwester Deiner früh zu den Schatten versammelten Mutter,“ sprach, auf die Fremde deutend, Chubbtschuquas Gattin. „Sie ist heimgekehrt und bringt den Segen des Reichthums in das Haus ihrer Eltern.“

Disseppli wandte sich ohne Mißtrauen nach der Frau, die, als so nahe Verwandte ihr angekündigt, dennoch eine gewisse Befangenheit gegen das junge Mädchen zur Schau trug. „Sind diese beiden Sklaven Dein Eigenthum?“ fragte statt aller Begrüßung Chubbtschuquas Enkelin die Ddaliske.

„Sie haben mich und die Geschenke, welche ich von meinem Herrn erhielt, hierher geleitet,“ antwortete Dschennet.

„Dann solltest Du,“ nahm Disseppli wieder das Wort, „die Sitten der Heimath, in die Du zurückkehrst, noch heilig genug halten, um nicht den Ehrensitz am Herde von den Sklaven eines fremden Mannes entweihen zu lassen.“

Die Großmutter gebot der stolzen Enkelin Schweigen, aber Chubbtschuqua ließ sich doch herab, sein Verfahren mit der Ueberraschung und dem Jubel des Augenblicks, überhaupt mit der ungewöhnlichen Veranlassung ihres Hierseins zu entschuldigen.

In den Augen der Ddaliske war bei Dissepplis Worten eine blickähnliche Flamme aufgezündet. Sie hatte in heftiger Bewegung zwei Schritte nach der Sprecherin hin gethan und den Arm gehoben, aber wie schnell sich besinnend, blieb sie stehen, winkte den beiden Sklaven ein gebieterisches Hinaus und mit rascher Hand einen kleinen im Gürtel verborgenen Dolch ergreifend, trennte sie die Doppelnacht des Nieders auseinander. Mehrere Goldmünzen fielen zu Boden; sie hob ein Paar davon auf, ließ unbekümmert die andern liegen und eilte, mit einigen arabischen Worten die Sklaven, welche schon bei den Maulthieren vor der Hütte standen, zurückrufend, bis an die Schwelle ihnen nach. Bald darauf sah man die beiden Türken mit den Maulthieren sich entfernen und Dschennet, eine Weile noch ihnen nachblickend, kehrte dann langsamen Schrittes in die Wohnung zurück, die sie vor dreizehn Jahren, eine im frischesten Glanze der Schönheit strahlende Jungfrau, verlassen. Sie trat zu ihrer Nichte, betrachtete mit halb traurigen halb leidenschaftlichen Blicken das junge Mädchen und je länger ihr Auge auf dem gebräunten, aber edlen Antlitze Dissepplis verweilte, je mehr schien in Dschennet die heroische Tochter der kaukasischen Gebirgsvölker ihre Wiedergeburt zu vollenden. „Du hattest Recht mit Deinem Vorwurf,“ sprach sie, ihre beiden Hände auf die ineinander geschlungenen Arme ihrer Nichte legend, „wahrlich, Disseppli, Du hattest Recht.“

Die Jungfrau betrachtete ihre Verwandte jetzt aufmerksamer als zuvor und seltsam — aber es hämmerte beim Anblicke dieser Frau wie Kindheits Erinnerung in ihr auf; sie dachte der verstorbenen Mutter und zwei heiße Thränen rollten über ihre Wangen. Dschennet breitete die Arme der Tochter ihrer Schwester entgegen und vor Freude und Wehmuth weinend

*) Fürst oder Herrscher.

folgte Disseppli dem Rufe, der den Zug ihres Herzens dolmetschte.

„Ach Du arme, arme Dschennet,“ rief, als der erste Sturm der Ueberraschung sich einigermaßen gesänftigt, das junge Mädchen, „was magst Du gelitten haben in der fremden Heimath und unterthan dem fremden Herrn! — Mich hätte der Kummer getödtet.“

Diese Worte mit der wohlhabigen Erscheinung der Harembewohnerin in Verbindung gebracht, würden ein Lächeln des Spottes auf den Lippen des civilisirten Europäers erregt haben; aber anders mußte dieser Contrast hier sich äußern, wo die Civilisation gleichsam als ein naturwüchsiges Produkt freier Kraftäußerung, der moralischen so gut als der physischen, auftritt.

„Die Adigé*) trägt ihre Heimath im Herzen,“ antwortete nicht ohne verletzten Stolz die Dbaliste. „Ich durfte nur die Augen schließen und ich träumte von meinen Bergen; ich durfte nur den Schleier über mein Antlitz werfen und durch sein lustiges Gewebe dümmerte mir in süßer Täuschung die heimathliche Flur entgegen. Als nun mein Sohn den Gemächern des Harems entzogen und keine Pflicht mehr war, die mich zurückgehalten in den duftenden Gärten und den schimmernden Sälen des fremden Landes, das mir nie zum Vaterlande geworden, da trat ich vor meinen Herrn, neigte mein Haupt und mahnte ihn demüthig an sein Versprechen.“

„Demüthig?“ rief Disseppli, mit dem blickenden Auge einer zürnenden Artemis, „demüthig das Weib vor dem Manne?“

„Ach, Mädchen, Du vergiffst, daß ich als Sklavin dem Herrn verkauft war,“ entgegnete Dschennet mit einem halb wehmüthigen, halb vorwurfsvollen Blicke auf ihre Mutter. „Aber wahrlich, ich hatte einen gütigen Herrn.“

„Einen Herrn aber doch,“ meinte Disseppli mit dem verächtlichen Achselzucken einer regierenden Königin, der ihr Minister vergebliche Vorstellungen gegen die neue Steuer gemacht. „Ich möchte doch keinem Herrn gehorchen und wäre er der größte und beste.“

„Du redest wie ein Kind,“ zürnte, die von ihrer Tochter mitgebrachten Herrlichkeiten nochmals musternd, die greise Gattin Chubdschuquas. „Meinst Du, daß es ein leichterer Gehorsam ist, den Du dem Manne schuldest, der den Kalim**) für Dich bezahlt und auf seinem Rosse der neuen Wohnung Dich zugeführt? O Mädchen, preisen wir die Frauen glücklich, denen

*) Sich selbst nennen die Tscherkessen Adigé.

**) Brautpreis.

zwei oder drei Gefährtinnen die Launen des Mannes, dem sie gehören, ertragen helfen.“

Disseppli schüttelte schweigend den edel getragenen Kopf. Sie legte die mitgebrachten Trauben in dem Korbe zurecht und reichte ihn mit einigen freundlichen Worten ihrer Verwandten.

„In welcher Scheide mag wohl der Dolch blitzen, der dieses Nieder zerschneiden wird?“ sprach mit gutmüthigem Scherze und indem ihr Finger über Dissepplis Busen kreuzweis hinsuhr, die mütterliche Dschennet*).

„Der ist wohl noch nicht geschliffen,“ bemerkte die Großmutter mit einem unterdrückten Seufzer. „Wäre Disseppli so gehorsam wie Du, sie läge jetzt in Gold und Seide gehüllt auf den sammetnen Polstern eines türkischen Großherrn.“

„Oder sie läge in den dunklen Teppich gehüllt, mit dem Antlitz nach Süden, unter jenem Erdhügel, den keine Hand mehr öffnet und kein Auge mehr durchdringt,“ versetzte die Jungfrau mit einem melancholischen Lächeln.

„Quäle das Mädchen nicht länger,“ sprach, mit etwas herrischer Ungebuld, den Kopf nach jener Seite hinwendend, wo seine Frau stand, der blinde Greis; „Du änderst wahrlich nichts an dem festen Sinne, den sie von ihrem Vater geerbt. Könnte sie Botuquas Weib werden, es möchte harte Kämpfe geben, denn Temüruqua**) hätte sein Vater den Jüngling nennen sollen.“

„D,“ rief Disseppli mit blickenden Augen, „ich würde Botuquas Willen aus seinen Blicken lesen und würde in meinem Herzen den Schatten dieses Willens finden, ja ich würde gehorchend nur meinen eigenen Wunsch erfüllen.“

Dschennet ließ die Traube, welche sie eben abbeerte, in den Schooß sinken. Sie blickte wechselweise auf die Mutter und Nichte und trat dann mit der Frage hervor: „Wer ist Botuqua und warum kann, wenn sie ihn liebt, Disseppli nicht sein Weib werden?“

„Er kann den Kalim nicht zahlen,“ rief, mit

*) Allgemein bei allen Stämmen der Tscherkessen herrscht die Sitte, den Mädchen im zehnten Lebensjahre ein lebernes Corset über die bloße Haut anzulegen und dasselbe fest anzunähen, so daß die Entwicklung des Busens gänzlich dadurch verhindert wird. Erst der Bräutigam darf mit der Spitze seines Dolches dasselbe aufschlitzen. Ein blaues oder rothes Leibchen überkleidet dieses Corset.

**) Eisensohn.

übergroßer Eile sich des Wortes bemächtigend, die habfüchtige Kenschahän.

„Das ist es nicht eigentlich,“ fiel Chubbtschuqua der Gattin in die Rede. „Obgleich der Jüngling arm und ohne Verwandte ist, die zum Kalim mit beisteuern könnten, so wollte ich um des Mädchens Willen Nachsicht haben und es geschehen lassen, daß er die Hälfte nachzahlt. Er versteht sich gut auf die Verarbeitung des Eisenerzes und die Klängen, Messer und Flintenläufe, welche er fertigt, sind die gesuchtesten der ganzen Kabarda.“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Zwei Feten, welchen der Stempel der Wohlthätigkeit aufgeprägt war, haben die letzte Woche der Hauptstadt bezeichnet. Während man in der Faubourg Saint-Germain, in dem großen Garten des Hôtel d'Escars eine Lotterie zur Unterstützung der spanischen Exilirten veranstaltete, wurde im Hôtel Mabile zum Besten der italienischen Kermath gesungen. Der zuletzt erwähnte Ort, welcher sich in der Regel den profansten Freuden öffnet, war durch die Begünstigung der Fürstin von Belgioso, so zu sagen, geheiligt — gereinigt worden und diesmal verlieh die Musik allein seinen Echos eine Stimme. Wenn die Bescheidenheit sich gefällt, Gutes im Verborgenen — im Schatten zu thun, so kann dies doch füglich nicht im Schatten der geheimnißvollen Gebüsche von Mabile geschehen; und so drang denn auch eine lebhaftete Beleuchtung bis in die grünen Laubgänge und Nischen, so daß die Mehrzahl der Tugenden, welche diese stillen, in ein magisches Dunkel gehüllten Plätzchen gewöhnlich aufsuchen, Mühe gehabt haben würde, das helle Licht zu ertragen. Einige Liebhaber (der Musik?), bei dem Anblick dieses gewaltigen, Alles durchbringenden Lichtglanzes verduht und in ihren Erwartungen getäuscht, machten gar kein Geheimniß aus ihrer Ueberraschung; sie behaupteten die Moralität der Wohlthätigkeit mache diese Moralität der Illuminationen unnütz und es sei durchaus nicht nöthig, da deutlich zu sehen, wo es doch nur darauf ankomme, Musik zu hören. Aber bietet denn ein Concert in den Personen der anwesenden Damenwelt nicht ein der Betrachtung würdiges Schauspiel dar? Gewiß die Schönheit, diese sichtbare Harmonie, kann durch Gaslicht nicht genug beleuchtet werden!

Die große Armee der Pianisten, Sänger und Musiker überhaupt schnürt ihre Bündel und verläßt Paris. Diese Herren wollen jetzt die von der Aristokratie besuchten Badeorte mit ihren Harmonien überfluthen. Auch der Tanz nimmt an der Expedition Theil und folgt leichten Fußes seiner Schwester, der Musik. Der berühmte Cellarius ist in diesem Jahre beauf-

tragt worden, die Badegäste von Bichy tanzen zu machen. Bisher hatte sich Strauß dieses Privilegiums erfreut, allein man sagt, Strauß sei bei seinem Mäcen, dem Minister des Handels, wegen einiger faux pas politiques in Ungnade gefallen. So hat man denn Cellarius zur Leitung der Bälle von Bichy auserkohren; allein wenn die Verwaltung dieses wichtigen Amtes einen geschickten Tänzer erheischt, so kann man diesmal behaupten, daß der, welcher es erhalten hat, auch ein geschickter Rechner ist; das Parquet der Salons von Bichy ist den Sachverständigen und Geriebenen nicht weniger günstig als die Börse und dabei weniger schlüpfrig und gefährlich für den, welcher sich dem Geschäft unterzieht, Andere daselbst springen zu machen.

Einen sehr treffenden Ausspruch Salvandy's, des gelehrten Ministers des öffentlichen Unterrichts, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Als ihm nämlich unlängst in der Kammer der Vorwurf gemacht wurde, daß er mehr Belohnungen mit dem Orden der Ehrenlegion beanspruche, als auf seinen Antheil kämen, denn eine alte Sitte bestimmt ihm nur neun Procent, rief er entrüstet aus: „Wie sollte sich wirklich Jemand in dieser Versammlung befinden, der da meint, daß das Verhältniß von neun Procent der intellectuellen Größe unseres Vaterlandes entspreche? In einer Zeit, wo mit Recht über das maßlose Streben nach groben, materiellen Genüssen geklagt wird, muß man wohl bedenken, daß eine schriftstellerische und wissenschaftliche Laufbahn nicht immer zu Glück und Vermögen führt, und daß Dienste, in dieser Laufbahn geleistet, vor allen andern eine ehrenvolle Auszeichnung verdienen.“

— 6 —

(Die Residenz des kalmuckischen Fürsten Lumene.) Folgende Skizze von einer vornehmen Reisenden ist eben so neu als ergötzlich: — „Die kleine Insel, dem Fürsten Lumene angehörig, erhebt sich ganz allein in der Mitte des Flusses (Wolga). Aus der Ferne gesehen, nimmt sie sich aus wie ein grünes Nest, wie eine Laube, die auf den Wellen ruht und nur auf einen Windstoß wartet, um die reisende Wolga hinabzuschwimmen. Aber je näher man kommt, desto mehr entfalten sich die einzelnen Gegenstände vor dem Auge, die Bäume gestalten sich zu Gruppen und der Palast des Fürsten zeigt einen Theil seiner weißen Façade und die offenen Gallerien seiner Thürmchen. Jeder Gegenstand gewinnt eine entschiedene und anziehendere Form und grenzt sich in deutlichen Umrissen am Horizonte ab, von der sich über die Bäume erhebenden Kuppel der geheimnißvollen Pagode an bis zu der niedrigen, im magischen Schein der untergehenden Sonne schimmernden Kibitka. Die Landschaft, wie sie sich nach und nach vor unsern Blicken gestaltete, mit dem unbewegten Spiegel der Wolga zu ihrem Rahmen, hatte einen seltsamen und tief melancholischen Charakter. Sie glich nichts von dem, was wir je zuvor gesehen, es war eine neue Welt, welche die Phantasie nach Belieben bevölkern konnte, eine von jenen geheimnißvollen Inseln, die man im Traume gewahrt, wenn man funfzehn Jahr alt ist oder die „arabischen Märchen“ gelesen hat, kurz ein Etwas,

wie es dem Reisenden auf seinen Wanderungen nur einmal erscheint.“ Ihren Empfang in diesem seltsamen Palaste schildert die Dame ebenfalls: — „Nachdem die ersten Höflichkeitsbezeugungen vorüber waren, wurde ich in ein sehr schönes Zimmer geführt, dessen Fenster sich auf eine große Veranda öffneten. Ich fand darin einen Toilettenapparat von Silber, sehr elegantes Hausgeräth und mancherlei eben so seltene als kostbare Dinge. Meine Ueberraschung wuchs in demselben Verhältniß, als ich diesen aristokratischen Luxus genauer betrachtete. Vergebens suchte ich nach einem Gegenstande, der mich an die Kalmucken erinnern konnte; nichts um mich her hatte einen Anstrich von couleur locale: Alles schien vielmehr die Residenz eines asiatischen Nabobs zu bezeugen und mit ein wenig Einbildungskraft konnte ich mich leicht in die Wunderwelt der Feen versetzt wähnen, als ich diesen prächtigen, von Wasser umgebenen Palast mit seiner an Balkonen und phantastischen Verzierungen reichen Außenseite und in seinem mit Sammet, reichen Tapeten und Krystallen gefüllten Inneren durchmusterte; die Berührung eines Zaubersabes schien alle diese Herrlichkeiten aus der Tiefe der Wolga herausgelockt zu haben! Und was die Illusion noch mehrte, war der Gedanke, daß ein kalmuckischer Fürst, der Häuptling und Anführer eines jener halbwildten Stämme, welche die sandigen Ebenen des kaspischen Meeres durchwandern, ein an die Seelenwanderung glaubender Verehrer des großen Kama gegründet hatte.“ — s —

(Merkwürdiger Handel zwischen einem Soldaten und einem Priester.) „Kurz vor meiner Abreise“ (von Badajoz) erzählt der bereits von uns erwähnte Reisende (Pughes), „wohnte ich den Vorbereitungen zur Execution eines armen Teufels von Soldaten bei, welcher noch an diesem Morgen erschossen werden sollte. Er hieß Gomez und war trotz der Beteuerungen seiner Unschuld des Hochverraths schuldig befunden worden. Indes mochte die Gerechtigkeit einen Irrthum begangen haben und glücklicher Weise entdeckte man diesen Irrthum, ehe es zu spät war, ihn wieder gut zu machen; in demselben Augenblick, wo der Verurtheilte auf dem Richtplatze erschien, überbrachte man ihm seine Begnadigung, die ihm Ehre und Freiheit zurückgab. Kaum hatte er diese fröhliche Botschaft vernommen, als er, ohne dem Verkünder derselben zu danken, sich wie ein wüthender Stier durch die versammelte Menge stürzte und über Hals und Kopf davon lief. Wohin eilte er so schnell? Alle erschöpften sich in Vermuthungen darüber, aber keiner errieth den wahren Grund; indes wurde das Räthsel bald gelöst. Während Gomez im Kerker die letzten Eröstungen der Religion empfing, hatte er mit dem Cura, welcher beauftragt war, seine Beichte zu hören und ihn zum Tode vorzubereiten, unter andern folgende Unterredung:

„Mein Vater, ich möchte für das Heil meiner Seele gern Messen lesen lassen.“

„Das ist ein Gedanke, der Dich ehrt, mein Sohn,“ erwiderte der Cura.

„Wie viel Messen sind dazu erforderlich?“

„Dreißig würden nicht zu viel sein, mein Sohn.“

„Wollt Ihr Euch der Sache unterziehen?“

„Von Herzen gern.“

„Wie viel verlangt Ihr von mir für dreißig Messen?“

„Du sollst mir zwölf Piafter geben.“

„O! das ist um die Hälfte zu viel, mein Vater.“

Eine lange Erörterung folgte hierauf zwischen Beiden, denn der Priester wollte von seiner Forderung nichts nachlassen und der Verurtheilte war geizig. Endlich verstand sich der Priester aber doch dazu, die Messen für sechs Piafter zu lesen, mit der Bedingung, daß drei davon sogleich, die übrigen nach der Hinrichtung von Gomez's Verwandten bezahlt werden sollten. Als Unterpfand dieser Schuld gab Letzterer seinem Gläubiger bereitwillig sein Taschentuch; aber schwerer fiel es ihm, sich von den drei sogleich gefälligen Piaftern — dem Rest seiner Ersparnisse — zu trennen; indes hatte er auf dieser unvollkommenen Welt kein Bedürfnis mehr und obwohl unschuldig an dem Verbrechen, wofür er so ungerechter Weise die Todesstrafe zu erleiden im Begriff stand, fühlte er doch, als es zu diesem letzten furchtbaren Augenblick gekommen war, sein Gewissen dergestalt von wohl begründeten Vorwürfen belastet, daß er sich entschied, seine Taschen zu leeren und ihren Inhalt dem Priester einzuhändigen, wobei er denselben noch ermahnte, ja keine von den dreißig bedungenen Messen wegzulassen. Der fromme Vater beruhigte ihn hierüber, strich das Geld ein und ging seines Weges.

Allein Gomez war begnadigt worden, war frei; er sah jetzt eine lange Zukunft vor sich. Er hatte Zeit, seine Sünden zu bereuen und abzubüßen. Wozu bedurfte er jetzt noch der dreißig Messen des Cura? Wie sehr konnten ihm dagegen die drei Piafter nützen, deren er sich so unkluger Weise entledigt hatte! Alle diese Gedanken schossen ihm sogleich durch den Kopf, als er seine Unschuld anerkannt sah. Zu dem Cura laufen, mit Gewalt in dessen Wohnung bringen, ihn bei der Gurgel fassen und nicht eher lassen, als bis er das Taschentuch und die drei Piafter wieder herausgegeben, war für unsern Gomez die Sache eines Augenblicks. — s —

(Ueber die Volants der Kleider) sagt ein französischer Schriftsteller: „Die Volants würden uns auf nicht unerhebliche Streitfragen führen, wenn wir gelaunt wären, sie aus einem wissenschaftlichen Gesichtspunkte zu betrachten. Von Muslin, Gaze, Barège und wenn sie gleichsam eine leichte Wolke um eine zarte Sylphiden-Gestalt bilden, scheinen sie uns ganz an ihrem Plage zu sein. Aber bestehen sie aus rauschendem Atlas, aus einem steifen und spröden Stoffe, widerstreben sie den natürlichen Falten des Kleides, werfen sie da und dorthin unerwartete Schatten und Lichter, vermehren sie eine schon an sich achtbare Rundheit und Fülle und machen sie ihre Trägerin einer zu vollgestopften auf ihrem breiten Piedestal unerschütterlichen Puppe ähnlich, so sind sie durchaus überflüssig und unästhetisch. Josephine pflegte hinsichtlich der Knebelbärte zu sagen: — „Ich liebe die Gesichter, welche sie entbehren können.“

Wir lieben unsererseits die Kleider, welche keine Volants nöthig haben.“

Generalcorrespondenz.

Die amerikanischen Kleinhändler und Hausirer übertreffen in der Unverschämtheit, mit welcher sie ihre Waaren anpreisen und das Publicum betrügen, sogar die Juden, welche sogenannte Leinwand auf den deutschen Messen zu unerhört billigen Preisen ausbieten, weil sie nach Texas auswandern wollen, das große Loos gewonnen haben &c. So bot ein solcher amerikanischer Händler vor einiger Zeit unter Anderm eine Weste mit folgender Empfehlung an: „Diese Weste — schöner gelber Grund mit rothen Mustern — diese selbige Weste wurde eigentlich für den Prinzen Albert gemacht und zwar nach einem von der Königin von England zugeschnittenen Muster; er war aber gerade nicht bei Cassé als ihm die Weste in den Palast gebracht wurde und ohne Zahlung wollt' ich sie nicht hingeben. Ich habe ungeheuern Schaden dabei.“ Darauf wird gefordert und geboten und nachdem man von einer ansehnlichen Summe Thaler auf eine nicht eben große Anzahl Groschen heruntergekommen ist, hat der unglückliche Käufer die spottbillige Prachtweste, welche Prinz Albert nicht bezahlen konnte, richtig am Hals. —

Die Engländer, die wie erwähnt schlimmer als die Berliner und Wiener für Jenny Lind schwärmen und zwar so, daß ein Mann, der die Sängerin nicht wenigstens einmal gehört hat, für einen Barbaren gilt und in keinem fashionablen Hause erscheinen darf, haben ein schreckliches Wort für „Lindstieber“ gebildet — jennyindomania. Der Bildhauer Jeannes hat übrigens eine Statuette der Lind als „Regimentstöchter“ geliefert, welche die größte Aehnlichkeit mit der künstlerisch vollendetsten Ausführung verbinden soll und die man deshalb in jedem „Salon“ in London findet. —

Eine französische Zeitschrift hat gehört, daß Schillers Haus in Weimar für 5000 Thaler verkauft worden sei und bringt nun die possierlichsten Folgerungen zu Tage. Zuerst verwechselt sie Schiller mit Goethe und erzählt, Goethe's Haus sei für jenen Preis verkauft worden; dann meint sie Goethe's Ansehen als Dichter müsse in Deutschland außerordentlich gesunken sein, da sein Haus für einen solchen Pappensiel verkauft worden sei. „Es ist nicht möglich,“ sagte sie wörtlich, „daß ein Haus im Mittelpunkte einer großen Stadt (Weimar eine große Stadt!) nur 5000 Thaler werth sein sollte; diese Wohlfeilheit läßt sich nur durch Abnahme der Verehrung für Goethe erklären. Ein Haus bleibt aber gleichwohl immer mehr werth als 5000 Thlr., es müßte denn eine Hütte sein. Nun wissen wir aber, daß Goethe die Hütten gar nicht liebte und daß er einen Palast bewohnte.“ Und nun beginnt die Zeitung eine Straf-

predigt an „Hermanns Söhne,“ weil sie nicht mehr Ehrfurcht vor literarischer Größe hätten. Wir erwähnen diese Albernheit eben nur, weil sie so gar komisch ist. Das Haus, über dessen geringen Verkaufspreis der Franzose sich ereifert, würde kaum mit 2000 Thlr. bezahlt werden, wenn Schiller nicht einst darin gewohnt hätte. —

Die Zeitungen haben sich vor einiger Zeit viel mit der bekannten Schauspielerin Plessy beschäftigt, welche ihren Contract brach und kürzlich von dem Gericht zu 100,000 Francs Schadenersatz verurtheilt worden ist. Das Schicksal der Unglücklichen ist ein höchst rührendes. Sie hatte Alles, was sie besaß, ihr Herz und ihr Vermögen, dem Geliebten gegeben, der ihr oft sagte es fehle ihm zu seinem vollständigen Glück nichts als ein Amt, das ihm Ansehen gebe, nach dem er aber seiner geringen Verdienste wegen nicht streben dürfe. Sie aber versicherte, ihrem Glück fehle nichts als die eheliche Verbindung mit dem Geliebten. Die vornehme Familie des Letztern gab endlich ihre Einwilligung wegen der langen treuen Liebe und der edelmüthigen Opfer der Künstlerin und, ermuntert durch Hoffnung und Liebe, bot das muthige Mädchen Alles auf, um den Wunsch des Geliebten zu erfüllen. Die Aufgabe war schwer, aber was wird einem liebenden Weibe zu schwer? Das gewünschte Amt wurde für ihren Geliebten geschaffen und nun hoffte sie endlich den Lohn für ihre Mühen und Sorgen wie für ihre treue Liebe zu erhalten; die Antwort, die sie erhielt, traf sie wie ein Dolchstoß. Die Familie dankte ihr, sagte aber, das neue Amt, das Herr K. erhalten (durch die Geliebte!), verlange, daß er sich vollkommen standesgemäß verheirathe und daß von dem Opfer, das er ihr früher habe bringen wollen, jetzt unter gänzlich veränderten Umständen nicht mehr die Rede sein könne. Bald darauf verheirathete er sich wirklich mit einem Mädchen aus reicher und vornehmer Familie. Die unglückliche Künstlerin steht mit gebrochenem Herzen auf den Trümmern aller ihrer Hoffnungen und soll noch überdies, wie erwähnt, an den Director des Theaters, das sie aus Liebe zu ihrem Ungetreuen verließ, 100,000 Francs Strafe zahlen! —

Der bekannte Maler Winterhalter hat auf einem großen Gemälde die ganze königliche englische Familie portrairt; die Königin ließ das Bild in einem Zimmer in Windsor ausstellen und die loyalen Engländer drängten sich herbei dasselbe zu bewundern. Binnen vierzehn Tagen wurde es von mehr als 100,000 Personen betrachtet, an einem einzigen Sonntage von 10,000! —

Den Chinesen kommt die Verehrung ihrer Götter sehr hoch zu stehen, wie ein Engländer nach chinesischen Berechnungen mittheilt. Sie verbrennen bekanntlich vor ihren Götterbildern Wohlgerüche und diese Parfümerien, die zu diesem Zwecke im himmlischen Reiche verbraucht werden, sollen jährlich nicht weniger als 90 Mill. Pfd. Sterl. kosten! —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 33.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hüthen, Hüten, Mützen, Kränzen (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, fene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Neubles, Gardinen, Equipagen, Gortien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Am Kaukasus.

Nach einer Escherkessen-Überlieferung

bearbeitet

von Ida Fric.

(Fortsetzung.)

„Ich errathe,“ unterbrach Dschennet den Vater, „er ist noch bei keinem Treffen gewesen oder, was Gott verhüte, er ist ohne seine Waffen zurückgekehrt.“

Dissepli machte eine drohende Bewegung nach ihrer Verwandten. Aber schon hatte der Greis sich wieder des Wortes bemächtigt und führte die Sache seiner Enkelin. „Es war,“ so erzählte er, „vor etwa vier Monden, als der Hadshi *) Guz Beg mit zweihundert und funfzig tapfern Gefährten einen Zug über den Kuban unternahm. Sie konnten die Feuerwaffen nicht brauchen bei diesem Zuge, denn, da sie den Fluß überschreiten mußten, hätten die Flinten durch die Feuchtigkeit gelitten. Nun griff aber der tapfere Haupe, dem Botuqua sich angeschlossen, mit dem Säbel in der Faust die eben mit der Heuernte beschäftigten Russen an, jagte sie in die Flucht und von den zweihundert Sensen, die unsern Tapfern als Beute zurückbrachten, gehörten zwei dem braven Botuqua. Er hat im letzten

*) Keltste. Das ganze Volk der Escherkessen theilt sich in vier Stände: die Pshch, Herrscher oder Fürsten, die Hedshi oder Usden, Keltste oder Edelleute, die Tschocholl oder Freien, das eigentliche Volk und die Knechte.

Treffen am Terek die sieben Bagagewagen mit erobern helfen und hat so viel Beute gemacht, daß er die Hälfte des Kalim, auf dem Kenschachan besteht, wohl zahlen könnte.“

„Warum bereitet Ihr dann das Brautfest nicht?“ fragte Dschennet mit freudiger Ungeduld weiter. „Es soll an glänzendem Geschmeide für die Braut und auch an weichen Teppichen nicht fehlen, dafür laßt mich sorgen.“

Chubdschuqua senkte schweigend sein Haupt auf die Brust und Kenschachan kauerte sich in die bequemste Stellung, die sie nur finden konnte, auf den harten, mit verschossenem Wollenzeuge behangenen Polstern zurecht. Dissepli allein trug das Haupt so aufrecht und stolz als zuvor. Sie blickte mit freiem Auge im Kreise ihrer Verwandten umher und setzte sich dann, den Arm vertraulich um ihre Schultern legend, an Dschennets Seite. „Ich will Dir erzählen, was es ist, das Chubdschuquas Willen bindet,“ sprach sie mit trübem Lächeln, „denn wahrlich, ich sehe keine Schmach in dem Unglücke, das Botuquas Fersen gefolgt ist. Vor einem Jahre lebte Tepsike, Botuquas Mutter, noch und sie lebte in der Hütte des Sohnes mit Kistaman, der Tochter. Da fand eines Abends als er von der Bärenjagd heimkehrte, Botuqua einen Fremden am gastlichen Herde und wie er das erste Wort des Grufes sprach, erkannte Botuqua einen Russen in ihm. Da zuckte seine Hand nach dem Messer im Gürtel und der Wald seiner Brauen zog sich finster zusammen. Aber Tepsike trat vor, warf ihr

Gewand zurück und reichte dem Fremden ihre Brust — er war nun Botuquas Bruder und Gastfreund. So verstreichen zwei Monden oder drei, der Fremde machte oft längere oder kürzere Reisen, er ging ab und zu und trieb seine Geschäfte als Kaufmann. Das ganze Kuadscha sah scheel zu dem Verkehre mit dem Russen und Botuqua mußte mit schwerem Herzen so manchen Tadel und manche Mißdeutung seiner Sohnespflicht hinnehmen. Da war eines Morgens, ohne daß Jemand von seiner Abreise gewußt, der Fremde verschwunden und es ergab sich, daß er Dschennet, die Tochter Indar Dkus, entführt und daß Kistaman von dem Falschen mit Liebe getäuscht worden war. Das aber blieb ein Geheimniß, welches die Jungfrau nur ihrer Mutter vertraut hatte und sie starb wenig Wochen nach der Flucht des Glenden, wohl am Gift des Grames. Bald darauf kehrte auch der Russe zurück und Dkus Familie brachte ihre Klage vor die Volksversammlung. Diese unterstützte die Klage der Eltern und Botuqua ward gerufen; er sollte den verrätherischen Gastfreund ausliefern. Da schwohlen die Andern an des Jünglings Stirn, er stand wie ein zürnender Gott vor den Hadschi. Wie könnt Ihr, rief der edle Jüngling, solchen Verrath, der die schändlichste Feigheit wäre, mir zumuthen! Ich soll die Pflichten eines Konak vergessen, soll vergessen, daß meine alte Mutter dem Manne, den Ihr verfolgt, ihre Brust gereicht, ich soll Euerm Zorne — der Rückgabe und Sühnung verlangt — den Gastfreund preisgeben? — Zuvor müßt Ihr mein Leben nehmen.“

„Die Hadschi schwiegen und auch Dku mußte schweigen. Aber als einer der besten Ueberfälle auf so tückische Weise mißlang, daß die Adige nicht zweifeln konnten, ein Spion habe ihr Vorhaben ausgekundschaftet, da erhoben sich Stimmen, die nannten Botuqua als einverstanden mit den Russen und Botuqua, über diese Anklage entsetzt, schwur, von diesem Verdachte sich reinigen oder im nächsten Treffen sein Leben verbluten zu wollen. Unterdeß war auch Tepsike gestorben; sie hatte dem Sohne das Geheimniß vertraut, wie sie nur den Bitten Kistamans nachgegeben und dem Fremden, der nun zum Mörder ihres Kindes geworden, dem Sohne zum Gastfreunde geweiht. Botuqua schäumte vor Wuth, aber noch hielt er an sein Versprechen sich gebunden. Da trat die große Volksversammlung zusammen und aller Handelsverkehr mit den Russen ward vom Gesetze untersagt. Botuqua war von dieser Stunde an durch seinen Volkseid vom Eide der Gastfreundschaft entbunden. Er athmete freier

und als in unkenntlicher Bekleidung Mundroff, der Russe, noch einmal auf seiner Schwelle erschien, kündigte er ihm Blutrache an bei ihrem ersten Zusammentreffen für den Verrath an seiner Schwester und wies ihn nun für immer von seiner Thüre. Aber Mundroff war gesehen und erkannt worden. Er war den Armen seiner Verfolger entgangen und lauter denn zuvor klagte nun die Stimme des Volkes den edlen Botuqua des Einverständnisses mit den Russen an. Er ward vor die nächste Volksversammlung geladen, die sie halten wollen unter der großen Ulme am Berge Kajere, sobald die Scheibe des Mondes sich rundet. Gelingt es bis dahin dem treuen Jünglinge, seines Feindes sich bemächtigen und der Versammlung ihn stellen zu können, so müste dies wohl den falschen Verdacht entkräften. Aber kaum noch acht Tage oder zehn werden verstreichen, bis der Mond in seinem vollsten Lichte strahlt und vergebens streift Botuqua, den Verräther suchend, in den Bergen und an den Flüssen umher und vergebens ruht der Hammer in seiner Werkstatt.“ —

Es entstand, als Dissepli schwieg, eine lange Pause, während welcher das Gesumme des fröhlichen Völkchens draußen vor der Hütte durch die fingerbreiten Spalten der morschen Wohnung drang und mit dem Trübsumme, der hier herrschte, einen wehmüthigen Contrast bildete. „Was kann es werden, wenn Botuqua den Hund von Russen nicht in seine Gewalt bekommt?“ fragte Dschennet endlich mit leiser gedämpfter Stimme.

„Da hängt viel vom Pschth ab,“ bemerkte der blinde Chubdschuqua, „und der ist nicht Botuquas Freund. Mundroff ist, nachdem das Gesetz schon den Russen bekannt gewesen, in armenischer Tracht in unserm Kuadscha und auf der Schwelle von Botuquas Hütte gesehen worden. Das bringt den Mundroff in den Verdacht des Spionirens und bringt Botuqua in den Verdacht, Gold durch Verrath eingetauscht zu haben. Er wird nicht viel weniger büßen müssen als wäre er des Salzkaufes bei den Russen angeklagt.“

„Nun und dann?“ fragte Dschennet angstvoll gespannt.

„Dann,“ sagte Chubdschuqua, „hätte er das Leben verwirkt, das nur zweihundert Ochsen lösen können.“

„Mehr noch,“ fiel Dissepli mit jener Ruhe, die der Verzweiflung die Hand reicht, in das Wort, „er hat seine Ehre verloren und Botuqua wird nicht leben wollen ohne seine Ehre.“

„Aber ist denn am Fuße des hohen Gebirges der Reinigungszeit nicht mehr giltig?“ fragte Dschennet mit bebender Stimme.

„Der Eid,“ versetzte der blinde Greis, „bindet so lange die strafende Hand des Richters als nicht zwei andere Männer, jeder durch einen Eid, beweisen, daß der Angeklagte falsch geschworen. Aber es wäscht ein solcher Eid die Ehre nicht rein von heimlichem Verdacht und Botuqua will ihn auch nicht schwören und will vom Koran nicht sagen: „das ist das Buch Gottes.““ —

„O Allah, so ist er wohl ein Christ oder Heide?“ rief die Dhaliste, entsetzt aufspringend und ihre Nichte von sich stoßend.

„Ich mag es nicht läugnen,“ entgegnete Disseppli ernst, aber ruhig, „daß von Botuqua gesagt wird, er verrichte oft sein Gebet in der Ruine der alten Christenkirche drüben am Kreuzweg. Deshalb haßt ihn auch der Pschek und die Mollahs verdächtigen ihn bei seinen Landsleuten.“

„Rede mir nicht mehr von ihm, der die Lehre des Propheten verleugnet,“ schrie Dschennet mit abwehrender Geberde.

„Aber Du und ich und alle Stämme des hohen Gebirges, wir feiern in drei Monaten das Fest Mariens, der Mutter Gottes,“ sprach Disseppli mit Würde, „und Botuqua betet zu keinem andern Gott als ich und wir Alle.“

„So lehrt kein Mollah,“ sprach Kenschahans Tochter mit finstern Auge.

„Nein,“ bestätigte die Jungfrau, „aber der unsichtbare Gott lehrt also.“

„Woher, tolles Mädchen, weißt Du das?“

„Höre mir aufmerksam zu, Dschennet, und dann zürne, wenn Du noch kannst. Mein Weg führte an jenem Morgen, da Botuqua zu seinen Nachforschungen auszog, an dem Kreuzwege mich vorüber, wo halb in Schutt zerfallen die Kirche steht, in der einst die Bekenner des Propheten Jesus gebetet. Da erblickte ich Botuqua, mit der Stirn an das steinerne Kreuz gelehnt, das vor dem verfallenen Thore der Kirche steht und das seiner verwitterten Inschrift wegen verehrt wird von allen Bewohnern der Kabarda, obgleich Niemand ihren Sinn zu entziffern weiß. Ich nannte Botuquas Namen und sein Auge wandte sich mir zu, aber Stirn und Wange waren todtbleich. Ich habe diese Nacht am Fuße dieses Kreuzes mein Haupt zum Schlummer gebettet, sprach der Jüngling und der Christengott hat einen so süßen Traum mir gesendet,

daß das Erwachen meinem Herzen ein Schmerz war. Dich, Disseppli, hob ich auf mein Ross, aber nicht wie es die geheiligte Sitte der Väter es will, beim Dunkel der Nacht und beim Leuchten der Sterne, nein, Mädchen, ich führte Dich heim in meine Hütte als bräutliches Gemahl beim vollen Strahl der Sonne und um uns her standen die Hadschi und keiner meiner Freunde fehlte im Kreise. Mein Eid war gelöst, ich hatte meine Ehre gereinigt von dem schmachvollen Verdachte und durfte nun als Botuquas Weib Dich einführen in Deine neue Wohnung, denn gebunden lag Mundroff, der verfluchte Verräther, unter meines Rosses Hufe und das treue Thier zertrat sein zischen- des Haupt. — Botuqua, rief ich verwundert, Du erzählst meinen Traum, erzählst den Traum, den ich in dieser Nacht gehabt, nachdem ich entschlummert war über dem Lesen des Koran und nur wie Du ihn erfahren, kann ich nimmermehr begreifen.

„Da überdeckte eine schöne Röthe des Jünglings Antlitz. Er zeigte mit der Hand in das Gewölk des Himmels und sprach mit einer Stimme, die mir zum Herzen drang, so melodisch wie der Kriegsgefangen in das Ohr des Helben: Disseppli, es ist nur ein Gott, und er hat durch diesen Traum, den einigen Gedanken in zwei Seelen, sich uns offenbart.“

„Ich fühlte an meinem lauten Herzklopfen, Botuqua sage die Wahrheit und ich warf neben ihn am Kreuze mich nieder und betete zu dem Gotte, den Jesus seinen Bekennern und den der Prophet seinen Gläubigen erkennen gelehrt und erleichterten Herzens schied ich von Botuqua.“

„Das wende Allah zu einem glücklichen Ende,“ sprach, die Arme über der Brust kreuzend, die starrgläubige Dschennet; „ich weiß nicht, ob ich Dich recht verstehe.“ —

Da wollte Chubbtschuqua den Mund öffnen und vielleicht seine Tochter belehren, vielleicht seine Enkelin zurechtweisen als ein Geschrei, dem Pfeifen des Windes ähnlich, Anfangs aus weiter Ferne, dann immer näher kommend, sich vernehmen ließ. Aus den Klüften der Felsen, aus den Windungen der benachbarten Thäler schien es zu kommen und im hundertstimmigen Rufe warf das Echo des Waldes und der Berge das schreckliche Harai! Harai! (schlägt Lärm) zurück. Unregelmäßige, bald näher bald entfernter abgefeuerte Flintenschüsse folgten diesem Geschrei und bald darauf war zwischen diesem Lärmen das Gestampfe der Rosse draußen vor der Hütte deutlich zu unterscheiden.

„Das muß ein Ueberfall der Russen sein,“ be-

merkte der Blinde ohne sonderliche Unruhe und gab dann Dissepli den Auftrag, hinaus vor die Hütte zu treten, um zu erspähen, von welcher Seite her der Angriff wohl komme.

Das junge Mädchen gehorchte und erstieg den kleinen Hügel, der die Hinterwand von Chubdschuquas gebrechlicher Wohnung bildete. Sie überschaute nun mit stolzem Lächeln die herbeieilenden Schützen und Reiter und maß beruhigt die Vorkehrungen zu einer vielleicht möglichen Vertheidigung. Die ganze Befestigung des Kuadscha bestand in einer Brustwehr von in die Erde getriebenen und zusammengeflochtenen starken Stäben, die, eine Doppelreihe bildend, in ihrem Zwischenraume mit Erde und Steinen ausgefüllt war. Diese mangelhafte Befestigung, die, um doch die Köpfe der Schützen einigermaßen zu sichern, mit großen Baumstämmen überdeckt war, diente gleichsam als Schießscharte für die Zielenden, welche mit ihren Flinten in die engen Zwischenräume sich drängten.

Disseplis scharfes Ohr erkannte bald die Gegend, von woher das Geschrei sich erhob und fortpflanzte. Die Schüsse nahmen dieselbe Richtung und sie wußte, dort lauert Botuqua auf den Feind, dem er Blutrache geschworen.

Der freie Platz, welcher in jedem tscherkessischen Dorfe beim kreisförmigen Baue der Hütten sich von selbst ergiebt, belebte sich immer mehr. Die schönen regelmäßigen Gestalten der Männer mit dem freien, kräftigen, von Kampflust glühenden Blicke eilten im Schmucke ihrer Waffen stolz und freudig wie zu einem Feste herbei und die bunte kleidsame Tracht und die edle selbstbewußte Haltung ergänzten einander in malerischer Wechselwirkung. Ueber dem vorn auf der Brust zugeknöpften Hemd von rothem Taffet und den eng anschließenden Beinkleidern von blauem Tuche, die mit rothen Stegen an den Füßen befestigt, trugen die Männer je nach Stand oder Reichthum einen Rock von einfarbiger rother oder weißer Seide oder buntem Katune, der durchaus mit Baumwolle gefüttert und gesteppt und an den Enden mit Treppen besetzt oder geflickt war. Die langen Ärmel bedeckten manschettenartig die Hand bis an die Knöchel und, da der Rock so lange getragen wird, bis er in Fetzen auf dem Leibe zerfällt, zeigten sich natürlich herabhängende Franzen von allen Längenmaßen. Darüber war der kürzere blaue oder violette, auch hier und da naturfarbene kurze Oberrock gezogen, dessen Form am besten durch den sogenannten altdeutschen fragenlosen Rock oder die Kitevka zu veranschaulichen sein möchte, auf

dessen beiden Brustseiten die Patronentaschen aufgenähet waren, deren jede etwa zehn hölzerne oder metallene Patronen enthielt. Beide Röcke wurden in der Taille von einem schwarzledernen, mit Silber verzierten Gürtel, dem Btschiruk, zusammengehalten und Dolche und Messer fehlten in keinem. Aber seltsam — durch Kopf und Füße unterschieden sich die Stände der kriegslustigen Bergbewohner am grellsten. Die Kopfbedeckung, allgemein aus einer wattirten Mütze bestehend, welche den Ober- und Hinterkopf bedeckte und von deren Mitte Gold- und Silberstreifen nach dem mit Pelz verbrämten Rande herabließen, diese in Friedenszeiten von allen Ständen getragene und nur mehr oder weniger verzierte Mütze wechselte hier und da mit einer schalenförmigen Eisenhaube, von welcher eine Nacken, Hals und Brust bedeckende Panzerkappe, aus Ringen gefertigt, herabhing. Der gemeine Tscherkesse trägt Schuhe von rohem Leder, die Edelleute gelbe und der Pscheh, der dort, von seinen Usdenen umgeben, auf feurigem Renner heransprengt, ist unter allen diesen Männern der einzige, dem die übererbte Sitte den rothen Schuh erlaubt.

Der Fürst, ein junger schöner Krieger in kräftiger Fülle des Mannesalters, war in die vorhin beschriebene Nationaltracht der Tscherkessen gekleidet; nur daß über dem violetten Oberrock ein silbernes Panzerhemd, für welches Inal einem Daghestaner Kaufmann zweihundert Ochsen gezahlt, die schlankte Gestalt des stattlichen Häuptlings mehr umhüllte als umschloß. Die hintere Seite der Vorderarme war durch blankpolirte Stahlschienen geschützt, die äußere Handfläche durch einen zierlich gearbeiteten Maschenpanzer und den stolz getragenen Kopf deckte ein Helm von polirtem Stahle, mit rothem Federbüschel überschattet. Wie bei den übrigen Tscherkessen hing über der rechten Schulter herab an langem goldfunkelndem Riemen der Scheschcho (krumme Säbel) und seine Krümmung legte sich fast horizontal um den Leib. Statt der Flinte trug der Pscheh im Rückentheile des Gürtels zwei kleine Pistolen und Messer und Dolch mit damascirter und goldausgelegter Klinge mit Koranspruch und Achatknopf als Griff, waren nicht nur asiatische, es wären auch europäische Meisterwerke der Waffenschmiedekunst gewesen.

Die Edlen, dicht um ihren Herrscher geschaart, trugen ähnliche, wenn auch nur eiserne Panzerhemden, Helme oder Stahlkappen und die Funken, die dieses Metall bald geben sollte, sprühten aus ihren Augen. „Männer des östlichen Kaukasus,“ erhob jetzt

Inal seine bröhnende Stimme und was er sprach, stand in so leserlicher Zeichenschrift auf den Gesichtern seiner Zuhörer geschrieben, daß es schien, der Fürst lese nur ab, „Männer des östlichen Kaukasus — hört mich!“

Das wilde Harai, das wie die Linien der sturmgepeitschten Meereswogen die Luft durchschnitten, verstummte plötzlich und die Krieger hielten mitten im Lachen der abgefeuerten Flinten die Hand zurück.

„Es hat kaum dreimal der Mond seine Scheibe gerundet, seit ich Euer Häuptling bin,“ sprach der Pscheh, „und es brauchte nicht länger Zeit, um Eure Tapferkeit kennen und Euern Muth ehren zu lernen. Der Vater meines Bruders, dem wir vor fünf Tagen das zweite Todtenfest gefeiert, hat, uneingedenk der Pflicht eines Adigé, vom klingenden Golde und den hell klingenden Worten des Russen sich blenden, er hat den Namen eines Knásja*) sich gefallen lassen, und hat das Joch der russischen Oberherrschaft auf seinen freien Nacken gelastet. Er begleitete uns nicht auf unsern Streifzügen gegen den Feind, er ließ es geschehen, daß unsere Jungfrauen geraubt, unsere Brüder erschlagen und russische Kundschafter im Gewande des friedlichen Kaufmanns in der Heimath gehegt und gepflegt wurden. Das Alles freilich geschah rücklings und ward vom Feinde und ward vom Herrscher geläugnet, aber es geschah und unsere Selbsthilfe war beschränkt. Da kam der Tag, wo Dschambulats Wittve mit dem weißen Tuche in der Hand klagend zu Füßen des Todtenlagers ihres Gatten stand und ich hatte nun den Vorsitz in der Versammlung meines Volkes. Da schwuren wir ab den russischen Schutz, der das Haupt des Adigé mit Schande bedeckt und bei dem Buche Gottes und bei der Schärfe unsers Schwertes gelobten wir, keines andern Schutzes zu bedürfen als Allahs, unsers Armes und der ewigen Mauer, die Gott in unsern Bergen uns gegeben. Seit jenem großen Tage ist aber noch nichts geschehen, dem trotzigem Feinde jenseits der Linie zu zeigen, wie wir das knechtische Band, das unser Herrscher, nicht wir, mit dem verhassten Grenznachbar geknüpft, mit starker Hand zerrissen und wie die alte Kraft der Freiheit den Männern des östlichen Kaukasus so wenig entrißen ist als ihren Brüdern im Westen und Norden. Schwört mir denn, Ihr Edlen und Ältesten, die ich kampfesmuthig um mich geschaart finde, schwört mir, Männer des freien Volkes, die Ihr es wißt, wie

der Russe den Fluch der Leibeigenschaft in unsere freien Berge getragen, schwört mir, den heimatischen Herd zu vertheidigen bis auf den letzten Mann und schwört mir, wenn jetzt der Feind vom Angriffe absteht, diesen Angriff dann selbst zu wagen.“

Statt aller Antwort stimmten die Tscherkessen, wie auf Verabredung, den in dieser Gegend beliebtesten Kriegsgefang an und die aus den benachbarten Thälern Zurückkehrenden, welche das Kriegsgeschrei fortgepflanzt, stimmten jubelnd mit ein:

„Ohne Zaudern stürzt Euch in die Schlacht, den Säbel in der Hand. Der, welcher Beute im Kampfe macht, ist ein Held; der, welcher in der Schlacht fällt, wird zum Märtyrer, und der, welcher nicht erschlagen wird, hört sein Lob ertönen. Nicht tapfer ist der zu nennen, der einzig im Feuer der Flinten gestanden; nur er, der beim Donner der Kanonen nicht gezittert, der Kanonen, welche die Erde doch beben und die Früchte von den Bäumen fallen machen — nur er sei als tapfer gepriesen.“

Als der Gesang beendet war, erhob sich gellender als zuvor das Kriegsgeschrei, die wieder geladenen Flinten wurden in die Luft abgefeuert, dann herrschte eine Todtenstille und begierig hing jedes Auge am Munde des Herrschers.

Inal stieg vom Pferde. Er ließ sorgfältig die Gegend durchspähen, ob nicht irgendwo ein Spion sich fände und als die Boten von allen Seiten her mit der Versicherung, die Gegend sei unverdächtig, zurückgekehrt, versammelte er die Hadshi und Usdenen um sich, berieth sich mit ihnen und theilte dann den immer neu zuströmenden Kriegern das Resultat ihrer Berathung mit.

Bei der letzten Volksversammlung war der Beschluß gefaßt worden, eines jener Kastelle, welche die Russen allenthalben längs der Küste des schwarzen Meeres hin angelegt haben, einen jener Punkte also, von wo aus sie die Tscherkessen überfallen, nun selbst anzugreifen. Aber durch unvorhergesehene Umstände, durch unerklärlichen Verrath und Mißgeschick aller Art war die Ausführung dieses Vorhabens, worauf die Stämme der großen und kleinen Kabarda doch den Bluteid geleistet, nur halb zur Ausführung gekommen und wenige Beute war mit vielem Blute und manchem Menschenleben erkauft worden. Diesen Schimpf abzuwaschen und die gefallenen Brüder zu rächen war also das nächste Ziel dieses eigentlich im-

*) Knásja, russisch: Tscherkessenfürst.

provisirten Zuges. Durch den unerwarteten Ueberfall der Russen zu diesem Vorhaben gleichsam aufgefordert, wußte Inal die Bewohner der benachbarten Dörfer und Thäler in den Waffen und von Kampflust ange-regt. Er hoffte, den Feind nicht nur zurückzuschlagen, sondern auch bis in seinen Schlupfwinkel ihn verfolgen und die früher bedrohte, jetzt vielleicht weniger verwahrte Beste mit glücklicherem Erfolge überfallen zu können.

Jauchzend beantworteten die Escherkessen diesen Plan ihres Fürsten. Sie leisteten den üblichen Blut-tropfen aushalten zu wollen und da jetzt die Zeit zu dem großen Gastmahle, das sonst vor jedem Ausbruche stattfindet, übel gewesen wäre, wusch man nur die Pferde während der Fütterung noch einige Mal mit warmem Wasser, pugte die schon blanken Waffen abermals und kräftigte sich durch einen tüchtigen Zug aus dem Bu-sabecher und dem Schuatschlauch*). Dann ward das Gomilfätschen**) vorn am Gürtel befestigt, dem häus-lichen Herde Lebewohl gesagt und das flinke, glänzend braune Ross bestiegen.

Während diese Vorbereitungen getroffen worden, war die Dämmerung hereingebrochen. Die Jung-frauen des Dorfes stimmten den Lobgesang auf den Fürsten Pschuqui, den Lieblingshelden der kaukasischen Frauen- und Mädchenwelt, an und mit schweigendem Grusse, langsam, ernst und stolz ritt der Zug, im Fortschreiten wie ein Schneeball sich vergrößernd, aus der Umzäunung des Kuadscha.

*) Hirsebieh und Meth.

**) Gomil, ein Gemisch von Mehl und Honig, das mit Wasser geneht auf Jagd- und Streifzügen oft Tage lang die einzige Nahrung des Escherkessen ausmacht.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

Mittheilungen aus London. Das eigentliche Leben, das Genußleben, beginnt in London um Mitternacht. Die hellerleuchteten Straßen sind so voll Menschen wie ein Ballsaal und nach ein Paar hundert Schritten begegnet man regelmäßig einem freundlichen artigen Manne, der Jedem bereitwillig zu Diensten steht. Dieser geheimnißvolle Freund, dieser gefällige Führer ist — ein Polizeidiener, welcher den Auftrag hat, Leute, die sich in der Riesstadt verirren, nach Hause zu begleiten,

sich zu überzeugen, ob die Thüren und Läden wohl verschlossen sind, die Leute auf den Wunsch derselben zu bestimmten Stun-den zu wecken etc. Die Vergnügungssüchtigen drängen sich be-sonders in einige Gärten, wie Surrey Zoological Garden, Baurhall und Cremorne-Garden. Im erstern ist der bekannte Musikdirector Jullien thätig, ein Mann, der schwerlich seines Gleichen findet. Um von sich reden zu machen und die Neu-gierde des Publikums zu erregen, erscheint er besonders in der auffallendsten Tracht, z. B. in blauem Frack mit gelben Auf-schlägen, rother Weste mit apfelgrüner Einfassung, eng anlie-genden Beinkleidern und großen Reiterstiefeln. So steht er an der Spitze seines Orchesters. Seine Frau bindet die schönsten Bouquets in ganz England und verkauft sie, das Stück zu drei Guineen, an die elegantesten Damen. Kürzlich begleitete Jul-lien unsern Landsmann Pischek auf einer Kunstreise im Lande und verdiente dabei für seinen Theil 3000 Pfd. St. Eines Abends wollte das Publicum von Dublin durchaus ein Lieb Pischeks noch einmal hören, der Sänger hatte aber keine Lust, diesem Wunsche zu willfahren. Jullien trat unter einem furcht-baren Sturme vor und erklärte, Herr Pischek sei zu angegrif-fen. Da flogen von allen Seiten Eier etc. gegen den Redner, der nicht aus der Fassung zu bringen war, seine Verbeugung und Entschuldigungen wiederholte und ruhig stehen blieb, bis das Publicum über die Kaltblütigkeit lachte. In dem Sur-rey-Garten befindet sich auch eine große Menagerie und für den Eintrittspreis von 1 Schill. hört man nicht bloß die Musik, sondern kann auch der Fütterung der wilden Bestien beiwoh-nen. Deshalb lauten denn auch die Ankündigungen in den Zeitungen und die Anschlagzettel wörtlich:

Heute Abend, den . . . große Festlichkeit im Surrey Zoo-logical Garden.

Um fünf Uhr die Thiere.

Um sechs Uhr Herr Jullien. —

Die lange erwartete neue Oper von Verdi ist endlich zur Aufführung gekommen. Sie heißt: Masnadieri und ist nach Schil-lers „Räubern“ bearbeitet. Zwar wurde bei der ersten Auf-führung sehr stark geklatscht und die Lind mußte eine Arie wieder-holen; gleichwohl unterliegt es keinen Zweifel, daß die Oper die schlechteste ist, welche seit Menschengedenken in der italieni-schen Oper zu London zur Aufführung gekommen ist. Jenny Lind sang die Amalie, Gordoni den Karl, Coletti den Franz und Lablache den alten Moor. Statt der Ouverture geht ein Violoncell-Solo voraus und die Oper beginnt mit drei großen Arien hinter einander, aber in allen vier Acten kommt auch nicht ein ansprechendes Musikstück vor. Die Chöre der Räuber, von denen man sich besonders viel versprochen hatte, sind das Allergewöhnlichste, was man nur hören kann. — Um seiner Zeit-ung größere Verbreitung zu geben, ist der Eigenthümer des Jersey Telegraph auf den sinnreichen Einfall gekommen, durch eine Lotterie nachzuhefen. Wer auf die Zeitung mit 8 Schill. subscribirt, erhält zugleich ein Loos zu einer Lotterie, in wel-cher 500, 200, 100, zweimal 25 und zehnmal 10 Pf. Sterl.

gewonnen werden können und wie man hört, macht der Mann vortreffliche Geschäfte. —

(Ahnung?) Der seltsame Vorfall, den wir nachstehend erzählen, beschäftigt einen großen Theil der englischen Presse. Ein Pächter in einer der westlichen Grafschaften Englands begegnete einem Manne, der früher bei ihm gearbeitet hatte und von neuem um Beschäftigung bat. Der Pächter versprach an ihn zu denken, vergaß es aber. Noch einiger Zeit fuhr er in der Nacht plötzlich aus dem Schlafe auf, dann weckte er seine Frau und sagte, er fühle einen fast unwiderstehlichen Trieb, sogleich nach der nächsten Stadt zu reisen, die 30—40 (engl.) Meilen entfernt war, obwohl er nicht wußte warum. Er bemühte sich, das ihn belästigende Gefühl los zu werden und wieder einzuschlafen, erwachte aber zum zweiten Male, stand nun auf, sattelte sein Pferd und ritt fort. Unterwegs mußte er auf einer Fähr übersehen, was aber nur einmal in einer bestimmten Stunde der Nacht geschehen konnte, wann die Post übergesetzt wurde. Als er an dem Wasser ankam, war die Post hinüber, der Fährmann aber noch zugegen, so daß der Ritter hinüberkam. Früh am Morgen erreichte er die Stadt, wußte aber durchaus nicht, was er da vornehmen sollte und um die Zeit hinzubringen, trat er in den Gerichtshof, wo eben die Affisen gehalten wurden. Dem Angeklagten, mit dem das Gericht sich beschäftigte, war durch Zeugen ziemlich bestimmt ein Mord nachgewiesen worden, als er sich aber voll Verzweiflung umsah, erkannte er den Pächter, den er um Arbeit angegangen. Der Pächter mußte sogleich mit auf die Bank der Zeugen sich begeben und durch seine Aussage wurde nachgewiesen, daß der Anklage genau in der Zeit, in welcher er in einem entlegenen Theile der Provinz den Mord begangen haben sollte, in einem andern Arbeit gesucht hatte. Er wurde deshalb freigesprochen und der Pächter erkannte nun, warum es ihn so unwiderstehlich aus seiner Heimath fortgetrieben hatte.

(Tätowirkungskünste.) Melville erzählt in seinem berühmten Reisewerke „Omoo“: „Die Tätowirer von Hivahoo haben die Kunst zur höchsten Vollkommenheit und dadurch die Profession der Tätowirer selbst zu Ehren gebracht; kein Wunder, daß sie, wie fashionable Schneider, ihre Dienste auch sehr hoch anschlagen und zwar so hoch, daß nur die höheren Klassen von ihnen Gebrauch machen können. Die Eleganz einer Tätowirung wird also zugleich ein Zeichen von Rang und Reichthum. Meister von bedeutender Praxis leben in geräumigen Häusern, die durch Gardinen in zahlreiche kleine Zimmer getheilt werden, wo Jeder privatim bedient werden kann. Diese Einrichtung hat aber größtentheils ihren Grund in einem eigenthümlichen Gesez, das bei der Tätowirung beobachtet werden muß und nach welchem sich alle Männer von hohem oder niederm Rang von jedem Verkehr mit Andern zurückhalten müssen. Selbst die wenige Nahrung, die sie genießen dürfen, schiebt eine unsichtbare Hand unter dem Teppich herein. Die dabei beobachtete Diät soll wohl dazu dienen, die Entzün-

dung zu verhindern, die dem Punkturen der Haut folgt; aber selbst bei dieser Vorsicht kommt sie noch schnell genug und es bedarf einiger Zeit, bis sie nachläßt, weshalb denn auch die Periode der Abgeschlossenheit manchmal mehrere Tage, oft ganze Wochen erfordert. Nachdem alle Spuren von Entzündung verschwunden sind, geht der Tätowirer eine Zeitlang herum, doch da des Schmerzes wegen nur immer ein kleiner Theil des Körpers auf einmal behandelt werden kann, so kehrt er bald wieder in seine Klausur zurück und es läßt sich denken, welche ungeheure Zeit verwendet werden muß, den ganzen Körper auf solche Art zu verschönen. Mit einer selbst bei uns unerhörten Eitelkeit verschwenden Manche einen großen Theil ihrer Lebenszeit, einem solchen Künstler zu sitzen oder zu liegen.

Das Jünglingsalter wird zum Tätowiren für die passendste Zeit gehalten und die Freunde des jungen Mannes führen ihn dann in das Haus eines berühmten Künstlers, um dort zuerst die Umrisse gezeichnet zu bekommen, wobei der Künstler in der That ein gutes Auge haben muß, da eine Tracht, die für das ganze Leben bestimmt ist, doch auch gewiß gut zugeschnitten werden muß.

Einige Tätowirer benutzen in eblem Eifer, sich in dieser schönen Kunst zu vervollkommen, zwei oder drei Männer vom niedrigsten Stande — Proletarier, die sich um ihre äußere Erscheinung wenig kümmern — und versuchen an diesen erst ihre Muster und Arbeit. Wenn deren Haut dann über und über zerkratzt ist und kein Stückchen mehr bleibt, irgend einen Schnörkel anzubringen, werden sie entlassen und gehen nachher lebenslang zum Skandal ihrer Landsleute herum.

Außer den regelmäßigen Meistern in dieser Sache existirt auch noch eine Bande schäbiger, vagabondirender Tätowirer, die ihre Dienste der Masse zu einem Spottpreis anbieten. Sie sind aber ein Flecken ihrer Profession, eine Art Fledschuster, die nichts als krumme Linien und Klere auf die Haut zu bringen vermögen.

Generalcorrespondenz.

Das Leipziger Theater führt uns fast täglich neue Gäste zu, doch gelingt es nur wenigen, sich allgemeinen und dauernden Beifall zu erwerben. Am meisten gefiel Fräulein Agthe aus Weimar, eine noch sehr jugendliche, durch Liebreiz und Anmuth, wie durch eine frische und liebliche Stimme ausgezeichnete Sängerin, der jedenfalls eine glänzende Zukunft bevorsteht, wenn sie ihre schönen natürlichen Mittel durch ernstes Studium noch weiter ausbildet. Sie will auch wirklich ein Jahr lang von der Bühne abtreten und sich ausschließlich dem Studium widmen. Neben ihr fand auch ihr Lehrer, Herr Göthe, verdienten Beifall. Wallner erfreute seine vielen Freunde von neuem durch seine herzzgewinnendes gemüthvolles Spiel. Eine jüngere (die vierte?) Heinesfetter, die bekannte Malvina Erck und Andere bemühen sich noch um die Gunst des Publi-

eums, das sich indes seit ziemlich langer Zeit nicht in das Theater gedrängt hat, wie die Directoren auch andern Orts klagen. So zahlten kürzlich an einem Tage die neun Theater in Paris, in welchen gespielt wurde, zusammen 150 Fres. an die Verwaltung der Hospitäler, an die sie bekanntlich ein Zehntel von jeder ihrer Einnahmen abzugeben haben. Der Circus dagegen konnte an demselben Tage allein 180 Fres. an die Armen zahlen. Also auch dort zieht das Publicum die Pferde und Reiterkünste vor. —

Der Dresdener Kunstverein hat einen sehr rühmlichen Entschluß gefaßt. Er will nämlich ein großes Oelgemälde für die zweite Kammer der sächsischen Stände ausführen lassen und zweitausend Thaler dafür zahlen. Deshalb fordert er die Künstler auf, ihm Skizzen einzusenden. Dieser Weg ist gewiß der allein mögliche, die Kunst von neuem innigere Verbindung mit dem Leben zu bringen, dem sie fremd geworden ist, seit die Leute nicht mehr so fromm sind wie im Mittelalter, wo Gemälde aus der biblischen Geschichte u. s. w. stets Käufer und Bewunderer fanden. Wenn alle oder durch nur mehrere unter den vielen Kunstvereinen in Deutschland in gleichem Geiste handelten, statt auf Geradewohl einzelne Gemälde aufzukaufen und viel zu große Summen auf die Ausführung von Kupferstichen zu wenden, bei deren Wahl meist individuelle Liebhaberei entscheidet, würden sie der Kunst weit ersprießlichere Dienste leisten und den Sinn für dieselbe durchgreifender in dem Publicum wecken als auf dem bisher beliebten Wege. —

In Amsterdam wurde kürzlich die berühmte Kupferstichsammlung des Barons Versteek van Soelen versteigert. Galots Werke wurden mit 2200, Hogarths Werke mit 664, das Abendmahl nach Leon. da Vinci von Morghen mit 1512, die Madonna nach Rafael von Müller mit 1040, der Einzug der Henriette Maria in Amsterdam 1648 von Nolpe mit 1140, die Ermordung der unschuldigen Kindlein von Marco Antonio mit 1000, die Reise der Infantin Katharina von Portugal mit 1026, der heilige Paulus in Athen von Marco Antonio mit 1000, der Wagen Auroras von Morghen mit 840 Gulden bezahlt. —

Das am glänzendsten ausgestattete Conservatorium der Musik scheint das in Neapel zu sein. Die Zahl der Zöglinge beläuft sich auf hundert. Sie werden bereits im achten Jahre aufgenommen und dürfen vierzehn Jahre in der Anstalt bleiben, in welcher sie auf Staatskosten nicht bloß Unterricht, sondern auch Wohnung, Kleidung und Kost erhalten. Die Regierung zahlt jährlich über 50,000 Thlr. dafür. An der Spitze der Anstalt stehen zwei Gouverneurs, ein geistlicher Rector, ein Director (jetzt Mercadante) und vierundzwanzig Lehrer. —

Aus Algier ist vor einigen Jahren in Frankreich eine neue Zwiebelart eingeführt worden, welche wohlsmecender sein soll als die bekannte und auch einen Monat früher reift. —

Die Herren Regis u. C. in Paris betreiben ein ganz eigenthümliches Geschäft: sie handeln nämlich mit — Göttern. In ihrem Magazine ist mit großen Buchstaben zu lesen *Dépôt de dieux africains*. Den Hauptabsatz haben sie am Senegal, wo es so viele Könige giebt, als es im Mittelalter in Italien und Deutschland Fürsten gab. Diese afrikanischen Könige bekriegen einander fortwährend um der geringfügigsten Ursachen willen und sobald einer eine Schlacht verliert, dankt er seine „Götter“ ab und bestellt sich andere französische bei Regis u. Comp., die eine ziemliche Anzahl Künstler beschäftigen, welche jene Götzenbilder aus allerlei Material mit Schlangenköpfen, Löwenmähen und Tigertagen herstellen. Erhält ein solcher Potentat am Senegal eine Sendung neuer „Götter“, so fängt er sofort einen Krieg mit einem Nachbar an, um zu versuchen, ob sie gut sind. Die Götterfabrik soll bereits sehr viel Geld eingetragen haben. — Wir haben kürzlich (im Tagesberichte) das glänzende Fest beschrieben, welches der Herzog von Montpensier in dem Walde von Vincennes gab. Es soll 70,000 Thlr. gekostet haben und der König hat in Bezug darauf ein bon mot gemacht, welches wahrscheinlich bald von Mund zu Mund geht. Der König nannte nämlich seinen Sohn statt „Montpensier“ *mon dépensier*. — Diesen Namen wird der Prinz sobald nicht wieder los werden. — In diesen Tagen starb eine Enkelin des berühmten Tipoo Saib im Irrenhause, in welchem sie sich seit ihrer Ankunft in Frankreich befunden und gleichzeitig wurde der Enkel von Fabre d'Eglantine wegen Bettelns verhaftet. Welche erschütternde Lehre für den menschlichen Stolz! — Eine neue Entdeckung, welche der große Pariser Magnetiseur, Baron Dupotet, gemacht, hat die wissenschaftliche Welt in Aufruhr gebracht. Diese Entdeckung besteht in einem Spielbingle, das er den Zauberspiegel nennt und dasselbe sein soll, welches die Professoren der schwarzen Kunst in früheren Zeiten benutzten. Es ist ein kleines Instrument aus Talk oder einem andern mattweißen Metalle. Die Wirksamkeit desselben wird dadurch erklärt, daß der Magnetiseur eine eigenthümliche Kraft auf dasselbe übertrage, es in einer besondern Art magnetisch mache. Freilich wirkt der Zauberspiegel nur auf „empfindliche“ Personen und man hat es bereits erlebt, daß Manche in die fürchterlichsten Zuckungen verfielen als sie sich dem Spiegel nur näherten, während andere entsetzt zurückprallten, weil sie verschiedene Scenen aus ihrem frühern Leben u. s. zu sehen glaubten. — Baron Dupotet erklärt, seine Entdeckung sei ein unberechenbarer Fortschritt und würde zu noch weit wichtigeren Enthüllungen führen. —

Auf einer der französischen Eisenbahnen wird in der nächsten Zeit ein neuer Dampfwagen in Thätigkeit gesetzt werden, bei welchem Aether und kohlen-saures Gas die Triebkraft bilden sollen. Man erzählt Wunderdinge von dieser Locomotive, welche ungeheure Kraft besitzen soll, während die Unterhaltung sehr wenig koste. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 34.

1847.



Preis für ca. 104 hohle Quart.
bogen mit ca. 64 illum. Stahl-
stichen, gegen 600 Abbildungen
der neuesten Moden, kurze Zeit
nach deren Erscheinen in Paris,
London, und Wien, in ganzen
Figuren und in Darstellungen
von Häubchen, Hüten, Mützen,
Fräsuren (f. Männer, Frauen u.
Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Weiß
ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und
Portraits interessanter und be-
rühmter Zeitgenossen (Männer
u. Frauen) Städte-Ansichten u.
Gegenden, die neuerlich die all-
gemeine Aufmerksamkeit erregt
haben, Abbildungen von neuen
Bauwerken und Monumenten,
v. Meubles, Gardinen, Equipa-
gen, Copien moderner Gemälde
z. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Am Kaukasus.

Nach einer Escherkessen-Ueberlieferung

bearbeitet

von Ida Fric.

(Fortsetzung.)

Kaum aber waren die Männer eine halbe Stunde westlich nach dem Meere zu geritten als das bisher immer schwächer gewordene Kriegsgeschrei ringsum verstummte. Kein Schuß ward mehr gehört und ein so tiefes Schweigen, wie die gewitterschwüle Nacht finster zu werden drohte, umhüllte die ganze Gegend.

Inal legte den Finger an den Mund und diesem Befehle gehorchend hielt sofort der ganze Zug. Er winkte einigen der ihm zunächst Reitenden, von den Pferden zu steigen und sie legten sich mit dem Ohre auf den Boden; aber nicht das mindeste Geräusch ward gehört.

Es war kein Zweifel, die Russen, die, wie der scharfzielende Escherkesse spottweise sagt, mit geschlossenen Augen zielen, der angreifende Feind war zurückgeschlagen und sie mußten eilen, wollten sie das nächste Kuadscha noch zwischen der Verschanzung finden. Der Ptschek, der vom Augenblicke des Austrückens an schußfertig geritten war und kein Auge von den Ohren seines Pferdes verwendete, ließ durch ein dumpfes Pfeifen die Schaar zum engen Schlusse auffordern, denn die Nacht brach nun in dichter Finsterniß herein

und das verstummte Kriegsgeschrei hatte mit dem fernem Grollen des Donners gewechselt.

Da sprengten zwei Männer, die zu erkennen die Dunkelheit der Nacht verhinderte, auf sinken Rossen herbei. Der Kleinere im glänzenden Ringelpanzer eilte seinem Gefährten voran, suchte die Reihen zu durchbrechen und zu dem Fürsten vorzubringen. Aber die Finsterniß ließ sein Gesicht, das noch überdies von dem an dem Blechmützchen hängenden Drahtneze bis auf die Augen verhüllt war, nicht erkennen und die Usdenen hielten also, Verrath fürchtend, den kühnen Fremdling von ihrem Herrscher zurück. Da flüsterte der Jüngling einem der Edlen ein Wort in das Ohr und verwundert forschte dieser nun durch den Schleier der Nacht hindurch, an Gestalt und Haltung den unbekanntem Fremdling zu errathen. Es verschaffte dieses räthselhafte Wort aus der dem Volke unzugänglichen Hofsprache, woran Inal und Tamara, seine Lieblingsgattin, die Getreuesten unter den sie umgebenden Edlen erkannten, dieses geheimnißvolle Wort, das nur den Bewährtesten vertraut wurde, verschaffte jetzt dem jungen Kampfgefährten freies Terrain, um an die Seite des Herrschers heran reiten zu können. Hier flüsterte er, zu Inals Ohr geneigt, dasselbe Wort und zog dann mit Blitzesschnelle zwei Steine aus dem Gürtel, die, einige Male rasch an einander geschlagen, hinlänglich Funken gaben, um die Finsterniß der Nacht einige Augenblicke zu durchschneiden. Beim Scheine dieses flüchtig erregten Blitzes gewahrte aber der Ptschek, wie an der Armschiene des jungen Mannes ein Gürtel

befestigt war, den Tamara, sein geliebtes Weib, noch getragen als er sie verließ. Er riß das theure Kleinod, von Angst und aufwallendem Zorne übermannt, vom Arme des Fremdling, der nicht abließ Funken aus seinen Steinen zu schlagen und beim Leuchten dieser Funken sah Inal, wie in einem Sammetstreifen des Gürtels mit goldenen Fäden die Rose eingenähet war, die in der geheimen Sprache des Fürstenpaares so viel hieß als: schütze und vertraue dem, den ich Dir sende. Auf das Aeußerste bestreuet, blickte der Herrscher auf die zarte Gestalt des Kriegers. Der Panzer, den er trug, schien ihm bekannt; ja er fand in dem zackartigen Muster, womit von messingenen Ringen oben am Halse das metallene Hemde verziert und geschlossen war, den kleinen Fehler, welchen er an einem Panzer kannte, den Tamara von ihrem Bruder, dem sechszehnjährigen Jünglinge, nach dessen Tode zum Andenken sich aufbewahrt und den sie alljährig an seinem Todestage dem Dahingeshiedenen zu Ehren trug.

„Du bist's?“ flüsterte Inal seinem Begleiter zu.
 „Dissepli,“ war die Antwort. — „Auf diesem Zuge wird Botuqua seine Ehre rein waschen oder Dissepli wird mit ihm sterben.“ —

Es war eine entsetzliche Nacht. Das Unwetter war in seiner vollen Gebirgswildheit hereingebrochen und Menschen und Thiere beugten sich den allgewaltigen Naturgottheiten. In Strömen schoß der Regen von den zackig aufgethürmten Felsenmassen in die schon unwegsamen Schluchten herab und peitschte die tosenden Wellen des gewaltigen Terek. Schäumend vor Wuth, daß außer ihm noch eine Gottheit diese Berge beherrsche und den Lüften gebiete, schien der brausende Strom der Gewalt des Donners spotten und die Felsen selbst in seine Tiefe begraben zu wollen, so hoch häumten sich seine Wellen, so stürmisch brachen sie sich an den hier und da schon zerrissenen Ufern. In grauer Deutlichkeit beleuchteten die zuckenden Blitze, auf Augenblicke die dichte Finsterniß durchschneidend, die groteske Scene und die Verheerungen, welche der strömende Gussregen in den ungebahnten Schluchten des Thalweges angerichtet, zeigten sich bei ihrem grellen Lichte als lebensgefährlich.

Der Marsch der kleinen, aber kampfmuthigen Schaar hatte müssen unterbrochen werden. Inal hatte den Zug vom Terek und der russischen Festungslinie ab nach den Gebirgen zu geleitet. Schutz vor diesem entsetzlichen Unwetter zu suchen, schien ihm nicht feig, sondern klug und haushälterisch mit den Kräften der

Männer und Rosse, die ihm folgten, verfahren. Als die Krieger eine der schmalsten Stellen des Thales, welches im Hintergrunde von einer steilen Felsenmauer geschlossen wurde, erreicht hatten, gab der Fürst das Zeichen abzusteiern und zuerst die triefenden und ermüdeten Rosse in den geräumigen Felsenhöhlen unterzubringen. Dieser Befehl fand flinke Hände zur Ausführung und dann erst lagerten sich die Männer theils unter die Trümmer einiger Wohnungen, die ein Bergsturz hier zerstört hatte, theils suchten sie Schutz unter den überhängenden Felsen und dem Gezweige einiger zerstreut stehenden Bäume.

Der Pscheh hatte dem Schützlinge seiner geliebten Tamara eine Höhle angewiesen, die, wie die Sage ging, einst in der Vorzeit von einer kriegerischen Jungfrau bewohnt gewesen. Später sollte ein von ihrer Familie und der Bruderschaft verstoßenes Inguischenmädchen hier gelebt, die Schuld eines Vergehens der Liebe abgehüßt und von der ganzen Umgegend die Bezeichnung tapfer und heilig sich errungen haben.

Kaum war Dissepli in die Grotte getreten und hatte den ihr ungewohnten Panzer am Halse ein wenig gelüftet und Kopfbedeckung und Armschiene entfernt als ein Geräusch zu ihren Ohren drang, das nicht von Sturm und Regen und auch von den stampfenden Rossen nicht herrühren konnte, ein Geräusch, welches sie veranlaßte, sich auf den Boden zu werfen und der Gegend, von woher es kommen möge, nachzuspähen. Kaum einige Secunden hatte diese Prüfung gewährt als mit freudestrahlendem Antlitz das junge Mädchen vom Boden aufsprang, in den Hintergrund der Höhle eilte und einen Stein, der zu ihrem eigenen Erstaunen ihren Kräften nicht zu schwer war, von einer breiten Felspalte hinwegrollte. Ein Bret, von diesem Steine vor einer noch breitem Oeffnung festgehalten, fiel prasselnd zu Boden; Dissepli gewahrte eine Spalte, so breit, daß ein Mensch, auf Händen und Füßen kriechend, recht füglich hindurchschlüpfen konnte. Nun achtete sie nicht des strömenden Regens, den der heulende Sturm ihr in das Gesicht peitschte, sie achtete nicht der züngelnden Blitze, die ihr schmerzhaft in das Augenlicht zuckten; sie schien in diesen grauenvollen Momenten nur einen Sinn, nur eine Befähigung des Gefühles zu haben: es war das Gehör. Mit möglichster Vermeidung alles Geräusches schmiegte sie sich durch die unbequeme Oeffnung der Grotte, kroch gebückt an der linken Seite des Felsens hin und — sie hatte sich nicht getäuscht — ihr scharfes Ohr vernahm jetzt nicht nur deutlich Botuquas

wohlbekannte Stimme, nein — sie war dem theuern Freunde so nahe, daß trotz Sturm und Regen in den Zwischenträumen, wo der Donner schwieg, einzelne Worte und halbe Redefätze vollkommen von ihr verstanden werden konnten. Da faßte die kühne Jungfrau schnell einen Entschluß, der vielleicht des Geliebten Leben und Ehre retten, der das Licht der Wahrheit in die finstere Anklage, die gegen ihn erhoben war, bringen konnte.

So leise, wie sie gekommen, schlich sie sich wieder zurück in die Höhle, trat nach der Seite der Thalschlucht heraus und bat einen der ausgestellten Wächterposten, sie schleunigst zum Herrscher zu führen. Nach einiger Zögerung deutete der Ischerkesse auf eine etwas weniger als die übrigen verfallene Hütte, aus deren Dachöffnung ein schwacher Rauch aufzusteigen versuchte, der aber machtlos von dem strömenden Regen in die Hütte, der er entfliehen wollte, zurückgetrieben ward.

„Herr, ich bitte Dich, folge mir,“ waren Disseplis erste Worte, als sie zwischen die gesunkenen Baumstämme des Raumes trat, der einst ein menschliches Obdach gewesen — und der Pseh, sich abmühend, das durchnähte Holz zum Brennen zu bringen, wandte sich bei dieser Aufforderung erstaunt nach dem jungen Mädchen.

„Herr, ich beschwöre Dich bei den Wundern, die der Prophet uns verkündet, folge mir,“ bat, ihre Hände gegen die Brust drückend, Botuquas Geliebte immer dringender.

„Was hast Du vor?“ fragte Inal halb zweifelhaft, halb über die sichtliche Aufregung der Jungfrau bestürzt, „und warum überhaupt giebst Du den Gefahren dieses Zuges Dich preis?“

Dissepli machte ein Zeichen heftigster Ungeduld. „Tamara, Deine edle Gemahlin, weiß Alles,“ sprach sie mit fliegender Eile, „sie lieh mir diesen Panzer und lehrte mich das fremde Wort einer fremden Sprache, die Dich, o Herr, mitten unter Deinem Volke ein Fremder sein läßt. Ich wußte Botuqua in dieser Gegend, die wir durchziehen mußten, ich wußte ihn lauernd auf den Mörder seiner Schwester, den Schänder seiner Ehre, den Verräther seines theuern Heimatlandes und es litt mich nicht daheim am ruhigen Herde.“

„Du schwaches Weib, was kannst Du dem Manne nützen, der seinen Gegner oder sein Grab finden wird?“ warf der Pseh, mitleidig lächelnd, dazwischen.

„Ach!“ sagte das junge Mädchen mit so strahlendem

Auge, als spreche sie von dem nahen Tage ihrer Vermählung, „ich habe einen Traum gehabt, der sprach so seltsam und mit so geheimer Ahnung zu mir.“

„Einen Traum?“ fragte Inal noch einmal lächelnd.

„Einen Traum,“ bestätigte Dissepli, „den ein alter Mollah in der Grotte des heiligen Berges Kajere mir also gedeutet: Botuqua wird glücklich und geehrt werden, wenn durch sein Schwert Dein Blut geflossen.“

„O Heldenmädchen!“ rief jetzt der Fürst begeistert, „das dein Leben geringer achtet als des Geliebten Ehre. Der kann kein Feind seines Volkes sein, der so von einer edlen Jungfrau geliebt wird.“

„Meinst Du, daß Tamara anders handeln würde, so kennst Du die treue Gefährtin nicht, die Allah Dir zugeführt,“ sprach Dissepli mit Würde. „Nun aber Herr, versage meinen Bitten nicht länger Dein Ohr.“

„Wohin führst Du mich?“ fragte Inal seinen Helm festknallend.

„Ich habe Botuquas Stimme erkannt,“ entgegnete das junge Mädchen, „und wenn mich nicht Alles täuscht, so hörte ich mit Mundroff, seinem Feinde, dem er Blutrache geschworen, den Geliebten verkehren.“

„Mit dem Ruffen?“

„Es scheint mir, daß der Feigling in das geheiligte Asyl der verfallenen Christenkirche sich geflüchtet und dort freilich kann Botuquas Arm ihn nicht erreichen.“

„Die Ruine ist unzugänglich von diesem Thale aus.“

„Die Höhle, welche Du mir angewiesen, ist durch den Felsen gebahnt und öffnet sich im Hintergrunde nach der Kirche zu. Beobachte und höre von dort aus, was Botuqua mit dem Feinde spricht, an den er die Angriffspläne seiner Gefährten verrathen haben soll.“

„Du hast Recht, Dissepli, und noch zwei Hadschi sollen uns begleiten,“ sagte der Herrscher, bei diesen Worten eilig das gebrechliche Obdach verlassend; „führe uns schnell.“ —

Bald nach dieser Unterredung stand Inal mit den beiden Ältesten und hinter ihnen Dissepli unter einem überhangenden Felsentriffl und sie suchten auf Unkosten des Athmens die Schärfe ihres Gehörs zu verdoppeln. Der Donner, als wäre die Natur selbst dem Vorhaben der Männer günstig, grollte nur noch in der Ferne und der Regen ließ mit seinem plätschernden

Geräusche in seinem äußersten Grimme wenigstens nach. Nur die Blitze durchschnitten nach wie vor die todteschwarze Nacht und der Sturm sang in den Felsenklüften sein heulendes Lied. Lange vernahm man keinen Laut einer menschlichen Stimme und schon zog der Psech, über diese Täuschung verstimmt, die Stirn in finstere Falten und hielt mit Mühe nur eine scharfe Bemerkung gegen Dissepli zurück als der immer leiser pfeifende Wind von dem nur einige Schritte entfernten Gemäuer her ein Geräusch wie das eines herabrollenden Steines ihm zutrug. Die Lauscher alle vier hatten das Geräusch vernommen und sie regten durch stumme Zeichen einander zu größerer Aufmerksamkeit an. Die Ruine der alten Christenkirche, welche in diesem Augenblicke für die Tscherkessen ein so wichtiger Gegenstand ihrer Beobachtung war, bestand eigentlich nur noch in einem hier und da in Schutt verfallenen Biederke von Mauern, deren jede etwa hundertundfünfzig Schritte lang sein mochte. An der südlichen Vorderseite dieses nichts weniger als unzugänglichen Gemäuers schien einst ein ediger Thurm mit Fenstern gestanden zu haben, denn es ragte eine kleine Erhöhung mit Lücken in den Steinmassen über dieser Seite der Mauer empor, die deutliche Spuren von Fensterwölbungen darbot. Nichts hatte hier dem Zahne der Zeit getrotzt als eine stark mit Eisen beschlagene Thüre, deren Flügel zwar nicht geschlossen, aber doch noch so weit in Stand gehalten waren, um ihrer Bestimmung einigermaßen zu genügen und das eigentliche Heiligthum dieses melancholischen Ortes, das an der Nordseite der Ruine aufgerichtete steinerne Kreuz, vor dem ersten Anlaufe vielleicht eines fanatischen Mollah zu schützen. An dieses mit Ephen und wildem Weine malerisch umrankte Kreuz stand ein Mann gelehnt, aus dessen tiefen Augenhöhlen, hätte das Licht der Sonne sie beleuchtet, ein Kampf der Verzweiflung dem Beobachter entgegen gezuht haben würde, wie nur das höchste Unglück oder der höchste Trost ihn hervorrufen kann. Diesem unglücklichen bleichen Manne mit dem Entsetzen auf der kalten Stirn und der vor Haß und Angst zitternden Lippe gegenüber, in einer der breiten Fensterhöhlungen des noch leidlich erhaltenen Thurmes saß, die eine Hand an das Schwert, die andere an das Messer im Gürtel gelegt, ein Jüngling, dessen Wange vor Fieber, dessen Auge vor Kampfeslust glühte und dieser Jüngling war Botuqua. Seit zwei Tagen saß er hier, auf den Feind lauend und den Augenblick ersahnend, wo der Verhasste, von Hunger und Durst bezwungen, sein schützendes Asyl

würde verlassen müssen; aber der ersahnte Augenblick schien nicht kommen zu wollen. Mundroff war, des Umstandes noch nicht zu gedenken, daß er sich dem Schläfe überlassen durfte, während Botuqua dies nicht wagen konnte, auch außerdem in großem Vortheile gegen den jungen Tscherkessen. Die Weinranken, welche in reicher Fülle das steinerne Kreuz umliefen, hatten einige Früchte gehabt, die, wenigstens zur Hälfte gereift, dem Hungernden und Dürstenden eine kleine Erquickung boten. Er und Botuqua hatten schon seit vierundzwanzig Stunden den mitgebrachten Mundvorrath aufgezehrt und Jeder wartete nun angstvoll und in peinlicher Spannung, daß der Andere es sein werde, den der Hunger aus dieser Freistätte vertreibe.

Botuqua hatte, als die Geliebte ihn gehört, die ersten Worte mit dem Verfolgten gewechselt; jede Frage des bedrängten Feindes war bis dahin von dem stolzen Jünglinge unbeantwortet geblieben. Aber die Gewalt des gräßlichen Unwetters, mit der Dual des Hungers verbunden, hatte von Seiten Mundroffs eine Unterhandlung zur Folge gehabt, der Botuqua mit dem ganzen Zorne seiner Verachtung und seines beleidigten Nationalstolzes geantwortet. Dann war das frühere Schweigen zwischen den beiden Feinden zurückgekehrt.

„Was soll es aber endlich werden,“ nahm, als die Kälte des nahenden Morgens durch seine nassen Kleider ihm auf den Leib drang, Mundroff abermals das Wort, — „Du noch länger als ich hast nicht gegessen.“

„Mich sättigt mein Haß,“ antwortete dumpf der Tscherkesse.

„Aber Du verführst wie ein Wahnsinniger und stirbst einen Tod, den Niemand Dir dankt und den kein Lieb im Munde der Sänger verherrlichen wird.“

„Sorge um Dich selbst, Heuchler!“

„Noch einmal, Botuqua, ich trage so viel Gold bei mir, daß Du für Dissepli den Kalim zahlen oder mit dem Mädchen fliehen und im Nachbarlande wie ein Fürst leben kannst. Sei nicht grausam gegen sie und Dich.“

„Schweig, Bube, oder ich vergesse die Heiligkeit des Kreuzes, an das Dein feiger Arm sich klammert wie das schwächliche Kind an das Gewand der Mutter.“

„So komm und laß uns kämpfen auf Leben und Tod,“ schrie mit dem Muthe der Verzweiflung Mundroff, denn er wußte wohl, daß Hunger und Schlaflosigkeit einen Tscherkessen so bald nicht aufreiben.

„Dein stinkendes Blut wäscht meine Ehre nicht rein,“ sprach Botuqua kalt und verächtlich.

„Nun aber, bei den Wunden des Kreuzes! was verlangst Du denn?“ rief der Russe entsetzt.

„Daß Du mir folgst und in der Versammlung meines Volkes vor Ptschek und Hadschi die Wahrheit bezeugst,“ war Botuquas Antwort.

„Welche Wahrheit?“

„Daß ich in keinem Verkehre mit Dir gestanden, daß ich nur grollend, aber aus Ehrfurcht gegen die Mutter, als Gastfreund Dich geduldet, daß ich, Dich verachtend, dennoch Dich geschützt, bis diese Pflicht aufgehört, eine zu sein.“

„Das würde Deine Ehre rein waschen heißen?“

„Das würde Gerechtigkeit üben und Deinen Berath mit einem Funken von Rechtlichkeit schwächen heißen. Dann, Mundroff, kämpfen wir auf Leben und Tod.“

„Und wenn ich nicht thue, was Du verlangst? Und beim Kreuze, ich thue es nicht!“

„Dann hat der am längsten dem Hunger Trogende sein Spiel gewonnen.“

„Und Du kehrest, wenn Du der Ueberlebende bist, in das Kuadscha zurück und fliehst mit Dissepli?“

„Ich kehre nicht in das Kuadscha zurück,“ sprach mehr in der schwermüthigen Schwärmerci des Schmerzes zu sich selbst als zu dem Feinde redend der Tscherkessenjüngling; „nein, ich kehre nicht dorthin zurück, wo Dissepli des Geliebten in Thränen denken und die Reinheit seiner Ehre glauben wird, wenn auch Schaaren von Feinden gegen ihn zeugten. Den Himmel zum Dache, die Erde zum Bette, die Wurzeln des Waldes zur Nahrung, frei aber schutzlos, wie der Vogel im stürmischen Element, will ich die heimathlichen Berge fliehen und die feindliche Linie wird vor dem Schwerte des Obreken, der dem Tode sich weihet, erbeben*.“

Da ließen schwere Männertritte unweit des Thores in dem bröckelnden Steinschutte sich vernehmen. Schwertel klirrten an dem Metalle der Panzer, die vier Zeugen standen zwischen Botuqua und seinem Feinde.

*) Die durch Blutrache oder andere unabwendbare Unfälle dem Tode verfallenen Tscherkessen fliehen zuweilen ihre Heimath und suchen den Tod in einem Kampfe der furchtbarsten Verzweiflung. Die Kosaken, welche die Kampfeswuth der Obreken wohl kennen, setzen ihnen selten Widerstand entgegen, sondern öffnen ihre Glieder und lassen sie hindurchrasen.

„Wer mischt sich hier in das Werk der Rache?“ rief, mit gewandtem Sprunge den Boden berührend, der junge Tscherkesse, „wer will um diesen Mann dort mit mir kämpfen?“

„Ich begeben mich in Euern Schutz, wer Ihr auch sein mögt,“ schrie der Russe, das Kreuz immer noch fest umklammernd; „ihr Fremdlinge rettet mich vor einem Wahnsinnigen.“

In diesem Augenblicke brach der erste Strahl des Morgens über die Scheitel der Felsen und wie von Dankbarkeit gegen einen unsichtbaren Zeugen der Wahrheit durchdrungen, wandten sich Botuquas und Disseplis Augen nach Osten.

Inal zuerst enthüllte sein Antlitz. Er nestelte das silberne Drahtnetz von den Halsringen des Panzers los und trat dicht vor Botuqua.

„Der ewige Gott sei gepriesen!“ rief, seinen Herrscher erkennend, freudestrahrenden Auges der Jüngling. „Nun wirst Du richten zwischen mir und dem Verräther dort.“

„Älteste des Volks, thut Eure Pflicht,“ sagte der Ptschek, die beiden Hadschi anredend.

„Wir schwören bei dem Buche Gottes,“ sprachen feierlich ihre Hände zum Kopfe erhebend die Männer, „daß wir für Dich zeugen und von Deiner Ehre jeden Makel rein waschen wollen am Tage des Volksgerichts, wenn die Stämme und Bruderschaften der Abigé am heiligen Berge sich versammeln.“

Dissepli unterdrückte mit Mühe einen lauten Schrei der Freude. Mundroff aber, als er sah, welchem Schutze er sich anvertraut, ward todtenbleich und nur mit krampfhafter Anstrengung hielt er sich noch aufrecht.

„Jetzt, Feind meines Volkes,“ rief Botuqua, „tritt heraus aus diesem Asyl, kämpfe mit dem Bruder des Mädchens, das Deine Lüge entehrt, Dein Verrath getödtet und das noch im Grabe gegen Dich um Rache schreit. Wenn Du ein Mann bist, verlaß dieses Kreuz und verlaß diese schützende Mauer; hier zwischen den Felsen ist Raum für zwei um Rache und Leben Kämpfende.“

Aber noch zögerte der Russe. Fieberfrost schüttelte seine Glieder und Haß und Furcht steigerten einander in geheimnißvoller Wechselwirkung. Auch Botuquas Hirn brannte wie die Kohle auf wunder Stelle. Des Feindes Zögerung brachte ihn fast zur Raserei. „Heraus, Feigling,“ schrie er, „oder Kistamans Schatten soll aus seinem Grabe steigen, Dich zu mir zu schleppen.“

Mundroff schauderte. Er glaubte wirklich die angebrohte Erscheinung des gemordeten Mädchens dort

sich gegenüber aus der Felsenspalte hervorschweben und ihm winken zu sehen, als sei sie ihres Mörders als eines baldigen Grabesgefährten gewiß. „Gebt mir einen stärkenden Trunk und einige Bissen Brod,“ bat er erschöpft, „und gönnen wir uns Ruhe, bis die wärmende Sonne die Schatten des Grabes verschleucht, dann, Botuqua, dann wahrlich will ich Dir zum Kampfe mich stellen.“

(Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

(Das Haus einer Jüdin in Tetuan. Maurische Frauen. Unduldsamkeit der Mauren.) Prinz Wilhelm zu Löwenstein, welcher im Frühjahr 1845 den Norden von Marokko bereifte, hatte während seines Aufenthalts in Tetuan Gelegenheit, manche interessante Beobachtungen zu machen; hier nur einige davon: — „Wir besuchten auch eine schöne Jüdin, die Schwester unseres Wirthes (die Reisenden waren in einem jüdischen Gasthose abgestiegen), die an einen reichen Juden verheirathet war. Wir hatten sie am vorhergehenden Abend schon gesehen und veranlaßten sie, was sie mit großem Vergnügen that, alle ihre Kostbarkeiten und Schmucksachen zu zeigen und ihre schönsten Gewänder anzulegen. . . . Die Einrichtung des Hauses entsprach der Nettigkeit der Inwohnerin. Der kleine Hof war mit farbigen Kacheln getäfelt; an jeder Seite desselben war ein Zimmer mit Ausgang und Fenster nach dem Hofe. Das Haus war zweistöckig und im obern Stockwerke ganz dieselbe Eintheilung der Zimmer wie unten. Die Form der Fenster und Thüren war immer noch das maurische Pufeisen. An den Wänden des Zimmers hingen Strohgestecke; der Fußboden war mit Strohmatteu bedeckt. In keinem Zimmer war ein Herd; die Speisen mußten auf dem Hofraume zubereitet werden. Dazu dient ein kleiner irdener Ofen, der mit Holz oder Holzkohle geheizt wird. Die Häuser der Mauren sind denen der Juden ganz ähnlich, nur daß man an der Stelle der Stühle und Tische Strohmatteu, Kissen und Teppiche antrifft. Ein Fremder darf die Häuser der Mauren nicht eher betreten als bis die Frauen weggebracht worden sind. Nach mohammedanischen Gesetzen dürfen die Mauren vier Frauen haben und so viele Weiber als sie immer wollen. Da aber der Unterhalt derselben sehr kostspielig ist, so können sich nur die Reichern die Vielweiberei erlauben, die Aermern begnügen sich mit einer Frau. Die Frauen erhalten von ihren Männern täglich ihren Bedarf an Geld und Lebensmitteln. Kann eine Frau beweisen, daß der Mann ihr nicht genug zu leben giebt, so darf sie sich von ihm scheiden. Die Mauren sind, wie die Türken, auf ihre Frauen sehr eifersüchtig und halten sie in strengem Gewahrsam. Das Weib steht nach ihrer Ansicht auf einer viel niedrigeren Stufe als der Mann; sie sind Geschöpfe, die bloß zum Vergnügen des Letztern geschaffen sind. Man überläßt es ihnen nicht, wie bei uns, für ihre Ehre selbst zu

sorgen, man zwingt sie zur Treue durch die Unmöglichkeit, in die man sie versetzt, selbstständig zu handeln. Die Frauen der Reichen dürfen nie den Harem verlassen oder werden, wenn sie ausgehen, von Sklavinnen begleitet und sind ganz verschleiert. Daher suchen sie sich auch, wo sie können, diesem Zwange zu entziehen und mit den Christen in Liebesintrigen einzulassen, wobei die Letztern nicht weniger als ihr Leben zu riskiren. Als ich auf dem Markte in Tetuan an einer Obstverkäuferin vorbeiging, öffnete sie plötzlich den Haik, der sie umhüllte, und ließ mich ein schönes braunes Gesicht sehen, in dem ein Paar Augen wie Feuer leuchteten. Wenn die maurischen Frauen von ihren Glaubensgenossen sich unbemerkt wädhnen, so zeigen sie sich nicht ungern den Christen und lachen wohl gar oder sprechen mit ihnen. Dabei wagen sie immer viel, denn sie werden streng bestraft, wenn ihr Herr solches erfährt oder bemerkt. Die Einwohner von Tetuan sehen selten Fremde; sie sind auch viel fanatischer und unduldsamer als die von Tanger. Zuweilen wenn ein Maure an uns vorüberging, namentlich wenn es ein alter Mann war, spuckte er vor Abscheu über unsern Anblick und vor Verachtung aus. Ein Mann mit einer Gerte, von dem unser Führer sagte, daß er im Geruche der Frömmigkeit stehe, gab dem Grafen Münster einen empfindlichen Schlag auf die Schulter. Es war nichts zu machen als den Schlag ruhig hinzunehmen; die ganze Bevölkerung wäre über uns hergefallen, hätten wir gegen Einen ihrer Heiligen die Hand aufgehoben. Als ich an einer Moschee vorbeiging und durch die geöffnete Thür einen Blick hineinwarf, was bekanntlich den Christen streng untersagt ist, wurde mir ein Stein an die Wade geworfen; ich drehte mich um und erblickte Niemand, den ich für den Thäter hätte halten können. Jeder Ungläubige, der eine Moschee betritt, muß nach Mohammed's Gesetz sterben oder die mohammedanische Religion annehmen.“

— 6 —

(Eitelkeit und Trägheit der Portugiesen.) „Die Portugiesen,“ bemerkt ein englischer Tourist, „sind eben so eitel als unwissend. Alle diejenigen Frauen, welche Ansprüche auf den Titel „Dame“ haben, lassen sich „Excellenz“ nennen. Wenn ein Portugiese an seinen Schneider oder Schuhmacher schreibt, so verfehlt er nicht, ihn Ihre Gnaden oder illustrissimo senhor zu betiteln. Wenn man in Portugal nicht so sehr auf das „Don“ hält als in Spanien, so rührt dies einzig und allein daher, weil der maßlosere Stolz der Portugiesen einer größeren Dosis Weibrauch bedarf. Uebrigens ist ihre übertriebene Eitelkeit die Mutter mancher guten Eigenschaften; sie macht dieselben liebenswürdig, tapfer und mildthätig. Daß z. B. ihre Mildthätigkeit nichts als Eitelkeit ist, ergiebt sich aus ihrer unersättlichen Geldgierde; sie lieben den bösen Mammon über Alles und ziehen es daher vor, sich zu empören und ihr Leben auf's Spiel zu setzen, als in die Zahlung einer neuen Abgabe zu willigen; aber wie sehr sie auch mit ihrem Vermögen geizen, so sind sie fast niemals darauf bedacht, es zu vermehren; denn nichts ist ihnen mehr zuwider als arbeiten.

Ihr Handel ist beinahe Null, ihre Industrie noch in der Wiege; aber die Anzahl der öffentlichen Beamten — *empregados publicos* — ist so groß, daß, wenn alle sich entschieden, etwas zu thun, im Verlaufe eines Tages die Arbeit eines ganzen Jahres zu Stande kommen würde. Im Jahre 1761 zählte allein das Departement der Finanzen zweiundzwanzigtausend Angestellte. Der Marquis von Pombal beschränkte durch ein vom Monat October datirtes Edict diese beträchtliche Anzahl auf zweiunddreißig; unglücklicher Weise überlebte ihn keine seiner Reformen. Man hat öfter die Frage der Verminderung der öffentlichen Beamten zur Sprache gebracht, aber kein Minister hat den Muth gehabt, eine erspriessliche Maßregel durchzuführen; denn der gegenwärtige Zustand der Dinge genügt im höchsten Grade nicht nur der Aristokratie, sondern auch der mittleren Volksklasse, die, im Besig sämtlicher, eben so nutzloser als gut salarierter Aemter, sich des Vortheils, Reichthum durch Nichtsthun zu erwerben, nicht gern berauben lassen.“ — 6 —

(Die Wahl des Costüms.) In einer neuerdings in Paris erschienenen Aesthetik des Costüms sagt der Verfasser unter Anderm: „Es liegt am Tage, daß ein Costüm, erfunden die Reize, womit Mutter Natur das schöne Geschlecht ausgestattet hat, hervorzuheben, für diejenigen nicht paßt, welche entweder von vorn herein dieser Reize entbehren, oder denen die vorgerückten Jahre dieselben allmählig geraubt haben. Wenn man einem Stein vom schönsten Wasser und einem Diamanten von geringer Qualität die nämliche Einfassung geben wollte, so würde man einen großen Fehler begehen; denn die Spärlichkeit und Unbedeutendheit der umgebenden Zierrathen, welche ersterem all seinen Glanz lassen, würden die Unvollkommenheiten, die Flecken und Risse des letztern alsbald verrathen; der einfältigste Juwelier weiß, daß die mittelmäßigen Steine und Perlen der schönsten Einfassung bedürfen. Gerade so wie mit den Diamanten und Perlen verhält es sich in der fraglichen Beziehung auch mit dem schönen Geschlecht: seine Einfassung ist das Costüm; jung und schön, steht ihm Alles — und Nichts würde ihm am besten stehen. Der Tappa-Gürtel, welcher für die Nereiden der Markesas-Inseln hinreicht, dürfte ein bewundernswürdiger Schmuck für manche lebende Statuen sein, die wir kennen; dagegen macht sich unter unsern häßlichen Mädchen und unsern Frauen von einem gewissen Alter manche modische Toilette bemerklich, welche eben so wenig für sie paßt, wie der Tappa-Gürtel.“ — 6 —

Generalcorrespondenz.

In ganz England herrscht in diesem Augenblicke große politische Aufregung, da überall Mitglieder des Parlaments zu wählen sind und wenn auch die „Allgemeine Modenzeitung“ von allem Politischen sich fern hält, so muß sie ihren Leserinnen doch erzählen, daß bei den Wahlen in London die Damen für einen

Herrn Cochrane, der sich ebenfalls um einen Sitz im Parlamente bewarb, offen Partei nahmen. Die vorbereitende Versammlung fand auf dem Covent-Garden-Platz statt, wohin Cochrane die Wähler auf seine Kosten in sechshundert Nietswagen hatte bringen lassen und wo man fast nur Sonnenschirme, Bänder und bunte Hüte sah. Vor allen Häusern des gewaltigen Platzes waren Estraden errichtet und von diesen herunter wurden von drei bis vier tausend schönen Armen gleichzeitig Blumen geworfen und Taschentücher geschwenkt, während es von eben so vielen schönen Lippen schallte: „es lebe Cochrane.“ In der Menge trugen Männer große blaue Fahnen umher, große blaue Fahnen weheten an zahlreichen Fenstern und auf ihnen las man: „Die Königin! Die Damen! Cochrane!“ Als dieser selbst auf der Rednerbühne erschien, wurde er mit einem Regen von Bonbons empfangen und nach jedem Worte, das er sprach, wendete er kokett seine schmachthenden Blicke auf die Tribunen und warf den anwesenden Damen Kuffhände zu. Von der Rede des schönen jungen Bewerbers verstand man nichts als „die Frauen, das schöne Geschlecht, die Blumen des Lebens, die Perlen der Menschheit.“ — Nach dem Ende der Ceremonie wird jeder Bewerber an einer hölzernen Säule emporgeschoben, wo er sich mit einer Hand festhält, während er die andere auf das Herz legt und die Anwesenden begrüßt. Als auf dieser Kletterstange der schöne Cochrane in weißer Weste mit gelocktem Haar erschien, erhoben die Damen ein — betäubendes Hurrah, schwenkten die Taschentücher, warfen nochmals Blumen und Bonbons und die auf verschiedenen Punkten aufgestellten Orchester stimmten gleichzeitig das Rule Britannia an. Jedermann glaubte, daß Cochrane sicherlich gewählt werden würde, da die Damen sich so sehr für ihn interessirten; aber die Männer gehorchten diesmal den Frauen nicht und Cochrane — ist durchgefallen, obwohl ihm der Spaß vielleicht 50,000 Thlr. kostet. — Man hat so eben in London eine Flugschrift über die Abstammung der Königin Victoria herausgegeben, in welcher wieder einmal erzählt wird, daß die Königin in gerader Linie im siebenten Grade von einem französischen Goelmann Alexander Dessimier, Herrn v. Dibreuse und dessen Frau Jacqueline Roussard du Bignon abstammt. Deren Tochter Eleonore, die im Schlosse Dibreuse geboren wurde, flöste dem Herzoge Georg Wilhelm von Braunschweig die leidenschaftlichste Liebe ein. Er vermählte sich mit ihr insgeheim, erhob sie zur Gräfin von Harsburg und erkannte später seine Ehe öffentlich an. Sophie Dorothee, die bekannte unglückliche Tochter des Herzogs, vermählte sich am 21. Novbr. 1682 mit ihrem Vetter dem Kurfürsten Georg, der später unter dem Namen Georg I. König von England wurde. — Die Benutzung des elektrischen Telegraphen wird in England immer allgemeiner. London wird nächstens durch denselben mit 29 Städten in der unmittelbarsten Verbindung stehen und man will ihn überdies benutzen, in allen diesen Städten die Zeit genau zu regeln. Mittag wird nämlich auf der Sternwarte zu Greenwich dadurch an gegeben, daß eine Kugel auf ein schallendes Becken fällt. Dar-

nach werden alle Uhren gestellt. Mit jener Kugel nun will man den elektrischen Telegraphen in Verbindung bringen, so daß in dem Augenblicke, wann sie in Greenwich in das Becken fällt, gleichzeitig in 29 Städten ein Glöckchen geläutet und so genau Mittag angegeben wird. —

Man betäubt jetzt durch Aether die Bienen in ihren Stöcken, wenn man den Honig aus denselben nehmen will. —

Vor einigen Tagen enthielt die *N. Allg. Ztg.* einen Bericht über die Thätigkeit der Maler in Frankfurt und erwähnte auch, daß Steinle ein vortreffliches großes Bild, „die Jungfrau mit dem Kinde“ für Lord Ellesmere vollendet habe, welcher die größte Gemäldegalerie in Großbritannien besitzt. Jetzt ist dies Bild in London aufgestellt und — findet den bittersten Tadel. „Die Jungfrau auf dem Throne mit dem Jesuskinde auf den Armen,“ heißt es im Athenaeum, „und zwei Heiligen auf jeder Seite sind ganz so dargestellt wie es zu Ende des 15. Jahrhunderts gewöhnlich war. Die Zeichnung empfiehlt sich nicht durch die geringste Originalität. Nur durch den Ausdruck von Andacht könnte das Bild Aufmerksamkeit verdienen. Die Hände und Füße sind schlecht gemalt, das Colorit ist mangelhaft und die Zusammenstellung schlecht. Selbst das rein Technische daran zeugt von Mangel an Geschick.“ — Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zugleich, daß nach den neuesten Nachrichten aus Hobart-Town dort die erste — Gemäldeausstellung stattgefunden hat, was gewiß als Beweis von den Fortschritten der Civilisation angeführt zu werden verdient, die immer durch die Kunst vorzugsweise gefördert worden ist. —

In einem Aufrufe an das englische Volk, welchen der Dichter Walter Savage in London wegen des Ankaufes des Geburtshauses Shakespeares erlassen hat, wird dasselbe „das merkwürdigste Haus auf Erden“ genannt, „das Haus, in welchem die wahrhaft erlauchte Wiege des größten Dichters und weisesten Menschen gestanden hat.“ —

In Jerusalem, das bekanntlich so sehr an Wassermangel leidet, daß manche Familie ihren täglichen Bedarf nicht selten mit einem, ja mit drei Thalern bezahlen muß, wird jetzt auf Kosten der Londoner „Gesellschaft zur Belehrung der Juden,“ ein artesischer Brunnen gegraben. —

In den Zeitungsberichten aus Rom, das jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit in so hohem Maße beschäftigt, wird sehr häufig ein gewisser *Ciceronaccio* genannt, der eigentlich Angelo Brunetti heißt und mehr als einmal das ganze aufgeregte römische Volk besänftigte u. „Es giebt,“ heißt es in der englischen Zeitung, die in Rom selbst erscheint, „vielleicht kaum einen Mann, ein Weib oder ein Kind in Rom, dem sein Name unbekannt wäre; er steht an der Spitze jedes populären Thuns und kann jeden Augenblick über Hunderte, wo nicht über Tausende gebieten, die sich von ihm in Allem leiten lassen; er ist ein unehrgeiziger *Rienzi*, ein friedlicher *Massaniello*, denn zu seinem Ruhme sei es gesagt, er hat seinen

Einfluß bis jetzt nur zu guten, friedlichen und uneigennütigen Zwecken benützt; er ist der Vertreter, der stillschweigend gewählte Tribun des Volkes oder wie man ihn nennen mag. . . Seine Bewunderer haben ihm nie ein außerordentliches Talent oder Rednergabe zugeschrieben und das Geheimniß seines Einflusses liegt mehr in seinem Edelmuthe, seinem Wohlwollen und seinem unwandelbar redlichen Benehmen. Angelo Brunetti hat sich in seinem Geschäfte als Miethkutscher und Holzhändler, das er noch jetzt betreibt, zu einem gewissen Reichthum emporgeschwungen. Er ist ein Mann von etwa 50 Jahren, hat außer seiner Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit keinen besondern Ausdruck und ohne seine süßliche Gesichtsfarbe würde man ihn eher für einen nordischen Pächter als einen Anwohner der Tiber halten.“

Nach einer sorgfältigen Musterung des Personals der verschiedenen Pariser Theater hat man die Namen von nicht weniger als siebenundsünfzig Schauspielerinnen, Sängern und Tänzerinnen gefunden, welche als Schönheiten berühmt sind. — Ponsard, der Dichter der „*Lucretia*,“ hat bereits ein neues Stück „*Charlotte Corday*“ beendet. —

Ein gewisser John de la Haye hat den Vorschlag gemacht, unter dem Meere zwischen England und Frankreich eine Eisenbahn anzulegen, die in einer Art gewaltiger eiserner Röhre u. bestehen soll, in welcher die Dampfwagen laufen. Er hält die Ausführung des Unternehmens für sehr leicht und schlägt die Kosten nur auf etwa 15 Mill. Thaler an. —

Nach einer genauen Berechnung hat sich ergeben, daß im Durchschnitt jährlich zwischen 500 und 600 engl. Schiffe zu Grunde gehen und 1000 bis 1500 Menschen ihr Leben verlieren. Im Jahre 1846 besaß, wie sich aus dieser Berechnung ergibt, Großbritannien die ungeheure Anzahl von 32,000 Schiffen. —

Das berühmte in Holz geschnittene Altarstück in der Kirche St. Gudula in Brüssel, welches nach einer Zeichnung von Rubens gefertigt wurde, ist kürzlich an einen Engländer verkauft worden, weil man die Kosten einer Wiedervergoldung nicht daran wenden wollte und liegt nun zum Verkauf bei einem Auktionator in London. Und Belgien rühmt sich seiner Liebe zur Kunst und seiner Verehrung für die großen Meister, die seine Söhne waren! —

Arnheim hatte kürzlich das Schauspiel einer Scheinhinrichtung. Ein Mörder, ein Priester Namens *Sepkens*, war nämlich zur Strafe des „Schwingens des Beiles“ verurtheilt worden. Der Verurtheilte wurde auf das Schaffot gebracht und mit dem Kopfe auf den Block der Guillotine gelegt. Einer der Gehilfen des Richters faßte ihn am Haar, damit der Kopf in der rechten Lage bleibe und zwei andere hielten den armen Sünder an den Schultern. Der Richter selbst nahm das Beil, ließ es in der Luft sausen und so auf den Nacken des Verurtheilten fallen, daß dieser das kalte Eisen fühlen mußte. Der Verurtheilte wurde dabei in Todesangst ohnmächtig und, als er wieder zu sich gekommen, in das Gefängniß gebracht, das er lebendig nicht verlassen soll. —

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 35.

1847.

Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Krinolen (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Witt ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Weibes, Gardinen, Equipagen, Kopien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Am Kaukasus.

Nach einer Escherkessen-Üebersetzung

bearbeitet

von Ida Frik.

(Beschluß.)

Inal warf einen fragenden Blick auf den jungen Escherkessen. Der anbrechende Tag, der jetzt immer steigender seine Herrschaft geltend machte, beleuchtete in diesem Augenblicke das nach Osten gekehrte Antlitz des Jünglings — die Schrift des heiligen Wahnsinns war darauf zu lesen. Erschrocken wichen der Herrscher und die beiden Aeltesten von dem Unglücklichen zurück, dessen angeschwollene Stirnadern, dessen fanatisch sengender Blick und zitternde blau unterlaufene Lippen den Ausbruch jener höchsten Nervenerkaltung ankündigten, welche die Escherkessen, gleich den Berserkern der alten Scandinavier, bei ungewöhnlichen Veranlassungen zu verzweiflungsvollem Kampfe oder zu Mord und Zerstörung treibt. Niemand wagt, einem von solcher Wuth Befallenen entgegen zu treten und den Kranken von fern niederzuschießen ist das einzige Mittel, welches, diesem gefährlichen Paroxysmus ein Ende zu machen, bekannt ist.

Dissepli erkannte mit dem Scharfblick des liebenden Weibes die Gefahr, welche Botuquas Leben und, wenn er in seinem Anfalle vielleicht den Feind im geheiligten Asyl tödtete, Botuquas kaum geretteter Ehre

drohte. Nichts bedenkend, nichts für sich selbst erwägend als des Geliebten Leben und Ehre, stürzte in dem Augenblicke, als Botuqua mit dem gezücktem Schwerte nach dem Mörder seiner Schwester hinraste, das heldenmüthige Mädchen zwischen den Geliebten und sein Opfer. „Botuqua,“ rief sie, im nächsten Augenblicke schon getroffen zusammensinkend, „Dein Schwert hat mein Blut getrunken, genieße nun des Glückes, das Dir mein Traum verhieß.“ —

Des Jünglings Raserei brach sich bei dem Tone dieser Stimme, bei dem Anblicke des rieselnden Blutes, das die langen Flechten neigte, die, von der kriegerischen Kopfbedeckung befreit, in reichen Schlangenwindungen den Leib der sinkenden Heldenjungfrau umschlangen. Lebensfarbe kehrte in sein Antlitz, Lebenswärme in sein Auge zurück und seine krampfhaft gepreßte Brust machte in einem Angstschrei sich Luft.

„Jetzt, Botuqua, komm zum Kampfe,“ rief, aus den geheiligten Mauern heraustretend, der Russe mit gellendem Lachen, „jetzt komm und miß Dein mit Disseplis Blute geneßtes Schwert mit dem meinen — um ihretwillen, die meine Liebe gehöhnt, habe ich Dich gehaßt und hätte mit der Rettung meines Lebens nicht Deine Ehre rein waschen mögen.“ —

Aber nun war es Botuqua, der dem Rufe Folge zu leisten zögerte. Der Jüngling kniete neben der bewußtlosen Geliebten, zitternd, entsetzt und von Selbstvorwürfen gequält, fast dem Selbstmorde nahe. Ob er Mundroßs frevelhafte Worte gehört, war ungewiß,

er gab kein Zeichen, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht.

Inal war nach der Grotte in das improvisirte Lager zurückgekehrt. Er wollte Hilfe herbeiholen und wo möglich nach weiblichem Beistand für die Verwundete senden. Während dem knieten die beiden Greise neben der Jungfrau, eifrig bemüht das quellende Blut zu stillen und einen Verband anzulegen, so gut in der Eile das gehen wollte. Botuquas Schwert war von dem Hieb und Stich abhaltenden Panzer hinweg in den vom Schutze der stählernen Schienen entblößten Arm gedrungen und nicht die Wunde, nur der ungemein starke Blutverlust drohte dem jungen Mädchen Gefahr. Aber der Fürst kehrte mit einigem für das bevorstehende Gefecht mitgenommenen Verbindungsapparate zurück und Mundroff, als er sah, daß Botuqua, nachdem Disseplis Wunde nothdürftig wenigstens verbunden war, wieder freier athmete, schaute finster in diese Scene und bereuete fast seine Herausforderung zu ehrlichem Kampfe.

Da schlug, mit frischem Wasser benetzt, auch Dissepli ihre schönen sprechenden Augen wieder auf und ihr erster Blick war ein Sonnenstrahl in Botuquas Herz. Er sprang auf, küßte das Blut, wovon sein Schwert benetzt war und wendete sich nun mit racheglühenden Augen gegen den Feind.

„Nimm mein Schwert,“ sprach, zu Botuqua tretend, der Herrscher. „Das Blut jenes Buben darf nicht mit dem der Heldenjungfrau sich mischen, die mit ihrem Leben Deine Ehre retten wollte. Nimm und Allah führe Deine Hand.“ —

Nun standen die Gegner einander Auge in Auge und die Flammen des Hasses sprühten herüber und hinüber. „Ich könnte jetzt Dich zwingen, auf Schusswaffe Dich mir zu stellen,“ nahm der Escherkess das Wort und seine trotzig aufgeworfene Lippe verzog sich spöttisch als er den Schreck wahrte, der bei dieser Drohung den jungen Russen durchzuckte, „ja wahrlich, das könnte ich, denn Du bist in unserer Gewalt und bist der Schonung unwerth um Deines heimtückischen Verrathes willen. Nein, nein, zittere nur nicht, ich weiß ja, daß Pulver eine gar kostbare Sache daheim im Lande der Adigé ist und mag es an werthloses Gethier nicht verschwenden.“ —

Mundroff machte eine Bewegung der grenzenlosesten Wuth, zog mit krampfhafter Hand sein Schwert und lehnte sich mit dem Rücken an das verfallene Gemäuer der Ruine, die so lange ihm Schutz gewährte. Er wendete während Botuquas folgenden Wor-

ten kein Auge vom Boden, an dem sein Fuß wie angewurzelt heftete und gänzlich unbekümmert um Alles, was um ihn vorging, blieb auch die Aufforderung seines Gegners unbeachtet und unbefolgt.

„Nun sieh,“ sprach Botuqua und sein Auge blißte als er den Ueberzug von schwarzem Pelze, der an ledernen Riemen unter dem Filzmantel über des Jünglings Schultern hing, herab- und eine vom Regen unberührte und von keinem Rostflecke entstellte Flinte heraus nahm, „sieh dort links auf dem kegelförmigen Felsen steht eine Tschifarra*), die wie gerufen zwischen diesen Felsen sich verirrt hat. Sieh Acht, Mundroff, wenn sie fällt, wird sie den Schuß im rechten Auge haben.“ —

Aber das schlanke zierliche Thier hatte wie in Ahnung des bevorstehenden Todes einen Sprung gewagt, der es seinem Feinde näher brachte und es selbst zum Todesboten berief. Noch ehe Botuqua den Schuß abdrückte, sprang die Antilope auf ein nahe Felsenriff, in welches diese Nacht der Blitz geschlagen. Prasselnd rollte das geborstene Gestein, von der immer wachsenden Wurfkraft getrieben, in jähen Sprüngen herab, stürzte auf das morsche Gemäuer der alten Christenkirche und schneller als der Erzähler Zeit braucht, das Geschehene zu berichten, war des Russen Haupt von den darüber hinstürzenden Steinen zerschmettert.

„Gott hat ihn gerichtet,“ sprach Botuqua mit dumpfem Ernste, kniete neben der Leiche des Erschlagenen und sprach sein Todtengebet.

Das Fest der Weinernte war gekommen und Botuqua, der als beutereicher Sieger von dem Zuge gegen die Festungslinie der Russen zurückgekehrt, war in der bald darauf folgenden Volksversammlung von jedem Verdachte des Einverständnisses mit russischen Spionen frei gesprochen und seines Muthes und seiner Ehrenhaftigkeit wegen mit einem Ehrengeschenke des Fürsten — einem Schemho in prachtvoller Scheide — erfreut worden. Alle aber, die dem letzten Zuge unter Inal sich angeschlossen und Zeugen seines Muthes und der Selbstbeherrschung gewesen, die er dem heimtückischen Feinde gegenüber geübt, alle Freunde und Bewohner des Kuadscha, denen das Geschehene erzählt worden, kamen zu dem Jünglinge und baten: „Laß uns die Pflicht des Vaters und der Verwandten

*) Eine asiatische Antilopenart mit vier Hörnern.

gegen Dich üben, gestatte, daß wir den Kalim für Dissepli, die Perle unserer Heimat, zahlen."

Das Verlobungsgastmahl war, den glücklich zu Stande gebrachten Unterhandlungen zufolge, angeordnet und beendet. Dissepli, wie die Sitte es erheischt, hatte in der Stunde als sie Braut geworden, das Haus ihrer Eltern verlassen und saß in der Hütte einer als Wittwe einsam lebenden Base Botuquas auf einem kostbaren Teppich, dem Geschenke Dschenets. Kosend und schwäzchend umstanden die Freundinnen und Gespielinnen das junge Mädchen, priesen die mitgebrachten Süßigkeiten und Näscherlein ihr an und rühmten es leise untereinander, wie so ehrbar die Jungfrau in stummer Unbeweglichkeit, die Blicke auf die Blumen des Teppichs geheftet, vor ihnen saß. Aber je tiefer die Sonne hinter den Bergen herab sank, je purpurglühender der abendliche Horizont sein Licht zwischen die Spalten der Hütte bringen ließ, je lauter klopfte Disseplis Herz, denn nun war der lange lichtvolle Tag vorüber, wo der Verlobte seiner Braut fern bleiben und die Stunden dazu anwenden muß, eine List zu ersinnen und mit Geschenken den nächtlichen Weg zu der Geliebten sich zu bahnen. Und Botuqua ließ nicht lange auf sich warten. Er schlüpfte als die schwärmerische Ruhe der Nacht das Geräusch des lärmenden Tages verdrängt, in die enge bräutliche Kammer und vor Entzücken weinend barg die Jungfrau ihr erglühendes Antlitz an der Brust des treuen muthigen Freundes, für den sie ihr Blut verspricht.

In diesem romantischen Brautstande verstrichen etwa vierzehn Tage und nun ward das hochzeitliche Fest bereitet. Wie vom ersten Tage ihrer Verlobung an saß Dissepli auch heute und zwar in ihre kostbarsten Gewänder gehüllt — im gänzlich einsamen Frauengemache. Botuqua weilte in ihrer Nähe im Gebüsch und erwartete mit sehnächtiger Ungeduld das Hereinbrechen der Dämmerung als den Moment, wo sein flüchtiges Rosß die theure Beute des geliebten Mädchens in seine Hütte tragen sollte. Als ob nichts weiter zu erwarten stehe, tummelte sich die Jugend auf dem freien Plage, wo am Verlobungstage die Büffelhörner mit dem brausenden Schuat und dem gährenden Traubensaft gekreist. Die Steine flogen im Wettkampfe hin und her und die gewandten Fahnenkämpfer erhitzen sich um die bunte Ehrenbeute bis zu blutigem Ernste und der autorisirte Spasmmacher mit seiner bedeutungsvollen Britsche war eine recht fühlbar wichtige Person, denn er allein erinnerte an die Pflicht eines Scheingefechtes. Zu dem ver-

bissensten Knäuel der Kämpfer trat er mit ruhiger Amtsmiene, schnellte den Erbitterten mit seinem Narrenscepter die Mützen von den Köpfen und zwang sie auf diese Weise, zunächst an die Lächerlichkeit eines barhaupt erscheinenden Tscherkessenkopfes zu denken. Dann stimmte er, wie von momentaner Eingebung ergriffen, ein improvisirtes Lied an, das in gewissen Strophen zu recitiren die Gesellschaft verbunden war. Im wirbelnden Kreise drehte er sich unter den Feiernden umher, versetzte denen, die nicht mit sangen, einige nicht immer sanfte Schläge mit seiner Britsche, schwieg jetzt wieder plötzlich und stürzte wie von Todeszuckungen überkommen zu Boden. Nun brachen alle Anwesenden in gräßliche Klagetöne aus, man schrie und lärmte wie wahnsinnig als gelte es, bei einem zum Tode Erkrankten die bösen Geister zu vertreiben. Da schlägt ein Theil der Jünglinge plötzlich in die Hände, es bildet sich ein Kreis und unter Begleitung von Fiedel und Pfeife ward ein beliebter Festgesang angestimmt und von anhaltendem Händeklatschen und Bewegungen der Körper unterstützt. Ein wilder Bursche in breitem Gewande trat in den lärmenden Kreis und zeigte seine Kunstfertigkeit in allerlei schwierigen Sprüngen und Stellungen. Bald drehte er sich auf den Fehen wie ein Derwisch mit zahllosen Pirouetten im Kreise herum, bald sprang er mit gleichen Beinen in die Höhe, die Füße nach verschiedenen Richtungen ausstreckend oder die künstlichsten Uebungen fersenkauernder Positionen vornehmend. Endlich stürzt er mit flachem Körper auf den zusammengetretenen Rasen und die Nachahmungen im Geheul der Thiere folgen nun als Erholung von den anstrengenden Kunstproductionen der Körpergewandtheit.

Da erscheint außerhalb des Kreises eine Gruppe von Jungfrauen und sie beginnen ihren graziosen, von sinnigem Gebehdenspiele belebten Tanz. Die Augen der Jünglinge hängen wie gebannt an diesen anständigen zierlichen Pirouetten, diesen anmuthigen Bewegungen der schlanken Tänzerinnen, die mit höher gerötheten Wangen, funkelnden Augen und ausdrucksvollem Gebehdenspiele die wilde Lust und ausbrechende Roheit der männlichen Jugend in die Grenzen der unnatürlichen Schönheit zurückdämmen.

Dieser Augenblick gänzlichen Vergessens aller auf das Fest nicht unmittelbar Bezug habenden Ereignisse war für Botuqua das Zeichen zur Entführung seiner Braut. Von seinen Freunden begleitet war er bis an die Schwelle, wo Dissepli seiner harrete, vorgebrungen. Sein kräftiger Arm umschlang die erschute

Beute und hob sie auf das stampfende Ross. Dann jagte er mit ihr davon, während die Gefährten durch ein Scheingefecht mit den herbeieilenden Gästen dem glücklichen Gatten den Rücken deckten.

„Laß erst am heiligen Kreuze uns beten,“ lächelte Dissepli, den Arm um den geliebten Entführer schlingend, „dann geleite Dein treues Weib an den Herd, wo sie künftig als Gebieter Dich empfangen wird.“

Die
F a m i l i e M a i n .

Von
Alphons Karr.

Die Dive ist ein kleiner Fluß, der sich durch das reiche Augethal schlängelt und sich unter Beuzeval in das Meer ergießt. Aus einigen Fischerhütten ist mit der Zeit ein Dorf geworden, das nach dem Flusse Dive heißt. Die Männer sind Fischer oder Viehhändler. Manche Frauen treiben das Gewerbe ihrer Männer mit; die meisten aber beschäftigen sich mit Spizenklöppeln. Beuzeval aber nennt man eine Anzahl vereinzelter Meiereien am Meere und Wassermühlen, die von einem namenlosen Flüßchen getrieben werden, über das man hier und da eine alte Weide gelegt hat, welche die Stelle einer Brücke vertritt.

An einem Augustmorgen stieg die Flut und schwellte die Dive an, die zur Ebbezeit nur ein Bach ist. Viele Personen waren an der Mündung des Flusses an einer Stelle des Ufers versammelt, wo zwei oder drei Wirthshäuser stehen, in welchen man Aepfelwein schenkt.

Die Messe war vorüber und die Leute von Cabour, einem andern Dörfchen in der Nähe, das keine eigene Kirche hat, so wie einige von Beuzeval, die weiter in ihre Kirche zu gehen hatten als in die von Dive, gingen nach dem Gottesdienste an die Küste hinunter, um einer da stattfindenden Feierlichkeit beizuwohnen. Einige Männer saßen vor den Wirthshäusern und tranken Aepfelwein, Mädchen im Sonntagsputze gingen in Gruppen umher, plauderten und sicherten, um die Aufmerksamkeit der jungen Bursche zu erregen, die ebenfalls in Gruppen zusammenstanden und vom Meere, vom Fischfange und vom Wetter sprachen, ohne aber die Mädchen aus den Augen zu

lassen. Unter denen, welche vor den Wirthshäusern saßen, fielen auf den ersten Blick zwei schon bejahrte aber noch rüstige Männer auf, welche brüderlich aus einem Weintruge tranken und einige Worte wechselten, die zwischen dicken Tabakrauchwolken über ihre Lippen gingen.

Der eine der beiden Männer befand sich allein nicht im Sonntagsputze. Er trug eine rothwollene Mütze; eine weiß und roth gestreifte Weste ließ nur ihre Ärmel sehen, weil eine andere Weste von dunkelblauem Tuche darübergeknöpft war und unter den weiten Beinkleidern von Segeltuch, die in dicken Falten bis an die Knie reichten, ragten blaue Tuchbeinkleider hervor, über die aber große Stiefeln gezogen waren, welche bis in die Mitte der Schenkel reichten. Sein Gesicht hatte so ziemlich die Farbe des Kupfers wie auch der Hals, der völlig entblößt war. Der Mann hieß Tranquill Alain, aber schon in seiner Jugend hatte er wegen einiger kühnen Thaten bei dem Fischen den Namen Wagehals erhalten und unter diesem allein kannten ihn die Jüngern.

Der Andere neben Tranquill Alain sah beinahe wie ein Stadtherr aus. Er trug einen Hut und einen sehr langen blaßblauen Tuchrock, Beinkleider von nachgemachtem grellgelbem Rankin, Schuhe und unter der Weste ein dickes roth und grünes Uhrband, das sich in einem gewaltigen Petschaft und einem Schlüssel endigte. Dieser hieß Eloi Alain, war ein Better Tranquills und besaß die beste Mühle in Beuzeval, die dem Meere zunächst gelegene. Er war reich und hörte es gern, wenn man von seinem Gelde sprach. Auch trieb er Getreideland und machte ziemlich wucherliche Geldgeschäfte. In seiner Jugend hatte er sich auch mit der Schmuggellei befaßt, aber dies Gewerbe brachte nicht viel mehr ein und er dachte nur noch daran, um sich eines gewaltigen Hasses zu erinnern, den er im Herzen trug und der aus jener Zeit stammte. Er hatte seinem Better Tranquill Geld zum Baue eines neuen Bootes geliehen, das diesen Vormittag noch getauft werden sollte und man wartete nur noch auf den Herrn Pfarrer.

Das neue Boot lag mit Mast und Segel und einem ungeheuern Strauße an der Mastspitze am Strande. Pelagie Alain, die Frau Tranquills, konnte sich vor Stolz und Freude kaum lassen. Neben ihr standen der Pathe und die Pathe, ein hübscher Junge und ein nettes Mädchen, im Festanzuge, die sie mit Mühe vom Spielen abhielt. Der Junge, Onesime mit Namen, gehörte ihr selbst, wie ein zweites kleines Mädchen,

die blonde Berenice, die dem Feste nur zuschaute. Die Pathe war ein Kind, das Pelagie gestillt hatte und die Milchschwester Berenices. Die Mutter der Kleinen war längst schon gestorben und ihr Vater, ein Soldat, hatte sie bei den Malins gelassen, bei denen er selbst erzogen worden war. Vor vier Jahren etwa war er als Bataillonschef auf dem Schlachtfelde gestorben, er hatte aber seiner Tochter nichts als eine kleine Pension hinterlassen. Tranquill und seine Frau behandelten sie ganz wie ihre eigenen Kinder, die sie wiederum als ihre Schwester ansahen. Sie hieß Pulcherie.

Vielleicht wundern sich die Leserinnen über diese pretentiösen Namen, aber diese und ähnliche kommen in der Normandie wirklich häufig vor. Es giebt gewiß kein Dorf, in welchem man nicht mehr als eine Berenice, Artemise und Cleopatra fände. Einige vornehme Damen werden wohl anfangs ihre Kinder so nach den Romanen des Fräulein Scudery genannt haben.

Der Aepfelweinkrug der beiden Better Alain war leer. Eloi nahm seinen Stock, an dem sich oben eine Hacke befand, schlug damit auf den Tisch und rief: Kellner, noch einen Krug! Der Wirth, der sein eigener Kellner war, holte den Krug, brachte ihn gefüllt zurück und wartete dann auf die Bezahlung. Eloi holte aus einer Tasche seiner Beinkleider eine Hand voll Fünffrancstücke, schien darunter eine kleine Münze zu suchen, steckte, da er sie nicht fand, das Geld wieder ein und suchte in derselben Weise in der andern Tasche. — „Warte nur,“ sagte da Tranquill, „ich habe Geld.“

„Du hast schon den ersten Krug bezahlt.“

„Es schadet nichts, da Du kein Geld hast.“

Eloi sträubte sich nicht lange, steckte auch das Geld aus der zweiten Tasche wieder ein, zog dann einen Beutel an sich, in welchem der Wagehals seinen Tabak hatte und stopfte sich von neuem die Pfeife. Der Wagehals that dasselbe, schlug Feuer an und steckte die Pfeife in eine Zahnlücke seines Mundes.

„Ich sehe ja Deinen Aeltesten nicht,“ sagte der Müller.

„Gefaire? Der will sich putzen. Er wollte nicht wie ich im Alltagsanzuge bleiben.“

„Fischest Du denn am Sonntage?“

„Meine Familie ist am Sonntage wie an den andern Tagen.“

„Die Kirche will aber nicht, daß man Sonntags arbeite und es gehorchen ihr auch alle außer Dir.“

„Dir wird das freilich leicht. Das Getreide

wächst Sonntags so gut als an den andern Tagen und es wächst sogar in der Nacht, wenn Du schläfst. Uebrigens betet der, welcher arbeitet. Erlaubt man es doch am Sonntage in der Schenke zu trinken, sogar sich zu betrinken, warum sollte ich da nicht für meine Kinder Brod verdienen dürfen? Ich bin ein dummer Kerl und kann nicht einmal lesen, aber mein Bischof Verstand sagt mir doch, was recht und was nicht recht ist. Warum sollte man des Sonntags nicht arbeiten?“

„Weil man nicht in die Kirche gehen kann, wenn man arbeitet.“

„Na, wir gingen in der vorigen Nacht fort, um unsere Hamen zu heben. Als der Morgen anbrach, knieten wir beide, Gefaire und ich, nieder und beteten zu dem lieben Gott, daß er unsere Arbeit und unsern Fischfang segnen möge. Er erhörte uns auch, denn an jedem Hafen hing ein Fisch.“

„Der Herr Pfarrer hat auch erst heute noch auf der Kanzel gesagt,“ fuhr Eloi fort, „der Herr-Gott habe am siebenten Tage geruht.“

„Der Herr Pfarrer ist ein ganz ehrenwerther Mann, wenn er aber auf der Kanzel steht, spricht er ganz allein und Niemand antwortet ihm. Der liebe Gott ruhete am siebenten Tage, weil er mit seiner Arbeit fertig war und nichts mehr zu thun hatte. Er ruhete auch am achten Tage, also am Montage, und am neunten und an allen folgenden. Sollen wir deshalb auch nach dem siebenten Tage gar nicht wieder arbeiten? Eloi, Du hast mir hundert Thaler zu dem neuen Boote da geliehen und Du erhältst das Geld gewiß sicherer zur bestimmten Zeit von einem Manne zurück, der auch des Sonntags arbeitet. Da kommt Gefaire.“

„Bist Du mit ihm zufrieden?“

„Ja, er macht sich gut; er ist sanft wie ein Mädchen und hat gar keinen eigenen Willen; aber ein tüchtiger Fischer wird einmal der kleine Onesime werden. Dem Jungen gefällt's nur auf dem Meere und er ist doch nur elf Jahre alt. Wenn er die Kraft hätte, er führte schon ein Boot wie ein Alter. Weil er noch so jung ist, nehme ich ihn nicht gern in der Nacht mit mir, aber jedes Mal muß ich schelten, um ihn zum Zuhausebleiben zu bringen. Vor zwei Tagen glaubte ich, er schlafe und ging mit Gefaire fort; es war eine Stunde nach Mitternacht; als wir an das Boot kamen, war der Junge richtig schon da. Wenn er mit fischen darf, tauscht er nicht mit dem Könige. Aber da läutet man in die Kirche; der

Herr Pfarrer kommt. Und da ist auch der Schloßherr mit seiner Frau."

"Malais?"

"Malais von Beuzeval."

"Von Beuzeval so wenig als ich," antwortete der Müller ärgerlich. "Sein Großvater war Viehhändler wie der meinige und sein Vater ein Wucherer, der meinige aber ein ehrlicher Mann. Von dieser Zeit an hat sich seine Familie über die unserige erhoben; er kaufte oder stahl vielmehr das Schloß Beuzeval. Von dem Oheime spreche ich nicht, von dem Zollmanne — hoffentlich hat der Teufel seine Seele. Ich spreche nicht von ihm, weil zu viel von ihm zu sagen wäre, — und diese Malais thun, als sähen sie mit Verachtung auf die Erde, als wäre die nicht würdig sie zu tragen. Ich habe auch Geld und vielleicht kommt einmal eine Zeit, daß ich sie nicht kenne. Ich habe einen Schwur über diese Familie gethan."

Die Kirchenglocken läuteten noch immer; man hörte schon den Gesang des Pfarrers und der Chorknaben, davon einer das Kreuz, ein anderer Salz, Getreide und Weihwasser trug. Die Fischer, die um das neue Boot umherstanden und sich lobend oder tadelnd darüber aussprachen, nahmen die Mützen ab und traten bei Seite, um dem Pfarrer und den Paten Platz zu machen. Alle bekreuzigten sich und der Pfarrer begann in lateinischer Sprache:

"Herr, der Du zähmest den Stolz des Meeres und beruhigst die Gewalt der Wogen." Dann las er aus der Bibel die Erzählung vom Sturme auf dem See, den Jesus beruhigte und endlich fragte er, wie das Boot heißen solle. "Die Möve," wurde ihm geantwortet und der Pfarrer besprengte es mit Weihwasser, worauf er singend zur Kirche zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Obschon die irdischen Sonntagsparadiese, in einiger Entfernung von Paris, einen großen Theil seiner Bevölkerung beanspruchen, so bleibt doch noch genug davon übrig, um die nächsten Umgehungen der Hauptstadt, welche Schatten und andere Annehmlichkeiten bieten, hinreichend zu beleben. Sämmtliche Fischerdörfer innerhalb des Weichbildes sind gleichsam die Badeorte und Villas für die mittleren Volksklassen; hierher gehören Grenelle, Creteil, Charenton und besonders auch die Insel Saint-Denis, die Wiege der Montmorency, welche im Mittelalter, unter

ihrem ursprünglichen Namen „Bourcharde“, die Tyrannen spielten und sich ihrer Gens d'armes als Raubvögel zur Plünderung ihrer Nachbarn und der vorüberziehenden Reisenden bedienten. Diese Insel, sonst ein verrufenes Raubnest, ist heutzutage einer der anmuthigsten Belustigungsorte innerhalb des Weichbildes. Alle Sonntage während der schönen Jahreszeit wird daselbst getanz, gespielt, banquetirt u. s. w., und die Bewohner, anstatt ihre Vorgänger, die Bourcharde, nachzuahmen, erweisen sich sehr zuvorkommend und gastfreundtschaftlich gegen ihren Besuch. — Mit den ziemlich ernstern Vorgängen der jüngsten Zeit bildeten zwei humoristische Wetten, die eine ungeheure Zuschauermenge herbeilockten, einen auffallenden Contrast. Die Vollziehung der einen fand am Arc du Triomphe de l'Étoile, die der andern auf dem Champ de Mars statt. Die erstere anlangend, so hatte sich ein Herr M. A. F. verbindlich gemacht, nach Pecq zu gehen und binnen einer Stunde in einem Tilbury von dort zurückzukehren; er gewann seine Wette und als Zugabe einen starken Rheumatismus. Die andere Wette, von zwei Engländern eingegangen, bestand darin, daß man ein Windspiel mit einem von jenen brittischen Pferden, welche in dem letzten Rennen zu Epsom den Sieg davon getragen, nach dem Ziele laufen ließ; das Pferd behauptete seinen alten Ruhm. Dieser Spaß ist indeß ein Plagiat; schon im Jahre 1783 gaben der Herzog von Chartres und der Graf von Genlis der vergnügungsfüchtigen Welt des vorigen Jahrhunderts ein solches Schauspiel zum Besten. Derselbe Genlis wettete einst mit dem genannten Herzoge, daß er mit der Post nach Fontainebleau reisen und von da nach Paris zurückkehren werde, ehe der Herzog im Stande wäre 700,000 Nadelstiche in ein Stück Papier zu machen.

Die Theater sind gegenwärtig ziemlich leer und der Grund dieser Leere ist kein anderer als die darin herrschende Hitze.

Signore Giovanni ist vor Kurzem von London, wohin er sich begeben, um den Gesang der Lind zu studiren, hierher zurückgekehrt und jetzt macht er durch Anschlag bekannt, daß er die Stimme der großen Künstlerin in einer Arie aus der Straniera von Bellini zum Verwechseln nachahmen werde.

Der Charivari, welchem die letzten Verhandlungen vor dem Pairshofe reichlichen Stoff zu satirischen Ausfällen und bitteren Bemerkungen gegeben haben und noch geben, und der überall Bestechlichkeit und Bestechung sieht, rügt auch die Verausgabung der in Wahrheit sehr beträchtlichen Summen für die Julifestlichkeiten seitens der Staatskasse. — 6 —

(Neue Briefe von Börne.) Es sind neuerdings wieder zwei Bände „nachgelassene Schriften“ von L. Börne erschienen, in denen man einen ganzen Papierkorb voll Briefchen, Billets, Zettelchen und Schnigeln vereinigt. Das Meiste davon ist unbedeutend und unerquicklich, wenn wir auch gern gestehen, daß sich unter diesem Auslehrsicht einige Goldkörner; witzige Einfälle und geistreiche Bemerkungen finden. So schreibt Börne einmal: „Die Thränen des Weibes erweichen den Mann, dem sie fließen, aber machen das Weib, das sie hervor-

rust, nur noch unerbittlicher. Die Weiber sind erpicht auf starke Männer, weil sie wissen, daß die Kugeln leichter durch Mauern als durch Wollfäcke dringen. Sie lieben kalte Herzen, weil daran durch den Anhauch ihrer eigenen Gluth die Empfindung in schönen Blumen anschießt wie an den Fensterscheiben im Winter. Aus der Keule des Hercules schnitten sie tausend Zahnsäcker, um ihre Nebenbuhlerinnen damit zu ärgern. Den Mann, der die Leidenschaft bekämpft, welche sie ihm einflößen, achten sie hoch; gelingt es ihm aber sie zu besiegen, dann schelten sie ihn schwach, flatterhaft, treulos. Die Weiber erquicken sich ungemein an unterdrückten Thränen, an unterdrückten Seufzern, an dem sich sträubenden Troge der Männer, denn sie wissen recht gut, daß der Bogen um so schneller reißt, je mehr er gespannt wird. Dem Weibe giebt, dem Manne nimmt die Liebe den Stolz. Jenes macht sie eitel, diesen bescheiden. Die Weiber finden größeres Vergnügen daran, ihre Macht zu zeigen, als sie zu besiegen, darum verschmähen sie den Mann, der sich nicht zur Wehre setzt und nicht durch seine endliche Niederlage die Macht ihrer Reize verkündigt.

(Ein ditmarscher Tell.) Heinrich Smidt erzählt in dem eben erschienenen ersten Bande seines „Schleswig-Holstein. Romantische Skizzen und Sagen“ auch die Geschichte von einem Tell, die mit der schweizerischen Sage im Ganzen große Aehnlichkeit hat und nur einen andern Ausgang nimmt. Im Kampfe des Dänenkönigs Christian I. mit den kräftigen Bauern im Ditmarschen zeichnete sich nämlich ein gewisser Henning Wulf aus, der beste Armbrustschütze weit und breit, den der König selbst höhrend den ditmarschen Bauernkönig nannte. Das Gehöfte Wulfs wurde von den Dänen besetzt. Da führte die Frau des stolzen Bauern ihre Mägde und Töchter in die Scheune; sie häuften das Stroh um sich her, zündeten es mit einem Kienspane an und fanden sämmtlich ihren Tod in den Flammen. Henning Wulf selbst mit seinem Sohne Eckart fiel dem Könige in die Hände, der ihn zum Tode durch den Strick verurtheilte. Als aber Christian von der Schießfertigkeit des Alten hörte, versprach er ihm das Leben zu schenken, wenn er einen Apfel von des Sohnes Haupte schieße. Henning Wulf schoss und traf den Apfel, aber ehe Eckart zum Vater zurücklief, hatte dieser den zweiten Pfeil aufgelegt; er drückte ab und Eckart stürzte, zum Tode getroffen, ohne einen Laut zu Boden. „Ruhe neben Mutter und Schwestern!“ rief Henning Wulf.

Der König schrak heftig zusammen und sagte: „Das wagtest Du in unserer Gegenwart?“

„Ich habe gezeigt, daß ich schießen kann,“ sprach der Bauer. „Du hättest meinen Sohn hingeschlachtet wie mich, denn Du darfst keinen vom Stamm des Henning Wulf leben lassen, willst Du ruhig schlafen und Deine Knechte sollen mein Fleisch und Blut nicht martern. Jetzt ist er schmerzlos von Waters Hand gestorben.“

König Christian setzte dem Pferde die Sporen ein und

sagte: „meines Rosses Hufe sollen den Kindesmörder zertreten.“

Aber Henning Wulf entriß dem ihm zunächststehenden Knappen das Gürtelmesser und stieß es sich in das Herz. „Reite zu, König! Ich sterbe der Freiheit!“

„Auch aus dem Wahne will ich Dich reifen,“ sprach der König mit Donnerstimme, „Dein Land sei das erste, das sich der Knechtschaft beugt. Mit harten Frohnden und schwerem Zins will ich es belegen und Königsland soll es heißen für ewige Zeiten.“

Und Königsland heißen jene Kecker bis zur heutigen Stunde.

Generalcorrespondenz.

Die Saison ist vorüber, schreibt man aus London; die Königin befindet sich auf der Insel Wight und die fashionable Welt ist abgereiset oder scheidet sich zur Abreise an; die italienischen Theater werden geschlossen. Eines derselben, in welchem die Lind sang, hat die glänzendsten Geschäfte gemacht. Das andere ist bankrott und viele Personen erleiden starke Verluste bei dieser Speculation, ein Brauer beinahe 100,000 Lthr., ein berühmter Tenorist eben soviel; beide können es aber leicht verschmerzen. Die Concertplage ist überstanden, aber sie verbreitet sich nun über das Land. In allen Städten trifft man Anstalten zu Musikaufführungen und besonders gespannt sind die Neugierigen auf das Concert, welches am 21. Septbr. in Cheltenham stattfinden soll, weil in diesem zum ersten Male die berühmte Maschirte (la mascherata) auftreten wird, welche in Rußland namentlich das größte Aufsehen gemacht hat und in allen Sprachen singt, deutsch, italienisch, englisch, französisch, russisch, schwedisch, immer bewundernswürdig, aber auch immer mit einer Maske, die ihr Gesicht gänzlich verhüllt. In London sagt man, sie sei die Gräfin R. oder die Herzogin W., alle aber versichern, man habe kaum jemals eine so vorzügliche Stimme gehört. Einige meinen ferner, die Maske verhülle eine wahre Venus, während andere sagen, die Maske sei weit schöner als das darunter befindliche Gesicht. Warum sollte aber die Maskirte nicht die berühmte Gräfin mit dem Totenkopfe sein? —

Dem Festcomité des Thüringer Sängerbundes, der am 23. und 24. Aug. in Eisenach ein großartiges Viedersfest feiert, ist von dem Director des Martinstiftes in Erfurt die alte Originalmelodie des Liedes: „eine feste Burg ist unser Gott“ mitgetheilt worden, die er im dortigen Augustinerkloster gefunden. Sie weicht von der bisher gebräuchlichen namentlich in Harmonie und Rhythmus ab und soll am 24. Aug. in ihrer Urweise von dem tausendstimmigen Chöre des Sängerbundes zum ersten Male durch die Räume der Wartburg hallen. Der einfach erhabene Choral ist von einem eben so einfachen „Possaunenhall“ begleitet, den der alte Sangmeister Pratorius dazu

gesetzt hat. Auf demselben Notenblatte, auf welchem diese Armelodie gefunden wurde, soll sich auch die Melodie der alten katholischen Hymne: „o sanctissima etc.“ finden. Die Sache ist so interessant, daß wir sie für einen — Puff halten möchten. —

Es ist ein merkwürdiges Zeichen unserer Zeit, daß man kaum andere öffentliche Gebäude auführt als Theater und — Kirchen. In allen Zeitungen lesen wir, daß hier eine Kirche (in England sind 34 im Baue begriffen und noch mehrere sollen später gebaut werden), dort ein Schauspielhaus begonnen, oder beendet oder restaurirt worden. So baut man in Paris so eben ein nautisches Theater und in Newyork ist ein prächtiges Opernhaus eröffnet worden. Die Europäer in Alexandrien wollten eine Reiterstatue des Vizekönigs in Alexandrien errichten, aber der alte Mehemed Ali versagte seine Einwilligung dazu und erklärte, man möge das dazu bestimmte Geld zur Erbauung eines großen öffentlichen Gebäudes verwenden, das eine Börse, ein Clubhaus und ein Theater umschließe und an dessen Facade Basreliefs angebracht würden, in denen dargestellt werden könnte, was er für das Land im Krieg und Frieden gethan. Solche vernünftige Ansichten haben wir in Europa noch nicht. —

Ferdinand Stolle, der bekanntlich eine Auswahl seiner Gedichte unter dem Titel: „der Weihnachtsbaum“ veranstaltete, um sie zum Besten der Noth- und Hungerleidenden im Erzgebirge zu verkaufen, hat jetzt Rechnung über den glänzenden Erfolg seines menschenfreundlichen Strebens abgelegt. Er setzte 3964 Exemplare ab und konnte, nach Abzug von 470 Thalern Kosten, die große Summe von zweitausend einhundert und fünf und zwanzig Thalern vertheilen. So viel vermag ein Mann, der ein schönes Werk mit Ernst und Liebe unternimmt! —

Wie man — mit Recht — jeden Ort, wo der Lieblingsdichter des deutschen Volkes, Schiller, längere Zeit vorweilte, irgendwie bezeichnete, wie das Häuschen in Gohlis bei Leipzig, die Schillerhöhe bei Rudolstadt, den Garten in Jena, das Weinbergshaus in Loschwitz, so lenkt der Componist Zähns in Berlin die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Haus in dem Dorfe Klein-Hofsterwig hart bei Pillnitz, in welchem der Schiller unter den deutschen Componisten, Karl Maria von Weber, fünf Sommer hindurch wohnte und den „Freischütz“ seinem größten Theile nach, „Preziosa“ und „Curyanthe“ ganz vollständig und außerdem eine große Anzahl der schönsten Lieder schuf. Herr Zähns hat dort ein Portrait Webers, ein Fremdenbuch, einen Brief Webers und dessen ersten Entwurf des berühmten Chors und Ballets aus „Oberon“ niedergelegt, dessen Melodie Deutschland durchflogen hatte, ehe noch die Oper selbst auf deutschem Boden aufgeführt war und wir machen namentlich die zahlreichen Besucher der „sächsischen Schweiz“, die doch gewiß auch alle Verehrer des unsterblichen Weber sind, darauf aufmerksam, damit von nun an Keiner mehr an jenem beschei-

benen Häuschen (das dem Winger Felsner gehört) gleichgültig vorübergehe. —

Die Vereine mehren sich in Deutschland von Jahr zu Jahr, wenn auch die Einigkeit nicht eben viel dabei gewinnt. So kam am 18. Juni d. J. zum erstenmale zu Böhrenbach auf dem Schwarzwalde der „Verein für die Uhrmacherei“ zusammen und es hatten sich über 300 Personen dabei eingefunden. —

Der Werth der Lederhandschuhe, welche jährlich in Frankreich verfertigt werden, soll dreißig Millionen Francs betragen. In Lüneville allein beschäftigen sich 10,000 Arbeiter damit und nach England gehen jährlich anderthalb Million Paar solcher Handschuhe. —

Jemand hat eine merkwürdige Maschine erfunden, welche zum Schutze der Felder gegen das Wild dienen soll. Es ist eine Art Uhrwerk, das in regelmäßigen Zeiträumen Hammer in Bewegung setzt, die auf Stündhölzchen schlagen und dadurch Ladungen von Schießpulver entzünden. Die Rehe und Hasen werden es aber gar bald merken, daß solche Schüsse nicht treffen; auch dürfte bald der Werth des Pulvers, das verpufft wird, sich höher belaufen als der Schaden, den das Wild jemals thun kann. —

Dr. C. Löpfer in Hamburg kündigt eine neue dramatische Arbeit an: „Böttcher, der Goldmacher, historisches Lustspiel in 4 Acten mit einem Vorspiel;“ bei der beunruhigenden Dürre auf dem dramatischen Felde wenigstens ein Hoffnungsstein. —

Die Spielhöllen werden mit Recht überall gebrandmarkt und die bestehenden duldet man eben nur noch, wie man sagt, weil bestehende Contracte nicht sofort zu lösen sind. Ungescheut kündigt man aber aus Coburg bei der Einladung zu dem dortigen Bogelschießen an: „für eine Pharaobank wird gesorgt werden.“ Und die Ankündigung steht wie höhnend in der Dorfzeitung, die seit Jahren so tapfer gegen die Spielhöllen gekämpft hat!

Der Graf von Palmblad, meldet man aus Upsala, hat in der dortigen Universitätsbibliothek die sehr umfangliche Originalcorrespondenz zwischen dem Grafen von Königsmark und der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle, der geschiedenen Gemahlin des nachmaligen Königs Georg I. von England, aufgefunden, welche 1726 als Gefangene in Ahlden starb, nachdem sie 32 Jahre da in Haft gewesen war, während der Graf von Königsmark bekanntlich 1694 ermordet wurde. Die in französischer Sprache geschriebenen Briefe sollen wichtige und merkwürdige Thatsachen aus der geheimen Geschichte des Endes des 17. Jahrhunderts enthalten. Das (wenigstens zum Theil ächte) Tagebuch der unglücklichen Fürstin erschien 1845 in London und es enthält ausführlich namentlich das tragische Ende Königsmarks, sowie die Darlegung der Intriguen, welche dasselbe herbeiführten. (S. Blätter aus der Gegenwart Jahrg. 1845 Nr. 39—41.)

Allgemeine Moden-Beilage

Nr 36.

1847.

Preis für ca. 104 hebe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Güten, Mützen, Frisuren ff. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zhr. Wit. ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenstände, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Gärten moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zhaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Familie Malin.

Von
Alphons Karr.

(Fortsetzung.)

Alle Anwesenden bekreuzigten sich nochmals und gegen fünf Uhr Nachmittags versammelten sich die Verwandten und nähern Freunde im Hause Tranquills zu einem Festessen und die Frauen brachten dazu alle ihre Kinder mit. Erst als diese spät nach Hause geschickt waren, begannen die Männer ernsthafte Gespräche, während die Aepfelweintrüge geleert und wieder gefüllt wurden.

Gleichzeitig speisete man auch bei dem Herrn Malais von Beuzeval. Eloï Malin hatte vollkommen Recht gehabt, als er sagte, der Großvater desselben sei Viehhändler gewesen. Er war auf der Reise nach zu reichlichem Mahle todt vom Pferde gefallen und hatte seinem Sohne Aubry Malais ziemlich viele und große Geldsäcke hinterlassen, der den Handel seines Vaters aufgab und sein Geld verließ. Er verheirathete sich dann mit der Tochter eines Kaufmanns. Einer ihrer beiden Söhne war Soldat geworden und der andere, der eine fast vornehme Erziehung erhalten, verheirathete sich mit einer Kaufmannstochter, die ihm außer dem baaren Gelde Stolz und Eitelkeit zubrachte. Der andere Sohn hatte sich ebenfalls verheirathet und

brachte eines Tages ein kleines Mädchen, für das er eine Amme suchte. Pelagie Malin nahm die Kleine zu sich und erzog sie mit ihrer Berenice. Von August Malais, der von der Mutter Pulcherias weiter nichts gesagt hatte, als daß sie todt sei, hörte man erst nach mehreren Jahren, daß er in der Schlacht gefallen.

Der Oheim und die Tante Pulcherias hatten mehr zu thun als sich um die Kleine zu bekümmern; sie mußten für ihren eigenen Sohn sorgen, der in Paris zu einem Wunder ausgebildet werden sollte. Sie fügten allmählig ihrem Familiennamen den des Schlosses Beuzeval hinzu, das sie gekauft hatten und bereiteten so ihrem Sohne den Weg vor, der den zu bekannten Namen Malais ganz fallen und sich einfach von Beuzeval nennen sollte. Mit einem Male aber erkrankte dieser Gegenstand aller ihrer Hoffnungen und starb. Sie wurden von diesem Unglücke ganz zu Boden gedrückt, aber ihre Eitelkeit suchte einen Trost in der kostbarsten Schaustellung ihres Schmerzes. Sie ließen den Leichnam ihres Sohnes von Paris kommen, bestatteten ihn prächtig in Beuzeval und errichteten ihm da ein kostbares Mausoleum. Gleichwohl blieb ihnen tiefe Trauer, denn ihr Leben war nun ohne Zweck und hoffnungslos.

Eines Tages dachte Madame Malais an die kleine Pulcheria, besuchte die Frau Malin und fand das Mädchen hübsch, aber entseßlich verbauert. Später begegnete sie der Kleinen einmal und küßte sie, dann ließ sie dieselbe bisweilen zu sich kommen. Pelagie ahnte, daß die Frau ihr Recht auf das Kind

geltend zu machen gedente und als das neue Boot getauft werden sollte, bat sie Madame Malais um die Erlaubniß, daß Pulcheria Pathe sein dürfe. Sie erhielt nicht nur die Erlaubniß, sondern auch ein neues Kleid und versprach überdies, selbst der Ceremonie beizuwohnen. Zu Hause, wo Niemand ihren Luxus sah, sprachen dann die beiden Gatten bei Tische von dem Ereignisse des Tages.

„Wie hast Du die Kleine gefunden?“ fragte die Frau.

„Nicht übel; sie sieht meinem seligen Bruder sehr ähnlich.“

„Sie sah nicht wie die andern Bauernmädchen aus, ob sie gleich unter ihnen aufgewachsen ist; aber die gute Art wird gewiß bald verdorben.“

„Das wäre Schade.“

„Thun wir wirklich alles für sie, was wir thun sollten, Louis?“

„Ich habe mir diese Frage heute auch vorgelegt, Dorothee.“

„Sie ist doch einmal unsere Nichte.“

„Die Tochter meines Bruders. . . Man wird wohl darüber reden, daß wir das Mädchen bei Bauersleuten lassen.“

„Sie ist die einzige, die von unserer Familie übrig geblieben, da Gott uns unsere drei Kinder wieder genommen hat.“

„Die Kleine ist unsere Erbin.“

„Die einzige und sie hat unsern Namen. Sollen wir sie ganz verbauern lassen?“

„Damit sie endlich wohl gar die Frau eines Viehhändlers wird.“

„Der uns Tante und Onkel nennen würde!“

„Pulcheria wird ein schönes, wird ein reiches Mädchen werden. Ihr Vater war Major und Ritter der Ehrenlegion. Sie kann nach dem Höchsten streben.“

„Ja, wenn sie eine passende Erziehung erhält.“

„Wir dürfen wirklich nicht vergessen, daß sie von unserm Blute, fast unsere Tochter ist. . . Wir müssen ernstlich darüber reden. Ich möchte wissen, ob wir über etwas einerlei Meinung sind, Dorothee.“

„Ich glaube es. . . Wollen wir sie zu uns nehmen?“

„Wir sind es ihr, dem Andenken meines Bruders und auch uns selbst schuldig. Sie ist unsere einzige Erbin; sie hat keine Aeltern und wir haben keine Kinder. Sie wird uns in unserm Alter trösten und durch ihre Heirath mit einer guten Familie in

Verbindung bringen. Der abscheuliche Name Malais, der uns in der öffentlichen Meinung so viel geschadet hat, den wir kaum zu verdecken, nie aber in Vergessenheit zu bringen vermöchten, wird unter einem schönen Namen verschwinden.“

„Pulcheria darf nur einen Edelmann heirathen; sie kann Gräfin werden.“

„Ja, morgen früh gleich wollen wir sie zu uns holen.“

„Und für passende Kleidung muß gesorgt werden. Ich habe noch einige Stoffe liegen und morgen gleich wollen wir in die Stadt schreiben.“

2.

Das Festessen bei „Wagehals“ dauerte lange; erst eine Stunde vor Tagesanbruch trennte man sich. Pelagie fing an besorgt zu werden. Berenice schlief lange schon und nach zehn Uhr waren die andern Kinder noch nicht nach Hause gekommen. Tranquill Main und Gesaire legten sich nieder, um eine kurze Zeit zu schlummern, ehe sie zum Fischfange aufbrächen. Der Wind ging ziemlich stark und Pelagie lief endlich in ihrer Angst hinaus an den Strand, um ihre Kinder zu rufen und die andern Fischer nach ihnen zu fragen. Niemand hatte sie gesehen. Dann kam sie in das Haus zurück, kochte Suppe für ihren Mann und ihren ältesten Sohn, weckte beide und sagte: „Tranquill, die Kinder sind noch nicht nach Hause gekommen.“

„Die ganze Nacht nicht?“

„Die ganze Nacht. Ich habe an alle Thüren geklopft, bin überall am Strande umhergelaufen und habe sie nirgends gesehen.“

„Das Meer fürchte ich nicht, aber der Fluß ist schlammig.“

Tranquill und Gesaire gingen fort, Pelagie aber weckte Berenice und alle wollten die Vermissten suchen. Nach einer halben Stunde etwa kam Tranquill wieder nach Hause wie seine Frau. Die letztere weinte; er verheimlichte mit Mühe seine Unruhe. „Vielleicht sind sie nach Beuzeval gegangen, in's Schloß oder zu dem Better Cloi; man wird sie für die Nacht behalten haben und sie kommen nun gewiß bald zurück. Ich kann nicht länger warten; alle Kameraden sind schon auf dem Meere.“ — „Wo ist Gesaire?“ — „Er wartet wahrscheinlich im Boote auf mich. Lebe wohl, Pelagie, wir kommen Abends zurück und sobald Du uns siehst, giebst Du uns ein Zeichen, wenn sie zurückgekommen sind, oder bringe sie lieber gleich mit an den Strand.“

In diesem Augenblicke trat Gesaire athemlos herein. „Das Boot liegt nicht mehr am Strande, Vater und man sieht es weder auf dem Meere noch sonst wo.“

Tranquill erbleichte. „Dnesime wird es losgemacht haben. Wann ist er fort mit dem Mädchen?“

„Ich weiß es nicht; sie sind während des Essens verschwunden.“

„Gesaire, mach' das alte Boot zurecht, so schnell als möglich. Wir werden sie auf dem Meere finden. Dnesime wird die Kraft nicht haben, das Boot zurückzubringen. Wir finden sie draußen, ängstige Dich nicht, Belagie. Das Boot ist geweiht; Gefahr also kann es nicht geben.“

Gegen seine Gewohnheit küßte Tranquill sein Weib beim Abschiede und Belagie blieb wie vernichtet auf einem Stuhle sitzen. Als Tranquill sodann das alte Boot auf die Wogen hinaus gebracht hatte, sagte er zu seinem Sohne: „Dnesime und Pulcheria sind verunglückt; es stürmte die Nacht; das Boot wird untergegangen sein. Sie sind verunglückt.“ Und sie steuerten in den Morgennebel hinein.

Gegen zehn Uhr kam Madame Malais von Beuzeval nach Dive mit einer Magd, um Pulcheria abzuholen, für die bereits ein Zimmer im Schlosse eingerichtet war. Sie fand die arme Belagie wie ihr Mann sie verlassen hatte, unbeweglich auf dem Stuhle. Man schüttelte sie. „Was ist Ihnen, Belagie? Sind Sie krank?“

„Ach das Meer, das grausame Meer! Es hat meinen Vater und meine drei Brüder verschlungen; es wird mir meinen Mann und alle meine Kinder nehmen.“

„Aber warum sind Sie in diesem Zustande, Belagie? Es ist ja kein schlechtes Wetter und Ihr Mann fährt ja alle Tage auf das Meer hinaus.“

„Ach, Madame,“ sagte Belagie weinend, „wir werden Dnesime und Pulcheria nicht wieder sehen.“

„Pulcheria? Wo ist sie?“

„Das weiß nur Gott; sie ist gestern Abend mit Dnesime verschwunden. Die ganze Nacht habe ich sie gesucht; sie sind auf dem Boote fort, das gestern getauft worden ist.“

„Sucht man sie?“

„Tranquill und Gesaire sind fort, aber es stürmte in der Nacht stark und meine armen Kinder sind gewiß verunglückt!“

„Aber warum sorgten Sie nicht besser für ein Kind, das Ihnen anvertraut wurde?“

Diese Worte gaben Belagie ihre Seelenstärke wieder; sie stand auf und sagte: „Madame, man kann von einer Frau nicht verlangen, daß sie ein Kind besser pflege als die eigenen. Es ist mir nicht oft in den Sinn gekommen, daß die Kleine nicht mein sei wie die andern; auch hat sich Niemand um sie bekümmert und wenn ihr ein Unglück zugestoßen ist, trifft es mich mehr als irgend Jemanden. Tranquill sagte beim Fortgehen, die Kinder wären vielleicht in das Schloß gegangen und wären dort behalten worden, aber ich glaubte es gleich nicht.“

„Wird Ihr Mann bald zurückkommen?“

„Abends, mit der Flut; früher ist's nicht möglich, der Wind müßte denn umschlagen.“

„Aber was kann man denn thun?“

„Nichts, Madame, als weinen, warten und zu Gott und der heiligen Jungfrau beten. Meine Hoffnung beruht allein darauf, daß das Boot ganz frisch getauft und von Niemand noch als den beiden unschuldigen Kindern betreten worden ist. Wenn das Meer dies nicht schon, was soll es sonst schonen? Ich laufe sogleich zu dem Herrn Pfarrer und will ihn bitten zu beten.“

Und Belagie eilte zu dem Geistlichen, während Madame Malais nach Beuzeval zurückkehrte, wo sie erzählte was geschehen war. Mehrmals schickte man von dem Schlosse Bediente fort, um sich erkundigen zu lassen, ob die Fischer zurückgekommen wären oder ob man Nachricht von den Kindern hätte. Anfangs machten sich die Leute im Schlosse Vorwürfe, daß sie Pulcherie nicht früher zu sich genommen hätten, endlich aber beruhigten sie sich damit, daß doch Tranquill und Belagie allein die Schuld trügen und beklagten das Kind, das sie so sehr geliebt haben wollten, obwohl sie sich bis dahin um dasselbe nicht gekümmert hatten wie ihr einsames Alter.

Die Diener kamen mit der Nachricht zurück, man sehe die Böte von weitem, aber nur die Weiber und Kinder der Fischer, die bessere Augen hätten. Da brachen auch Herr und Madame Malais auf und gingen auf ziemlich steilem Wege nach Dive hinunter. Als sie am Strande ankamen, konnte man die Fischerböte schon deutlicher erkennen. Alle Frauen und Kinder waren bereits versammelt. Belagies Augen waren unverwandt auf den Horizont gerichtet.

„Der Wind hat sich etwas gelegt,“ sagte eine Frau; „es wird Manchem schwer werden heranzukommen.“

„Sieht man die Böte des „Wagehals“?“

„Nein; die beiden ersten gehören dem Aubry und dem Glam.“

Malais trat zu Pelagie und fragte, ob sie noch nichts sehe.

„Nein,“ antwortete die arme Mutter; „ich habe den ganzen lieben Tag gebetet und fühle keine Angst mehr in meinem Herzen; ich hoffe das Beste.“

In diesem Augenblicke fuhr das Boot Glams in den Fluß herein. Pelagie wollte fragen, aber die Kräfte versagten ihr. Endlich rief eine andere Frau: „Pacome, hast Du Pelagies Leute nicht gesehen?“

„Nein, wir haben sie nicht gesehen; sie müssen nach Osten zu sein.“

Auch Aubry wußte nichts von Tranquill. Ein anderer hatte ihn nach Osten steuern sehen und erzählte, Tranquill habe seine Hamen nicht gehoben.“

Acht Böte erschienen so nach einander in dem Flusse, aber keiner von den Fischern konnte bestimmte Nachricht von Tranquill geben. Einer fragte Pelagie, warum ihr Mann die Seile nicht gehoben habe.

„Ach davon ist keine Rede,“ antwortete die Frau. „Dnesime ist vorigen Abend mit dem neuen Boote fortgefahren, hat Pulcheria mitgenommen und wir haben nichts von ihm gehört und gesehen. Mein Mann und Gesaire suchen sie in dem alten Boote. Hast Du auf dem Meere nichts gesehen?“ setzte sie zögernd hinzu; „kein verunglücktes Boot?“

„Nein. . . Aber sieh da!“ fuhr der Mann fort und Pelagie faßte seinen Arm krampfhaft; „ein Segel vor dem Winde in Nordost!“

„Nur eines?“

„Ich sehe nur eines.“

„Dann haben sie die Kinder nicht gefunden!“

„Vielleicht haben sie das andere Boot in's Schlepptau genommen.“

„Ach nein. Gesaire würde auf dem andern sein und beide würden heranssegeln.“

Es begann zu dunkeln; alle Anwesenden strengten sich an, auf das Meer hinaus zu sehen und mehrere sprachen leise miteinander, damit Pelagie sie nicht höre.

„Seltsam,“ sagte Einer, „es scheint das alte Boot nicht zu sein.“

„Wenn es das neue wäre, würde man beide sehen.“

„Die armen Leute!“

Herr und Madame Malais fragten noch einiges, aber man antwortete ihnen kaum. Man war daran gewöhnt, Pulcheria so gut wie Dnesime für Tranquills

Kind zu halten und dachte nur an dessen und seiner Frau Schmerz. Es dunkelte mehr und mehr und die Fischer theilten einander noch immer ihre Bemerkungen mit. Bald hörte man das Rauschen. „Es ist wirklich nur ein Boot!“ hieß es.

Pelagie fiel auf dem Sande auf ihre Knie nieder, presste die Hände krampfhaft zusammen und flüsterte: „ach mein Gott! Ach gütige heilige Jungfrau!“ In diesem Augenblicke kam das Boot mit vollem Segel in den Fluß herein und rasch an der versammelten Gruppe vorüber. Tranquill Alain, den man allein hinten am Steuer sah, rief im Vorbeifahren mit starker Stimme: „Beide gerettet!“ Da war es Pelagie, als zerfließe ihr Herz und unter lautem Schluchzen betete sie: „Dank, mein Gott! Dank, gütige heilige Jungfrau!“ und sie sank ohnmächtig am Strande nieder. Einer der Fischer trug sie in das Wirthshaus, in welchem Eloi und Tranquill am andern Tage Aepfelwein getrunken hatten. Die Uebrigen waren Tranquill behilflich.

„Nehmt zuerst Pulcheria,“ sagte er, „sie hat keinen Schaden gelitten.“

Madame Malais schloß das Kind in ihre Arme. „Nun nehmt den Schiffer,“ er braucht ein gutes Bette und ein Glas warmen Aepfelwein. Er wird nicht daran sterben, aber tüchtig ist er geschüttelt worden.“ Und er übergab einem Fischer Dnesime, den er in seine große Jacke gewickelt hatte und der sich kaum bewegte.

„Wo ist Gesaire?“

„Auf dem Meere und ich werde zu ihm hinausfahren, wenn ich einen Bissen gegessen habe, denn die armen Kinder haben einen guten Theil von unserm Vorrathe verzehrt und das übrige ließ ich Gesaire, den ich nach den Hamen schickte.“

Pelagie war unterdeß wieder zu sich gekommen, eilte herbei, riß Pulcheria aus den Armen der Madame Malais und gab sie ihr erst zurück als sie sah, in welchem Zustande sich ihr Sohn befand. „Was ist ihm, Tranquill?“ fragte sie. „Ist er verwundet?“

„Nein, aber gefroren hatte er. Als er sah, daß er das Schiff nicht bewältigen konnte, hatte er das Segel eingezogen und den Anker ausgeworfen. So verbrachte er die Nacht. Alle seine Kleidungsstücke gab er der Pulcheria und er wickelte sie noch in das Segel, so daß sie warm lag. Ihn hielt ich für todt, als ich ihn fand; er war fast nackt und bewusstlos. Ich brachte ihn wieder zu sich indem ich ihm etwas

Wochholderbranntwein gab und ihn tüchtig rieb. Wäre ich eine Stunde später gekommen, hätte ich ihn nicht mehr lebendig getroffen. Er hatte sein Taschentuch an den Mast gebunden, daran erkannte ich ihn. Sie hatten das neue Boot versuchen wollen.“ Während der Erzählung ging man nach dem Hause zu. Pelagie trug den Onesime selbst; erst in ihrem Hause gab sie ihn ihrem Manne und dann sank sie vor Erschöpfung nieder. Man legte Onesime in's Bett und ließ ihn ein Glas warmen Aepfelwein trinken, aber man brachte kein Wort aus ihm heraus. Endlich schlief er ein und auf seiner Stirn zeigten sich einige Schweißtropfen.

„Nun ist er gerettet,“ sagte Wagehals, „und ich will hinaus zu Gesaire.“ Er stopfte sich eine frische Pfeife, drückte Pelagie die Hand und machte sich auf den Weg. Einige Fischer waren ihm behilflich und die andern gingen in ihre Wohnungen, um einige Stunden zu schlafen. Madame Malais küßte Pulcheria und sagte: „morgen, liebe Kleine, werde ich Dich wieder besuchen.“ Auch Onesime, der schlief, küßte sie auf die Stirn; dann verließ sie das Haus, um nach Beuzeval zurückzukehren.

3.

Am andern Tage holte man Pulcheria ab. Pelagie weinte sehr als sie sich von der Kleinen trennen mußte, die ihrerseits zahlreiche Thränen vergoß. Onesime hatte das Fieber und redete irre. Madame Malais versprach, daß Pulcheria ihre Pflegemutter bisweilen besuchen dürfe und daß man sich nach Onesime erkundigen würde, welcher durch seine Unvorsichtigkeit beinahe ein großes Unglück herbeigeführt, aber durch sein aufopferndes Benehmen sein Unrecht wieder gut gemacht hätte.

„Ich habe die Antwort des Großkanzlers der Ehrenlegion erhalten,“ sagte Malais einige Tage später zu seiner Frau. „Er schreibt, mein Gesuch sei vollkommen begründet und Pulcheria werde als die Tochter eines Offiziers und Ritters der Ehrenlegion unbedingt in der Anstalt zu St. Denis aufgenommen werden, um da ihre Erziehung zu erhalten. Nur müssen solche Kinder, glaube ich, schon etwas wissen.“

„Es thut mir doch leid, mich von dem armen Kinde trennen zu müssen.“

„Die Ehre, sie in St. Denis erziehen zu lassen, kann man nicht aufgeben; es wird ihr von Nutzen sein, wenn sie einmal heirathen soll. Wir könnten ihr wohl vorher von dem Lehrer in Dive einigen Unter-

richt geben lassen, denn mit den Bauernkindern dürfen wir die Tochter eines Ritters der Ehrenlegion und einzige Erbin des Besitzers von Beuzeval nicht in die Schule schicken. . . Was sagt die Kleine?“

„Anfangs freute sie sich sehr über ihr schönes Zimmer, über ihre schönen Kleider und über das gute Essen; jetzt aber will sie Onesime und Berenice und die Frau sehen, welche sie nicht anders als Mutter nennt. Der kleine Onesime ist noch krank und ich habe ihr erlaubt, ihn zu besuchen.“

Pulcheria war wirklich in dem Hause ihrer Pflegemutter erschienen. Onesime war aufgestanden, aber noch schwach und blaß. „Geht Dir's besser, Onesime?“ fragte sie.

„Ja, Pulcheria. . . Bleibst Du bei uns? Das Haus ist recht still und öde, seit Du fort bist. Gefällt Dir's in Beuzeval besser als bei uns? Dort ist es doch so weit vom Meere und mit wem spielst Du?“

„Ich spiele gar nicht. . . Es ist ein großer Teich im Garten, aber Niemand kann kleine Bote bauen und sie darauf schwimmen lassen; ich vermisse Euch recht.“

„Und wir reden den ganzen Tag von Dir. Noch diesen Morgen fragte ich Berenice, ob Du wohl an uns dächtest.“

„Aber welsch' schönes Kleid hast Du an!“ sagte Berenice.

„Ich komme nur, um Euch zu besuchen und zu sehen, wie es Onesime geht. Ich muß schnell wieder fort. Madame Dorothee hat gesagt. . .“

„Was?“ fiel Onesime ein, „Du hast nicht mehr dieselbe Mutter wie wir?“

„Ich habe zwei, Mutter Pelagie und Mutter Dorothee.“

„Aber Madame Malais ist ja nicht Deine Mutter, sondern Deine Tante.“

„Mutter Pelagie ist meine Mutter auch nicht.“

„Nun ist die Mutter ihre Mutter nicht mehr! Ich bin also auch nicht mehr Dein Bruder und Berenice ist nicht mehr Deine Schwester?“

„Madame Malais verlangt, daß ich sie Mutter nenne und sie ist sehr gütig gegen mich. Ich soll nicht mehr Mutter Alain sagen, aber ich sage es doch. Sehet einmal die schönen Sachen, die ich Euch mitgebracht habe!“

Und sie reichte ein ganzes Körbchen voll Kuchen und Leckerbissen hin.

„Wenn Du gesund bist, Dnestine, sollst Du mit Berenice eine ganze Woche im Schlosse bleiben.“

„Hat dies Madame Malais wirklich gesagt?“ fragte Belagie.

„Ja, Mutter Alain.“

Die Magd, welche Pulcheria begleitete, bestätigte es.

„Nun,“ sagte Belagie, „ich bin dankbar dafür; es wird ein Trost für die armen Kinder sein. Wenn es Madame Malais erlaubt, bringe ich Sonntags die Kinder hin.“

„Nun muß ich wieder gehen,“ meinte Pulcheria. (Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Nimroud.) Vor Kurzem eingegangene Nachrichten aus Mosul von einem Engländer enthalten Verzeichnisse von neuen Schätzen, welche zu Nimroud ausgegraben worden sind; mit ihnen steigt eine längst vergangene Vorzeit, so zu sagen, aus ihrem Grabe auf und der Phantasie wird dadurch ein reicher Stoff zu den mannichfaltigsten Vorstellungen geboten. Ganz neuerdings sind Spiegel, schön gearbeitete Armbänder, Helme, Pfeilspitzen, Köpfe, Dolche von Glas, kleine Pughstücke und Zierrathen von Elfenbein, alabasterne Vasen, Glasflaschen, die Jahrtausende im Schooße der Erde verborgen gelegen, zu Tage gefördert worden. Die Glasflaschen bieten dem Auge des Chemikers einen merkwürdigen Zustand von Versehung dar: die Außenseite ist ein glatter Ueberzug, wie von Cement, welcher bei der geringsten Berührung abfällt und eine opalartige Oberfläche wahrnehmen läßt. Unweit einer Thüre (des großen Palastes, mit dessen Ausgrabung man fortwährend beschäftigt ist) wurden sechszehn kleine bronzene Löwen, eine Stufenfolge von Größen bildend, entdeckt; der größte davon maß ungefähr einen Fuß in Länge und war so schwer, daß man ihn nur mit Mühe emporheben konnte; man vermuthet, daß dieselben als Gewichte dienten. Interessant ist die Aehnlichkeit, welche die Sculpturen an den Wänden des Palastes mit den aufgefundenen Ornamenten haben. Ferner sind irdene Waare und glazirtes Geschirre von jeder Form und Größe und vollkommen gut erhalten zum Vorschein gekommen. In den zuletzt geöffneten ausgemalten Zimmern und Kammern waren die Malereien leider zu unscheinbar und zu sehr verwischt, als daß sich daraus etwas hätte abnehmen lassen. Die Platte des getäfelten Fußbodens lagerten auf ziemlich festen, an der Sonne gedörrten Ziegeln. Gebrannte Ziegel mit Keilschrift kommen tagtäglich in großer Menge zum Vorschein, unterscheiden sich aber durch ihr Gepräge von einander, woraus hervorgehen dürfte, daß die einzelnen Theile des Palastes unter verschiedenen Herrschern erbaut worden sind. Ueber den Sculpturen befinden sich, ge-

wöhnlich bis zu einer Höhe von etwa sechs Fuß, bemalte Ziegelsteine. Bestimmte Spuren von Fenstern in den Mauern hat man nicht entdecken können; allein da diese jedenfalls weit höher reichten, als die gegenwärtige Oberfläche des Hügel, welcher den Palast in sich schließt, so lassen sich aus diesem Mangel keine Schlüsse ziehen. Balken, welche wahrscheinlich das Dach stützten, kommen vor, aber in einem solchen Zustande von Auflösung, daß es unmöglich ist, sie ganz oder selbst nur in kleinen Stücken herauszunehmen, indem sie den Arbeitern unter den Händen in Staub zerfallen. Das östliche Ende ist durch eine Mauer von gedörrten Ziegeln und großer Dicke begrenzt. An einer Stelle sind mehre Schädel hervorgezogen worden, manche noch ziemlich gut erhalten und gleich daneben Vasen mit Pfeilspitzen; indes mögen erstere einer weit späteren Zeit angehören als letztere; denn bekanntlich wählten die Mohammedaner bergleichen Erdhügel gern zu Begräbnißplätzen. Das größte bis jetzt geöffnete Zimmer mißt 150 Fuß in Länge und 30 Fuß in Breite; an seinem westlichen Ende befinden sich zwei zwölf Fuß hohe, nach Osten sehende, geflügelte Löwen mit Menschenköpfen. Der Fußboden besteht aus Marmorblöcken mit Keilschrift an ihrer untern Fläche; dies ist merkwürdig, insofern es mit dem übereinstimmt, was man an den babylonischen Ziegeln beobachtet, diese sind nämlich alle ohne Ausnahme ebenfalls an der untern Seite beschrieben.

(Die königliche Oper in London.) „Das Einzige,“ bemerkt ein Londoner Theaterrecensent, „was man der Direction des Theaters Ihrer Majestät in der eben abgelaufenen Season vorwerfen kann, ist das Engagement einer zu großen Anzahl Künstler ersten Ranges, denn es fehlte ja nothwendiger Weise an Zeit und Gelegenheit, sie alle hinreichend und ihrer ausgezeichneten Talente würdig zu beschäftigen. Wie z. B. wäre es möglich gewesen, fünf Bassisten, wie Lablache, Coletti, Staudigl, Superchi und Bouché mit ihnen entsprechenden Rollen zu versorgen? Weniger als die Hälfte der engagirten Berühmtheiten würde vollkommen genügt haben und wäre immer noch weit mehr gewesen als in früheren Jahren. Die Folge davon ist, daß man viele nicht so oft und nicht in dem Umfange gehört hat als man es wünschte; doch besser zu viel als zu wenig! Unter den Neuheiten ragt über Alles hervor und macht die diesjährige Season in den Annalen der königlichen Oper besonders denkwürdig das Auftreten der Lind. Wie unermesslich groß und ohne Gleichen die Sensation auch sein mag, welche sie hervorgebracht hat, so glauben wir doch, daß ihre Popularität noch nicht zu ihrem Höhepunkte gebiechen ist und daß man, sollte sie in dieses Land zurückkehren, ihren Genius noch besser verstehen und würdigen wird als jetzt. Neben Fräulein Lind thaten sich die Sängerrinnen Castellan, Sanchioli und Madame Montenegro vorzüglich hervor; letztere ist eine Dame von hohem dramatischen Genius. Unter den Tenoristen nahm Gardoni, unter den Baritonisten Coletti den ersten Platz ein.

(Eile mit Welle.) Der Baron Baerff, der bekanntlich eine Rolle in dem spanischen Bürgerkriege spielte und ziemlich lange im Lager der Carlisten lebte, hat so eben ein zweibändiges Werk: „Die Pyrenäen“ erscheinen lassen, in welchem er unter andern erzählt: „Die Spanier sind die größten Zeitverschwender in der Welt und ein uraltes Sprichwort sagt: me venga la muerte de España (möge mir der Tod aus Spanien kommen), weil man dann lange auf ihn warten würde. Ueber die Langsamkeit und Unpünktlichkeit der Spanier habe ich oft die Geduld verloren. Von Jugend auf militärisch erzogen und daher selbst bei Kleinigkeiten an Ordnung gewöhnt, konnte ich mich in diese Zeitverschwendung nicht finden. Ich erinnere mich, daß ich einmal, weil ich einen starken Marsch zu machen hatte, meinem zahlreichen Gefolge den Befehl gab, des Morgens um vier Uhr aufzubrechen. Der Weg führte uns dicht an den christinischen Vorposten vorbei; wir mußten daher in geschlossener Colonne bleiben. Ich hatte einige Infanterie, ein Paar Carebristen, einige Offiziere, deren Bediente und das Gepäck bei mir, wie allerlei zur Küche Gehöriges auf verschiedenen Maulthieren mit ihren Führern. Umsonst war ich des Morgens um vier Uhr zur Stelle, denn ich war der einzige und Alles lag in tiefem Schläfe, Pferde und Maulthiere eingerechnet, die überdem nicht abgefüttert waren. Ich weckte alle Welt, ich bat, ich wurde ungeduldig und zuletzt äußerst unangenehm, wodurch ich es denn unter großem Aerger und vielen Mühen dahin brachte, daß wir gegen neun Uhr wirklich in Marsch kommen konnten. Selbst der Oberst Barres, der mich in den baskischen Provinzen überall begleitete, ein sonst durchaus zuverlässiger Mann, war durch seinen längern Aufenthalt in Spanien so sehr an die erwähnte Sitte gewöhnt, daß er an alle dem gar nichts Arges fand und meine Ungebuld kaum begreifen konnte. Dieser Vorfall und ähnliche machten mich endlich klüger. Ich bin der Ueberzeugung, der geringste Maulthiertreiber hegt einen so hohen Begriff von seiner Würde, daß er glaubt, es bringe seinem Ansehen Gefahr, wenn er auch nur eine Minute zu früh komme. Er findet es aber gar nicht unrecht, Stunden lang auf sich warten zu lassen und das Gefühl der Gleichheit, welches den niedrigsten Ständen Spaniens innewohnt, unterstützt solche Ansichten. Wenn es bei spätern Gelegenheiten meine Absicht war, recht früh des Morgens aufzubrechen, so kündigte ich einen Nachtmarsch an. Da legte sich mein sämtliches Gefolge Nachmittags zu Bette, stand um Mitternacht auf und war, ganz nach meiner Absicht, in aller Frühe marschfertig. Es kommt alles auf eine gehörige Verständigung an.“

(Ein neues Mittel das Herz der Geliebten zu gewinnen.) Pariser Blätter erzählen, daß ein junger Mann, B., sich leidenschaftlich in eine reizende Pariserin, v. S., verliebte, daß sie sich aber immer kalt von ihm abwandte. Was er auch versuchte, um ihr Herz zu gewinnen, Briefchen, Bouquets u. s. w. nichts bewegte ihr Herz. Endlich faßte er einen

verzweifelungsvollen Entschluß. Er borgte sich den Anzug eines Eckensteher's, begab sich in das Haus seiner Angebeteten und übergab ihr selbst einen Brief von sich, in welchem er ihr geschrieben hatte, daß ihn ihre Grausamkeit in den Tod treibe und sie ihn in der Morgue zum letzten Male sehen könnte.

„Der Unglückliche!“ rief das Mädchen aus, nachdem sie gelesen hatte. „So sehr hat er mich geliebt? Ach vielleicht ist es noch Zeit ihn zu retten.“

Und ohne auf etwas hören zu wollen, eilte sie fort, die Treppe hinunter, nach der Wohnung B's zu.

Als dieser, der falsche Eckensteher, mit dem Kammermädchen allein war, bot er das bekannte goldene Mittel auf, um den dienenden Geist für sich zu gewinnen.

Es verging eine Stunde und endlich kam das Fräulein traurig und trostlos zurück.

„Es war zu spät!“ sagte sie zu ihrem Kammermädchen. „Der Unglückliche hatte seine Wohnung bereits verlassen. Ich eilte sodann nach der Morgue (in welcher bekanntlich die Leichen der Verunglückten ausgestellt werden), wagte es aber nicht, in diese grauenvollen Räume hineinzugehen.“

„Ach, Fräulein, wenn Sie wüßten . . .!“

„Nun?“

„Eben haben Schiffer einen unglücklichen jungen Mann hierhergebracht, den sie an der Austerlitz-Brücke aus dem Wasser gezogen und der leise einen Namen nannte . . .“

„Den meinigen! Himmel, er ist es! Im Lode noch dachte er meiner. Es muß ihm alle Pflege werden . . .“

„Still!“ sagte das Kammermädchen. „Er schläft . . . und der Schlaf rettet ihn vielleicht.“

„Das gebe Gott!“

Und Gott hat es gegeben. B. spielte seine Rolle als Halbertrunkener vortrefflich und an seinem Lager gestand ihm die Schöne, daß ihr Herz so vieler Liebe nicht länger zu widerstehen vermöge.

Generalcorrespondenz.

In einem sehr ungenießbaren Buche: „Reise durch Holland, Friesland und Deutschland im Sommer 1845. Von K. D. Amet,“ eifert der Verf. in noch nie dagewesener komischer Weise gegen die Eisenbahnen. „Das Eisenbahn-Beihilf,“ sagt er, „ist ein wahres Monstrum; es schießt wie ein Krokodil in der Ebene hin als führe es lauter Zerstörung im Schilde oder wie ein Wallfisch zwischen Eisfeldern, wenn die Harpune ihn getroffen; es fliegt über den Boden, als wolle es der ganzen Natur vorbei (!!) ohne Zeit zum Sehen und Denken. Seine greulichen Töne charakterisiren unser musikmachendes Jahrhundert, in welchem Alles und Jedes, was nur eben einen Ton angeben kann, hörbar werden muß. . . Die Landleute sehen mit Staunen und das Vieh auf dem Felde mit Schreck und Ahnung (!) das kommende Ungeheuer an, welches die Acker

auseinander reißt, den vielen das Brod aus dem Munde — greift, den wenigen die Tasche füllt, und das geringe Volk verlockt nicht mehr zu Fuße zu gehen, um seine übrigen Paar Groschen zu erobern, den Luxus vermehrt, die Genügsamkeit gerührt, die Lebensbedürfnisse allerwärts vertheuert und den zahllos gewordenen ärmeren Classen der Gesellschaft ihr Dasein schwerer macht. . . . Deutschland baut ein Netz von Eisenbahnen. Wer soll darin gefangen werden? Die Fürsten oder die Völker? Denn in einem Netze fängt man etwas.“ (Der Mann hat jedenfalls einen Popf als Orden verdient.) —

Nicht bloß in Leipzig, nicht bloß in Deutschland überhaupt wird über sehr schlechten Theaterbesuch diesen Sommer geklagt; auch die Pariser Theater sehen sich vergebens nach Besuchern um. Mehrere sind gänzlich geschlossen worden, weil die Vorstellungen die laufenden Kosten nicht deckten. So nahmen am 1. Aug. (an einem Sonntage) das Gymnase 415 Frs., Variétés 256, Vaudeville 123, Palais Royal 300 Francs ein! —

Die Zeitungen erzählen eine hübsche Anekdote von dem allverehrten Papste Pius IX. Als Fanny Esler in Rom tanzte und die ganze „ewige Stadt entzückte“, wollten ihr ihre wärmsten Bewunderer einen besondern Beweis ihrer Verehrung geben, veranlaßten eine Unterzeichnung und brachten in sehr kurzer Zeit die Summe von 3000 Thalern zusammen, welche ein geschickter Juwelier für einen goldenen Kranz verlangt hatte, den man der Tänzerin überreichen wollte. Als alles bereit war, fiel es den Leuten ein, ob wohl eine solche Demonstration auch Pius IX. nicht etwa mißfalle. „Wir wollen so gleich zu ihm gehen,“ hieß es und sie schlugen sofort den Weg nach dem Quirinal ein. Pius IX. nahm sie leutselig auf, aber der Gedanke, wie viele Arme mit der Summe von 3000 Thln. unterstützt werden könnten, verhinderte ihn zu lächeln. „Sie bedürfen,“ sagte er, „meine Einwilligung zu dem nicht, was Sie thun wollen.“

„Wir entsagen unserm Plane sofort, wenn Ew. Heiligkeit ihn nicht billiget, denn wenn wir auch die Kunst lieben und sie, als den Ausdruck des Schönen, feiern, so lieben wir doch Pius IX. über alles.“

„Geben Sie den Kranz der Tänzerin, wenn es Ihnen Freude macht, aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie in der Wahl des Andenkens, für das sie sich entschieden haben, nicht glücklich gewesen zu sein scheinen. Ich würde eine Guirlande, einen Strauß oder dergleichen vorgezogen haben, denn ich glaubte bisher, Kränze seien für den Kopf, nicht für die Füße bestimmt.“

In dem Augenblicke übrigens als Fanny Esler den goldenen Kranz erhielt, ließ Pius IX. tausend Thaler an die Armen zahlen. —

Jenny Lind weigert sich bekanntlich in Paris zu singen, weil sie sich scheut vor das strenge Pariser Publicum zu treten,

wie die Pariser glauben; gleichwohl kann man sie jetzt alle Tage in Paris singen hören. Signor Giovanni nämlich, der ganz allein Sopran, Alt, Tenor und Bass singt und kürzlich in London war, um die Lind zu beobachten, lockt jeden Abend die Menge in Tesfy's Theater, wo er in Costüm die Hauptscenen der schwedischen Sängerin als Norma, Alice, Amina u. s. w. vorträgt und — wenigstens einen eben so bedeutenden Beifallssturm erregt als die ächte Lind. —

Ein Engländer, Felix Summerty, hat in London eine ganz eigenthümliche Fabrik errichtet, um die Kunst mit dem gewöhnlichen Leben inniger zu verbinden. Er läßt nämlich allerlei Gegenstände zum gewöhnlichen Gebrauche oder zum Schmucke des Hauses nach Originalzeichnungen der größten lebenden englischen Maler fertigen oder von berühmten Bildhauern modelliren und zwar in Porzellan, in Bronze, in Glas. Verkäuflich ist bereits ein reizendes Schreibzeug in Porzellan, daß der berühmte Bildhauer Col modellirte und etwa 15 Thlr. kostet; ferner von demselben ein Briefbeschwerer mit einander küßenden Kindern darauf für 3 Thlr., ein Knabe auf einem Delphin als Petschaftsgriff; ein Bierkrug mit Emblemen, welche die Hopfenärnte vorstellen; ein Teller zu Visitenkarten nach einer prächtigen Zeichnung von MacLise; eine Anzahl schöner Glasflaschenstöpsel nach Zeichnungen von Horsby u. s. w. Mit Recht sagt er in seiner Ankündigung, an Geschicklichkeit der Arbeiter fehle es nie, leider hätten aber in der neuern Zeit die wahren Künstler es verschmäht, sich mit denselben zu verbinden. Früher war dies anders; Francesco Francia war sowohl Goldschmied als Maler; Rafael werden Zeichnungen zu Töpfergeschirren zugeschrieben; Leonardo da Vinci erfand Halsbänder; in dem Buckingham-Palast befindet sich ein Gemälde von Teniers, das eine Harfe schmücken sollte; Holbein zeichnete Broschen und Salznäpfchen; Albrecht Dürer schnitzte selbst Schmuckfachen aller Art; Beato Angelo und viele große Künstler verzierten Bücher. Schönheit der Form, Farbe und poetische Erfindung waren sonst in allen Dingen vereinigt. So sollte es noch sein und ich bestrebe mich, dies wieder zu bewirken.“ Mögen sich dies auch unsere deutschen Künstler gesagt sein lassen! Eine andere nicht übele Neuerung, die in vielen Städten Englands um sich greift, besteht darin, daß viele Materialwaarenverkäufer den Thee, Kaffee, Taback u. s. w., den man von ihnen nimmt, nicht mehr in Maculatur, sondern in Papierpacken, auf welchem die beliebtesten englischen Lieder, mit Text und Noten, abgedruckt sind und so ihre Kunden auf die wohlfeilste Weise mit Musikalien versorgen. —

In Constantinopel ist ein armenisches Theater eröffnet worden und man führte bis jetzt darin auf: „Noah,“ „Abraham,“ „Alexander der Große“ und Napoleon? — Ein Franzose, Legrand, hat von der — constitutionellen — Regierung der Sandwichinseln die Erlaubniß erhalten, in der Hauptstadt Honolulu ein Theater zu errichten, in welchem er jede Art von Vorstellungen geben darf. Er singt mit einer Reitertruppe an. —

Allgemeine Moden-Beilage

N^o 37.

1847.

Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Tblr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, feine Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Familie Malin.

Von
Alphons Karr.

(Fortsetzung.)

„Warte nur noch ein wenig, daß ich Dir ein kleines Boot fertig mache, welches Du in Deinem Bassin kannst schwimmen lassen. Es muß sehr langweilig sein, wenn man kein Boot hat.“

„Ach ja, aber warten kann ich nicht; wir sollten gleich wiederkommen.“

„So bringe ich es Dir Sonntags mit.“

„Ist Vater Alain mit Cesaire auf dem Meere?“

„Ja und sie kommen erst in der Nacht zurück.“

Der Sonntag kam und Pelagie führte die beiden Kinder in das Schloß Beuzeval. In einem Körbchen hatte sie einen schönen Fisch, den Wagehals in der Nacht vorher gefangen. Onésime trug sein schönstes Schiffchen mit ganz neuem Tafelwerke. Cesaire und der Vater Alain begleiteten sie bis an das Thor; weiter wagten sie nicht zu gehen, aber Pelagie sollte Pulcheria zu ihnen herausbringen. Sie wurde von Herrn und Madame Malais ziemlich freundlich aufgenommen und sollte zum Mittagessen dableiben, aber das schlug sie aus; dagegen bat sie, Pulcheria hinaus an das Thor führen zu dürfen.

„Liebe Dorothee,“ sagte Herr Malais zu seiner

Frau, „sage dem Vater Alain und Cesaire, daß sie hereinkommen und Mittags bei uns bleiben.“

„Sie werden das nicht wagen.“

„So will ich sie selbst einladen.“

Als Malais am Thore ankam, fand er Pulcheria in den Armen ihres Pflegevaters, denn sobald sie erfahren hatte, daß er in der Nähe wäre mit Cesaire, war sie zu ihm geeilt. Auch ein anderer Mann stand am Thore, der Müller Alain, der mit seinen Verwandten nach Dive hinabgehen wollte. Malais brachte seine Einladung vor.

„Das geht nicht, Herr Malais,“ sagte Wagehals; „ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit; aber ich habe da eben den Better Eloi zur Suppe bei mir eingeladen und warte nur noch auf Pelagie, um nach Hause zu gehen.“

Malais liebte den Müller gar nicht sehr, da ihm aber an der öffentlichen Meinung ungemein viel lag, so hatte er längst mit Besorgniß die Kälte bemerkt, mit welcher ihn der Müller behandelte. Er benutzte also die sich eben darbietende Gelegenheit, auch Eloi mit einzuladen. Dieser zögerte einen Augenblick, um aber eine gute Mahlzeit nicht einzubüßen, sagte er endlich zu. Um nun ihren Gästen jede mögliche Ehre zu erzeigen und auch die Bewunderung derselben in hohem Grade zu erregen, ließ Madame Malais den Tisch mit ihrem sämmtlichen Silberzeuge besetzen und zog ihr seidenes Kleid an, das sie sich vor zwölf Jahren in Paris hatte machen lassen.

Der Müller war neidisch und hatte überdies von

früherher Groll gegen die Familie Malais im Herzen. Vor dem Luxus, der vor seinen Augen erschien, kam er sich selbst arm vor und als ächter normännischer Bauer versäumte er deshalb nichts, um seinen Wirth zu verlegen, namentlich sprach er fortwährend von einer Familie, an welche die Malais gar nicht mit Stolz zurückdachten.

„Ihr Großvater, der Ochsenhändler in Dive,“ sagte er, „hatte ein prächtiges Pferd und das muß man sagen, er war auch ein tüchtiger Reiter. Er ritt einmal von Dive nach Poitou auf den Ochsenhandel und machte 48 Stunden ohne das Pferd abzuzäumen. Er war ein ganzer Mann! Das Pferd war ein Apfelschimmel.“

Madame Malais sah sich mit zerstreuter Miene um, Malais schenkte Wein ein, Eloi fuhr aber fort, da er sah, daß er getroffen hatte:

„Ich habe ihn nicht gekannt, aber es erinnern sich seiner noch viele. Wenn man von einem tüchtigen Reiter spricht, der nicht müde wird, so sagt man: wie Malais aus Dive. Und spricht man von einem flugen Handelsmann, so heißt es: der wird's so weit bringen wie Malais in Dive und seinen Kindern so viel hinterlassen, daß seine Enkel einmal in einem Schlosse wohnen können. Die kleinsten Kinder kennen den Ochsenhändler Malais.“

Endlich gelang es der Frau des Schlossherrn das Gespräch auf die Fischerei des Wagehalses zu bringen, der seinem Vetter nun in's Wort fiel; freilich konnte es nicht lange dauern, weil der Wagehals bei dieser Gelegenheit auch bald auf die Zollwächter kam, die ihm ein Fäßchen Tafia genommen, welches er auf dem Meere gefunden und Eloi sofort mit den Worten wieder einfiel: „höre mich einmal an, Tranquill. In Beisein von Herrn und Madame Malais darf man von Zollwächtern nicht reden; es könnte das unangenehme Erinnerungen in ihnen erwecken. Sie hatten einen Oheim, der ein Zollwächter war, nämlich der eigene Sohn des Viehhändlers Malais. Nun Niemand ist für die Fehler anderer verantwortlich. Der Zollwächter Malais war ein schlechter Kerl; deswegen konnte aber Malais von Dive, der Viehhändler, ein braver Mann sein, der seiner Familie etwas anständiges hinterlassen hat, und deswegen konnte auch der Vater des hier anwesenden Herrn Malais zwar sein Gold ziemlich theuer verkaufen, aber wohl durchkommen, ohne mit der Justiz jemals etwas zu schaffen zu haben.“

Malais schenkte fortwährend dem Müller ein,

aber der Wein steigerte nur die Redseligkeit des Eloi Malain. „Das Glas Wein,“ sagte er, „das ich auf das Wohl des Herrn und der Dame Malais trinke, soll zum Gifte für mich werden, wenn ich seitdem einen Zollwächter habe ansehen können. Sehen Sie, ich war damals noch ein junger Mann und Sie selbst, Herr Malais, waren noch ein Kind; ich trieb etwas Schmuggelerei, blieb aber deshalb doch ein ehrlicher Mann, denn wer schmuggelt, entzieht der Regierung Geld und von dem, welcher dies thut, kann man nicht sagen, daß er stehle; das weiß auch der Dümme. Jener Malais, der Zollwächter, nun — der eigene Sohn des Viehhändlers Malais und der Bruder des Gelbhändlers, des Vaters des hier anwesenden Herrn Malais, unseres Wirthes, sagte einmal zu mir: höre einmal, Eloi, man erzählt sich, daß Du zu den Paschern gehörtest. — Ich kannte ihn von Kindheit auf und hegte vor ihm so wenig Arg als vor dem Tranquill Allain da. Ein Wort gab denn das andere und eines Morgens, bei einem Krüge Aepfelwein, sagte ich zu ihm:

„Willst Du dabei sein?“

„Recht gern; warum nicht?“

„Gut, ich bin Dein Mann.“

„Und ich bin der Deinige.“

„Ich muß nun erwähnen, daß es sich um Tabak handelte und daß ein kleiner englischer Cutter bis anderthalb Stunde von Caen kommen sollte. Die Sache machte sich so gut als man es nur wünschen konnte, aber als wir an's Land steigen wollten, ergab es sich, daß Malais der Zollwächter, statt uns behilflich zu sein, uns angezeigt hatte, so daß man über uns herfiel und uns alles abnahm. Ich und drei andere, die ich nicht zu nennen brauche, bekamen jeder drei Monate Gefängniß und Malais erhielt, wie man sagte, die Hälfte von dem uns Abgenommenen. — Ich werde ihn nie vergessen, das schwöre ich. Herr und Madame, auf Ihre Gesundheit und auf das Wohl aller ehrlichen Leute!“

Herr Malais von Beuzeval und seine Frau fühlten sich ungemein erleichtert, als die Mahlzeit vorüber war und indem ihre Gäste gingen, dachten sie gar nicht daran, sie zum Wiederkommen aufzufordern; im Gegentheile, Madame Malais sagte zu Pelagie: „Sie wissen, daß Ihre beiden Kinder eine Woche bei Pulcheria bleiben sollen; man wird sie Ihnen am Sonntage zuschicken.“ Als die Schloßbesitzer wieder allein waren, klagten sie sehr über den langweiligen Tag, den sie verbracht hätten. „Nicht einmal unser schönes

Silberzeug haben sie bemerkt! Das hat man davon, wenn man ungebildete Leute bei sich sieht. Was hilft uns denn unser Schloß, was helfen uns unsere Mahagoni-Meubles und unser silbernes Geschirre? Gebe uns der Himmel nur einen würdigen Mann für Pulcheria, der doch so gut ist als unser Schwiegersohn! Pulcheria wird bald zwölf Jahre alt. Hat sie vier Jahre in der königlichen Anstalt zu St. Denis verbracht, so wird sie sechszehn alt sein und ich war nicht älter als wir uns verheiratheten. Mit der Pulcheria selbst muß ich jetzt ernsthaft reden, denn sie läßt sich von den Kindern Pelagies Du nennen und nennt sie auch Du. Wenn man sie mit einander spielen sieht, könnte man sie für Geschwister halten. Das muß aufhören."

"Nur noch ein wenig Geduld, Dorothee; das könnte uns Verlegenheit machen. . . Pulcheria muß bald fort von hier und wenn sie uns in den Ferien besucht, wird sie schon ein Jahr in St. Denis gewesen und ein Fräulein geworden sein; dann ist es auch Zeit ihr zu sagen wie sie sich zu benehmen hat und übrigens werden es da die kleinen Mains schon nicht mehr wagen sie Du zu nennen."

Die Kinder verbrachten die acht Tage in reiner Freude, abgesehen davon, daß Onesime am vierten Tage schon sagte: „siehst Du, Pulcheria, ich langweile mich, wenn ich Dich nicht sehe, aber ich langweile mich auch, wenn ich das Meer nicht sehe. Ich möchte alle Tage mit meinem Vater auf den Fischfang hinausfahren und Dich, wenn wir zurückkommen, bei uns im Hause finden. Ich werde mich nie daran gewöhnen, immer in einem Garten zu sein."

Am Sonnabend sagte er: „wenn wir nun ein wenig draußen umhergingen?“ Damit waren die beiden Mädchen sogleich einverstanden und da sie sich eben am Ende des Gartens befanden, hielten sie es bequemer über eine kleine Hecke zu steigen als erst den weiten Weg bis an das Thor zu machen. Bald gelangten sie denn auch auf die Wiesen an dem Flusse, der über weißen Sand zwischen blühenden Ufern rieselte. Die stolzesten Blumen der Wiesen blüheten freilich nicht mehr, aber am Wasser schauten die Bergsmeinnicht mit den kleinen blauen Neuglein hervor. Die drei Kinder setzten sich im Schatten einer alten dicken hohlen Weide nieder und sprachen von ihren kleinen Angelegenheiten.

„Du wirst also fortgehen, Pulcheria?“ begann Onesime.

„Ja, in die Schule, in ein Haus, in welchem

die Töchter aller Offiziere sind, die den Orden hatten.. wie mein Vater.“

„Wirst Du lange da bleiben?“

„Etwa vier Jahre, sagt man.“

„So werden wir Dich vier Jahre lang nicht sehen?“

„Ich komme jedes Jahr einen Monat hierher.“

„Warum schickt man Dich aber so weit hinweg, Pulcheria? Könntest Du nicht auch hier Unterricht erhalten?“

„Es scheint nicht so.“

„Nach vier Jahren werden wir alle drei groß sein,“ bemerkte Berenice; „was werden wir dann thun?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Onesime, „aber was ich thun möchte, weiß ich; ich möchte ein großes Boot haben, auf den Häringsfang fahren und dann zu Euch beiden zurückkommen.“

„Ich,“ sagte Pulcheria, „möchte schön, recht schön sein und seidene Kleider haben wie Madame Dorothee, auch einen schönen Wagen und ein schönes Pferd wie Herr Malais und dann einen Prinzen heirathen.“

„Einen Prinzen heirathen?“ fiel Onesime ein; „wer sollte mir dann die Suppe kochen, wenn ich vom Meere zurückkomme?“

„Du müstest der Prinz sein; wir hätten dann eine Magd, welche für uns kochte und wir äßen alle Tage Fleisch; Du führtest uns bei schönem Wetter auf das Meer hinaus und hättest einen Hut und einen blauen Frack wie Herr Malais. Und was wünschst Du Dir, Berenice?“

„Ich möchte recht schön Spitzen klöppeln können und vier Groschen des Tages verdienen.“

„Wirst Du auch schreiben lernen, Pulcheria?“ fragte Onesime.

„Freilich.“

„Dann wirst Du auch an uns schreiben.“

„Gewiß, sobald ich es gelernt habe.“

„Dann wird Berenice lesen lernen, damit sie mir Deine Briefe vorlesen kann; ich selbst werde es nicht lernen können, da ich alle Tage auf das Meer hinaus muß.“

„Ich werde lesen und auch schreiben lernen,“ antwortete Berenice, „um Dir auch von uns Nachricht geben zu können, denn Du vergißt uns doch nicht, Pulcheria.“

Die drei Kinder küßten einander.

„Alle Jahre, wenn Du hierher kommst, wollen

wir einander an dieser alten Weide treffen, einander sagen, daß wir uns noch immer lieben und erzählen wie es uns ergangen ist."

Dann schnitt Pulcheria, die schon etwas hatte schreiben lernen, mit Onesimes Messer B. D. P. in die Rinde der alten Weide und alle drei kehrten in das Schloß zurück. Am andern Tage begleitete Pulcheria mit einer Magd die beiden Kinder nach Dive hinab.

Berenice und Onesime besuchten Pulcheria ferner alle Sonntage; aber der Winter trat endlich ein und es konnten keine Spaziergänge im Freien mehr gemacht werden, auch rückte die Zeit näher und näher heran, in welcher Pulcheria nach Paris und St. Denis reisen sollte. Es flossen bei der Trennung viele Thränen und Berenice flüsterte der Freundin beim Abschiede nochmals zu: „denke an die alte Weide von Deuzeval!"

4.

Lange war Dive für die beiden Kinder wie verödet. Sie fühlten sich nur dann glücklich, wenn sie miteinander allein waren, weil sie da von Pulcheria, ihren Hoffnungen und ihren Plänen sprachen. Onesime wurde indes Seemann im Verhältnisse wie seine Kräfte zunahmen; seine Kühnheit ließ sich durch nichts brechen und man nannte ihn deshalb den Tollkopf. Berenice ihrerseits machte in der Kunst des Spitzentloppelns solche Fortschritte, daß sich wohl erwarten ließ, ihr bescheidener Wunsch würde zuerst in Erfüllung gehen und nebenbei lernte sie lesen und schreiben.

Bierzehn Tage nach der Abreise Pulcherias begegnete Herr Malais, der seine Richte nach St. Denis gebracht, zufällig der kleinen Berenice und sagte zu ihr: „wir sind glücklich angekommen. Pulcheria ist in die königliche Erziehungsanstalt zu St. Denis aufgenommen worden und sie trug mir auf, Dir dies sogleich zu sagen, aber ich fand bisher keine Zeit dazu."

Pulcheria Malais an Berenice Alain.

St. Denis.

„Meine liebe Berenice, alles um mich her ist so ganz anders, daß ich mich frage, ob ich träume oder ob ich noch dieselbe bin wie bisher. Denke Dir, daß es hier kein Meer giebt und daß ich niemals ein großes Haus verlasse, in welchem drei bis vierhundert junge Mädchen sind. Ich habe zwei Monate vergehen lassen, ehe ich Dir schrieb, weil ich von allem um mich her so be-

täubt war, daß ich keine Worte gefunden haben würde, um die Dinge zu beschreiben, die ganz anders sind als die, welche wir kennen. Wir sind alle ganz gleich gekleidet: schwarze Kleider, schwarze Strohhüte, im Winter grauwollene und — wie man sagt — im Sommer blaubaumwollene Strümpfe. Man hält so viel auf Gleichförmigkeit unter uns, daß ich lezthin gescholten wurde, weil ich eine Blume am Gürtel hatte. Ein anderes Mädchen, dem man sie insgeheim gebracht, hatte sie mir geschenkt und ich hatte nicht bemerkt, daß sie die andern versteckte. Auch unser Haar ist ganz gleich geordnet: auf der Stirn gescheitelt und glatt gelegt; man würde bestraft werden, wenn man Locken tragen wollte. Wir sind übrigens hier in Klassen getheilt wie bei Epiphan Gorandin, dem Schulmeister von Dive. Die Schülerinnen der verschiedenen Klassen unterscheiden sich durch die Farbe ihrer Gürtel. Ich habe einen blauen mit weißem Rändchen. Alle halbe Jahre bekommen die Fleißigen einen andern Gürtel und gelangen in eine höhere Klasse. Die Reihenfolge ist die: grün mit weißer Einfassung; einfarbig grün; violett mit weißer Einfassung; einfarbig violett; aurora mit weißer Einfassung; einfarbig aurora; blau mit Einfassung; einfarbig blau; rosa mit Einfassung; einfarbig rosa; weiß mit rosa Einfassung; einfarbig weiß. Die höchste Klasse hat einen Gürtel mit Streifen in allen Farben der andern Klassen und für jede Klasse haben wir zwei Damen, eine Aufseherin und eine Lehrerin. Sie tragen das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust.

„Denke Dir, ich bin bereits einmal bestraft worden und habe Fräulein Sophie kennen gelernt. Fräulein Sophie ist eine schwarze Dame, d. h. eine Dame von niederem Range, welche das Ehrenlegionskreuz nicht trägt und in der Zuchtstube die Aufsicht führt. Wer in dieser Stube ist, wohnt dem Unterrichte nicht mehr bei, sondern wird mit irgend einer groben Arbeit beschäftigt. Das Fräulein ist nicht gerade böswillig, aber etwas rauh und hart; dennoch liebt sie die Schülerinnen, welche sie am häufigsten sieht, so daß die unartigsten ihre Liebe im höchsten Maße erhalten.

„Wir stehen früh um sechs Uhr auf und wohnen alle Tage der Messe in einer Kapelle im Hause bei. Im Sommer werden wir halb sechs Uhr aufstehen, wie mir eine einfarbige Rosa erzählt hat, welche bisweilen unter den Linden unseres Spielplatzes mit mir spricht.

„Ich bin wegen eines recht kleinen Vergehens bestraft und zu Fräulein Sophie gebracht worden. Denke Dir, ich wollte mit meiner Gegenseitigen, der einfarbigen Rosa, sprechen, wie man hier die Schülerin nennt, welche man am meisten liebt, wenn man von ihr wieder geliebt wird, denn bisweilen zieht man eine vor, von der man nicht wieder geliebt wird und die bereits eine Gegenseitigkeit hat. Man bemühet sich in diesem Falle, durch allerlei kleine Gefälligkeiten und Zuvorkommenheiten sich Liebe zu erwerben;

man geht ihr nach und sucht mit ihr zu sprechen, besonders wenn sie schon älter und klüger ist und die jüngern verachtet. — Ich wollte also mit meiner Gegenseitigen sprechen und wir hatten uns verabredet, in einem Gange einander zu treffen. Um nicht erkannt und aufgehalten zu werden, hatte ich den Mantel und den Hut einer Aufseherin weggenommen, die sehr klein ist. Ich konnte ganz so gehen wie sie, kaum aber war ich aus der Klasse hinaus, wem begegne ich? Der schrecklichen Madame Charton. . . Madame Charton ist die Aufseherin des Hauses und Niemand wird so gefürchtet wie sie. Ich zitterte an allen Gliedern, konnte aber doch die Verbeugung erwidern, die sie mir machte. Als ich weiter ging, fühlte ich, ohne daß ich mich umsah, wie ihre Augen mir folgten und sie nur halb glaubte, Madame ... begegnet zu sein. Ich sah die einfarbige Rosa und sagte zu ihr: „gehe in Deine Klasse zurück, ich begegnete Madame Charton und bin verloren.“ — „Hat sie Dich erkannt?“ fragte mich Marie. — „Nein, aber das bleibt sich gleich, ich fürchte mich sehr.“ — „So lebe wohl.“ — Ich hatte mich nicht geirrt; Madame Charton erwartete mich auf dem Gange und nach einigen höhnischen Complimenten verurtheilte sie mich, drei Tage bei Sophien zuzubringen.

„Ich denke recht oft an meine Freunde in Dive und ich schätze mich glücklich, Marien hier gefunden zu haben, die mich sehr liebt und die ich fast eben so liebe als Dich. Du wirst sie auch kennen lernen, denn wenn sie erwachsen ist kommt sie einmal nach Dive. Sie hat mir die erste schlimme Zeit erleichtert und sagte, ich hätte ihr sogleich gefallen; auch zeigte sie mir an einer Wand Worte, welche sie schon am Tage nach meiner Ankunft hingeschrieben hatte. Wir werden oft durch unsere Nummern bezeichnet und sie zeigte mir unter vielen ähnlichen Inschriften: 153, ich liebe Dich. 264. — Darunter schrieb ich dann: 153 theilt die Freundschaft von 264.

„Etwas betrübt mich immer sehr. Donnerstags und Sonntags wird den Damen das Verzeichniß der Schülerinnen übergeben, mit welchen ihre Aeltern oder Freunde der Familie im Sprachzimmer sprechen wollen. Nach mir fragt Niemand; ich sehe nie Jemanden von draußen. Marie, die jeden Donnerstag Besuch hat, theilt alles mit mir, was man ihr bringt, aber es ist doch recht traurig. Ich schicke diesen Brief mit an Madame Dorothee, durch welche Du ihn erhalten wirst; gieb ihr auch Deine Antwort.“

„Lebe wohl, ich küsse in Gedanken Dich und Dnesime, Gesaire und Vater und Mutter Alain; auch hoffe ich, daß Ihr Euch alle wohl befindet.“

„Pulcheria Malais.“

Berenice Alain an Pulcheria Malais.

„Meine liebe Pulcheria, liebe Marien nicht mehr als mich, nicht einmal eben so sehr, besonders zeige ihr meinen Brief nicht, der gewiß

schlecht geschrieben und voller Fehler ist. Deinen Brief habe ich der Familie vorgelesen; alle freuerten sich, daß Du an uns denkst und lassen Dich herzlich grüßen. Dnesime sagt, er liebe Deine Gegenseitige nicht. . . Du hättest Dich sehr beeilt, neue Freundschaften zu schließen; ich dagegen freue mich sehr, daß Du sogleich eine Freundin gefunden hast, denn sonst würden wir Dir gefehlt haben, wie Du uns immer fehlst. Wir sind diesen Winter nicht glücklich, denn das Meer ist fast immer zornig. Seit vierzehn Tagen haben sich der Vater, Gesaire und Dnesime nicht darauf wagen können. Dnesime ist jetzt ganz Seemann; er geht alle Tage auf's Meer — wenn der Vater hinausfährt. — Der Häringsfang ist glücklich ausgefallen, aber die kleinen Bote können nichts thun und Gesaire will des halb auch auf den Stockfisch- oder Wallfischfang fahren. Diese Fahrten dauern sehr lange und sind sehr gefährlich, besonders der Wallfischfang und die Mutter weint jedes Mal, wenn sie davon reden; ich glaube aber, Gesaire wird thun was er gesagt. Jedermann klagt, aber Gott hat doch bisher dafür gesorgt, daß es uns wenigstens nicht an Brod gefehlt hat. Ich verdiene täglich zwei Groschen mit Spizentlöppeln; es ist zwar nicht viel, aber es hilft doch mit haushalten und ich freue mich sehr darüber. Wenn das Meer so böß bleibt, will der Vater auf dem Lande Arbeit suchen, aber man sieht es ihm an, daß ihn das sehr traurig macht; die Seeleute verlassen das Meer ungern. Wir beten zu dem lieben Gott und warten in Geduld. Der Better Cloi, welcher das Geld zu dem Boote hergegeben hatte, konnte nicht bezahlt werden und ist nun ungehalten darüber; der Vater sagte, es habe ihm viel gekostet, den Better zum Warten zu bewegen. Morgen wird er wieder kommen, aber wir können ihn auch da noch nicht bezahlen. Der liebe Gott wird uns nicht verlassen!

„Ich erzähle Dir dies alles, weil Du mit zu unserer Familie gehörst, wenn Du auch nicht unsern Namen hast; aber beunruhige Dich unsertwegen nicht; der Wind, der seit vierzehn Tagen aus Südwest blies, scheint sich in diesem Augenblicke nach Südost umsehen zu wollen und vielleicht sind wir reich, wenn Du dies liest.“

„Wir sprechen viel von Dir. Am letzten Sonntage, als es regnete, nahmen wir den Kalender vor, ich und Dnesime und zählten die Tage, die noch vergehen müssen bis Deine Ferien kommen, in denen wir Dich wiederssehen sollen; es waren noch zweihundert achtundneunzig. Alle Abende streichen wir den Tag aus, der vergangen ist und wenn wir den heutigen ausgestrichen haben werden, sind es nur noch zweihundert vierundneunzig. Das ist viel, aber sie werden auch vergehen. Zeige nur, ich bitte Dich noch einmal, meinen Brief Marien nicht. Ich erschrecke selbst, wenn ich ihn ansehe, wie schlecht er geschrieben ist. Du schreibst schon besser als Du uns verliesest. Ich werde es nie so weit bringen als Du, will Dir aber auch keine Schande machen.

Lebe wohl, meine liebe Pulcheria. Was ist denn Rosa? Niemand im Hause kann es mir sagen. Die Mutter sagt, sie hoffe, daß Du noch immer ihre gute Tochter wärest und versichert, daß sie wenigstens immer Deine gute Mutter bleiben würde.

„Berenice.“

5.

Wie es Berenice der Pulcheria angekündigt hatte, wendete sich der Wind allmählig nach Südosten und das Meer beruhigte sich, wenn es auch noch immer sehr hoch ging. Der Wagehals wartete mit seinen beiden Söhnen keineswegs bis das schöne Wetter vollständig eingetreten, um auf das Meer hinauszufahren. Zwei bis drei andere Fischer folgten seinem Beispiele. Als gegen Abend die Bote am Horizonte erschienen, kam Eloi Alain von Beuzeval herunter, um sie am Strande zu erwarten. „Habt Ihr etwas?“ fragte er.

„Wenig,“ antwortete Tranquill. „Willst Du mit uns essen?“

Eloi antwortete nicht, doch folgte er den drei Fischern, als sie das Boot gereinigt und auf den Strand gezogen hatten. Pelagie erblickte Eloi mit Besorgniß. Er aß mit, trank aber nicht viel, da ihm der Aepfelwein nicht zu schmecken schien. Endlich begann er:

„Nun, Tranquill, heute ist der Tag, an welchem Du mir die hundertundzwanzig Thaler zu bezahlen hast, welche ich Dir geliehen habe.“

Weder der unerschrockene Wagehals, noch irgend Jemand in der Familie wagten etwas dagegen zu bemerken, als sie hundertundzwanzig Thaler erwähnen hörten, da er doch nur hundert geliehen hatte.

„Es ist wahr,“ antwortete Tranquill Alain, „Du hast recht; aber ich kann Dich heute aus demselben Grunde nicht bezahlen wie leztthin; ich konnte ja heute zum ersten Male wieder auf das Meer hinausfahren.“

„Das ist mir sehr unangenehm,“ sagte Eloi. „Ich rechnete wegen eines Geschäftes auf das Geld und bin nun in Verlegenheit.“

„Das thut mir noch mehr Leid als Dir,“ antwortete Tranquill, „aber gedulde Dich nur und alles wird gut werden.“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. X . . . , ein berühmter Maler, fuhr vor einigen Tagen in einem Omnibus nach dem Odéon; eine Dame saß neben ihm. Er betrachtete seine Nachbarin genauer und findet, daß sie jung, hübsch und, allem Augenscheine nach, von vornehmer Abkunft ist; natürlich spart er keine Mühe, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, die Dame aber stellt sich als beachte sie seine Operationen nicht und steigt in der Rue des Saints-Pères ganz gleichgültig und unbefangen aus dem Wagen. X . . . steigt hinter ihr aus und ist augenblicklich an ihrer Seite. Er spricht, die Dame lacht und nimmt endlich den Arm an, welchen ihr der galante Künstler darbietet; auch sagt sie ihm, daß sie ihn kenne, daß sie von seinen Portraits gehört habe und großes Verlangen nach seiner näheren Bekanntschaft trage. Die Unterhaltung wird bald lebhaft und fast vertraulich, indes äußert die Schöne nichts über ihren Stand und Namen, sie läßt ihren Begleiter in dieser Beziehung völlig im Dunkeln; nach einem Viertelstündchen hat sie ihr Ziel erreicht und man scheidet von einander, jedoch mit dem Versprechen, sich am folgenden Tage um zwei Uhr auf einer Terrasse am Ufer der Seine wieder zu treffen. Am nächsten Tage Punkt Eins spaziert X . . . auf der Terrasse hin und her, auf seine Uhr schimpfend, weil sie ihm zu langsam zu gehen scheint. Es kommt keine Dame. X . . . kehrt wüthend nach Hause zurück; bald indes sucht er seinen Joren zu beschwichtigen, er überredet sich, daß ein plötzliches Hinderniß seine Begleiterin von gestern abgehalten habe, ihre Bussage zu erfüllen und daß er den folgenden Tag glücklicher sein werde. Er stellt sich abermals zur verabredeten Stunde an dem bezeichneten Orte ein, allein ohne Jemand zu finden. Eben so geht es ihm den vierten, fünften und sechsten Tag. Was thun, um die artige Bekanntschaft nicht umsonst gemacht zu haben? X . . . überlegt hin und her und fällt endlich auf ein gutes Mittel. Im Omnibus hatte er zur Rechten der Unbekannten gesessen, auf der Straße war er ihr auch zur Rechten gegangen; sie ist schön, fein gebildet, vornehm; er hat während ihres kurzen Zwiegesprächs eine Legitimistin in ihr zu erkennen geglaubt, und beiläufig gesagt, sind dies alle hübsche und elegante Pariserinnen, wenn auch nicht aus Ueberzeugung, so doch, um sich ein etwas aristokratisches Ansehen zu geben. „Jedenfalls,“ folgert X . . . ferner, „ist sie auf die „Gazette“ abonniert oder liest sie wenigstens.“ Gedacht, gethan; er eilt zum Redacteur des Journals und bittet ihn um Aufnahme eines Artikels, worin er die mitgetheilte Geschichte von Anfange bis zu Ende erzählt und nur mit den Worten schließt: „Ich weiß jetzt, warum die Dame ihr Versprechen nicht gehalten hat; sie ist nämlich einäugig, ich hatte dies nicht bemerkt, weil ich mich immer an ihrer schönen Seite befand.“

Das, was X . . . vorausgesehen hatte, geschah auch; nach acht oder zehn Tagen erhielt er ein Billet nachstehenden Inhalts;

„Sie irren, mein Herr, ich bin nicht einäugig, ich habe zwei vollkommen gesunde Augen, wovon Sie sich selbst überzeugen sollen, indem ich morgen um drei Uhr Nachmittags bei Ihnen sein werde, um mich von Ihnen portraituren zu lassen.“ —

„Man bemerkt,“ spöttelt ein Feuilletonist, „daß wir in dem Monat der Ordonanzen sind. Die neuen zahlreichen Verordnungen des Polizeipräsidenten Delessert zeigen übrigens von einer wahrhaft väterlichen Sorgsamkeit für das Wohl der Pariser; hier nur einige Beispiele: Um der Wasserscheu vorzubeugen wird sämtlichen Hundebesitzern anbefohlen, ihre Bullenbeißer, Pudel, Spize u. s. w. fleißig zu baden. Neu construirtes Fuhrwerk für den Personen-Transport, als Omnibus, Fiaces u. s. w. soll vor seinem Gebrauch einer genauen Prüfung durch Sachverständige unterworfen werden. Nicht weniger Aufmerksamkeit als für das fahrende Publikum zeigt die Polizei für die Fußgänger: Herr Delessert hat nicht ohne Beunruhigung wahrgenommen, daß eine große Anarchie auf dem Asphalt herrscht, er will jetzt auf dem Trottoir die Ordnung, den Frieden herstellen, will den gewaltigen tumultuarischen Strom von Fußgängern in zwei regelmäßige, sanft verrinnende Strömungen theilen, wovon die eine ihre Richtung auf der einen Seite der Straße aufwärts, die andere auf der andern abwärts nehmen soll. Die Ausführung dieses Plans ist indes etwas schwierig, wir bezweifeln sehr, daß der Pariser jemals seine Hände, oder richtiger, seine Füße dazu reichen wird und obwohl eine britannische Einrichtung, ist sie deshalb doch um nichts empfehlenswerther; selbst die Herren Engländer würden sich auf unsern schmalen Fußsteigen schwerlich zu diesem prozessionsartigen Marsche verstehen. Es ist unmöglich, mit einem Male so viele ungelehrte Beine zu discipliniren und so viele verschiedenartige Charaktere und Temperamente an denselben Schritt zu binden. Der Jüngling und der Greis, der eifrige Geschäftsmann und der Müßiggänger, der feurige Liebhaber und der leidenschaftslose, blasirte Schenkerer würden mit einander in Streit gerathen; Reibungen, Stöße, Burzelbäume würden auf diese Weise, anstatt an Zahl abzunehmen, sich nur mehren.“

(Erkennung des Characters durch das Lachen.)

In einem englischen Blatte lesen wir: „Wie deutlich zeigt sich oft der Character eines Menschen in dem Lachen! Wir dürfen nicht behaupten Jemanden zu kennen, bevor wir ihn lachen hörten, bevor wir wissen, wann und wie er lacht. Es giebt Gelegenheiten und Stimmungen, in denen ein Mensch, mit welchem wir lange bekannt sind, uns widerwärtig und entsetzlich vorkommt, indem er plötzlich in ein Gelächter ausbricht, das gerade aus seinem Herzen kommt und das wir nie vorher von ihm hörten. Selbst bei schönen Frauen, die mir lange gefielen, habe ich dies bemerkt. Wie in manchem Herzen ein lieblicher Engel ungeahnet schläft, bis ein glücklicher Augenblick ihn erweckt, so schläft oftmals in freundlichen liebenswürdigen Charakteren tief im Hintergrunde ein ganz gemeiner Geist, der plötzlich erwacht, wenn

etwas Noth-Komisches in die verborgenen Falten des Herzens dringt.“

(Ein Entführungsclub.) Vor nicht langer Zeit kamen in Irland sehr häufig Entführungen in großem Maasstabe vor und es bestand ein förmlicher Club zur Ausführung derselben. Es hatte sich nämlich im Süden von Irland eine Gesellschaft gebildet, die in keinem andern Lande hätte bestehen können. Die Gesellschaft hieß der „Entführungsclub“ und die Mitglieder machten sich unter einander durch Eid verbindlich, einander bei der Entführung jedes Mädchens beizustehen, auf die Einer von ihnen seine Augen geworfen habe. Sie hatten Verbündete und besoldete Diener in fast allen Häusern und so erhielten sie die genaueste Kenntniß von dem Betrage des Vermögens des Mädchens, von der Lebensweise und den Plänen der Familie. Wurde ein Mädchen ausfindig gemacht, das der Entführung werth war, so loseten die Mitglieder um sie und trafen sofort die nöthigen Anstalten, sie für den glücklichen Gewinner zu sichern. Keine Classe der Gesellschaft war vor den Besuchen der Verbündeten sicher. Die Mitglieder dieses seltsamen Clubs waren meist junge Söhne angesehenen Familien, die wohl einen schönen Namen aber kein Vermögen besaßen und auch keine Lust hatten, durch Arbeit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Bei den zahlreichen Entführungen, die von diesem Club ausgingen, ist mehr als einmal Blut geflossen, sogar mehr als ein Mord begangen worden.

Generalcorrespondenz.

In der Kunstwelt in Paris macht die Ankündigung einer Versteigerung, die im nächsten Herbst stattfinden soll, großes Aufsehen und sie wird wegen des Geheimnisses, das sie umgiebt, in ganz Europa Aufmerksamkeit erregen. Vor dreißig oder vierzig Jahren nämlich nahm ein Mann von ruhigem und gesegnetem Wesen seine Wohnung in einer der ruhigsten und verlassensten Straßen in dem ruhigen Theile von Paris, welcher Marais heißt. Obgleich er ganz allein, ohne Verwandte und Dienerschaft war, hatte er doch eine der größten Wohnungen in dem alten prächtigen Palaste gemiethet, welcher dem altadeligen Bille d'Dies unter Ludwig XIII. gehört hatte. Er nannte seinen Namen R—t, einen der allergewöhnlichsten in Frankreich und erschien mit einer Unmasse von Kisten und Kästen, welche allerdings erklärten, warum der Mann eine so große Wohnung gemiethet hatte. Er selbst packte die Ballen und Kisten aus, welche die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft erregt hatten, ließ sich nur von der Frau des Portiers bedienen und lebte völlig eingezogen, so daß Jahre vergingen, ehe etwas von dem Manne bekannt wurde. Im J. 1823 endlich besiel ihn plötzlich eine Krankheit und es wurde ein Arzt gerufen, dem das ungewöhnliche Aussehen sowohl des Kranken als der Wohnung beselben auffiel, denn die Wände waren von der Decke bis an

den Fußboden herunter mit Gemälden bedeckt, die sich sämmtlich aus der Zeit der Revolution herschrieben und über welche der Kranke mit begeisterter Bewunderung sprach, nachdem der Arzt erst sein Vertrauen gewonnen hatte; jedes Hausgeräthe hatte überdies ein historisches Interesse in Verbindung mit der Revolution, denn man sah da die Badewanne Marats, in welcher ihn Charlotte Corday ermordet hatte, die Proscriptionlisten Robespierres, den Lehnstuhl Gouthons, während es doch in jener Zeit (unter der Restauration) gefährlich war, von solchen unheiligen Dingen nur zu sprechen. Der Arzt, dem der Patient das tiefste Schweigen auferlegt hatte, scheint gleichwohl geplaudert zu haben und so brachten es einige seiner Freunde bald heraus, daß R-t der Name des blutdürstigsten und gewaltthätigsten Secretairs Robespierres gewesen, der zum Tode verurtheilt worden war, aber dem Tode sich durch die Flucht entzogen hatte. Natürlich verbreitete sich diese Kunde blitzschnell in der Nachbarschaft. Viele Leute wußten damals ihre Anhänglichkeit an die Regierung nicht anders auszudrücken als durch Eifers gegen die Schrecken der Revolutionszeit und das Haus des unglücklichen Mannes war deshalb Tag und Nacht von Pöbelschaaren umlagert, die ihm keinen Augenblick Ruhe ließen. Er mußte sich endlich in der Nacht aus seiner Wohnung fortstellen. Die Zimmer wurden zugeschlossen und man hörte eine Zeit lang nichts von dem ehemaligen Bewohner, bis der Arzt einen schwarzgelegelten Brief erhielt, welcher ihm meldete, daß Herr R-t in dem Hause seiner Tochter in Melun gestorben sei.

Die Zimmer seiner Wohnung in Paris wurden nun wieder geöffnet, da sie, wie es hieß, an einen Herrn St. A. vermietet worden, um den sich Niemand kümmerte und der folglich in aller Ruhe leben konnte. Zur Zeit der Julirevolution erst wurde es bekannt, daß sich in jenem Hause der Vertraute Robespierres mit seiner Revolutionsgalerie noch immer befindet; aber Niemand achtete darauf oder der geächtete Mann wurde gar unter einer gewissen Classe von Leuten als der allein noch übriggebliebene Vertreter von Ansichten verehrt, deren sie sich selbst laut rühmten. Die Galerie von Revolutionsportraits und Ueberresten aus der Revolution soll nun im nächsten October versteigert werden. Hier und da soll man übrigens mit großer Besorgniß von der Veröffentlichung von Denkwürdigkeiten des Herrn St. A. über Robespierre und dessen Freunde vernommen haben, welche, wie man sagt, ein ganz neues helles Licht über manche dunkle Stellen in der Geschichte jener Tage verbreiten, die man gern im Dunkel erhalten möchte.

In England haben ausgezeichnete Schauspieler ein eigenes Verfahren aufgebracht, das gewiß auch sehr bald von den Koryphäen unserer Bühnen benutzt wird, sobald sie Kenntniß davon erhalten. Jene Engländer erwerben nämlich das Eigenthumsrecht neuer Dramen, so daß sie wenigstens eine bestimmte Zeit hindurch allein in Besiße neuer und Beifall erregender Rollen bleiben, in denen sie auf den verschiedenen Bühnen auftraten,

um sicher das Publicum an allen Orten anzuziehen. So hat z. B. Macready ein neues Stück von Bulwer für sich erworben; Charles Kean besißt eines von Lacy ic. Wir würden uns gar nicht wundern, wenn z. B. Emil Devrient ein neues Stück von Goglow erwürbe und mit demselben in Deutschland umherreißete ic. —

Aus Michigan berichtet der New York Evangelist: „ein Feld von sechzig Aekern wurde kürzlich binnen zwei Tagen in folgender Weise abgeerntet. Es wurde nämlich eine Maschine von sechszehn Pferden auf das Feld gezogen. Vor der Maschine stand ein Mann, um die kreisrunden Messer und Sabeln nach der Höhe des Weizens zu stellen, der sofort von den Sabeln rückwärts in die Maschine geworfen wurde. Dann sah man nichts mehr von ihm, bis man hinter der Maschine einen Mann bemerkte, der wohlgefüllte Säcke reinen Weizens, wie er sofort in die Mühle hätte gebracht werden können, zuband. Diese riesige Maschine schnitt und brosch in einer Minute drei Scheffel des besten Weizens.“ Wir haben nichts dagegen, wenn man diese Nachricht eben für eine amerikanische halten will. —

Eine in der Kapstadt erscheinende Zeitung enthielt kürzlich folgendes Heirathsgesuch: „Ein Mann, der in Wirklichkeit vier Fuß fünf Zoll groß ist, sich selber aber für einen viel größeren Mann hält und in jener eigenthümlichen Zeit seines Lebens angekommen ist, in welcher der Mensch am festesten von der Wahrheit überzeugt zu sein pflegt, „es sei nicht gut, daß der Mensch allein ist“, wünscht eine Lebensgefährtin zu finden, welche alle wesentliche Eigenschaften besißt einen Mann glücklich zu machen. Auf persönliche Reize wird keine Rücksicht genommen, da der Suchende keine Nacht nach Hause kommt. Adresse ic.“ —

Dem zweiten Director der Porzellanmanufactur zu Sevres, Ebelman, ist es gelungen, wie er selbst der Academie der Wissenschaften in Paris angezeigt und durch Proben dargethan hat, Rubinen und Topaze zu machen, welche den natürlichen vollkommen gleichstehen und von denselben in keiner Weise zu unterscheiden sind. —

Unter den vielen neuen Verbesserungen von großem Werthe verdient die goldene Schreibfeder erwähnt zu werden, welche höchst wahrscheinlich die häßliche Stahlfeder bald ganz verdrängt und allgemein statt der Gänsefeder angenommen wird. Die letztere ist unzuverlässig und muß häufig corrigirt werden; die Stahlfeder rostet leicht, ist hart und sträubt sich namentlich gegen das Schnellschreiben. Die Goldfeder rostet nicht, ist weder zu weich noch zu hart, läuft schnell über das Papier hin, ist eine vollkommene Sclavin des Schreibers und dauert lange. —

In der vorigen Nummer der Modenzeitung sind wegen Abwesenheit des Redacteurs einige Namen falsch gedruckt worden. Man lese S. 287 2. Sp. 13 Z. v. u. K. J. Clement st. Amet und S. 288 2. Sp. 9 Z. v. o. Summerly st. Summerty; 17 Z. Welt st. Col; 23 Z. Horsley st. Horsby.

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 38.

1847.

Preis für ca. 104 hohe Quart-
bogen mit ca. 64 illum. Stahl-
stichen, gegen 600 Abbildungen
der neuesten Moden, kurz Zeit
nach deren Erscheinen in Paris,
London, und Wien, in ganzen
Figuren und in Darstellungen
von Händen, Hüften, Mützen,
Krisuren (f. Männer, Frauen u.
Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Mit
ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, fene Votensbilder und
Portraits interessanter und be-
rühmter Zeitgenossen (Männer
u. Frauen) Städte-Ansichten u.
Wegenden, die neuerlich die all-
gemeine Aufmerksamkeit erregt
haben, Abbildungen von neuen
Sauswerken und Monumenten,
v. Weibes, Gardinen, Equipa-
gen, Gerien moderner Gemälde
z. c. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Familie Main.

Von
Alphons Karr.

(Fortsetzung.)

Tranquill wagte auch nicht zu sagen, daß Eloi unmöglich wegen der hundert und zwanzig Thaler in Verlegenheit sein könnte, weil er ihm ja nur einen Theil der Summe beim Anfange der Fischzeit und das übrige am Ende habe bezahlen sollen.

„Wann wirst Du mich bezahlen?“

„Nun, Better, zu Ende der Fischerei.“

„Wir bezahlen gleich alles zusammen,“ setzte die Frau hinzu.

„Heute hätte ich das Geld erhalten sollen; es entgeht mir ein Geschäft, bei dem ich funfzig Thaler verdient haben würde. Es ist recht verdrüsslich, erst den Leuten Gefälligkeiten zu erzeigen und dann selbst in Verlegenheit zu kommen. Siehst Du, Wagehals, ich brauche das Geld so nöthig, daß ich Dir Deine beiden Papiere von sechszig Thaler jedes zurückgebe, wenn Du mir zweihundert Francs zahlen willst.“

„Du weißt ja aber, Eloi, daß ich kein Geld habe.“

„Ich sage Dir dies auch nur, um Dir zu be-
weisen, wie gern ich das Geld heute haben möchte. —

Was da anfangen? Du willst mich also erst zu Mi-
chaelis bezahlen?“

„Wir sind Ihnen jetzt ja auch nur die Hälfte
schuld, Better,“ fiel die Frau ein, die mehr Muth
und weniger Geduld hatte als ihr Mann.

„Ja, aber schon seit vierzehn Tagen und diese
Hälfte brauche ich so nöthig, daß ich mich bereits er-
boten habe, Deine beiden Papiere Dir für zweihun-
dert Francs zurückzugeben. . . Bezahle mir eines und
ich gebe Dir beide zurück. Mehr kann ich doch nicht
thun.“

„Ich wiederhole Dir, Better, daß ich kein Geld
habe. Hätte ich sechszig Thaler, so würde ich sie
Dir geben, die andere Hälfte aber auch bezahlen.“

„Nun, ich bin kein Türke,“ fuhr der Müller fort.
„Gieb mir neue Wechsel auf hundert und funfzig
Thaler für Michaelis und ich will Dir die alten zu-
rückgeben und zufrieden sein.“

Tranquill und dessen Frau sahen einander an und
Pelagie nahm das Wort. „Wie, Better, hundert und
funfzig Thaler? Das sind ja dreißig Thaler Interes-
sen für die Zeit bis Michaelis!“

„Ich sage nichts dagegen. . . Bist Du nicht zu-
frieden, so bezahle mir die verfallenen sechszig Thaler
und wir sind quitt, ja ich will mich noch bedanken.“

„Better, ich wollte ich hätte das Geld nicht von
Dir geliehen.“

„Das wäre mir auch lieb, denn dann wäre ich
nicht in Verlegenheit. Und warum bin ich darin?
Weil ich Euch nicht hineinbringen will, denn wenn

ich Deine beiden Wechsel bei dem fraglichen Geschäfte als Bezahlung gäbe, würde man Dich zwingen Deine beiden Bote zu verkaufen; aber ich will lieber selbst in Verlegenheit sein, weil wir doch Geschwisterkinder sind und die Verwandten einander beistehen müssen."

"Dreißig Thaler sind aber doch viel als Zinsen auf so kurze Zeit."

"Mir liegt gar nichts daran," sagte der Müller, "ich möchte lieber bloß die Hälfte meines Geldes haben."

Tranquill sah wohl ein, daß Eloi auf seinem Verlangen stehen blieb und sagte endlich:

"So schreibe die Wechsel; ich setze mein Kreuz darunter."

Eloi schrieb, als er aber die Summe auf dem Stempelpapier, das er mitgebracht hatte, schreiben wollte, hielt er inne und sagte: "Tranquill, dies Papier kostet mich fünf Sous und es wäre doch nicht recht, wenn ich es bezahlen sollte. Gib mir die fünf Sous."

"Wir haben keinen Sou im Hause," antwortete Pelagie.

"So wollen wir es mit zu der Summe auf den Wechsel schreiben. Also: „ich zahle nächste Michaelis an meinen Vetter Eloi Alain die Summe von vierhundert einundfünfzig Francs (hundert und fünfzig Francs und fünf Sous kann man doch nicht schreiben, das sieht schlecht aus), die er mir in gangbaren Münzsorten geliehen hat." So. Nun mache Dein Kreuz darunter und Deine Frau auch."

Als dies geschehen war, gab Eloi die früheren Wechsel mit der Miene eines Wohlthäters zurück. "Dies Mal, Vetter, sei aber pünktlich. Ich werde Deine Papiere einem Müller in Cherbourg als baares Geld geben und wenn Du zur Verfallzeit nicht zahltest, würde er schwerlich so nachsichtig sein als ich. Man findet vierhundert und fünfzig Francs nicht auf der Straße, wie man nicht immer einen Vetter trifft, der so viel Geld leiht."

Man erlaubte sich keine Bemerkung darüber.

"Nun muß ich fort. Ich habe mich vielleicht ereifert, Vetter, weil ich wirklich das Geld brauche, aber ich that Dir endlich doch Deinen Willen. Ich komme leicht in den Harnisch, aber ich große Euch nicht mehr. Es ist vorbei."

"Der Vetter ist doch recht hart und geizig," sagte Pelagie als der Müller fort war.

"Der liebe Gott bezahlt seine Arbeiter nicht alle Abende," bemerkte Tranquill, indem er seine Mütze

abnahm, „aber er bezahlt sie alle gewiß einmal. Jeder erhält den Lohn für seine Werke.“

6.

Pulcheria Malais an Berenice Alain.

"Ich habe rechten Kummer, liebe Berenice; Du bist meine einzige Freundin. Marie hat mich verrathen. Ich schreibe Dir insgeheim und obgleich ich mich über Marien zu beklagen habe, wird sie doch diesen Brief besorgen, freilich ohne zu wissen was darin ist. Wir waren schon übereingekommen, daß ich die Briefe an Dich nicht mehr an Mutter Dorothee schicken wollte. Man besucht Marien alle Donnerstage; bisweilen und selbst oft kommt auch eine alte Dienerin, die sie erzogen hat. Sie nimmt meine Briefe mit und Du magst die Deinigen an sie schicken. Meine wirst Du frei erhalten, schicke Du die Deinigen aber nicht frankirt. — Die Sache, die mir so vielen Kummer macht, ist diese. — Ich schreibe Dir in dem Pianosaal, denn ich lerne Piano spielen; aber Du hast ein solches noch nicht gesehen. Madame Medard ist eine schwarze Dame wie Fräulein Sophie und hat die Aufsicht in dem Pianosaale zu führen. Sie schnupft viel Tabak. Man kann auf seinem Piano lesen und schreiben; wenn sie nur von Zeit zu Zeit einige Töne hört, ist sie schon zufrieden. Ich unterbreche mich bisweilen im Schreiben, um auf das Instrument zu greifen. — Madame Medard hat lange nach mir hingesehen und ich mußte mich stellen als arbeitete ich. — Gestern Abend also, eben in dem Saale, in welchem ich jetzt schreibe, wurde eine Prüfung gehalten, wie das jedes halbe Jahr geschieht. Es werden da die Zeichnungen und Malereien der Schülerinnen ausgestellt. Es war prächtig. Der Herr Marschall, Kanzler der Ehrenlegion, befand sich mitten unter allen unsern Damen. Die größten unserer Schülerinnen wurden von dem Marschall examinirt, der ihnen Fragen vorlegte, dann sangen die Schülerinnen des Herrn Massimino, man spielte Piano ic. Dann erscheint jede Klasse vor dem Marschalle, welcher die Preise vertheilt und die Gürtel denen giebt, welche in eine andere Klasse versetzt zu werden verdient haben."

"Da kam etwas recht Trauriges vor. Eine große Schülerin, eine Rosa mit Einfassung, wurde zum grauen Gürtel verurtheilt, weil sie nichts gelernt hatte. Der Marschall gab ihr diesen grauen Gürtel und sie empfing ihn weinend und schluchzend. Sie muß ihn ziemlich lange tragen und in dieser Zeit hinter den übrigen gehen. Einige behalten ihren Gürtel noch sechs Monate und müssen in ihrer Klasse bleiben. Marie, die einfarbige Rosa war, erhielt den eingefassten weißen Gürtel aus den Händen der Marschalls."

"Nun denke Dir, Berenice, daß es ein großer Beweis von Liebe ist, den neuen Gürtel sich von einer Person umlegen zu lassen, die man recht

lieb hat, von einer Dame oder Schülerin und daß man dies für so wichtig hält, daß man oft bis den nächsten Tag wartet, um die zu finden, welcher man diesen Beweis seiner Freundschaft geben will. Marie erhielt also ihren neuen Gürtel aus der Hand des Marschalls. Ich war so erfreut und so roth wie sie selbst, so sicher erwartete ich, daß sie mich auffordern würde, ihr den Gürtel umzulegen. Würst Du glauben, daß sie mit ihm zu Madame Felicie d'Alzac ging, der Dame der Klasse, welche sie verläßt? Madame d'Alzac ist eine Frau, die Berse macht. Weist Du, was man Berse nennt? Das sind eine Art Lieder. Madame d'Alzac küßte sie auf die Stirn und band ihr den Gürtel um. Ich ersticke beinahe. Als die Reihe an mich kam und der Marschall mir einen einfarbigen blauen Gürtel gab, hatte ich große Lust es wie Marie zu machen, um sie zu strafen und mir den Gürtel von der Dame meiner Klasse, Madame A., umlegen zu lassen, die ein wenig buckelig ist, aber das schadet nichts. Ich hatte aber den Muth nicht; ich ging zu Marien, die schon unter den eingefasteten Weissen war und die Erwachsene spielte. „Wollen Sie mir die Freundschaft erzeigen, mir meinen Gürtel umzulegen?“ sagte ich.

„Recht gern, liebe Kleine,“ antwortete sie. Sie band mir den Gürtel nachlässig um und pfauderte dann sogleich wieder mit ihren neuen Freundinnen. Ich versteckte mich in einem Winkel und weinte. Die ganze Nacht habe ich fast nicht geschlafen und den andern Morgen, gestern, schrieb ich an die Wand unter die Stelle, wo wir unsere Namen mit einander angeschrieben hatten: 264 ist eine Treulose.“

„Ich werde diesen Brief ein anderes Mal beendigen; man lautet eben zum zweiten Frühstück, das aus trockenem Brode besteht. . . .“

„Meine liebe Berenice, ich habe mich mit Marien ausgeföhnt; sie hat mir alles erklärt; sie hatte der Frau von Alzac schon vor meiner Ankunft versprochen, sich von ihr den Gürtel umlegen zu lassen; ich löschte deshalb auch die Worte an der Wand aus, ehe sie Jemand sah. Du fragst mich, was Rosa ist; das ist eine rothe Farbe, aber nicht das Roth der Mützen unserer Fischer, sondern viel blässer.“

„Lebe wohl und grüße alle.“

„Pulcheria Malais.“

Berenice Alain an Pulcheria Malais.

„Wir haben auch Kummer gehabt und haben ihn noch. Gesaire ist zum Seebienste ausgehoben worden und gestern nach Cherbourg abgegangen. Mein Vater hat nun nur noch Dnesime bei sich, der freilich, wie die Fischer sagen, nur auf dem Lande ein Knabe, auf dem Meere aber ein Mann ist. Meine Mutter besonders kann sich nicht daran gewöhnen, den Platz Gesaires am Tische leer zu sehen. Ich fange an, recht gut Spitzen

zu klöppeln und auch ziemlich geschwind, so daß ich mir einen blauen Gürtel kaufen konnte, um wie Du auszusehen; ich scheitete auch mein Haar. Zwar habe ich kein schwarzes Kleid, aber ein ganz dunkelbraunes, das fast eben so aussteht.“

„Seit ich Dir geschrieben, haben wir drei- unddreißig Tage im Kalender ausgestrichen. Dnesime hat einen neuen Freund, einen Hund, den ihm der Schäfer von Beuzeval gegeben, der ihn nicht verläßt und ihm sogar auf das Meer folgt. Legst Du bellt der Hund Jemanden an, der gewöhnlich nicht zu uns kommt und Dnesime redete den Hund an, als verstehe das Thier ihn und dann erzählte er ihm auch von Dir. Da sah der Hund seinen Herrn an. „Hoffentlich bellst Du die Pulcheria nicht an, Mops,“ sagte Dnesime, „wenn sie uns besucht; sie gehört in's Haus.“

„Als wir Deinen letzten Brief gelesen hatten, sagte Dnesime, der Marien nicht liebt, er möchte auch schreiben können. — Warum? fragte ich. „Du kannst es für mich thun,“ antwortete er; „schreibe an drei oder vier Mauern: 264 ist eine Treulose.“ — Dann war er auch böse, daß Du Dich mit Marien wieder ausgeföhnt hast. — „Braucht sie denn andere Freunde als uns?“ fragt er oft. — „Liebst Du sie denn auch allein?“ erwiderte ich; liebst Du nicht auch den Vater und die Mutter, Gesaire und Deine Schwester Berenice? — „Die kann sie alle auch lieb haben,“ antwortete er und ich bringe ihn nicht zur Einsicht. Wenn wir spazieren gehen, suchen wir die alte Weide auf, in die wir unsere drei Namen geschnitten haben. Wenn Pulcheria ein M dazu schneiden will, sagt Dnesime, haue ich den Baum um. Ich schicke Dir in diesem Briefe ein Röschen von einem wilden Rosenstrauche an der alten Weide. . . Grüße Marien von mir.“

„Berenice Alain.“

Es wurden noch einige Briefe gewechselt, dann kam die Zeit der Ferien. Herr Malais mußte in wichtigen Geschäften nach Paris reisen. „Du kannst da Pulcheria gleich mit zurückbringen,“ meinte seine Frau. Aber die Geschäfte zogen sich in die Länge und die Verwandten Mariens erboten sich Pulcheria bis zur Abreise des Herrn Malais zu sich zu nehmen. Sie wohnten ganz in der Nähe von Paris auf dem Lande. Als Malais endlich abreisen konnte, waren von den Ferien nur noch vierzehn Tage übrig und man machte ihm bemerklich, daß diese kurze Zeit in dem Hin- und Herreisen vergehen würde. Pulcheria selbst wurde durch das neue Leben, das sie führte, fast betäubt. Die Familie Fondonis sah häufig Gesellschaft bei sich; man tanzte fast jeden Abend und von Zeit zu Zeit ging man in das Theater. Sie vergaß die beiden armen Kinder, die in Liebe und Sehnsucht auf sie warteten; sie vergaß Pelagie, die ihr wahre

Mutter gewesen war und freute sich als sie hörte, daß sie dieses Jahr gar nicht nach Beuzeval reisen, sondern bis zum Ablaufe der Ferien bei Marien bleiben sollte. Sie bat nur Herrn Malais Berenice, Dnesime und Belagie zu sagen, daß sie sehr bedauerte sie dieses Jahr nicht zu sehen, daß sie aber im nächsten gewiß kommen würde.

In Dive hörte man dies mit dem größten Kummer. Die beiden Kinder waren eine Zeit lang ganz niedergeschlagen und weinten. „Es ist schlecht,“ sagte Dnesime; „Herr Malais sagte es ja, er habe nicht darauf bestanden, Pulcheria mit sich zu nehmen, weil sie durchaus bei Marien habe bleiben wollen. Das ist recht schlecht; sie hat uns nicht mehr lieb. Wie kann man sich so schnell ändern!“

„So wollen wir uns beide allein lieb haben,“ antwortete Berenice; „wir werden einander nie vergessen und nie verrathen.“ Da weinten sie noch mehr und nahmen sich vor, Pulcheria zu vergessen; aber einen Monat später schrieb ihnen diese einen sehr lieben Brief und sprach von den nächsten Ferien. Da hüpfen sie vor Freude, lasen den Brief zehn Mal und Berenice antwortete mit der innigsten Freundschaft. So wurde der Briefwechsel wieder angeknüpft und Berenice und Dnesime fingen an von neuem auf die nächsten Ferien zu warten. Pulcheria meldete, daß sie den rosa Gürtel mit Einfassung erhalten habe, daß Marie ganz weiß sei und daß sie dies Mal einander die Gürtel umgelegt. Zwar hatten ein Paar Stürme diese Freundschaft im Laufe des Jahres getrübt, aber die Wolken waren wieder verschwunden.

Bei den Fischern wechselte unterdeß wie gewöhnlich Glück und Unglück mit einander ab. Man hatte dem Müller Alain nur einen Theil von dem geben können, was man ihm schuldig war und neue Wechsel unter noch lästigeren Bedingungen ausstellen müssen. Der Better, der eigentlich nur hundert Thaler vorgeschossen, hatte bereits vierhundert und zwanzig Francs erhalten, ungerechnet die Fische, die er sich immer schenken ließ und doch war man ihm noch über zweihundert schuldig. Er beklagte sich bitter und meinte, er sei sehr unglücklich und erhalte schlechten Lohn für seine Bereitwilligkeit einem Verwandten zu dienen; er werde, sagte er, durch seine Familie noch an den Bettelstab gebracht werden. Einmal nur hatte man von Gesaire Nachricht erhalten, dessen Schiff sich in den Gewässern der Levante befand. Mops, der Hund Dnesimes, war sehr gelehrt worden und machte allerlei Kunststücke.

Pulcheria Malais an Berenice Alain.

„Gestern, liebe Berenice, war es sehr schön und der liebe Gott ist nie inbrünstiger um schönes Wetter gebeten worden. Wir denken zwei Monate voraus an das Frohnleichnamsfest und einen Monat vor der Ankunft desselben denken wir an gar nichts weiter. Es wird in St. Denis mit großem Glanze gefeiert und ich zweifle, ob ich Dir durch meine Beschreibung eine Vorstellung davon geben kann. Wenn es schönes Wetter ist, wird am Ende der Promenade ein prächtiger Ruheplatz hergerichtet und wir ziehen in Procession dahin, während wenn das Wetter zweifelhaft ist, die Procession die Gebäude nicht verlassen kann. Gestern war es sehr schön und es fehlte der Festfeier an nichts. Alles war mit Blumen geschmückt und es hatte sich eine große Menschenmenge eingefunden. Die Procession geht in folgender Ordnung; Madame Coindet, die Tanzlehrerin in der Anstalt, leitet die Ceremonie in Hinsicht auf Ordnung und Grazie und sie sieht dabei immer aus, als wolle sie eben ihre kleine Geige zur Hand nehmen. Alle Schülerinnen, die keine Rolle bei der Vorstellung haben, sind in zwei Reihen aufgestellt wie auch alle Damen, die sehr große Blumensträußer haben. Voran und in der Mitte wird das Banner der Jungfrau von einer Schülerin der Klasse mit eingefaßtem Weiß getragen. Andere Schülerinnen derselben Klasse halten die Schnuren des Banners. Ein großer weißer Muslinschleier verhüllt sie ganz. Hinter ihnen trägt der Sacristan das Kreuz und zwei Schülerinnen der Klasse mit einfarbigem Rosa gehen neben ihm mit Kerzen in der Hand. Sie sind ebenfalls mit einem großen weißen Schleier verhüllt, der auf dem bloßen Kopfe festgemacht ist und über dem Schleier tragen sie einen Kranz von Zelangertjelleber. Dann folgt eine Schaar von vierzig kleinen Mädchen, die kleinsten in der Anstalt. Sie gehen zu Bieren und jede trägt einen Schleier mit einem Kranze von blauen Blüthen darauf, sowie ein Körbchen mit Rosenblättern, die sie vor dem Priester streuen, welcher die Monstranz trägt. Ich war eine der vier Schülerinnen mit eingefaßtem rosa Gürtel und Kränzen von Feldblumen, welche hinter den Kleinen die Räuchergefäße tragen. Dann kommen vier junge Mädchen aus der Klasse des einfarbigen Blau und ich war im vorigen Jahre eine derselben. Das sind die Jungfrauen und es ist dies die schönste Rolle bei der Procession. Ihre Wahl ist immer sehr schwierig; ich will aber nicht sagen, daß sie immer auf die schönsten fällt. Dies liest ganz allein und überpringe es, wenn Du den Brief vorliest. Sie haben Kränze von weißen Rosen und Jasmin. Endlich folgt der Baldachin, der von acht Schülerinnen der einfarbigen weißen Klasse getragen wird; andere halten die acht Schnuren. Vier Schülerinnen mit eingefaßtem weißen Gürtel tragen Kerzen. Zu jeder Seite gehen die

Sängerinnen, die ebenfalls gleiche große Schleier, aber keine Kränze haben. An der Ruhestätte verbergen sie sich hinter derselben und singen, ohne gesehen zu werden, das: O salutaris hostia. Marie, die eine sehr schöne Stimme hat, gehört zu den Sängerinnen. Die Prozession wird nächsten Sonntag noch einmal wiederholt werden. Ich schicke Dir ein Blümchen aus meinem Kranze für das wilde Röschen von Beuzeval, das Du mir im vorigen Jahre sandtest. Nur bei dem Frohnleichnamsfeste haben wir Blumen zu unserer Verfügung; ich weiß nicht, warum man uns das ganze übrige Jahr hindurch auch nicht das kleinste Sträußchen gestattet. Die Uebertretung dieses Verbotes ist übrigens ein Vergehen, das sehr häufig vorkommt, obgleich es sehr schwer ist sich Blumen zu verschaffen.

„Lebe wohl.“

„Pulcheria Malais.“

Berenice Alain an Pulcheria Malais.

„Meine liebe Pulcheria, wir haben am Frohnleichnamsfeste auch eine sehr schöne Prozession gehabt. Alle unsere Fischer, unter denen die meisten durch die Vermittelung der heiligen Jungfrau großen Gefahren auf dem Meere entgangen sind, folgten barhäuptig. Dann segnete der Herr Pfarrer das Meer und die Bote.“

„In Dive haben sich zwei fremde Familien niedergelassen; die eine wohnt in dem Wirthshause zu Marais, die andere in dem unter Beuzeval. Sie kannten einander anfangs nicht, jetzt sprechen sie aber miteinander und besuchen einander Abends. Sie wollen Seebäder brauchen und sollen sehr reich sein.“

„Wir hoffen, daß wir bei den nächsten Festen nicht wieder vergebens auf Dich warten wie im vorigen Jahre und daß Du einige Zeit bei uns zubringst. Man ruft mich eben eilig. Was mag geschehen sein?“

„Ich hatte diesen Brief vor drei Tagen liegen lassen. Als man mich rief, hatte uns ein großes Unglück betroffen und ich wage gar nicht an das zu denken, das hätte eintreten können. Mein Vater und Dnesime kamen vom Fischfange zurück; es stürmte sehr und das Meer schlug große Wellen; eine warf das Boot um und beide verschwanden im Schaume. Dnesime kam bald wieder empor und suchte um sich; da er den Vater nicht sah, so suchte er unter dem Wasser und er hatte das Glück, ihn heraufzubringen. Der arme Vater mußte verwundet sein, da er doch so gut schwimmt und fast gar kein Wasser da war, wo das Boot umschlug. Das Boot hatte ihn auch wirklich an den Kopf geschlagen und er war besinnungslos, so wie mit Blut bedeckt. Da rief man uns, während andere Fischer Dnesime behilflich waren, den armen lieben Vater in das Haus zu tragen. Seine Wunde ist nicht gefährlich; er fühlt jetzt schon nichts mehr davon; aber er hat gleichzeitig eine Wunde am Arme

erhalten und wird ihn eine Zeit lang nicht gebrauchen können. Was werden wir da anfangen? Was soll aus uns werden? Alles geht seit einiger Zeit schlecht bei uns und Dnesime sagte diesen Morgen: „wir haben viel Unglück, seit Pulcheria das Haus verlassen hat; sie hat unser ganzes Glück mit sich genommen.“ Mein Vater ist trostlos darüber, daß er in der schönsten Zeit des Fischfanges nicht arbeiten kann. Dnesime indeß ist guten Muthes und sagt, er werde so viel verdienen als wir brauchten. Ich denke wie er, daß Du unser Glück mit Dir genommen hast und daß Du es uns dieses Jahr wieder mitbringen wirst.“

„Lebe wohl, liebe uns und denke an uns.“

„Berenice Alain.“

7.

Das Haus der Fischer war sehr traurig. Waghals ging hinaus, wenn die Schiffe ankamen und wurde traurig, wenn er sah, wie viel die andern Fischer gefangen hatten, aber nicht aus Neid, der treffliche Mann. Berenice und Dnesime dagegen schätzten sich glücklich und waren fast stolz, daß sie das Hauswesen erhalten konnten. Berenice klöppelte emsig und Dnesime fischte. So verdienten sie zwar nicht viel, aber die Familie konnte doch leben; auch gab jeder Fischer bei seiner Rückkunft der Familie Alain von seinem Fange einen oder zwei Fische. Dnesime erhielt ferner den Auftrag zwei Kindern der Fremden in Dive das Schwimmen zu lehren; aber das Wetter wurde nach einem heftigen Sturme sehr kühl und die Bäder mußten eingestellt werden. Das Meer blieb dabei immer hoch und er konnte auch nicht fischen. So war die Familie auf den Ertrag des Spizenklöppelns Berenices allein angewiesen und auch diese Hilfe schwand endlich beinahe ganz. Die Mutter wurde nämlich krank und Berenice mußte sie warten und das Hauswesen besorgen.

Da sagte eines Tages ein alter Fischer zu Dnesime: „es ist Schade, daß Du nicht stark genug bist, denn Du könntest Deine Familie unterstützen. Wenn Du aber wolltest, könntest Du doch so viel verdienen, um die Deinigen zu erhalten bis Dein Vater wieder genesen ist.“

„Das würde ich mit Vergnügen thun. Wie fange ich es an, Vater Glam?“

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Der griechische Hof.) Dr. Hoffmeister, welcher bekanntlich als Arzt den Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien begleitete und in der Schlacht bei Terozschah fiel, schildert in seinen nachgelassenen Tagebüchern und Briefen (herausgegeben von Dr. K. Hoffmeister, Braunschweig, Westermann, 1847) unter andern seinen Aufenthalt in Griechenland, wo er einigen Hoffesten beiwohnte und so Gelegenheit hatte, die königliche Familie sowie die ersten Notabilitäten des Landes genauer kennen zu lernen. „Ich kann Dir nur versichern,“ lautet eine Stelle in einem seiner Briefe, „daß der König und die Königin von Griechenland ganz charmante Leute sind, die wohl verdienten glücklicher zu sein, als sie sind; denn das undankbare Volk, dem zu Liebe der König ungeheure Summen jährlich verwendet, wird nie zur Erkenntniß kommen. Welches Vergnügen herrschte am Hofe, als der Prinz durch seine Gegenwart die Hoffeste verherrlichte, an deren keinem ich gefehlt habe; ich glaube, es mag für gewöhnlich recht langweilig zugehen, denn es fehlt ein hoffähiger Adel, alle Deutschen sind verbannt. Die Gesellschaft ist also einförmig genug, bestehend aus vier oder fünf Hoffräulein der Königin, von denen nur eine deutsch spricht, mehreren griechischen Cavalieren, unter denen mir Herr Mauromichaelis, der Ordonanzofficier des Königs, sehr gefallen hat, dann Professor Ross, ein sehr gelehrter Alterthumsforscher, früher an der griechischen Universität, von welcher der dritte September manchen verdienten Mann, manche Hauptstütze entfernt hat. Daß also die Freude groß war, als ein so höchst liebenswürdiger Prinz mit seiner Begleitung etwas Mannigfaltigkeit in dies einförmige Leben brachte, ist wohl natürlich; daher drängte ein Fest das andere und der Vergnügungen war kein Ende. Zwar mußte man etwas fest auf den Knochen sein, um nach einem sechsständigen Ritte über Stock und Stein im Galopp, zu Fuß vielleicht noch zwei Stunden mit dem Pferde an der Hand über steile Wände und Felsblöcke herabklettern zu können, wobei selbst die griechischen Pferde mitunter ausgleiten und dann am Ende des Festes noch die halbe Nacht unermüdtlich zu tanzen in einem Klima, wo die Abendkühle einem warmen Vormittage bei uns gleicht. Das Alles habe ich ober mitgemacht und was vielleicht noch mehr zu bewundern ist, Ihre Majestät die Königin war dabei immer voran, führte den Zug in Galopp über die Steinfelder hin, wo mancher, z. B. ich, nicht an Galoppiren gedacht haben würde, gab nach der Tafel neue angreifende Spiele an und ließ ihren Hoffräulein, die gewiß oft lieber das Kanape gesucht haben würden, als im Blindkuß- und Reifenspiel handelnd einzugreifen, nicht viel Ruhe. Kurz die Parthieen nach dem Pentheiklon, wo der köstliche Marmor gebrochen wird und wo eine Gruppe von Pappelbäumen als Seltenheit in Griechenland es allein der Mühe werth macht, Tänze im Mondenschein mit schönen Damen im prachtvollen griechischen Costume aufzuführen, die Parthieen nach dem Hymettus und der Nym-

phengrotte waren köstlich und haben sich mit unvergeßlich eingepägt.“ — 5 —

(Lissabon. Das schöne Geschlecht. Härteigkeit der Männer. Der König und die Königin.) Die großen Städte Portugals werden, Dank der rastlosen Thätigkeit der Polizei, wenig von Ruhestörungen heimgesucht. In den Straßen von Lissabon und Oporto herrscht die größte Ordnung und fortwährend streifen mit Flinten bewaffnete Patrouillen darin umher. Lissabon hat seit zehn Jahren große Veränderungen erfahren. 1836 glichen seine Straßen wahren Kloaken, überall stieß das Auge auf Schmutz und Unflätigkeiten; man hat angefangen, sie mit Schleusen zu versehen, die meisten sind macadamisirt und werden äußerst reinlich gehalten. Der Fremde durchschlendert sie um so lieber, da die Portugiesen und besonders die Portugiesinnen ihren Balcon zum Salon machen. Von Dinern, Privatbällen, Soireen, Concerten u. s. w. weiß man in Lissabon nichts; nur im Theater oder auf den öffentlichen Bällen kommt man zusammen, die übrige der Welt und dem gesellschaftlichen Verkehr gewidmete Zeit wird auf dem Balcon zugebracht. Hier ist es, wo die Damen ihre reichsten Toiletten entfalten; hierher kommen ihre Anbeter, um sie zu bewundern und durch zärtliche Blicke von ihrer Verehrung, ihrer Liebe sich zu überzeugen; hier endlich ist es, wo die Portugiesinnen und Portugiesinnen ihr muito obrigados (sehr verbunden) und ihr passa muito tems (angenehmen Zeitvertreib) austauschen, wobei sie einander Handküsse zuwerfen. Die Frauen Lissabons würden übrigens weit hübscher und angenehmer sein, wenn sie eine andere Lebensweise annähmen. Sie machen sich so wenig Bewegung, sie athmen so viele unreine Dünste auf ihren Balcons ein, sie nehmen so wenig Nahrung zu sich, im Innern ihrer Wohnungen endlich herrscht eine solche Unreinlichkeit, daß die Mehrzahl in Folge dieser Uebelstände dünn aufgeschossenen Blumen gleicht, die aus Mangel an Luft und gehöriger Pflege absterben. Ein frischer Teint, eine elegante Taille sind seltene Erscheinungen in Portugals Hauptstadt. In Betreff der Männer ist insbesondere zu bemerken, daß sie sehr härtig sind. Die Frauen haben ebenfalls ziemliche Schnurbärte, Schnurbärte, daß man sie ohne die unterscheidende Kleidung ihres Geschlechts leicht für Männer halten könnte. Im funfzehnten Jahre hat jedes Bürschchen bereits ein über und über behaartes Gesicht; man urtheile selbst, was aus so frühzeitig hervorkeimenden Schnur- und Backenbärten mit der Zeit werden muß, wenn man ihrem Wachstume keine Grenze setzt. Während der Belagerung von Oporto schwur Don Pedro, daß er sich nicht eher rasiren lassen würde, als bis er seinen Thron wieder erobert; er hielt seinen Schwur und nach Beendigung des Krieges reichte ihm sein Bart bis auf die Brust herab. Die Freunde der Constitution in Portugal haben seitdem fortgeföhren zum Andenken an ihren Befreier Bärte von beträchtlichem Umfange zu tragen. Diese Manie war so allgemein und so alles Maas überschreitend, daß sich der Finanzminister genöthigt sah, eine Portaria zu erlassen, worin den ihm un-

tergebenen Beamten anbefohlen wurde, sich wenigstens einmal wöchentlich zu rasiren, denn ihre Bärte waren so lang, daß sie fast immer die Hälfte der Buchstaben, die sie geschrieben, damit verwischten. Glücklicher Weise hat der König das Recht, sich den Bart wachsen zu lassen und er macht von diesem Rechte reichlichen Gebrauch; sein Bart giebt ihm jetzt das Ansehen eines Mannes, er ist ein vortrefflicher Reiter, weiß seine Uniform sehr gut zu tragen und tanzt besser als irgend einer seiner Unterthanen. Die Königin besitzt ebenfalls manche empfehlende Talente und Vorzüge; sie ist sehr bewandert in der Musik, spricht fertig französisch und versteht englisch und deutsch; dabei hat sie einen lilienweißen, von Rosen gehobenen Teint und ein angenehmes Lächeln, obwohl die Form ihres Mundes manches zu wünschen übrig läßt. Leider hat sie das Unglück, daß sie mehr als hundert Kilogramme (zwei Zentner) wiegt. Sie liebt ihre Kinder über Alles und man versichert, daß sie auch ihren Unterthanen eine zärtliche Mutter sein würde, wenn diese ihr nur gestattet, ihnen Beweise ihrer Liebe und Zärtlichkeit zu geben.

— 6 —

(Die Gesellschaft in Europa und in Amerika.)
Ein Amerikaner, der Europa bereiset und ein Werk über seine Reise herausgegeben hat, sagt darin unter anderm: nichts ist in dem, was das alte Europa von dem jüngern Amerika unterscheidet, auffallender als die große Anzahl der Müßiggänger in Europa. Da es in Amerika noch an Geld fehlt, so ist das allgemeine Streben dahin gerichtet, Geld zu erwerben; in Europa dagegen findet es sich in Ueberfluß und Viele leben in Unthätigkeit. Bei uns gilt es kaum für anständig müßig zu gehen; in Europa sehen nur die Nichtsthueden im höchsten Ansehen, während man mit Geringschätzung auf die Arbeitenden herabsieht — ausgenommen die in hohen Staatsämtern Stehenden. In sogenannter „guter“ oder „bester“ Gesellschaft findet man in Europa keinen Kaufmann, keinen Arzt, keinen Advokaten u. c.; die Geburt war allein bisher der Maß, welcher in die höchsten Sirkel führte; jetzt freilich erschüttert das Geld das Herkommen und ehe viele Generationen der „guten Gesellschaft“ in Europa verschwinden, wird sie wie in Amerika ein seltsames Gemisch sein, in welchem man das Ansehen eines Mannes nach seiner Geltung an der Börse mißt.

Generalcorrespondenz.

Die Prinzessin Albrecht von Preußen verwendet auf Ausschmückung ihres Schlosses in Kamenz in Preußen beträchtliche Summen und ausgezeichnete Künstler sind fortwährend damit beschäftigt, dasselbe zu einem „Sitz der auserlesensten Pracht und des gereinigtesten Geschmacks“ zu machen. Erst ganz kürzlich hat Herr Netto, einer der ersten Eisenleute Berlins, eine von der Prinzessin zu besagtem Behuf bestellte Arbeit vollendet, die

sich des allgemeinsten Beifalls der Kunstkenner erfreut. „Sie besteht“, sagt der Berichterstatler, „in zwei silbernen Altarleuchtern; aber welche? Nicht die geledeten, polirten und mattgesotteten Silberarbeiten anderer gewöhnlichen Bijoutiers, sondern man glaubt es mit einer Arbeit Benvenuto Cellinis zu thun zu haben. Auch ist das Werk in antiker Farbe, sowohl der Silber- als der Goldgrund der Figuren, gehalten und die Details sind im gothisch-byzantinischen Style ausgeführt.“ Der verdienstvolle Künstler hat über drei Vierteljahre an diesem schönen Werke gearbeitet und dadurch einen neuen Beweis von den großen Fortschritten geliefert, welche Kunst und Technik in unserer Zeit gemacht haben.

— 6 —

In Birmingham besteht seit einiger Zeit eine Fabrik für „Möbel aus Papiermaché“, die bereits mehr als fünfhundert Arbeiter beschäftigt. Die kostbarsten Holzarten werden hier bis zur Täuschung nachgeahmt und Hitze und Kälte üben keinen Einfluß auf dergleichen Möbel aus, die sogar noch dauerhafter sein sollen als die aus gewöhnlichem Holze. Für Rechnung der Königin von Spanien ist kürzlich in dieser Fabrik ein ganzes Ameublement (die einzelnen Stücke mit Gold und Perlmutter ausgelegt) im Preise von 14,000 Thln. angefertigt worden.

Bekanntlich giebt es überall in der Welt mehr Frauen als Männer, wie denn im Allgemeinen mehr Kinder weiblichen als männlichen Geschlechts geboren werden (im Verhältnisse von 21 zu 20). Ein galanter Herr erklärte dies kürzlich gegen eine Dame, die mit ihm darüber sprach, also: „es geschieht dies ebenfalls nach den allgemeinen Gesetzen der Natur, gnädige Frau; wir sehen überall und stets mehr Himmel als Erde.“

Der Schleier, mit welchem die unglückliche Königin Maria Stuart ihr Haupt auf dem Schaffote verhüllte als der Nachrichten sie durch einen falschen Hieb in die Schulter verwundete, existirt heute noch und befindet sich im Besitze des Sir John Stuart Hippisley, dessen Vater schon 1818 einen schönen Kupferstich davon machen und an seine Freunde vertheilen ließ. Der Schleier ist mit Goldfäden von der eigenen Hand der Königin in regelmäßigen Reihen gestickt, die sich kreuzen, so daß sie kleine Quadrate bilden und mit Gold eingefasst, neunundachtzig Zoll lang und dreiundvierzig breit, so daß er mehr ein Shawl als ein Schleier gewesen ist. Der Schleier schreibt sich aus dem Besitze des Letzten aus dem Königschaufe Stuart, des Cardinal York, her und soll 1818 von Pius VII. besonders geweiht worden sein.

Manche Menschen klagen über Schlaflosigkeit, ohne daß sie eine Ursache davon aufzufinden wissen, da sie gesund sind. Die Wissenschaft hat dies Räthsel, wie so manche andere, gelöst und zwar will ein Engländer derjenige sein, welcher die Entdeckung machte, es sei von wesentlichem Einflusse, daß der Körper bei dem Schlafe in der Nacht parallel oder in rechtem Winkel mit der Linie der Erdmagnetismusstromes sich finde.

Lumley, der Director des italienischen Theaters in London, das Jenny Lind durch eine Anzahl von Vorstellungen in der letzten Saison beglückte, hat seine Dankbarkeit gegen die Sängerin durch ein kostbares und schönes Geschenk bethätigt, eine vortrefflich gearbeitete Säule von Silber, um die sich Vorberzweige schlingen und auf deren Spitze eine Figur, ein Genius, steht, während am Fuße drei drapierte Gestalten sitzen, die Tragödie, die Comödie und die Musik. Am Fuße ist der Tag der Ankunft der Sängerin in England, 17. April 1844 und der ihres ersten Auftretens, 4. Mai 1847, eingegraben. Das Ganze ist von reinem Silber, matt und glänzend gearbeitet und beinahe drei Fuß hoch. —

Nach einer offiziellen französischen Angabe verbraucht Frankreich im Durchschnitt jährlich nicht mehr als 2,500,000 Flaschen Champagner, während 4,500,000 ins Ausland versendet werden. Am 1. April d. J., war in Frankreich ein Vorrath von 22,847,971 Flaschen Champagner vorhanden und zwar über 7 Mill. in Chalons, über 6 Mill. in Rimes und beinahe 10 Mill. in Sprenay. —

Wir haben absichtlich in unsern Blättern nichts von der fürchterlichen Ermordung der Herzogin von Praslin durch ihren Gatten erwähnt, weil alle Zeitungen voll von Nachrichten und Gerüchten darüber sind. Einiges Allgemeine aber können wir nicht übergehen. Der Name Praslin, der schon im ersten Kreuzzuge unter den Kampfgenossen Gottfrieds von Bouillon vorkommt und seitdem sich von Epoche zu Epoche auf dem Felde der Ehre verfolgen läßt, ist jetzt unter dem Volke ein Schimpfname, gleichbedeutend mit „Henker, Mörder“ geworden und hat Anlaß gegeben, die französische Conversationsprache mit einem neuen doppelstimmigen Worte zu bereichern. Das sonst nur bei Conditoren gebräuchliche Wort praliner nämlich, welches so viel bedeutete als „in Zucker rösten“ wird jetzt auch von einem Manne gebraucht, der seine Frau umbringt oder mißhandelt und heißt nun nicht mehr blos „überzuckern“, sondern auch „abmurksen“, wie bekanntlich nach den schändlichen Mordthaten des Engländer Burke in der englischen Sprache das noch heute gebräuchliche Wort to burk „erwürgen“ entstand. Zur Erklärung der ungeheueren und bedrohlichen Aufregung, welche jener Mord in den niedern Classen in Paris hervorgebracht hat, führt ein Correspondent der A. A. Stg. an: „es herrscht in dem französischen und besonders in dem Pariser gesellschaftlichen Leben eine Art verkehrter Welt; was oben steht, drängt sich bereitwillig nach unten hin und was unten steht, schiebt sich mit Macht nach oben. Es ist in der höhern Gesellschaft Mode geworden, sich des Tones der niedern Classen zu bedienen und dieselben in ihrer Art und Weise nachzuahmen. Die hohen Damen nehmen in Mabile — (wie auch wir leider in unserm „Tagesbericht“ als neue „Mode“ erzählten mußten —) Unterricht wie die Grisetten es anfangen um die Herren zu fesseln; der feinste Ton ist heute so grob wie

Bohnenstroh. Die Romane und Theater geben dieser Richtung Nahrung. Der gemeine Mann wundert sich natürlich, daß die hohen Herren in seinem Kreise ihre Muster suchen und kommt zu dem Schlusse, daß seine Kreise besser sein müssen als die der höhern Gesellschaft. In dem erfolgten Morde der Herzogin von Praslin sehen die Volksklassen eine Bestätigung ihrer eingewurzelten Ansichten und erklären die ganze höhere Gesellschaft für verantwortlich für die Unthat.“

Dagegen werden die edeln Handlungen aus niedern Kreisen mehr und mehr hervorgehoben — allerdings vollkommen mit Recht. Die Academie selbst sprach kürzlich einen Ehrenpreis von tausend Francs einem jungen Mädchen, Hortense Gasgot in Bolbec, zu und entwarf eine rührende Schilderung von dem exemplarischen Verhalten derselben. Sie ist die Tochter armer Kellern. Ihr Vater, ein Müßiggänger und Verschwendter, mißhandelte und vernachlässigte lange seine Frau und Kinder und verließ sie endlich ganz. Die Frau starb in tiefer Armuth und Hortense, die funfzehn Jahre alt war, fiel die Sorge für drei jüngere Schwestern und einen Bruder zu. Dieser Pflicht entledigte sie sich in seltener Weise. Der nach ihr ältesten Schwester übertrug sie zuerst die Besorgung des kleinen Hauswesens und für die beiden jüngern erlangte sie Beschäftigung in der Spinnerei, in welcher sie selbst arbeitete; den Bruder, den Jüngsten in der Familie, brachte sie bei einem Weber unter. Durch strenge Sparsamkeit und unermüdeten Fleiß wurde es ihr möglich binnen vier Jahren die sämmtlichen Schulden ihrer Mutter zu bezahlen und als dies geschehen war, begann sie eine kleine Summe zu sammeln, die in der Sparskaffe eingelegt wurde. Diesen kleinen Schatz vermehrte denn die Academie durch tausend Franken.

Auf Niemand hat wohl „der Mord“ in Paris einen tieferen und erschütternden Eindruck gemacht als auf die allgemein verehrte Herzogin von Orleans, deren Cavalier der Herzog war und wenn sie nicht endlich ein neues Interesse am Leben gefunden hätte, das sie in ihrer Trauer zerstreut, in welcher sie seit dem Tode ihres Gemahls gelebt hat, wäre wohl das Schlimmste für sie zu fürchten. Sie beschäftigt sich jetzt mit der Ausarbeitung eines ernsten Werkes über einen Gegenstand, der in den letzten fünf Jahren ihr Studium war, nämlich über die Philosophie im Mittelalter. In ihrem Boudoir in den Tuilerien, das ganz so eingerichtet ist wie ihr Zimmer in Ludwigslust, in welchem sie erfuhr, daß der Herzog von Orleans um ihre Hand angehalten habe, steht eine kleine Orgel, dieselbe, auf welcher sie auch als Mädchen spielte. Gegen Abend nun hören die, welche in dem Garten der Tuilerien spazieren gehen, die schwermüthigen Töne, welche sie dem Instrumente entlockt und die einem frommen Abendgebete gleichen. Nicht selten sammeln sich stille Gruppen in der Nähe, um der ergreifenden Musik zu lauschen und gar oft kann man dann Thränen in manchem Auge glänzen sehen. —

Allgemeine Mode-Zeitung

Nr. 39.

1847.

Preis für ca. 104 hohe Quart-
beugen mit ca. 64 illum. Stahl-
stichen, gegen 600 Abbildungen
der neuesten Moden, kurze Zeit
nach deren Erscheinen in Paris,
London, und Wien, in ganzen
Figuren und in Darstellungen
von Häubchen, Hüten, Mützen,
Krisen (f. Männer, Frauen u.
Kinder) enthaltend: 6 Zblr. Witt
ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stiche, jene Modenbilder und
Portraits interessanter und be-
rühmter Zeitgenossen (Männer
u. Frauen) Städte-Ansichten u.
Gegenden, die neuerlich die all-
gemeine Aufmerksamkeit erregt
haben, Abbildungen von neuen
Sammern und Monumenten,
v. Weiblich, Gardinen, Equipa-
gen, Copien moderner Gemälde
u. enthaltend: 8 Zbaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Familie Alain.

Von
Alphons Karr.

(Fortsetzung.)

„Du brauchst nur nach Honfleur zu gehen, da wirst Du Schiffe finden, die Dich gern als Schiffsjungen aufnehmen; für Dein Alter bist Du groß und stark; Du kennst das Meer, Du bist Fischer, kannst fünfunddreißig Francs monatlich verdienen und zwanzig davon Deinen Leuten schicken. Diese zwanzig wird man Dir vorausgeben, so daß Du sie sogleich schicken könntest. Ich will Dir ein Briefchen an einen Mann mitgeben, den ich kenne und der Dich unterbringen wird. Ist die Jahreszeit vorbei, so wird Dein Vater gesund sein und Du kommst zurück, um mit ihm auf den Haringfang zu fahren.“

Der alte Glam konnte nicht selbst schreiben, aber er ging mit Dnestime zu dem Schulmeister Epiphane, der für einige Fische, welche er von Zeit zu Zeit erhielt, gern die Briefe für die Fischer schrieb. Er schrieb also auch bereitwillig an den Freund des alten Glam. Mit diesem Briefe begab sich Dnestime nach Hause und winkte Berenice, ihm in den Garten zu folgen. Da sagte er zu ihr: „ich glaube, daß ich Pulcheria niemals wiedersehen werde; nach drei Wochen kommt sie und morgen ganz früh gehe ich fort.“

„Wohin willst Du gehen?“ fragte Berenice.

„Ich kann es nicht länger mit ansehen, daß es dem kranken Vater und der kranken Mutter an allem fehlt, daß Du Dich abarbeitest, um nur etwas zu verdienen und daß ich wegen des schlechten Wetters müßig zu Hause bleiben muß. Der alte Glam hat mir einen Brief an einen Freund in Honfleur gegeben und glaubt sicherlich ich würde monatlich während des Sommers zwanzig Francs nach Hause schicken können. Wenn der Vater wieder auf das Meer fahren will, komme ich zurück, um ihm zu helfen. Pulcheria wird dann längst wieder fort sein. Sage ihr, warum ich fortgegangen bin und wenn sie noch ein gutes Mädchen ist wie Du, wird sie mich um so mehr lieb haben. Ihr geht miteinander zu der alten Weide und Du giebst ihr in meinem Namen einen Kuss. Herr Malais sagte lezthin, nach den Ferien würde sie nur noch ein Jahr dort bleiben und dann für immer sich hier aufhalten. Wenn ich nicht ertrinke, werde ich sie also nach einem Jahre wiedersehen. Sage ihr, sie möge es gut mit Mops meinen, den ich Dir lassen muß. Du pflegst ihn, nicht wahr? Jetzt wollen wir aber wieder in das Haus gehen und heiter aussehen trotz der Abreise, die uns beide betrübt; aber wir müssen an unsere Eltern denken.“

Die beiden Kinder wischten sich die Thränen aus den Augen und kehrten in das Haus zurück. „Eine gute Nachricht!“ rief Dnestime gleich beim Eintreten aus. „Der alte Glam hat mir einen Brief an einen seiner Freunde in Honfleur gegeben, mit dem ich drei

Monate herumschiffe und ich schicke Euch zwanzig Francs monatlich. Zur Fischzeit komme ich wieder. Du, Vater, wirst dann wieder gesund sein und wir ziehen das Segel hoch oben am Mast auf."

"Ich soll also meine beiden Söhne verlieren?" jammerte die Mutter.

"Hindere mich nicht, Mutter; ich sehne mich die Welt zu sehen und es wird mir Freude machen, selbst Geld zu verdienen."

"Und wann gehst Du fort?"

"Kurz vor Tagesanbruche, damit ich in einem Tage nach Honfleur komme."

Die Mutter trug dann Berenice auf, für Onesime einzupacken und ja nichts zu vergessen, damit er nicht friere. Berenice antwortete nicht, denn sie würde geschluchzet haben, aber sie packte die Sachen des Bruders in einen Sack ein.

Am andern Morgen, als der Tag anbrach, war das Meer spiegelglatt, blaßblau und ruhig. Die Sonne, die noch nicht aufgegangen war, zeigte ihre Strahlen zwischen Havre und Honfleur. Kleine Wolken, bewegliche graue Dünste färbten sich rosa und lilas. Auch auf dem Blau des Meeres erschien ein röthlicher Hauch und als die Sonne heraufzusteigen schien, wurde dieser Anhauch gelb und vergoldete leicht das Blau. In diesem Augenblicke verließ Onesime das Haus in Begleitung von Berenice. Die Eltern waren noch nicht aufgestanden. Er hatte sie still geküßt. Kaum aber waren die Geschwister einige Schritte gegangen, als Mops, den sie eingesperrt zu haben glaubten, durch ein Fenster sprang und seinem Herrn nachlief. Man mußte umkehren und ihn einsperren; dabei wurden die Eltern nochmals geküßt. Pelagie weinte. Draußen am Ende des Dorfes endlich sagte Onesime zu der Schwester: „nun gehe nicht weiter mit und vergiß nicht, was ich Dir für Pulcheria gesagt habe. Ihr werdet bald Nachricht von mir bekommen.“ Sie nahmen zärtlichen Abschied, Onesime, der rüstig weiter ging, drehete sich mehrmals um und sie riefen einander noch oftmals das Lebewohl nach.

8.

Pulcheria hatte geschrieben und um die Erlaubniß gebeten Marien und deren Eltern versprechen zu dürfen, die letzten vierzehn Tage der Ferien wie im vorigen Jahre bei ihnen auf dem Lande zuzubringen. Herr Malais gab seine Einwilligung, aber unter der Bedingung, daß Marie in den nächsten Ferien wenigstens einen Monat in dem Schlosse zubringe. Es war

dann das letzte Jahr, welches die beiden Mädchen in St. Denis zu verbringen hatten. Man antwortete, daß man mit Dank die freundliche Einladung des Herrn und der Frau von Beuzeval annehme. Von diesem Tage an beschäftigte der im nächsten Jahre erwartete Besuch die beiden Gatten ausschließlich. Sie dachten nur daran das Schloß zu verschönern und dasselbe für die Gäste aus Paris würdig einzurichten. Man wartete nur auf die Ankunft Pulcherias, um mit diesen Veränderungen anzufangen. Sie hatte ja zwei Jahre in Paris oder doch ganz in der Nähe zugebracht und bei der Familie Fondonis gesehen, was schön und modisch sei.

Pulcheria empfing Berenice sehr freundlich. Sie gingen mit einander an dem kleinen Flusse hin und als sie unter der alten Weide saßen, entledigte sich Berenice des Auftrags Onesimes. Pulcheria war von der Aufopferung und Abreise des jungen Fischers sehr gerührt. — „Er muß sich sehr verändert haben,“ sagte sie; „ich habe ihn zwei Jahre nicht gesehen.“

„Du würdest ihn kaum wieder erkennen, so groß und stark ist er geworden; aus seinem Gesichte spricht Offenheit und Entschlossenheit; seine Stimme ist tief geworden, aber nicht rau wie die der andern Fischer und sein Blick ist fest und scharf. Aber wie groß bist Du geworden, Pulcheria, wie verändert und besonders wie schön!“

„Du bist auch viel schöner,“ sagte Pulcheria.

„Ach Du siehst gar nicht mehr aus, als gehörtest Du zu uns, Pulcheria; Du bist ein Fräulein; kein Mädchen kann so gehen und sprechen wie Du. Du siehst aus wie eine Prinzessin und es thut mir fast leid. Mein armer Bruder würde gewiß kaum mit Dir zu reden wagen, wenn er da wäre.“

„Du bist eine Närrin.“

„Nein, nein, Deine Stimme ist lieblicher; sie klingt wie Musik, Du scheinst gar nicht mehr dieselbe Sprache zu reden.“

„Was macht Onesime?“

„Ach, er fährt auf das Meer und fischt. Ich wollte er hätte lesen und schreiben gelernt, aber seit er mit auf das Meer gefahren ist, hat er sich bei dem Schulmeister nicht mehr sehen lassen.“

„Er muß es aber doch lernen.“

„Ich will ihm sagen, daß Du es gesagt hast. Du mußt finden, daß ich jetzt etwas besser spreche als da Du noch hier warst. Ich lese jetzt Sonntags in den Büchern, die in dem Hause waren, ich weiß nicht warum, denn außer mir kann Niemand lesen. —

Sind die Männer in Paris von den hiesigen auch so verschieden, wie Du von den Mädchen in Dive? Sind sie noch vornehmer als Dein Oheim Malais? Was lernen sie?"

„Dasselbe wie die Mädchen und selbst noch mehr, Lateinisch, Geschichte, dann Schießen, Tanzen und Reiten.“

„Ich frage nur Onestime wegen.“

„Und was wird er thun?"

„Das wirst Du sehen.“

Berenice hatte nicht viel zu erzählen, Pulcheria aber ihr tausenderlei zu sagen. Die Welt, die sie gesehen hatte, war Berenice fremd und unbekannt wie die Wilden des ersten Landes, das man entdecken wird. Pulcheria schien sich vor dem Mops etwas zu fürchten und spielte überhaupt etwas die Furchtsame, weil man ihr in St. Cloud gesagt hatte, es schide sich nicht, fecht jeder kleinen Gefahr entgegenzutreten.

„Soll ich Onestime sagen, daß Du seinen Hund nicht streicheln wolltest? Er hatte mir doch aufgetragen Dich darum zu bitten.“

Pulcheria entschloß sich endlich mit der Hand über den Rücken des Thieres zu streichen und es leicht auf den Kopf zu klopfen, aber sobald sich der Hund ein wenig rührte, fuhr sie erschrocken zurück.

Dem Oheime gab sie allerlei guten Rath über die Einrichtung und Ausstattung des Schlosses. Dies war bei Fondonis so, das andere so und der Oheim schrieb sich die Bemerkungen Pulcherias sorgfältig auf.

Onestime hatte die zwanzig Francs seines Monats zwei Tage nach seiner Abreise geschickt. Auch vom zweiten Monat kam das Geld an. Pelagie hatte die Wirthschaft selbst wieder übernehmen können und Tranquill konnte seinen Arm so ziemlich wieder brauchen.

Pulcheria reisete bald wieder ab. Herr Malais begleitete sie nach Paris und wollte die Reise benutzen, um zahlreiche Einkäufe zu machen und neue Meubles zu bestellen, da Pulcheria die alten gänzlich verworfen hatte.

Die letzte Zeit der Ferien war höchst angenehm für Pulcheria. Sie war ziemlich vierzehn Jahre alt und ihrer ersten Jugend verdankte sie eine kräftige Gesundheit. Sie war größer und ausgebildeter als es die Mädchen in ihrem Alter gewöhnlich sind. Marie zählte ein Jahr mehr und man fing an beide in Gesellschaften schon mitzurechnen. Sie machten sich das Vergnügen alles zu thun was in St. Denis verboten war. Sie ließen sich die Ohrläppchen durch

stechen und hingen Ohrringe ein, den einzigen Schmuck, der in St. Denis gestattet war. So lange die Ferien dauerten, trugen sie Locken, was sie in St. Denis nicht durften. Sie trugen auch große Sträußer. Nur etwas wird gegen die Gleichheit gestattet; die Schülerinnen dürfen nämlich Handschuhe tragen, die sie mitbrachten. Dieses Uebersehen des Gesetzgebers hat die höchste Eleganz in St. Denis geschaffen. Bei den großen Ceremonien wird verlangt, daß von der Anstalt gelieferte weiße baumwollene Handschuhe getragen werden und die Schülerinnen bieten jede List auf, um lederne an die Stelle der erstern zu bringen; an den gewöhnlichen Tagen achtet man nicht sehr darauf und die am besten Behandschuheten machen die Aristocratie aus. Die beiden Gegenseitigen kamen also mit Ohrlöchern und einem Vorrathe von Handschuhen an, was ein Gegenstand großen Reides war. Die Handschuhe waren sichtbar und die Ohrlöcher sprachen baredt von Ohrringen. Die beiden Mädchen hatten sich schöne Schnürchen von ihrem Haar flechten lassen und sie einander geschenkt. Solche Geschenke, welche um den Hals getragen werden, kommen in der Anstalt häufig vor und heißen Andenken. Die Freundschaft der jungen Mädchen ist eigentlich nur die Lehrzeit der Liebe.

Pulcheria hatte den eingefasteten weißen Gürtel, als Lehrerin die dürre kalte Madame S. und als Aufseherin die große schöne, nicht eben sehr geistreiche D. v. S. L. Marie war schon längst eine Weise. Theils um noch bei Pulcheria zu bleiben, theils weil ihre Familie sie noch für zu jung hielt, um sie schon ganz in die Gesellschaft einzuführen, besuchte sie die Klasse der Madam B., einer ziemlich hübschen, wenn auch hageren und sehr strengen jungen Dame, die so gefürchtet war, daß die meisten Schülerinnen die Anstalt lieber verließen, als sich unter ihre Zucht zu begeben. Bei der nächsten Prüfung sollte Marie austreten.

Onestime kam vor dem Winter nach Dive zurück. Tranquill Alain war völlig wieder hergestellt. Die Fische, namentlich die Häringe, fanden sich in großer Menge ein. Man bezahlte den Müller Eloi Alain vollständig, der im Ganzen über sechshundert Francs statt der wirklich geliehenen dreihundert erhalten hatte, aber nichts destoweniger immer der Wohlthäter seines Veters blieb und von seiner Wohlthat auch fortwährend Nutzen zog. Pelagie war ebenfalls wieder gesund geworden und das Glück somit wieder in das Haus zurückgekehrt, in welchem nur Pulcheria noch fehlte, aber sie fehlte sehr. Von Gesaire erhielt man von

Zeit zu Zeit Nachricht und seine Abwesenheit wurde weit weniger empfunden, weil er nie an dem Familienleben rechten Antheil genommen und in seiner freien Zeit sich lieber mit seinen Cameraden vergnügt hatte.

Onesime, der über ein Jahr älter war als Pulcheria, war so stark wie sein Vater und hatte alle Vorhersagungen von sich wahr gemacht; Jedermann sagte: Onesime ist der Fischfeind. Die Geschwister sprachen häufig von Pulcheria und Berenice wiederholte dem Bruder, was sie zu ihrer Freundin gesagt. „Siehst Du, Onesime, Pulcheria scheint ein ganz anderes Wesen zu sein als wir; zuerst ist sie so weiß wie die Brust einer Möve und dann geht sie ganz anders als wir, sagt nichts so wie wir es sagen und mit einer ganz andern Stimme; sie sieht aus als sei sie gar nicht aus unserer Gegend. Du erinnerst Dich noch an die Möve, die Du auf dem Meere aufgehoben hattest, in das sie aus dem Neste an der Küste gefallen war; wir fütterten sie mit den Hühnern, aber als ihr die Flügel gewachsen waren, flog sie eines Tages auf und davon dem Meere zu; so ist es auch mit Pulcheria.“

„Aber,“ sagte Onesime, „wenn Pulcheria schöner und gelehrter und liebenswürdiger geworden ist, so ist es ja ein Grund für uns sie noch mehr zu lieben.“

„Ja, aber nicht für sie uns mehr zu lieben, nicht einmal noch eben so.“

„Kam Dir es vor als habe sie sich in dieser Hinsicht verändert?“

„Nein, sie liebt uns noch immer, sie ist immer gut und hat die Mutter und mich recht herzlich geküßt, aber da sie allerlei schöne Dinge sieht, die wir nicht kennen und da sie sehr gelehrt wird, so wird sie, wenn sie uns auch noch liebt, kein Interesse mehr an dem finden was uns interessirt und sich wohl bei den Leuten fühlen, die mit ihr von dem sprechen können, was sie weiß und gesehen hat, und die ihr zu antworten verstehen. Wir haben z. B. nur einen Tanz hier, sie kennt aber alle Tänze, die man in Paris tanzt, wird also nicht gern mehr mit uns so einfach tanzen; sie weiß alles und wir wissen nichts. Dabei hat sie mir auch aufgetragen Dir zu sagen, Du müßtest wenigstens lesen und schreiben lernen und wenn ich Dir einen guten Rath geben soll, so laß es nicht allein dabei bewenden. Sie sprach von einem vollendeten Herrn und sie erklärte mir, was man unter einem solchen verstehe. Daß er lesen und schreiben kann, ist natürlich, aber ein solcher Mann ist auch gut gekleidet, kann gut tanzen, mit allen Waffen gut

fechten, gut reiten und sagt den Mädchen allerlei schöne Dinge. Ich merkte es mir, um es Dir zu sagen. Du verstehst von allem dem nichts, Du weißt gar nichts.“

„Ich wüßte nichts?“ fiel Onesime ein. „Niemand hier versteht ein Boot so gut zu steuern als ich. Und verstehe ich mich nicht auf Ebbe und Flut?“

„Ja, das weißt Du, aber ich habe Dir gesagt, Pulcheria ist nicht von derselben Art wie wir; Du mußt Dich den jungen Männern der Art Pulcherias ähnlich machen, wenn Du noch willst, daß sie einmal Deine Frau werden soll; da darfst Du ihr keine Schande machen, Du mußt gelehrt werden wie sie. . . Daran denkst Du wohl gar nicht mehr und begnügst Dich Pulcheria zu lieben wie ich sie liebe.“

„Wenn ich Pulcheria nicht zur Frau bekomme, mag ich gar keine Frau.“

„Siehst Du, da werden wir vielleicht recht viel Kummer haben, denn ich wiederhole es Dir, Pulcheria und wir gehören gar nicht einer und derselben Art an.“

„Warum nicht? Ihr Großvater war Viehhändler und arbeitete mit dem unserigen; der Better Eloi nannte ihn Du.“

„Das ist wohl wahr, aber ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Wenn Du Pulcheria einmal gesehen hast, wirst Du verstehen, was ich meine und vielleicht gar nicht wagen sie Du zu nennen. In jedem Falle darfst Du nicht unter ihr stehen, wenn sie Deine Frau werden soll und Du mußt viel lernen.“

„Wie soll ich das können?“

„Sie hat gelernt und habe ich nicht auch lesen und schreiben gelernt? Wir haben da den Schulmeister Epiphane Garendin, der, wie er sagt, alles versteht; wir verdienen so viel, daß wir ihm etwas bezahlen können und dann haben wir ja auch Fische; er wird Dir gern Unterricht geben. Sage ihm, daß Du tanzen, fechten, reiten, Musik machen, lesen und schreiben lernen willst. Nimm morgen ein Paar schöne Fische und trage ihm Deine Sache vor. Pulcheria kommt erst nach acht Monaten und sie muß Dich verändert finden wie Du sie ganz verändert findest.“

9.

Der Schulmeister war Soldat gewesen und hatte in seinem Leben schon vielerlei betrieben, um sich durchzubringen; er glaubte deshalb auch alles zu verstehen

und als Dnesime ihm seinen Antrag machte, ging er bereitwillig darauf ein, dem jungen Fischer alle seine Kenntnisse beizubringen und Dnesime machte im Fischen namentlich, freilich mit dem Stocke, sehr schnelle Fortschritte, während es mit dem Lesen und Schreiben nur sehr langsam vorwärts ging.

Marie hatte unterdeß die Anstalt von St. Denis nach der Prüfung verlassen, bei welcher Pulcheria in die Klasse der ganz Weissen unter die Aufsicht einer ausgezeichneten Frau, Frau v. Giony, versetzt worden war. Die beiden Mädchen blieben in lebhaftem Briefwechsel miteinander.

Pulcheria Malais an Marie v. Fondonis.

„Du wirst nun über unsere Bälle lachen, da Du „in der großen Welt“ bist; der vorgestrige war aber doch sehr glänzend. Er wurde in dem Zeichensaale gehalten und begann um sechs Uhr. Die Frau Oberaufseherin wohnte ihm mit dem großen Bande der Ehrenlegion bei; wir zogen eine Klasse nach der andern, an ihr vorbei. Alle Damen hatten große Toilette gemacht. Uns hatte man schreckliche weiße baumwollene Handschuhe gegeben; ich warf sie aber gleich unter die Bank und zog meine schönsten Glacehandschuhe an. Zwischen den Contretänzen wurden Erfrischungen umhergereicht und um neun Uhr gab es Kuchen, Eis, Punsch und dann tanzten wir weiter bis zwei Uhr.

„Ich habe eben den „Jägerchor“ aus dem Freischütz auf dem Pianoforte gespielt, weil Madame Medard mich schon zwei Mal gefragt, was ich schreibe; ich antwortete, ich schreibe Noten von Weber ab und bat sie dann um eine Priese Tabak, die sie mir mit ihrer gewöhnlichen Grazie reichte. Nachdem so die ehrwürdige schwarze Dame beruhiget ist, kann ich meinen Brief fortsetzen. Ach wie langsam schleichen mir die Tage hin! Wir erwarten ja nicht mehr bloß die Ferien, sondern die Freiheit und welch' schönen Sommer wollen wir in Beuzeval verbringen! Vergiß nicht Deine

„Pulcheria Malais.“

MS. Wer ist denn der junge Mann, welcher bei Deiner Mutter war als Ihr mich besuchtet? Ich wagte kaum ihn anzusehen.“

Marie v. Fondonis an Pulcheria Malais.

„Der junge Mann ist unser Vetter und bemühet sich sehr um mich. Er ist mein Sklav, mein Leibeigener und ich verbiete Dir die Augen zu ihm aufzuschlagen. Niemand kleidet sich so gut als er. Seine Cravate wirft auch nicht das kleinste Fältchen, seine Handschuhe sind immer von der untadeligsten Frische und Niemand wunderte sich, als er kürzlich Abends sagte, er brauche

täglich drei Paare. Er tanzt und wagt zum Entzücken. An seinem Stocke befindet sich ein Knopf, der ein wahres Kunstwerk und ein Juwel ist; er ist nämlich ganz von Gold und mit kleinen Türkisen besetzt. Immer geht er in lackirten Stiefeln. Man reißt sich um ihn in allen Häusern. Ich habe bei einem Feste getanzt, denn Soirées giebt es in der jetzigen Zeit nicht mehr und zwar gerade auch an Euerm Ballabende. Mit ihm tanzte ich vier Mal, aber ich will nicht zu viel von diesem Balle sprechen, da Du Dich bei dem in der Anstalt so gut unterhalten hast. Sage mir nur, welcher Unterschied zwischen den ersten Erfrischungen und dem Eis und Punsch ist? Die ersteren sind leicht roth gefärbtes kaltes, und der Punsch ist leicht gelb gefärbtes warmes Wasser, nicht wahr? Es hat sich also bei diesen Festlichkeiten nichts verändert.

Ich hatte auch Handschuhe, halblange weiße, denn ich ging in bloßen Armen. Ich trug zwei Armbänder; eines war eine dicke Schlange mit einem schönen Smaragd auf dem Kopfe, das andere ein Corallengeflecht. Ich hatte ein weißes Füllkleid an, das, wie man bei Euch unten sagt, sehr ausgeschnitten war. Ich gestehe selbst, daß ich verlegen war und mich schämte als ich mich so sah; als ich aber alle andern Damen betrachtete — es waren über sechzig da — und erkannte, daß ich weit weniger bloß ging als die, welche es unter ihnen am mindesten war, fastete ich wieder Muth. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie gern ich dem in der Anstalt befohlenen glatten Scheitel entsagt habe. Mein Haar war also gelockt, mit einem Kranze reizender blasser Rosen umschlungen und dann hatten wir zu Tänzern wirkliche Herren. Ich zweifle nicht, daß Du der reizendste Herr bei Euerm Balle gewesen bist, aber siehst Du, beim Tanzen ist mir der häßlichste kleine Mann lieber als das schönste Mädchen von der Welt. Man hat mir die schönsten Complimente gemacht, aber fasse Dich nur in Geduld, noch drei Monate und Du verlässest die alten Mauern von St. Denis für immer. Ich werde mich sehr freuen den Sommer in dem Schlosse Deines Vaters zu verbringen, aber wenn Du willst, daß ich offen spreche, so muß ich sagen, daß ich nicht von dem Sommer die meisten Vergnügungen erwarte. Wir haben, denke ich, ländliche Vergnügungen genug in St. Denis gehabt; nach dem Winter sehne ich mich, denn den Winter hoffe ich mit Dir in Paris zuzubringen und in diesem Winter werden wir zu leben anfangen.

Marie v. Fondonis.“

MS. Ich werde Dich mit meiner Mutter nächsten Sonntag besuchen. Wenn der Vetter uns begleitet, so sei hübsch bescheiden wie das erste Mal und achte meine Eroberungen. Das müssen wir einander überhaupt gegenseitig zuschwören. Lebwohl.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. „Drei Theater“ äußert sich der Artiste, „machen jetzt ihre Toilette, die vornehme Signora Oper, die sehr hohe und sehr mächtige Dame Comédie-Française und Maitre Ambigu, genannt der Bluttrinker. Keins von ihnen ist für den Augenblick sichtbar. Die erste sucht durch Juscy und Bank-Billets sich frische und neue Stimmen zu verschaffen; sie wird den 15. September wieder geöffnet werden; die zweite setzt, so gut als es sich thun läßt, den alten etwas vergilbten Frack Molières wieder in Stand; Maitre Ambigu weht seinen gewaltigen Säbel auf einem graufigen, bluttriefenden Roman. — Die schöne Kunst der eleganten Comödie, das ächte feine Lustspiel scheint uns sehr in Gefahr; wir sagen dies weniger in Bezug auf die Frauen, denn so lange es hübsche Frauen gibt, wird es auch gute Schauspielerinnen geben, hierüber kann kein Zweifel herrschen; aber die Schauspieler — woher sollen wir die nehmen? Das Conservatorium verwendet etwas auf die Form, man findet allenfalls einen Helten für das Trauerspiel und zwei oder drei Possenreißer, aber keinen Roué von galantem Humore, keinen kleinen lobhaften Marquis, mit einem Worte, keinen Charakter des Molièreschen Lustspiels; man läßt die Tradition des gestrickten Taschentuchs, der goldenen Tabatière fallen —, die feine Komik ist nicht vertreten.“

Ein neues Journal, welches den seltsamen Titel: „Harem“ führt, erscheint seit Kurzem regelmäßig jede Woche und soll hauptsächlich zur Erleichterung ehelicher Verbindungen dienen. Heirathslustige beiderlei Geschlechts machen um die Wette ihre Wünsche und Anforderungen darin bekannt, wobei es natürlich an Eigenlob nicht fehlt; und man liest bisweilen merkwürdige Dinge, so z. B. enthielt ein Heirathsgesuch unter andern die Worte: „Ich bin ein Mann von angenehmen Aussehen, starkem Bartwuchs u. s. w. und suche eine Lebensgefährtin, die aber weder buckelrig noch häßlich sein darf“; gewiß eine von großer Bescheidenheit zeugende Bedingung. Wie sehr contrastirt damit folgendes Avertissement, das wir einer spätern Nummer entlehnen: „Theuerster W. . . . ich bitte Sie recht sehr, mir baldigst eine junge hübsche Person von etwa zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren und einer Mitgift von 180 bis 220,000 Francs zuzuweisen; ich bedarf ihrer für einen gut gestellten Journalisten, welcher der Opposition angehört und für die Zukunft viel verspricht.“ In der That ein solches Blatt verdient alle Anerkennung, es entspricht dem Zeitgeist und wirft zugleich einiges Licht auf unsere Sitten. Noch müssen wir bemerken, daß jeder Abonnent des „Harem“ das Recht hat, sein Ehegesuch selbst zu redigiren und sich nach Gutdünken darin abzuschildern. So besegnet man in der letzten Nummer einer nicht uninteressanten Blondine von achtzehn Jahren, einer Putzmacherin, die allein in der Welt steht und mit Erröthen besetzt, daß man sie sehr hübsch finde und daß sie um der Verführung, den unaufhörlichen Nachstellungen zu entgehen, einen

Beschützer, versteht sich einen wohlhabenden, suche. Ein wenig weiter hin, auf der nämlichen Seite, meldet eine „Frau von dreißig Jahren, Mutter eines Töchterchens, Wittwe und brünett, auf elegante Kleidung haltend, aber allerdings etwas eigensinnig,“ nachdem sie sich als Heiraths-Candidatin bezeich- net, daß sie in ihrer Wahl etwas schwierig sein werde. Der „Harem“ ist aber nicht bloß ein Journal, sondern auch ein wirklicher Harem, ein authentisches Gynæceum, unter den Schutz und die Leitung der Frau Baronesse von W. . . . gestellt, welche in einem Briefe an den Hauptredacteur sehr zuvorkommend diesem ihr Hôtel zur gefälligen Verfügung anbietet, um das Zusammentreffen seiner Klienten und Klientinnen zu begünstigen.

Gautier behauptete einmal, daß er der einzige Bewohner von Paris sei, — nun die Eisenbahnen können es zu einer solchen Entvölkerung bringen. Die Locomotiven mit ihrer schrillen, pfeifenden Stimme locken und verführen auf eine wahrhaft zauberische Weise. Ihre Einladungen lauten: „kommt mit uns nach Brüssel, wo man spielt; nach Havre, wo man badet; in die Normandie, wo man Aepfelwein trinkt.“ Zu den kleinen Bägern, den Grisetten u. s. w. sagen sie: „auf! folget uns nach Meudon, nach Secaur, nach Colombie oder an den See von Enghien, wo man Masken-Festen giebt; oder nach Brinborion, nach Trianon, nach Baureffon und in den Wald von Saint-Germain, wo man trefflich auf dem grünen Rasen speiß.“ Also sprechen die Eisenbahnen und Locomotiven; wer könnte einer solchen Sprache widerstehen? man erhebt sich von seinem Lager, kleidet sich an und verläßt die Stadt.

Es wird mit Recht behauptet, daß der Luftschiffahrts-Verein für Havre das sei, was der Jockey-Club für Paris ist. Havre hat gegenwärtig seinen Turf — seine Rennbahn — so gut wie die Hauptstadt und als Wettrenner eine Flotille von Fahrzeugen mit oder ohne Deck, Fischer-Bohlen, Gondeln u. s. w. Drei Tage waren den diesjährigen Wettkämpfen gewidmet; indeß kann der erste Tag nur als Vorläufer des Festes, als ein Vorspiel vor dem Hauptstück angesehen werden. Der Brauch will es, daß an diesem Tage eine Art von Revue der kampfbereiten Fahrzeuge stattfinden; Jeder versucht seine Kräfte und sondirt seine Nebenbuhler. Uebrigens sind auch noch nicht alle Wettrenner in Linie und die Zuschauer haben noch nicht Zeit gehabt, sich in Pleno zu versammeln. Der Vorhang rollte also erst mit dem Morgenroth des zweiten Tages auf und jetzt wimmelte der Strand von Schaulustigen, unter welchen manche Notabilitäten aus Paris zu bemerken waren; auch fehlte es nicht an Seemalern, Sportmen à la mode und renommirten Schriftstellern. Mittlerweile hat die Soçieté, le Rodeur, von einem Dampfschiff bugfirt, inmitten der Rhede gekankert; ein Bliz und ein darauf folgender Knall sind das Signal zur Eröffnung der Raumachie. Zu gleicher Zeit hat das Dampfboot Le Vésuve die Fahrzeuge, welche Theil am Kampfe nehmen wollen, jedes an seinen Platz geleitet. Das Wetter ist prächtig, aber ein lebhafter Wellenschlag legt Hindernisse in den flüs-

sigen Lurf, um das Interesse zu steigern und dem Siege einen höhern Werth zu verleihen. Die Wettfahrt beginnt; die erste Partie findet zwischen den Segelschiffen mit einem Deck statt, hierauf folgen die großen Fischerlähne und dann nach einander die Lustgondeln, die Fahrzeuge mit Deck aber ohne Segel und die Wallfischböte. Wir können die einzelnen Phasen und Wendungen des Kampfes nicht schildern; dies würde zu viel Zeit rauben; genüge es daher zu erwähnen, daß die Fahrzeuge Hirondelle, Casimir Delavigne, Horace Vernet, Bernardin de Saint Pierre und Alarm die ersten Preise gewannen, welche ihren Führern von der Königin Christine zugetheilt wurden. Den Schluß dieser Naumachie bildete eine sechste Abtheilung, in welcher die sogenannten Dilettanten oder Liebhaber ihre Brauvoir an den Tag zu legen bemüht waren; nämlich ein Pariser Fahrzeug, die „Atalante“ kämpfte mit acht geborenen Seeleuten, die Seine hatte die Herausforderung des Oceans angenommen; aber der rauhe, wilde Schaulker sollte diese Verwegenheit der Pariser bestrafen: die armen Süßwassermänner wurden nur zu bald sekrank, ihre Augen verschleierten sich, ihre Gesichter erblaßten und ihre Arme sanken kraftlos herab, während ihre abgehärteten Seewassergegner triumphirend und unter dem lauten Gelächter der Zuschauer das Ziel erreichten. —

Herr Cogniard Latour, der sich seit geraumer Zeit damit beschäftigt, aus Kohle Diamanten zu fabriciren und der, als er unlängst kleine glänzende Körperchen erhalten hatte, welche Glas schnitten, der Pariser Akademie der Wissenschaften die glückliche Lösung seiner Aufgabe meldete, hat dieselbe gelehrte Körperschaft in diesen Tagen benachrichtigt, daß er sich getäuscht habe.

(Ein braver Chemann.) Ich ging, erzählt der bekannte französische Novellist Jules Sandeau, im vorigen Frühjahr früh allein in Vannes auf einem schmalen Fußwege zwischen blühenden Hecken hin und traf da nach einigen Schritten einen Mann, welcher die Hecken mit dem größten Eifer beschnitt und jeden Zweig entfernte, der einigermaßen hervorragte. Es lag dabei in dem Wesen des Mannes etwas Feierliches und Ernstes, das meine Aufmerksamkeit erregen mußte. Jeder Zweig, der unter seinem Messer fiel, schien seinem Herzen eine Erleichterung zu bringen und ein Lächeln der Zufriedenheit schwebte um seine Lippen. Ich beobachtete den Mann lange und wollte ihn fragen als ich in der Ferne Gefang hörte und dann einen Leichenzug herankommen sah. Es zeigte sich da eine unverkennbare Angst auf dem Gesichte des Mannes und er musterte flüchtig noch einmal die Hecken, als wollte er sich überzeugen, daß er seine Arbeit auch gut gemacht. Vier Bauern trugen eine Bahre. Ein Priester ging voraus und sprach das Gebet für die Todten; einige Frauen und Kinder aus dem Dorfe folgten. Je näher der Zug kam, um so größer schien die Besorgniß des Mannes zu werden und er rief den Trägern zu: „sachte, sachte! Nehmt Euch in Acht, geht nicht aus der Mitte des Weges!“ Und der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Dies dauerte bis an das Thor des Friedho-

ses. Nie ist die Wiege eines Fürstensohnes mit ängstlicherer Sorgsamkeit gehütet worden als dieser Sarg. Ich ging meines Weges weiter. Abends als ich wieder durch das Dorf ging, sah ich meinen Mann ruhig an der Thür eines Hauses sitzen und sein Gesicht drückte die behaglichste Befriedigung aus. Ich gedachte an den Vorfall am Morgen und fragte: „Sie arbeiteten heute früh sehr fleißig, aber sagen Sie mir, seit wann beschneidet man die Hecken im Mai?“

„Das thut man auch nicht,“ antwortete der Bauer.

„Sie thaten es aber doch heute früh.“

„Das war etwas anderes.“ Dann setzte er hinzu: „meine Frau sollte begraben werden.“

„Ich weiß da noch immer nicht, warum Sie die Hecken beschnitten.“

„Warum? Das ist ganz einfach. Ich will es Ihnen sagen. Sehen Sie, meine Frau starb vorgestern zum zweiten Male.“

„Zum zweiten Male.“

„Ja. Als sie vor zwei Jahren zum ersten Male gestorben war und man sie auf den Gottesacker trug, stieß man mit dem Sarge an einen Zweig an der Hecke, die Sie gesehen haben. Der Deckel wurde abgerissen und die Erschütterung erweckte meine Frau, die nur in Ohnmacht lag. Vorgestern nun starb meine Frau zum zweiten Male und deshalb beschnitt ich heute früh die Hecken.“

Generalcorrespondenz.

Ein Paar Engländer haben es gewagt, eine elende Speculation auf das gräßliche Schicksal der Familie Prastin bauen zu wollen, indem sie Mlle. Deluzy eine bedeutende Summe boten, wenn sie mit ihnen nach England gehe. Sie gedachten das Mädchen wahrscheinlich dem neugierigen Publikum zu zeigen und daß solche unwürdige Speculationen oftmals gelingen, beweiset der Umstand, daß ein Engländer nach dem Attentate Fieschi's eine Höllemaschine, welche getreu nach der von jenem Mörder gebrauchten gemacht war, für Geld sehen ließ und in einigen Monaten damit eine Summe von ziemlich hunderttausend Thalern erwarb. — In anderer Weise hat in England ein Vorfall allgemeinen Unwillen erregt, ein Prozeß gegen einen Mann nämlich, der seine Frau nach einer einjährigen Ehe verlor und sich bald darauf mit der Mutter seiner verstorbenen Frau verheirathete. Der Prozeß schwebt noch, aber es sind aus beiden Ehen Kinder vorhanden, aus jeder nämlich ein Mädchen. Die Verwandtschaft dieser Kinder ist merkwürdig genug. Die Großmutter des ersten Mädchens ist nämlich die Mutter seiner Schwester und folglich ist das zweite Kind die Tante seiner ältern Schwester. — Obwohl die Civilisation in der Türkei schnelle Fortschritte macht, so kommen doch hier und da noch immer acht türkische

Vorfälle vor, wie der nachstehende, den die Zeitungen erzählten: Ein junger Mann, der Sohn eines reichen Armeniers in einem Dorfe am Bosphorus, liebte im Stillen die Tochter eines türkischen Vornehmen, der ein Landhaus in der Nähe hatte. Die jungen Leute kamen oftmals zusammen, wenn sie sicher waren, daß der alte Türke sie nicht sehe. Endlich war das Mädchen unvorsichtig genug den Geliebten mit in ihr Haus zu nehmen. Hier wurde er ohne Zweifel von ihrem Vater oder von dessen Leuten gesehen, denn der junge Armenier kam nicht wieder zurück. Seine Freunde wurden ängstlich und als sie erfuhren, daß er in das Haus des Türken gegangen sei, fragten sie dort nach ihm und sie erhielten zur Antwort: der junge Mann sei allerdings da, aber so unwohl, daß er das Haus nicht verlassen könne. Am andern Tage fragten sie wieder und nun antwortete der Türke, der Geliebte seiner Tochter sei gestorben. Der Vater des Jünglings verlangte den Leichnam seines Sohnes, der ihm aber verweigert wurde, weil der junge Mann, wie man sagte, vor seinem Tode den mahomedanischen Glauben angenommen und der Vater also kein Recht habe ihn zu verlangen. Da indeß der Jüngling früher in Odeffa gewesen war und unter russischem Schutze gestanden hatte, so wendete man sich an den russischen Gesandten, damit er seinen Einfluß anwende. Der Diplomat richtete eine Note an die Pforte und in Folge davon wurde der Unglückliche wieder ausgegraben. Bei der Untersuchung des Leichnams stellte es sich heraus, daß der junge Mann vergiftet worden war. —

In England und Nordamerica hat man bekanntlich bereits das Land nach verschiedenen Richtungen hin mit magnetischen Telegraphen-Drähten durchzogen und auch in Deutschland findet diese neue wunderbare Erfindung mehr und mehr Verbreitung. Aber man hat auch bereits die Bemerkung gemacht, daß diese Drähte die größte Einwirkung auf die Electricität haben. Der berühmte Prof. Olmstead erklärt, daß wenn ein Gewitter herankomme und besonders wenn es über den Drähten stehe, der Blitz von denselben angezogen werde, was jeder selbst sehen könne, wenn er eine halbe Stunde in dem Telegraphenbureau bleibe. Die ganze Zeit über, in welcher das Gewitter in der Nähe steht, sind die Drähte mit Electricität gefüllt. Es ist meine feste Ueberzeugung, sagt er, daß wir niemals wieder schwere Gewitter haben und nie vom Einschlagen eines Blitzes hören werden, wenn Telegraphendrähte überall über die Erde gespannt sind. —

Nun macht man gar Del aus Steinen, wie man kürzlich der Academie in Paris angezeigt hat. Dieses Del ist vollkommen hell und durchsichtig, fließt nicht und giebt eine sehr helle starke Flamme. Eine Gesellschaft, welche sich bereits zur Verrichtung dieses Mineralöls gebildet hat, besißt bei Kutun unerschöpfliche Gesteinslager, aus welchen nicht bloß jenes Del, sondern auch andere nughare Dinge z. B. eine Art Fett etc. bereitet werden. —

Der berühmte englische Caricaturezeichner George Cruikshank hat eben unter dem Titel „die Flasche“ eine Reihe Scenen erscheinen lassen, welche sich dem Besten von Hogarth gleichstellen. Es ist eine Geschichte in acht Acten, in welchen die verschiedenen Stadien der Trunksucht ergreifend dargestellt sind. In der ersten Scene, wie wir die erste Platte nennen, wird die Flasche zum ersten Male hervorgeholt und der Mann fordert seine Frau auf, nur einmal einen Tropfen zu versuchen. In der zweiten Scene (2. Platte) ist der Mann aus der Arbeit entlassen und schickt eben Kleidungsstücke ins Pfandhaus, um sich die Flasche wieder füllen zu können. In der dritten Scene trösten sich Mann und Frau durch die Flasche, während der Executor eben den größten Theil ihrer Habseligkeiten fortschafft. Auf der vierten Platte bettelt der Mann, der keine Arbeit mehr findet, mit seiner Frau und seinen Kindern auf der Straße, um auf diese Weise die Flasche neu füllen zu können. Auf der fünften Platte trösten sich Mann und Weib mit der Flasche, während ihr jüngstes Kind verhungert und erfriert. Auf der sechsten Platte erfahren wir, daß fürchterliche Bänkereien und rohe Gewaltthatigkeiten die natürlichen Folgen der zu häufigen Benutzung der Flasche sind. Auf der siebenten Platte erschlägt der Mann in der Wuth der Trunkenheit sein Weib mit dem Werkzeuge ihres ganzen Unglücks und auf der letzten Platte sehen wir, daß die Flasche ihr Werk vollbracht hat: sie hat dem Kinde und der Mutter den Tod gegeben, den Sohn und die Tochter zum Vaster geführt und den Vater als Wahnsinnigen in das Irrenhaus gebracht. Möchten diese Blätter von gräßlicher Naturwahrheit in jedem Schnapsladen auch in Deutschland aufgehangen, möchten sie zur Lehre und Warnung in jeder Schule vorgelegt und erklärt werden! —

Es ist bekannt, daß Jenny Lind früher mit dem Director eines Londoner Theaters eine Art Contract abgeschlossen hatte, später von demselben zurücktrat, mit dem Director des Theaters der Königin sich einigte und auf dessen Bühne eine Reihe von Vorstellungen gab. Bunn, so heißt der erstere, drohete sie zu verklagen und Schadenersatz zu verlangen. Dies haben die Zeitungen zum Ueberdruß erzählt. Jetzt nun, als Jenny Lind England, wo sie so glänzende Triumphe gefeiert hat, verlassen wollte, führte Bunn seine Drohung aus und wollte die Sängerin durch das Gericht hindern lassen aus England zu gehen bevor sie ihm gerecht geworden. Er verlangte mehrere tausend Pf. St. Schadenersatz, die Richter aber waren sehr galant gegen die Sängerin und verurtheilten sie nur zu — zwei Thaler n Strafe für ihren Contractbruch. — Als letzte Huldigung, die man ihr in England dargebracht hat, ist zu erwähnen, daß man eine neue Art Kartoffeln Jenny-Lind-Kartoffeln nannte, „wegen der blauen Augen, die sie haben,“ wie zur Erläuterung gesagt wird. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 40.

1847.

Preis für ca. 104 hohe Quartbeugen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Kostüren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zhir. Wit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, fene Modenbilder und Porträts interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Gärten moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zhaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.
Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Familie Alain.

Von
Alphons Karr.

(Fortsetzung.)

10.

Es war Nacht. Tranquill Alain und Onesime kamen, vom Winde und der Flut begünstigt, nach einer glücklichen Fahrt nach Dive zurück. Wagehals nahm die Fische aus und rauchte aus seiner kleinen Pfeife, während Onesime mit der einen Hand das Steuer, mit der andern das Segeltau hielt.

„Welche Zeit mag es sein, Vater?“ fragte er plötzlich. „Der Tag kann doch nicht schon anbrechen?“

Tranquill sah empor und bemerkte das, was die Verwunderung seines Sohnes erregte. Es zeigte sich ein großer heller Schein über Beuzeval.

„Das ist Feuer,“ sagte er und wirklich erkannten sie in diesem Augenblicke dicken Rauch und Flammungen, die nach dem Himmel hinausfleckten. „Das ist Feuer!“ wiederholte Tranquill Alain. „Brennt es im Schlosse? Es giebt so viel Rauch, daß ich mich nicht genau zurecht finden kann.“

Sie schwiegen einen Augenblick und Onesime bot alles auf, das Boot schneller vorwärts zu bringen. „Man läutet Sturm in der Kirche zu Beuzeval,“

sagte der Alte. „Ach, da kommt ein Windstoß, der uns helfen wird.“

Zehn Minuten später fuhrn sie in die Dive hinein und zogen ihr Boot auf den Strand. Schon waren einige Personen aus den Häusern herausgekommen.

„Es brennt in Beuzeval,“ sagte Onesime zu den Leuten.

„Im Schlosse?“

„Nein,“ fiel ein Fischer ein; „die Mühle Alains brennt.“

Die Fischer, Vater und Sohn, eilten nach diesen Worten sogleich fort, um ihrem Vetter zu helfen und sie kamen auch bald an der Mühle an. Es waren bereits etwa dreißig Personen da, aber ob es gleich an Wasser nicht fehlte, war doch bei der Verwirrung und bei der Heftigkeit des Feuers wenig zu retten.

„Wo ist der Vetter?“ fragte Tranquill.

„Er ist, er ist verloren,“ antwortete Einer der Anwesenden.

„Ist er in der Mühle?“

„Ja. Hört Ihr ihn schreien und um Hilfe rufen?“

Man vernahm in diesem Augenblicke wirklich eine Stimme, die in Todesangst um Hilfe rief.

„Warum rettet er sich nicht selbst? Das Feuer ist noch unten und dort oben, wo er schreit, brennt es noch nicht.“

„Die Treppe brennt.“

„Er könnte ja aus dem Fenster heruntersteigen, aber er zeigt sich nicht einmal da.“

„Man hat ihn da gesehen, dann verschwand er plötzlich und seitdem hört man ihn nur noch schreien. Er muß sich verletzt haben oder das Feuer hat innen weiter um sich gegriffen als man von außen sieht.“

Dnesime hatte unterdeß mehrmals auf der brennenden Treppe durchdringen wollen, war aber jedesmal durch den Rauch zurückgetrieben worden. Dann brach die Treppe zusammen. Die Stimme des Müllers rief mit dem Ausdrücke der höchsten Verzweiflung um Hilfe. „Leitern! Leitern!“ rief Dnesime. Man band schnell zwei zusammen, aber sie reichten noch immer nicht ganz bis an das Fenster. Gleichwohl band sich Dnesime einen langen Strick um den Leib, hielt sich oben am Ende der Leiter mit Händen und Beinen fest, erreichte so das Fenster, hob sich mit der ungeheuersten Anstrengung hinauf und verschwand in dem Gemache. Der Müller schrie nicht mehr. Einige Augenblicke wartete man in der schrecklichsten Angst. Hatte er zu rufen aufgehört, weil er die Hilfe gesehen oder war er in die Flammen gestürzt? Und welches Schicksal hatte in diesem Falle Dnesime gehabt? So vergingen einige Minuten. Da entstand ein fürchterliches Geprassel und man glaubte, das ganze Haus stürze ein. Dnesime erschien an dem Fenster bleich aber mit blihenden Augen; er hielt den Müller in seinen Armen und hatte ihn an den Strick gebunden, aus dem er eine Art Sessel gemacht.

„Jemand hinunter an die Leiter!“ rief er. Tranquill wollte Niemandem gestatten seinem Sohne vor ihm zu Hilfe zu kommen. Dnesime ließ den Müller vorsichtig bis auf die Leiter herabgleiten, wo ihn sein Vater empfing. „Seht Euch vor,“ rief er noch; „er hat ein Bein gebrochen.“ Tranquill reichte den Müller einem andern Manne zu und dieser einem dritten. Aber da brach die Leiter unter der zu schweren Last zusammen und die beiden, die noch darauf gestanden hatten, fielen herunter ohne sich bedeutenden Schaden zu thun. Aber was soll aus Dnesime werden? fragte Tranquill. Dnesime befestigte, als er den letzten Unfall sah, sogleich den Strick fest oben am Fenster und ließ sich so herunter. Es war ihm nichts geschehen, als daß er sich das Haar und die Kleider verbrannt hatte. Erst als man den Müller in ein Gebäude in der Nähe gebracht hatte, ging man wieder an die Arbeit, das Feuer zu löschen, das unterdeß bedeutend um sich gegriffen hatte und nach einigen Stunden gelang es,

desselben Herr zu werden, doch hatte es bereits einen großen Theil der Mühle zerstört.

Der Müller äußerte große Dankbarkeit gegen Dnesime und sagte sogar: „ich bin nicht verheirathet, ich habe keine Kinder und er hat mir das Leben gerettet. Mehr sage ich nicht.“ Daraus schloß man denn, er gedenke Dnesime zu seinem Erben einzusetzen und er hielt sich nach einer solchen Andeutung auch um so mehr berechtigt, Fische und Dienstleistungen aller Art zu verlangen.

Nach längerer Zeit trat endlich auch das lange erwartete wichtige Ereigniß ein: die Familie Fondonis kam mit Pulcheria und Marie im Schlosse Beuzeval an, das alles aufgeboten hatte, sie würdig zu empfangen und kaum wieder zu erkennen war. Am andern Morgen stand Pulcheria zeitig auf, um zu sehen, ob ihre Verwandten keinen Hauptfehler in der Ausschmückung und Einrichtung des Schlosses begangen hätten. Im Ganzen war sie zufrieden. Ziemlich verlegen aber war sie wegen ihrer Freunde in Dive. Sie mußten von ihrer Ankunft gehört haben und sie selbst konnte nicht umhin, ihnen bald einen Besuch zu machen. Sie liebte die Leute wirklich noch aufrichtig, wußte aber nicht, ob Marie und die Familie Fondonis eine solche Vertraulichkeit mit einer gewöhnlichen Fischerfamilie gern sehen würden. Eines Morgens nahm sie sich deshalb vor im Geheimen fortzugehen und den Besuch zu machen. Zwar hatte sie in den Gesprächen Marien einigermaßen vorbereitet, aber doch nicht gesagt, daß sie bis zu ihrem elften Jahre für ein Kind Pelagies und Tranquills gegolten und nur zufällig nicht auch eine Spizenklopplerin sei wie Berenice. Eben als sie aus dem Garten hinausgehen wollte, begegnete sie zu ihrem großen Verdrusse Marien, die schon längst auf und in den Gängen umhergewandelt war. „Nun,“ redete sie Pulcheria an, „wohin so früh? Wartet ein Ritter mit gefatteltem Zelter, um Dich der Tyrannei eines hartherzigen Vormundes zu entziehen? Warum schleichst Du so vorsichtig hinweg?“

Pulcheria entschloß sich nach einigem Zögern zu dem Geständnisse, daß sie ihre Amme besuchen wolle; die Leute wären Goldherzen, sagte sie, aber freilich Fischer ohne alle Bildung, mit Ausnahme der kleinen Berenice, die ziemlich gut schreiben und deshalb in der Familie für unbändig gelehrt gelte. Sie habe gemeint, die familiäre Zärtlichkeit, der sie entgegengehe, werde keinen Reiz für Marien haben und deshalb ihr nicht den Vorschlag gemacht sie zu begleiten. Marie erwiederte aber, sie reise um Beobachtungen anzustellen

und sich zu belehren, sie wüßte die Sitten der Leute hier zu Lande kennen zu lernen und je abweichender sie von dem wären, was sie gewöhnlich sehe, um so interessanter würde es für sie sein. Sie verlange deshalb, die Freundin bei dem Besuche begleiten zu dürfen.

Pulcheria wollte nun den Besuch verschieben, aber Marie bestand darauf; die beiden Mädchen nahmen also ihre Hüte und machten sich auf den Weg. In dem Hause Tranquills sprach man eben von ihnen als sie an der Thüre anklopften. Wagehals und dessen Sohn waren von dem Fischfange zurückgekommen und saßen am Tische vor einer tüchtigen Schüssel mit Suppe. Sie hatten den Arbeitsanzug noch gar nicht abgelegt. Ein lauter Freudentruf erfüllte das Haus als die Mädchen erschienen. Pulcheria vergaß Marien und sank in die Arme Pelagies und Berenices, dann ging sie zu Tranquill, der sie auf beide Backen küßte. Dnesime wollte das auch thun, aber er bemerkte Marien und übrigens war Pulcheria, die er nicht wieder-gesehen, seit sie Dive verlassen hatte, so ganz verändert, daß er allen Muth verlor und einen linksischen Krampf machte.

„Nun?“ fiel Wagehals ein; „Du wagst es nicht Pulcheria einen Kuß zu geben? So küsse Du Deinen Bruder, Pulcheria.“

Das Mädchen wagte es nicht gegen die Aufforderung Tranquills zu handeln und sie hielt ihre Wange Dnesime freundlich hin, der sie mit den Lippen kaum berührte.

Da dachte Pulcheria auch an Marien und sagte zu Pelagie: „meine Freundin, Fräulein von Fondonois.“

„Ist es Marie?“ fiel Berenice ein; „so sind wir auch Freundinnen und ich kann Dich auch küssen.“ Marie erschrak ein wenig über diese Anrede mit Du und über den Kuß und blieb steif dastehen. Dann erzählte Pulcheria, daß sie sich aus dem Schlosse fortgeschlichen hätten, um ihre Lieben früher besuchen zu können, daß sie aber sogleich zurückkehren müßten, um nicht vermist zu werden; sie würde, setzte sie hinzu, bald wieder kommen und Dnesime ersuchen, sie bisweilen auf dem Meere umherzufahren.

Dann gingen sie wieder. Die Bewohner des Häuschens vermieden es, ihre Gefühle auszusprechen und jedes ging an seine Arbeit.

11.

Ernst von Fondonois, der Vetter Mariens, nahm sich unterdeß vor seine Verwandten in Beuzeval zu überraschen und machte sich mit einem Freunde, von Morville, dahin auf den Weg. Dive und Beuzeval

waren einigermaßen Seebadeorte geworden und der Schulmeister, zu dem sich seine Frau wieder gefunden hatte und der Müller Alain wetteiferten, die Badegäste in ihre Anstalten zu locken. Die Frau des Schulmeisters und die Magd des Müllers, welche die Gäste bedienten, waren die erbittertesten Feinde geworden. Die Malais badeten beim Schulmeister, weil der alte Malais sich vor den spitzigen Reden des Müllers fürchtete, unsere beiden jungen Herren nahmen ihre Wohnung bei dem Müller. Ernst erkundigte sich bei der Badefrau Desfrée bald nach der Familie Malais. „Dachsenhändler sind sie,“ antwortete das Weib, das alles haßte, was mit dem Schulmeister verkehrte.

„Sie haben ja aber ein Schloß und heißen Malais von Beuzeval.“

„Die Malais sind seit zweihundert Jahren von Vater und Sohn Viehhändler gewesen. Die Sonne scheint für Jedermann und für die jetzigen Malais sehr stark. Ja die haben Geld und ein Schloß; sie spielen die Vornehmen und lassen sich von Beuzeval nennen. Ich nenne mich auch Desfrée von Beuzeval, weil es eine Desfrée in Dive giebt, deren Liebhaber vor vier Jahren auf dem Wallfischfange ertrunken ist; aber Viehhändler sind und bleiben sie doch. Sie baden beim Schulmeister!“

Die beiden Freunde lächelten. Die letzten Worte erklärten ihnen einigermaßen die Gehässigkeit, mit welcher die Frau sprach. — „Sie haben wohl Freunde jetzt bei sich?“ fuhr Ernst fort.

„Ja, einen alten Mann und seine Frau, wenn sie getraut sind, denn ihren Trauschein habe ich nicht gesehen und auf ihrer Hochzeit bin ich auch nicht gewesen. Wahrscheinlich sind's auch Viehhändler.“

„Ist nicht auch ein junges Mädchen da?“

„Ja, sie ist aber nicht eben hübsch. Bei dem Schulmeister badet nichts Ordentliches. Man sieht's auch an der Nichte der Malais. Die lief erst mit den Kindern Alains hier am Strande umher, barfuß, von der Sonne verbrannt; aber seit sie in Paris gewesen spielt sie die Herzogin. Sie bleibt aber doch die Nichte eines Viehhändlers.“

An demselben Tage sagte Herr von Fondonois zu seiner Frau und Tochter: „ich verstehere, daß ich Ernst gesehen habe. Er ist hier, mit dem Grafen Urban von Morville.“

„Weißt Du es gewiß?“ fragte die Frau.

Man fragte die Frau Schulmeisterin, ob neue Fremde angekommen wären.

„Ja, zwei junge Leute bei dem Müller. Ich

will von Niemandem etwas Böses sagen, aber sie haben Mühen auf, wie sie kein ordentlicher Mensch trägt und sehen ganz aus wie liederliche Abenteurer.“

Einige Tage darauf begegnete man einander. Die Fondonis wollten ihrem Neffen aber nicht zu weit entgegenkommen, weil er sich noch nicht erklärt hatte. Doch sagte Ernst, da ihm Seebäder verordnet worden wären, habe er einen Ort gewählt, wo er sie zu sehen habe erwarten können. Er stellte seinen Freund vor. Herr von Beuzeval war die Freundlichkeit selbst, denn es gab ja nun zwei Personen mehr, welche die Herrlichkeiten im Schlosse bewundern konnten. Er lud deshalb Ernst und dessen Freund gleich für den nächsten Tag zu Tische und sagte dabei: „ich lade Sie zum ersten Diner ein; später werden Sie kommen, wann es Ihnen gefällig ist. Sie werden immer ein Couvert finden.“ —

Dnesime wartete mit Ungeduld auf den Sonntag, weil er sich nach dem Rathe Berenices und des Schulmeisters einen städtischen Anzug machen lassen. Nichts fehlte; er trug einen langen blauen Rock, der bis fast auf die Erde reichte, einen runden Hut mit langen Haaren, den er nie abnahm und grüne Handschuhe. In dem Knopfloche glänzte die Medaille, welche er für die Rettung des Müllers erhalten hatte und in der Hand trug er den Regenschirm, der bei den Seeleuten das Zeichen des höchsten Luxus ist. Er ging mit seiner Familie in die Kirche, in welcher sich auch die Familie Malais mit ihren Gästen befand. Beim Ausgange aus der Kirche sprach er Pulcheria an und sie bat ihn sie mit ihrer Freundin spazieren zu fahren. Er ging darauf am Strande auf und ab und wartete lange. Nach dem Wunsche Ernsts war ein schönes Zelt aufgeschlagen worden.

„Was ist das für ein Zelt?“ fragte Dnesime die Frau Schulmeisterin.

„Badegäste des Müllers haben es heute aufgeschlagen lassen. Es sollen Comödianten sein.“

Dnesime, dessen Anzug die Aufmerksamkeit der beiden jungen Herren erregt hatte, trat näher und die muthwilligen Pariser neckten ihn, ohne daß er es merkte. Als die Familie vom Schlosse erschien, trat er, ohne eingeladen zu sein, mit in das Zelt hinein und nach einiger Zeit kam man überein, in Dnesimes Boote eine Spaziersfahrt zu machen.

Ernst wollte nach der Fahrt Dnesime Geld geben, aber er sagte: „ich danke. Das Boot gehört so gut Pulcheria als mir. Wenn Sie mit Ihrem Freunde

allein gewesen, wäre es etwas anderes, aber die Gesellschaft Pulcherias ist mir nichts schuldig.“

Der Graf bot Pulcheria den Arm, Ernst hatte den Mariens kaum losgelassen, selbst nicht im Boote. Unterwegs sagte der Graf: „Sie haben viel Geduld, Fräulein, da sie jenem Burschen erlauben, Sie Du zu nennen.“

„Ich würde es auch lieber sehen, wenn er mich nicht Du nennte,“ antwortete das Mädchen, „aber er ist ein so edeles und vortreffliches Herz, daß ich mich nicht entschließen kann ihm weh zu thun.“

„Glauben Sie nicht, Fräulein, daß einmal Jemand das Glück haben wird, mit Recht diese Vertraulichkeiten unpassend zu finden?“

Pulcheria erröthete und antwortete nicht, am andern Tage besuchte sie mit Marien Pelagie, nahm da Berenice bei Seite und sagte: „ich habe Dnesime noch immer recht lieb und vergesse nie, daß wir unsere Kindheit miteinander verbracht und uns geliebt haben; aber der Anstand ist doch zu wahren. Wir sind keine Kinder mehr und . . . sage Du, Dnesime möge mich nicht mehr Du nennen; bei Dir ist es etwas anderes, Du bist ein Mädchen.“

Auf dem Rückwege nach dem Schlosse setzten sich die beiden Mädchen am Flusse nieder und Pulcheria pflückte sinnend Vergißmeinnicht.

„Der Graf ist in Dich verliebt,“ begann Marie, um auf einem Umwege zu der Mittheilung zu gelangen, die sie der Freundin machen wollte.

„Du bist nicht klug.“

„Ernst meint es auch . . . Würde er Dir gefallen?“

„Sprich lieber von Deiner Angelegenheit,“ antwortete Pulcheria, die viel eifriger pflückte.

„Nun, es ist nicht unmöglich, daß Ernst eben in diesem Augenblicke meinen Vater um meine Hand bittet, die ihm bereitwillig gegeben werden wird.“

„Und Du bist glücklich, nicht wahr?“

„Ja, ich liebe Ernst, wenn auch unsere Liebe nicht so gewesen ist wie ich sie gewünscht hätte. Meine Aeltern erwarteten und wünschten diese Heirath; sie erleichterten es uns immer allein mit einander zu sein, wir hatten auch nicht das geringste Hinderniß zu besiegen; ich werde Ernst heirathen, ohne ein einziges Liebesbriefchen von ihm erhalten zu haben . . . Aber hat Dir der Graf noch nichts gesagt?“

„Nichts als gewöhnliche Artigkeiten.“

„Dein Roman wird weit interessanter sein als der meinige. . . Aber sieh da, wir scheinen nicht die

ersten zu sein, die unter diesem Baume von Liebe gesprochen; da sind Buchstaben in die Rinde geschnitten. Aber wie mögen die Namen heißen? P. D. B.“

„Das sind die Anfangsbuchstaben von drei Namen,“ sagte Pulcheria lächelnd, die den Baum erkannte: „Pulcheria, Onesime und Berenice. Sie wurden eingeschnitten, ehe ich nach St. Denis ging. . . Jetzt werde sie sie entfernen, da ihre Zusammenstellung nicht mehr paßt.“ Und sie nahm eine kleine Scheere und kratzte mit Anstrengung die drei Buchstaben ab.

In demselben Augenblicke sprachen Ernst und der Graf von den beiden Mädchen.

„Du bist in Fräulein Malais verliebt?“ sagte der Erstere.

„Ja, ich finde sie allerliebste. Ihre Verwandten sind zwar ziemlich lächerliche Leute, aber doch nur Onkel und Tante, der Vater war Offizier. Onkel und Tante sehen wir höchstens eine kurze Zeit im Sommer.“

„Ihre Nichte ist ihre Erbin.“

„Das ist das einzige, was mich mit ihnen ausföhnt.“

„Du bist also in die Mitgift verliebt?“

„Nicht allein, das Mädchen hat auch Reize. Mein Vermögen ist sehr verschuldet und ich würde die Venus nicht heirathen können, wenn sie mir nichts zubrächte. Ich brauche nur noch die Einwilligung meines Vaters, dem ich es nicht sagen werde, daß der Großvater Ochsenhändler war.“

Der Graf fand häufig Gelegenheiten mit Pulcheria zu sprechen und es währte nicht lange, so machte er ihr in hochtrabenden Worten eine vollständige Liebeserklärung, die sie bereitwillig anhörte und annahm. Es wurde auch bald darauf ruckbar, daß die Verbindung zwischen dem Grafen und Pulcheria eine ausgemachte Sache sei und die nächste Folge davon war, daß Onesime einst in der Nacht verschwand, ohne daß man wußte, wohin er sich gewendet. Einige meinten, er habe sich das Leben genommen, aber seine Aeltern glaubten das nicht; dazu, sagten sie, sei er zu religiös. Einige Zeit darauf erhielten sie von ihm eine kleine Summe Geldes und sie vermutheten, daß er mit einem Schiffe auf den Wallfischfang gefahren sei. Herr und Frau von Fondonis reiseten mit ihrer Tochter ab, deren Vermählung im Winter gefeiert werden sollte und die Malais nahmen sich vor, einen Theil des Winters in Paris zuzubringen, wohin sie sich im November begaben.

12.

Im Mai kamen sie mit den Fondonis zurück. Marie hatte ihren Namen nicht verändert, sie hieß nur „Madame.“ Dorothee Malais war sehr traurig. Der Graf von Morville hatte seinem ältern Bruder die Sorge übertragen, seine Heirathsangelegenheiten zu ordnen und dieser war schonungslos verfahren, um der Viehhändlerfamilie den Werth einer Verbindung mit der seinigen recht eindringlich zu machen. Der Heirathscontract plünderte die Malais völlig aus; man ließ ihnen nur das Schloß und eine kleine Rente. Dorothee, die sich dadurch für sehr verletzt hielt, drang oftmals in ihren Mann alles wieder abzubrechen, dieser aber war auf die Verbindung so stolz, daß er tapfer aushielt und der Contract wirklich unterzeichnet wurde, ehe man Paris verließ.

Ernst von Fondonis wohnte natürlich mit seiner jungen Frau im Schlosse, der Graf aber hatte seine Wohnung wieder bei dem Müller genommen. Er hatte erfahren, daß Eloi Geldgeschäfte mache und er brauchte ihn. Die Familie des Grafen, die wirklich nicht reich war, hatte schon mehrmals sehr bedeutende Spielschulden für ihn bezahlt und konnte und wollte ihm ihre Kasse nicht mehr öffnen. Nur das Geld zu den nöthigen Ausgaben bei seiner Verheirathung, zu dem Brautgeschenke ic. hatte sie ihm geliehen. Leider aber hatte der Graf in einer lustigen Nacht vor seiner Abreise nach Beuzeval diese ganze Summe und mehr im Spiele verloren. In Paris Geld aufzutreiben war keine leichte Aufgabe und er dachte an den Müller, der das Vermögen der Malais kannte und ihm gewiß auf die Mitgift seiner Braut etwas vorschob. Er zeigte ihm eine Abschrift des Contractes und Eloi freute sich so sehr, die Malais so herunter gebracht zu sehen, daß er gern die nöthige Summe vorschob, wenn er sich auch ungeheure Zinsen ausmachte.

Der Graf überhäufte nun seine Braut mit den kostbarsten Geschenken und der Tag der Trauung wurde festgesetzt. Auch Belagie und Berenice wurden zum Feste eingeladen, selbst den Müller Eloi Alain konnte man nicht wohl übergehen, obgleich Madame Dorothee Malais sich gewaltig sträubte, ihn noch einmal in ihr Haus aufzunehmen.

Bei dem Festmahle sprach man zuerst vom Wetter, denn es stürmte gewaltig draußen. „Ein solcher Sturm könnte Ochsen die Hörner herunterreißen, nehmen Sie's nicht übel, Herr Malais,“ sagte der Müller „und Sie wissen, daß ihnen die Hörner fest auf dem

Köpfe sitzen. Erinnern Sie sich noch, daß Sie in Ihrer Jugend einmal von einem weißen Ochsen Ihres Vaters über die Gasse geschleudert wurden? Ihr Vater hatte vier Jahre hintereinander die Ehre den Fastnachtsochsen nach Paris zu liefern und er war stolz darauf. Er war ein tüchtiger Mann."

Man wollte dem Gespräche eine andere Wendung geben, aber der Müller achtete auf Unterbrechungen nicht und wenn er einmal fertig war, fand er immer wieder bald eine Gelegenheit von neuem anzufangen.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Costüm der tibetanischen Damen), geschildert von Dr. Hoffmeister: „Ein runder Filzhut deckt den Kopf (der Frauen); daneben haben sie aber am Hinterkopfe einen großen Busch von rother Wolle befestigt, unter welchem eine Fülle dicker Flechten, jedoch nicht von ihrem eigenen Haare, sondern ebenfalls aus der rothbraunen Wolle geflochten, hervorquellen. Es ist eine Art Perrücke, der ähnlich, welche die Fakire tragen. Auf dem Hute steckt ein Immortellenstrauß. Ein Stück rothes, braunes oder weißes von ihnen selbst gewebtes Wollenzug wird über die linke Schulter und zweimal um den Oberkörper geschlagen und bildet auf dem Rücken über der Taille einen Knoten, von wo es in Falten wie eine Schärpe bis zu den Knöcheln herabfällt. Die rechte Schulter bleibt bloß; eine seltsam geformte messingene Spange befestigt das Zeug an der linken. Das untere Ende wird, mehrfach zusammengelegt, mittelst eines Bandes um die Taille befestigt. Der ganze Anzug ist eben so anständig als elegant; man kann nicht mehr mit so einfachen Mitteln bewirken. Er gleicht fast einer altfranzösischen Schäfertracht.“ Mädchen auf die eben beschriebene Weise gekleidet dienten dem Prinzen Waldemar, zu dessen Gefolge Dr. Hoffmeister bekanntlich gehörte, auf seinen Wanderungen als Träger und begleiteten die Reisenden mehrere Tage hindurch, indem es hier Sitte ist, Mädchen anstatt der Männer als Lastträger zu gebrauchen. — 8 —

(Ein neuer Löwe.) Der viel bewunderte, viel fétirte Bu Maza hat einen Nebenbuhler erhalten, an welchen er leicht das Scepter der Alleinherrschaft als muselmännischer Lion verlieren dürfte. Der persische Gesandte ist nämlich in Marseille angelangt und wird sich von da nach Paris begeben; sein zahlreiches Gefolge besteht zum Theil aus jungen Attachés mit pechschwarzen Bärten, Zähnen so weiß wie Eisenbein und, was die Französinen und namentlich die schöne Welt von Paris besonders für sie einnehmen wird, Gazellen-Augen. Der Gesandte selbst ist noch ein sehr junger Mann und mit einer

ungewöhnlichen asiatischen Schönheit begabt; außerdem schreibt man ihm alle Arten von Verdiensten zu, unter andern soll er sehr viele Diamanten und Cachemire besitzen; daher es denn auch nicht zu verwundern ist, daß eine große Menge Ratten und andere Nagethiere von allen Seiten herbeieilen, um diesem Diener des persischen Sultans ihre Aufwartung zu machen. Die Erinnerung an den letzten persischen Gesandten berechtigt zu den schönsten Träumen nach orientalischer Weise und der Name desselben glänzt in den Annalen der Oper wie der eines Eroberers; seine Freigebigkeit erregte allgemeines Aufsehen, selbst in jener glänzenden Epoche des Kaiserreichs und sein Scheiden wurde natürlich im Verhältniß zu seinen Verdiensten betrauert. Er liebte Frankreich in dem Grade, daß er, als ihn sein Souverain zurückrief und mit einem Posten in der Nähe von Teheran beehrte, kein Bedenken trug, zu erklären, der schönste Platz, worauf je seine Augen geweiht, sei der Vendôme-Platz in Paris. — 8 —

(Neue Compositionen für das Theater.) Eine Composition von Verdi „I Lombardi“ unter dem Titel la Prise de Jerusalem (die Eroberung von Jerusalem) von Meyer und Baer für die französische Bühne arrangirt, wird gegenwärtig von den Mitgliedern der großen Oper in Paris einstudirt, um im nächsten November über die Bühne zu gehen. Auch die Herren Kuber, Halévy und Meyerbeer sind völlig gerüstet, um wieder auf der musikalischen Arena zu erscheinen: Kuber mit einer Dichtung von seinem treuen Achates, Herrn Scribe; der zweite in Gesellschaft seines Bruders und des Herrn von Saint-George. Was endlich Meyerbeer anlangt, so wartet er nur auf das Erscheinen von Fräulein Lind, um seine Africaine vom Stapel zu lassen. Allein die liebenswürdige Sängerin hat ihre Scrupel, sie getraut sich nicht nach Paris zu kommen, aber weshalb? Einige Spötter meinen, sie fürchte keineswegs die große Strenge der Pariser Kunstrichter, sondern vielmehr die Sittenlosigkeit, den überaus schlüpferigen, selbst der geprüften Tugend gefährlichen Boden der französischen Hauptstadt. In London, fügen sie hinzu, habe sich dieselbe vom Lord Mayor ein Zeugniß über ihr Wohlverhalten, ihre unbescholtene Lebensweise und Sittenreinheit ausstellen lassen; wenn sie aber glaube, daß ihr guter Ruf in Paris Schiffbruch erleiden könne, so sei sie sehr in Irrthume, denn die Metropole besitze einen galanten Kedit, der ihr ein ähnliches Attest gewiß nicht versagen werde. — 8 —

(Der Thierbändiger Carter und der Amerikaner.) Bei dem Tode Carters, der vor einiger Zeit in London erfolgte, hörte man auch wieder einmal von dem amerikanischen Sonderlinge, welcher dem Thierbändiger überall nachreisete und jeder Vorstellung desselben mit den Thieren beiwohnte und den Eugen Sue bekanntlich auch in seinem Roman „der ewige Jude“ copirt hat. Es war dieser Amerikaner ein blasirter Millionair, den die Hoffnung Augenzeuge eines schauerlichen Schauspiels zu werden an Carters Fersen band.

Er wettete eines Tages in einem Londoner Club mit zwanzig verschiedenen Personen, daß Carter zuletzt doch noch von seinen Bestien zerrissen werden würde. Die Wetten wurden mit allen Unterschriften in den Registern des Clubs eingetragen und beliefen sich auf sechszigtausend Pfd. St. Aber nicht der Größe der Summe wegen folgte er Carter mit unermüdetem Eifer; das Geld war ihm eine Nebensache, ja er würde die Wette gern bezahlt haben, hätte er sehen können was er erwartete. Er lebte nur in der Hoffnung und Erwartung dieses glücklichen Augenblicks. Zehn Jahre lang folgte er dem Manne mit einer Ausdauer, die durch nichts zu ermüden war. Sein Wagen fuhr stets hinter dem letzten Wagen der Menagerie; er wohnte stets in demselben Gasthause mit Carter und den Thieren. Er versäumte keine Gelegenheit, lauerte auf die geringste Gefahr und war stets der Erste bei den Vorstellungen, wo er seine Augen überdies mit einem gewaltigen Opernglase bewaffnete. Carter kannte ihn genau und wußte auch was ihn in seiner Nähe festgebannt hielt; sobald er öffentlich auftrat, warf er dem Amerikaner einen lächelnden Blick zu. War die Vorstellung vorüber, so steckte der Amerikaner sein Opernglas ein und sagte: „Nun, das nächste Mal.“ In der ganzen langen Zeit hatte der Amerikaner nur einmal einen Schein von Hoffnung, daß er seine Wette gewinnen werde und zwar im vorigen Jahre, als Carters Lieblingslöwe die Zähmheit vergaß und bereits die Zähne zu gebrauchen anfing, aber obgleich der Amerikaner ihn durch Blicke und Geberden nach Kräften zu ermutigen suchte, gelang es Carter doch das Thier wieder zu bändigen. Der Amerikaner hoffte nun stärker als je, als er eines Tages erfuhr, daß Carter gefährlich erkrankt sei. Er eilte sogleich zu den ausgezeichnetsten Aerzten in London, nahm sie mit sich zu dem Thierbändiger und umgab denselben mit der liebevollsten, sorgsamsten Pflege. Aber alles vergebens; Carter unterlag und der Amerikaner schoß sich in Verzweiflung in dem St. James Park eine Kugel durch den Kopf, nicht weil er eine so große Wette, sondern weil er seinen Lebenszweck verloren hatte und der Hoffnung entsagen mußte, den Thierbändiger von den wilden Bestien zerrissen zu sehen.

Generalcorrespondenz.

Der Name „Smith“ ist in England und Amerika noch häufiger als bei uns der Name „Müller“ und eine amerikanische Zeitung erzählt, man habe im März dieses Jahres in Boston eine Versammlung aller „Smiths“ in der Stadt und Umgebung halten wollen, um zu ermitteln, welchem Zweige der großen Familie eine gewisse Erbschaft in England zugefallen sei, man habe aber kein Local gefunden, das groß genug gewesen, alle Smiths aufzunehmen. Dies erinnert an die List, welche in letzter Saison ein Londoner anwendete, um bei einer Vorstellung der Lind im Theater einen Platz zu bekommen. Als

er im Parterre erschien, erkannte er, daß es keine Möglichkeit sei, da noch ein Unterkommen zu finden. Rasch entschlossen rief er also mit lauter Stimme: „bei Smith brennt's!“ und alsbald leerten sich ganze Bänke, denn jeder „Smith“ eilte fort, weil er meinte, bei ihm brenne es und der Spatzvogel konnte sich den besten Platz wählen. —

Sir John Herschel erzählt in einem neuen Werkchen über das Telescop, daß es am Himmel Sterne gebe, die Millionen Millionen von Millionen Meilen von unserer Erde entfernt wären, so daß das Licht, welches bekanntlich in einer Minute einen Raum von zwölf (engl.) Mill. Meilen durchläuft, zwei Millionen Jahre brauchen würde, um aus jener Entfernung zu uns zu gelangen und der Astronom, welcher über das Aussehen oder die Veränderungen eines solchen Sternes berichtete, nicht die Geschichte desselben in der jetzigen Zeit, sondern die erzählte, welche vor zwei Millionen Jahren erfolgt sind. — Was sagen dazu diejenigen, welche der Welt nur ein Alter von einigen Tausend Jahren zuschreiben? —

In Trelles (Belgien) wurde vor einigen Tagen eine seltsame Nachhandlung bekannt. Ein Pferdehändler hatte nämlich zwei seiner Diensteute fortgeschickt und als am Morgen darauf der neue Diener in den Stall trat, bemerkte er, daß acht Pferde die Schweife völlig abgeschnitten und auch die Mähnen bis auf die Haut abrasirt waren. —

In dem Garten des Palais Royal wird noch heutigen Tages vom April bis September jeden Jahres ein Art Schauspielermesse gehalten, zu welcher sich aus ganz Frankreich vagirende Künstler einfinden und merkwürdig ist es mit anzusehen, welche List bei den Engagements aufgeboden wird. Der Director, welcher einen Schauspieler sucht, stellt sich als brauche er Niemanden und nennt laut einige ausgezeichnete Künstler, mit denen er bereits abgeschlossen habe. Der Schauspieler dagegen rühmt sich hoher Gönner, die ihn „hätten spielen sehen“ und sich nun sehr für ihn interessirten. Im Anfange dieser Messe namentlich, wenn die „Künstler“ noch nicht ganz ohne Geld sind, spielen sie die Stolgen, weil sie glauben bessere Engagements zu erhalten, wenn sie sich stellen als brauchten sie keins. Sie werfen das Geld mit vollen Händen weg und oft geschieht es, daß keine Hoffnung mehr da ist, wenn das Geld ausgegangen. Dann stellt sich die bitterste Noth und Armuth ein und um nur im Winter nicht hungern zu müssen, nehmen sie die armseligsten Engagements an. Alle theatralischen Nachrichten laufen in diesem Schauspielerraume im Palais Royal zusammen und die Anekdoten, die hier erzählt werden, würden oftmals Stoff zu den schönsten Stücken geben. Zuerst werden die größeren Truppen gebildet; die zuletzt übrig bleibenden müssen froh sein, wenn sie ein Unterkommen bei den kleinsten Gesellschaften finden. Natürlich finden sich bei dieser Messe auch Schauspielerinnen in großer Anzahl ein und man erkennt sie gewöhnlich auf den ersten Blick an ihrer geschmacklosen Kleidung, in welcher sie alle abgenutzten, verschossenen Hüttern vereinigen. Man sieht junge erste Liebhaberinnen in dem Anzuge „ernster Mütter“ und „ernste Mütter“ mit Blu-

men und Bändern als zählten sie erst sechszehn Jahre. Sie finden sich meist gegen vier Uhr Nachmittags ein und bemühen sich vor allen Dingen, ein Mittagessen zu erlangen; die, welchen diese große Aufgabe nicht gelingt, bleiben mit der Miene sitzen wie Mädchen, welche auf dem Balle keine Tänzer gefunden haben. Die Aristokraten des Schauspielersstandes, die Künstler, welche in Paris glänzende Engagements haben, vermeiden es, mit ihren Kunstgenossen im Palais Royal zusammenzutreffen, um nicht an die Zeit erinnert zu werden, in welcher sie sich ebenfalls auf dieser „Messe“ ausstellen mußten. Von dem Glende derer, welche im September, nach der Messe, kein Unterkommen gefunden haben und selbst ihre Lumpen und Fittler verkaufen müssen, schweigen wir, denn keine Feder vermag es zu schildern. —

Ein englisches Blatt erzählt einen schrecklichen Vorfall aus Glasgow. Drei Knaben, zwei Söhne eines gewissen Wilson und der Sohn eines Bruders desselben, wurden vermißt. Anfangs achtete man nicht weiter darauf, als es aber spät am Abend wurde und die Kinder, von denen der älteste elf Jahre alt war, noch immer nicht zurück kamen, stellte sich die Besorgniß ein, daß ihnen ein Unglück möchte zugestoßen sein und man traf Anstalten sie zu suchen. Unterdeß ging ein Diener in den Stall, um das Pferd zu füttern. Das Futter befand sich in einem großen Kasten, der in drei Fächer geschieden war. Als der Mann den Deckel aufschlug, sah er mit Entsetzen die vermißten drei Knaben, jeden in einem Fache, bewegungslos liegen. Er rief sogleich um Hilfe und die Kinder wurden herausgenommen, aber die beiden ältesten waren bereits und wie es schien seit längerer Zeit todt. An dem jüngsten bemerkte man dagegen noch einige Lebenszeichen und es gelang ihn wirklich wieder zum Bewußtsein zu bringen, so daß er die traurige Geschichte erzählen konnte. Sie waren alle drei in den Futterkasten gestiegen, um Bohnen darin zu suchen und dabei war der Deckel so unglücklich zugefallen, daß er nicht wieder hatte geöffnet werden können. Da, wo der Gerettete sich befunden, hatte der Deckel nicht ganz genau geschlossen, so daß ein wenig Luft hatte eindringen können, die zu seiner Erhaltung beitrug. Sie hatten einander Muth zugesprochen, um in dem schrecklichen Kerker auszuhauern und einer hatte die Klinge eines Federmessers bei dem Versuche zerbrochen, ein Loch in den Kasten zu schneiden. Nachdem sie sich durch Hilferufen, daß Niemand gehört, erschöpft gehabt, hatten sie alle drei andächtig gebetet. Das war das letzte, dessen sich der Ueberlebende erinnerte, da er bald darauf das Bewußtsein verloren. —

Ein Ingenieur in Newcastle, meldet ein Blatt, hat eine kleine Dampfmaschine gebaut, welche sein Kind — wiegt. Der Dampfkessel mißt sechszehn Zoll.

Eine Gesellschaft junger Männer, die in Deutschland zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß man an der Hand der socialen Theorien die Gesellschaft neu gestalten müsse, wanderte vor zwei Jahren nach Amerika aus. Sie waren sämmtlich

guter Leute Kind und hatten viel gelernt auf deutschen Hochschulen, doch war es noch keinem gelungen in einem festen Lebensberufe seine Kräfte zu sammeln. Es klingt als ob man es erfunden hätte und es ist doch wirklich geschehen; sie sind nach Amerika gezogen, um dort in kleinem Kreise ihre Ideale des öffentlichen und Privatlebens zu verwirklichen. Besitz und Eigenthum sollte in der Gemeinschaft aufgehoben werden, alle Arbeit gemeinsam und keiner dem Einzelnen gehorsam, wohl aber dem Ganzen Rechenschaft schuldig sein; aber schon auf dem Schiffe wurden sie über die „Prinzipien“ uneins, indes ging man mit vereinter Kraft an die Gründung der Niederlassung. Allmählig stellten sich Unbequemlichkeiten ein. Zuerst, meldet der Eine, sei es ihm peinlich gewesen, daß man nicht einmal auf eigene Rechnung haufen können; sonst stehle man nur sich und dem lieben Gott die Tage und verantworte es so gut es gehe; aber „der Gesellschaft“ die Tage stehlen? Ein anderer erzählt, ein krankhaftes Gelüste nach Genüssen, die nicht gemeinsam, sei über sie gekommen und im geheimen Borne über die Freiheit, die schwerer als Ketten auf ihnen gelastet, seien sie sich untereinander wie Pferde vorgekommen, die Tag für Tag in einem Gespann arbeiten müssen. Ohne einen weitem Grund sei einer dem andern unerträglich und unaussprechlich langweilig erschienen. Hätten günstigere Umstände die „freiwillige“ Gemeinschaft noch länger möglich gemacht, dann würde der schreckliche Zwang, welcher ohnedies täglich Streit und Kergerniß herbeiführte, vielleicht noch Mord und Todschlag veranlaßt haben. Zum Glück befand sich bei der Gesellschaft ein Arzt, der practisirte und mehr Geld verdiente als die andern, das er natürlich in die Kasse abliefern mußte. Auf die Dauer konnte er der Versuchung nicht widerstehen, eine Kleinigkeit für sich zu behalten, wodurch denn freilich im Wortsinne das Eigenthum zum „Diebstahl“ wurde. Die Sache blieb nicht lange geheim und die Entdeckung führte zu sehr offenerzigen Erklärungen, welche die Austöschung der Gesellschaft zur Folge hatten. So erzählt die Karlsruher Zeitung die Geschichte, welche allen denen als Lehre dienen mag, welche die schönen socialistischen Träume für ausführbar halten. —

Seit wir das letzte Mal von dem Theater in Leipzig gesprochen haben, sind außer mehreren Kleinigkeiten zwei Stücke von größerer Bedeutung zum ersten Male aufgeführt worden, die Oper: „Berührt die Königin nicht,“ von Scribe — mit angenehmer, leichter, ansprechender Musik von Boiffelot, einem jungen Marsellier, der mit diesem Werke zum ersten Male vor das Publikum trat, und das romantische Drama: „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange,“ ebenfalls Erstlingswerk und zwar in wohlklingenden Versen von Alex. Rost in Bismarck. Beide Neuigkeiten gefielen, obwohl dem Drama leicht vielfache Mängel nachzuweisen sind. — Seit einigen Tagen ist die Gemälderausstellung eröffnet, über welche wir später ausführlicher sprechen werden. —

Allgemeine Moden-Zeitung

Nr. 41.

1847.

Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in allen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Wit. ca. 116 illum. u. Schwarz. Stahlst.

Aiden, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde u. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Familie Alain.

Von
Alphons Karr.

(Fortsetzung.)

Man sprach vom Schlosse und der ältere Bruder des Bräutigams meinte, wenn ein Stockwerk aufgesetzt würde, dürfte es eine herrliche Aussicht auf das Meer geben.

„Die Braut ist doch in jedem Falle schön,“ sagte der Müller als er den Augenblick für günstig hielt; „wer hätte geglaubt, daß wir sie einmal Frau Gräfin nennen würden, als ich sie mit den Kindern meines Veters herumlaufen sah, mit der Berenice, die da unten sitzt und auch gar nicht übel ist und dem Dnesime, dem schönen muthigen Jungen, der mir das Leben gerettet hat und der aus Kummer in die weite Welt gegangen sein soll, weil ein Mädchen, das ihm die Ehe versprochen, einen andern geheirathet hat. Wenn es ihm an Geld gefehlt, so hat er einen Vetter, den ich nicht zu nennen brauche, der nicht weit ist und einige alte Thaler haben soll; aber er ist verschwunden ohne etwas zu sagen. Wohin ist er gegangen? Das weiß Gott. Ja, als ich die kleine Pulcheria mit den andern Kindern barfuß umherlaufen sah und als sie Dnesime und Berenice Bruder und Schwester nannte,

hätte ich nicht geglaubt, daß ich einmal zu ihr sagen müßte: Frau Gräfin.“

Nach Tische wurde im Parke getanzt und während des Balles hörte man einen Wagen fortrollen. Der Graf von Morville fuhr mit seiner jungen Frau nach Paris.

13.

Nach drei Jahren kam ein Schiff vom Stockfischfange in Fecamp an. Man hatte Glück gehabt. Auf jeden Matrosen kamen ungefähr achthundert Francs Gewinn. Unter ihnen befand sich Dnesime, der, sobald er die Zahlung erhalten, sich auf den Weg nach der Heimath machte. In Honfleur traf er eine große Fischerbarke von Dive, auf der er weiter fuhr. Bei Billeville erkannte er „die Möve“, das Boot seines Vaters und er rief den Alten an. Das Boot kam heran und Dnesime sprang in die Arme seines Vaters.

„Wie geht's dem armen Gesaire?“

„Der ist vor zwei Jahren verunglückt und ich fürchtete, Dir sei's auch so ergangen. Du hättest nur Berenice und Deine Mutter beten sehen sollen, wenn es arg stürmte, aber ihr Gebet konnte doch den Aeltesten nicht retten. Gott sei seiner Seele gnädig! Was hast Du getrieben?“

„Ich bin drei Mal auf den Stockfischfang gefahren und wir wollen uns vorsehen, daß wir nicht umwerfen, denn ich bringe über tausend Francs in meinem Gürtel da nach Hause.“

„Wenn wir dem Lande nahe kommen, drehe ihm den Rücken zu,“ sagte Tranquill. „Berenice und Deine Mutter werden am Ufer sein; sie müssen mir jetzt helfen wenn ich ankomme, da ich seit drei Jahren allein auf's Meer fahren muß und doch alt werde. . Jetzt, jetzt drehe Dich um; sie haben uns gesehen.“ Berenice und Pelagie standen wirklich besorgt am Strande.

„Ich versichere,“ sagte Berenice, „daß zwei Männer im Boote sind.“

„Dann ist es nicht Dein Vater.“

„Ich erkenne aber doch „die Möve“ recht gut; sie kommt näher und näher. . Jetzt erkenne ich den Vater.“

„Ja.. er ist es; aber es steht ein Mann bei ihm.“

„Ein Seemann, .. aber, — aber — ach, mein Gott, es ist ja nicht möglich!“

„Was ist Dir, Berenice?“

„Was ist Dir selbst, Mutter? Du zitterst.“

„Ich glaube...“

„Ich glaube es auch, aber wir wollen uns nicht zu sehr freuen...“

In diesem Augenblicke fuhr das Boot in die Dive ein und Berenice schrie laut auf, während sie auf ihre Knie sank: „Onesime!“

Dieser selbst konnte nicht warten, er sprang in das Wasser bis an die Knie und eilte in die Arme seiner Mutter und Schwester.

„Mein Gott, ich danke Dir!“ betete Pelagie. „Du giebst mir doch wenigstens Einen wieder!“

„Aber es muß sogleich Jemand zu dem Herrn Pfarrer laufen, Mutter,“ sagte Onesime, „damit er noch diesen Morgen eine große Messe lese. Ich habe in großer Gefahr ein Gelübde gethan und ich kann nicht essen und trinken, ehe ich es erfüllt.“

Die Mutter lief sogleich zum Pfarrer; dieser kam selbst, um sich zu erkundigen und als alle Fischer zurückgekommen waren, lauteten die Glocken und Jederermann begab sich in die Kirche; auch die Badegäste in Dive schlossen sich dem Zuge an. Onesime mit seiner Familie schritt barhäuptig und barfuß voran mit einer dicken Kerze in der Hand und am Altare kniete er betend nieder.

Nach der Messe erschien auch der Vetter Eloi, man setzte sich zu Tische und Onesime mußte seine Abenteuer erzählen und wie er in einem fürchterlichen Sturme dem Tode entgangen. Nach dem Essen gin-

gen Onesime und Berenice fort; sie hatten so viel zu erzählen.

„Armer Onesime,“ begann Berenice nach einer langen Pause; „Du kommst zurück, fühlst Du Dich weniger unglücklich oder suchst Du Trost?“

„Beides, lieb Schwesterchen. Ich liebe Pulcheria noch immer, aber mit der Liebe, die man für einen Stern halten könnte, den man, wie man weiß, doch nie erreicht. Ich habe viel darüber nachgedacht und mich in der Welt umgesehen; Pulcheria konnte nicht die meinige werden, ich sah es ein. — Ich will nun bei Euch leben wie sonst. Du kannst mir also alles erzählen was geschehen ist. . Als ich fortließ, sollte Pulcheria heirathen. . Ist sie verheirathet?“

„Ja, Pulcheria ist verheirathet, aber schon als sie mit ihrem Manne fortzogen, gingen seltsame Gerüchte. Man sagte, Herr Malais habe aus Stolz, seine Nichte als Gräfin zu sehen, sein ganzes Vermögen zu ihrer Mitgift hingegeben und es bleibe ihm fast gar nichts übrig. Seine Frau beklagte sich bitter darüber. Der Graf von Morville kam bisweilen nach Beuzeval, ging aber nie zu den Malais. Er erschien in der Nacht, begab sich sogleich zum Vetter Eloi und reiste mit Tagesanbruch wieder ab. Der Müller rieb sich darauf gewöhnlich die Hände und lächelte still vor sich hin. Pulcheria schrieb bisweilen, daß sie sich sehne, ihre Verwandten zu sehen, daß aber die „Geschäfte“ ihres Mannes ihnen nicht erlaubten in die Normandie zu kommen und er sie allein nicht reisen lassen wolle. Sie schien traurig zu sein, ob sie gleich immer von ihrem Glücke sprach. Madame Malais sagte da oftmals: „mich hintergeht man nicht; wir haben alles verloren und können uns nun nicht einmal damit trösten, daß wir Pulcheria glücklich gemacht. . Wir waren so stolz einen Grafen an unserm Tische zu haben, wir lobten alles was er that, wir machten das arme Kind eitel und nun muß sie für alles büßen.“ Bald darauf starb Madame Malais. Pulcheria kam mit ihrem Manne zum Begräbniß und blieb dann noch einige Tage. Pulcheria sah sehr traurig aus; der Graf besuchte den Müller häufig und hatte lange Unterredungen mit Herrn Malais; er wollte ihn, wie man sagte, bewegen gewisse Papiere zu unterschreiben und nach langem Sträuben brachte er ihn auch dahin. Dann wurde der Müller in das Schloß gerufen. . Ich habe Pulcheria nur ein Mal gesehen; sie schien sich sehr verändert zu haben. Der Schulmeister, der aber nicht mehr Schulmeister ist, sagt, der Müller habe beinahe das ganze Vermögen der Malais in den

Händen und werde das übrige erhalten sobald er wolle."

Bruder und Schwester bemerkten endlich, daß es spät geworden war und kehrten zu ihren Aeltern zurück.

14.

Onesime begann die Fischerei wieder wie vor seiner Abreise. Ein Theil des Geldes, das er mitgebracht hatte, schuf einen gewissen Wohlstand in dem Hause und man war nie so zufrieden gewesen. Eloi aber sagte zu Onesime: „wenn Du noch Geld übrig hast, so laß es nicht etwa faul in einem alten Topfe schlafen, sondern gib es mir, ich lasse es arbeiten. Wir müssen hart genug des Geldes wegen arbeiten, haben wir es, muß es auch arbeiten. Ich lasse ihm nicht mehr Ruhe als es mir läßt. Wenn man sich nicht zum Herrn des Geldes macht, wird es bald unser Herr. Gib mir also Dein Geld; ich verheirathe die Louisd'or mit den Pistolen und Du wirst sehen, welches Häufchen von Münzen sie hervorbringen."

„Ich danke, Better, ich habe nicht viel mehr. Ich habe zwar auch sagen hören, Ihr Geld arbeite, aber es triebe ein schlechtes Handwerk."

„Das sagen nur dumme Menschen. Sieh nur, wie tief man den Hut vor mir abnimmt, wie angelegentlich man sich nach meinem Befinden erkundiget. Wenn ich bei Jemandem esse, wem legt man das Beste vor, wem giebt man den ersten Platz? Ich weiß, man nennt mich einen Wucherer, aber man sagt es nur ganz leise und würde sich sehr kränken, wenn ich es hörte. Man redet von allen Leuten. Siehst Du, von Dir kann man nicht sagen, Du wärst ein Wucherer; dafür sagt man, Du wolltest hoch hinaus, Du hättest gern die Pulcheria geheirathet und prahltest mit Deiner Rettungsmedaille, auf die Du mit Recht stolz bist. Ich liebe das Geld, ja, aber mit dem Gelde kann man alles in der Welt haben und deshalb wünscht man sich am Ende gar nichts mehr. Wenn ich mir für das Geld etwas kaufe, so habe ich nur das, was ich kaufte; behalte ich aber das Geld, so ist es so gut als hätte ich alles, was ich dafür kaufen könnte. Man sagt, ich trüge alte Kleider; es ist wahr, aber ich brauche nur hundert Thaler in meine Tasche zu stecken und es ist mir als hätte ich alle schönen Kleider. Und das ist nicht alles, siehst Du. Die Leute nennen den geschwind einen Dieb, von dem sie nichts zu erlangen hoffen können. Die Gesetze werden von den Reichen gemacht und zu zwei Dritt-

theilen wenigstens gegen die Armen. Auch hat mich nicht bloß die Liebe zum Gelde zu den Geschäften getrieben, sondern die Rache. Die Malais haben eine Rechnung mit mir. Der Zollaufseher Malais hatte mich schändlich verrathen und ich habe seiner ganzen Familie tiefen Haß geschworen. Die Familie Malais hatte sich emporgeschwungen, ich habe sie heruntergebracht; sie war reich, jetzt ist sie arm. Wenn ich alles zusammenrechne, könnte ich mich mit weit mehr Recht „Herr von Beuzeval" nennen, aber daran liegt mir nichts. Der Herr Graf hat mir wacker geholfen. Er ist ein unsinniger Spieler und dann ließ er sich in gewagte industrielle Unternehmungen ein, aber es war immer wieder das Spiel, nur unter andern Namen. Er braucht Geld, immer Geld. Er bezahlt die Pension des alten Malais nicht mehr und ich weiß nicht, wie der lebt. Er hat nichts mehr in der Welt als das Schloß, das nicht nur nichts einbringt, sondern kostet. Alles übrige gehörte dem Schwiegersohne und der hat mir fast alles verkauft. Je länger es dauert, um so wohlfeiler verkauft er mir. Er wird die nächste Nacht wiederkommen und es dürfte hart hergehen, da ich nun das Schloß haben will. Ich gebe kein Geld mehr, wenn der alte Malais sich nicht für eine Summe verbürgt, die ich nur auf das Schloß leisten will. Ich thue alles aus Rache und um Deinetwillen, mein Sohn. Du hast mich aus den Flammen gerettet und es ist nicht unmöglich, daß Du Dich einmal „Herr von Beuzeval" nennen könntest. Hat man Dich nicht auch verachtet? Hat man Dich nicht auch zurückgewiesen?"

Wie der Müller erzählt hatte, so geschah es; der Graf kam und es gab einen harten Strauß mit dem alten Malais, aber er ließ sich endlich doch durch Bitten erweichen und durch Drohungen einschüchtern, sich für den Grafen zu verbürgen. Eloi ließ ihm noch einmal 10,500 Francs für 13,000 Francs in Wechseln, von denen der erste nach einem halben Jahre eingelöst werden sollte und so fort. Der Müller, den man in das Schloß hatte rufen lassen, sah sich da wie ein Sieger um, welcher in eine eroberte Festung einzieht. Der arme alte Malais bot, wie Eloi längst wußte, alles auf, wenigstens noch den Schein der Wohlhabenheit zu retten, obgleich es ihm schwer genug wurde. Er wohnte ganz allein in dem Schlosse ohne alle Dienerschaft; denn er hatte sich bis dahin kaum allein durch den Erlös der wenigen Juwelen seiner Frau erhalten können. Schellte Jemand vor dem Schloßthore, so öffnete der Alte selbst in der Livrée des letzten

Diener's das Thürchen, ohne das Gesicht sehen zu lassen und erkundigte sich wer da sei. Nach einigen Minuten kam er dann als Herr Malais selbst um zu öffnen. Er läutete wie sonst die kleine Glocke zum Frühstück und zum Mittagessen, fand aber oft kaum eine Brodrinde und freute sich sehr, wenn ihm Dnesime einmal einen schönen Fisch schickte. Seine goldene Dose und seine goldene Uhr hatte er längst nicht mehr, aber die Uhrgehänge trug er noch. Auch ein altes Pferd hatte er behalten, damit er wie sonst als Schlossherr spazieren reiten konnte, aber das arme Pferd mußte sich das Futter im Garten selbst suchen.

15.

Eines Tages hielt ein Wagen an dem Schloßthore. Man schellte und das Schießfenster wurde geöffnet; kaum aber hatte der Diener die Person bemerkt, welche Einlaß begehrte, als er sich selbst vergaß, die Thüre sofort öffnete und in seine Arme eine junge schwarzgekleidete Dame schloß, die ein kränklich aussehendes Kind auf dem Arme trug. Die junge Frau trat erschrocken zurück und Malais bemerkte nun erst, was er gethan hatte. Er nahm schnell das schwarze Tuch vom Gesichte, warf die Livrée ab und umarmte, jetzt von ihr erkannt, Pulcheria.

Pulcheria ließ einen kleinen Koffer hereintragen und schickte den Kutscher fort. Dann sagte sie: „Lieber Oheim, dies Kind und ich wir kommen in unserer Noth zu Ihnen. Der Graf von Morville ist todt und völlig verarmt gestorben. Ein Schwarm von Gläubigern fiel über das Haus her, ich habe ihnen alles überlassen; nur das unumgänglich Nöthige für mich und mein Kind packte ich in den Koffer und nun sind wir da, um Sie um Obdach und Brot zu bitten.“

„Meine armen Kinder!“ jammerte der alte Malais mit Thränen in den Augen; „wir theilen alles was ich habe, aber leider habe ich nur die Armuth, die ich mit Jemandem theilen kann.“

„Aber, lieber Oheim, was bedeutet der Anzug, in welchem.“

Malais wurde etwas verlegen, dann sagte er: „Dein Mann hat mir lange gar nichts gegeben; ich mußte leben wie es gehen wollte, indem ich eins nach dem andern verkaufte. Ich fügte mich darein, aber in eins konnte ich mich nicht fügen: daß nämlich die Leute, die mich als reichen und glücklichen Mann gekannt haben, meine Armuth erfahren. Ich schickte alle Diener fort bis auf einen; da ich aber auch den nicht bezahlen konnte, verließ er mich ebenfalls und

und statt des Lohnes gab ich ihm meine Uhr. Ich lasse Niemanden mehr herein, da aber doch bisweilen Jemand an dem Thore erscheint und auch manche Arbeiten zu verrichten sind, so kam ich auf den Gedanken dabei die Livrée anzuziehen und ein schwarzes Tuch über ein Auge zu binden. — Aber wie ist denn der Graf so schnell gestorben?“

„Ach, lieber Oheim, wir wollen es Niemandem sagen, der Unglückliche hat sich selbst getödtet,“ antwortete Pulcheria schluchzend. „Sein Kind soll es nicht einmal erfahren. Er tödtete sich als er sah, daß das Spiel ihm keine Hilfe mehr gewährte; man brachte mir seinen Leichnam und ich flüchte mich zu dem, der um meinethwillen arm geworden ist.“

„Darán bist Du nicht Schuld, mein gutes Kind, aber es ist ein Unglück, daß wir auf Deine gute Tante nicht hörten, welche von der Heirath nichts wissen wollte. Nun, er ist todt und wir müssen ihm alles verzeihen. Du wirst mein Trost sein und wir erziehen miteinander Deinen Sohn; wie Schade, daß ich nun arm bin!“

Malais sprach mit Niemandem von der Ankunft seiner Tochter, die eine kleine Geldsumme von dem Verkaufe ihrer Juwelen mitgebracht hatte und das Schloß nicht verließ. Sie war tief betrübt, doch fand sie in Beuzeval die Ruhe allmählig wieder.

Eines Tages kam Dnesime bleich und tief bewegt nach Hause und sagte zu Berenice, er habe als er über den Kirchhof gegangen, auf einem Grabe eine schwarz gekleidete junge Frau mit einem Kinde knien sehen; das Kind sei ebenfalls schwarz gekleidet gewesen und die Frau sei — Pulcheria, wenn ihn nicht die außerordentlichste Aehnlichkeit getäuscht habe. „Aber nein,“ setzte er hinzu, „ich täuschte mich nicht; ich fühlte, daß sie es sei.“

Abends als er vom Fischfange zurückkam, berichtete ihm Berenice, daß sie mit Herrn Malais gesprochen und er gestanden habe, daß Pulcheria hier sei. Sie habe mit dem jungen Grafen auf dem Grabe ihrer armen Tante beten wollen. Seine Nichte sei Wittwe und . . .

„Wittwe!“ rief Dnesime aus.

„Schweig und gieb Dich nicht etwa neuen Träumen hin. „Meine Nichte ist Wittwe,“ sagte Herr Malais, „und will ihre Wittwenzeit bei mir verbringen; sie ist sehr traurig und lebt in völliger Zurückgezogenheit. Kommt zu ihr in das Schloß, aber nicht alle auf einmal, denn das würde ein Fest sein und dies ziemt sich nicht.“ Morgen werde ich sie besuchen.“

Am andern Tage sank Pulcheria weinend in die Arme Berenices und nachdem sie einander viel erzählt hatten, fragte Pulcheria: „ich kann allerlei weibliche Arbeiten fertigen, könntest Du mir keine Beschäftigung verschaffen? Ich bin arm jetzt; mein Oheim hat viel verloren, ich möchte ihm nicht zur Last fallen und mich auch zur Zerstreuung beschäftigen. Aber erst muß ich Dir mein Kind zeigen.“

Sobald Dnesime zurückgekommen war, eilte er nach Hause, zog Berenice in den kleinen Garten und fragte sie aus.

„Ich habe sie gesehen,“ erzählte Berenice, „sie ist sehr traurig und sehr verändert und hat einen kleinen Knaben, einen wahren Engel, ganz ihr Ebenbild.“

Die letztern Worte benahmen dem Vorhergehenden viel von seiner Schärfe. Da das Kind Pulcheria gleich, erinnerte es Dnesime weniger an einen Andern und er fühlte, daß er sie würde wieder sehen können.

Im Allgemeinen gleichen unter den Kindern die Knaben der Mutter und die Mädchen dem Vater. Dies bringt die unendliche Mannichfaltigkeit in den Geschlechtern hervor. Die Natur hat auch sonst eine Menge Vorsichtsmaßregeln angewendet, die sich durch besondere Neigungen verrathen. So ziehen meist große Männer kleine Frauen vor, während die Weinen die Frau nicht groß genug finden können. Ohne diese Neigung, die auf den ersten Blick seltsam erscheint, würde es bald nach der Erschaffung der Welt zwei verschiedene Menschengeschlechter gegeben haben, ein Geschlecht der Riesen und eines der Zwerge.

16.

Berenice sah Pulcheria oft. Eines Tages fand Letztere dieselbe sehr besorgt; ihr armes Kind hatte die ganze Nacht das Fieber gehabt und weinte. Der einzige Arzt in Dine war abwesend und man mußte zwei Stunden weit gehen, um einen zu finden. Dnesime ritt auf dem Pferde des Müllers zu ihm und der Arzt versprach am andern Tage zu kommen, weil sein Pferd lahm und es zu spät sei, den Weg zu Fuße zu machen. Dnesime gab ihm das Pferd des Müllers und der Arzt verordnete dem Kinde unter andern Seebäder, einen Tag um den andern. Leider war es noch sehr früh im Jahre und der Arzt rieth deshalb, das Wasser holen und erwärmen zu lassen. Das Holen des Wassers übernahm Dnesime ob schon es eine schwere Arbeit war. Eines Tages als er wie gewöhnlich zwei Eimer Wasser aus dem Meere schöpfte,

kam ein Zollaufseher, der ihm barsch befahl, das Wasser wieder in das Meer zu gießen*).

„Ich hole es zum Bade für ein krankes Kind,“ antwortete Dnesime.

„Das geht mich nichts an; es ist verboten Seewasser zu holen.“

„Ich aber nehme das Wasser mit mir.“

„Das dürfte Ihnen nicht gut bekommen. Sie gießen sogleich das Wasser aus und folgen mir, sonst nehme ich Sie am Kragen.“

Es kamen Leute dazu, unter andern auch der Müller, der sich den Streit erklären ließ und Dnesime Recht gab, denn er hatte den Zollwächtern noch immer nicht verziehen. Der Beamte legte wirklich Hand an den jungen Fischer, dieser aber stellte ihm geschickt ein Bein und warf ihn schnell nieder; die Andern lachten. Am dritten Tage darauf erhielt Dnesime den Befehl sich sofort zum Dienste auf einem Staatsschiffe in Cherbourg zu stellen.

„Ich gehe nicht nach Cherbourg,“ sagte er zu seiner Schwester, „sage es aber den Aeltern nicht, weil sie sich ängstigen würden; ich gehe nicht, weil ich weiß, daß ich in Cherbourg vor Gram sterben würde. Außer Dir soll aber Jeder glauben, ich sei fort. Ich habe hier auf vieles zu achten. Auch Du wirst mich nicht sehen. Wenn Du aber mich brauchst Deinethwegen oder wegen der Aeltern, so schlage nur einen Nagel in den Baum, den Du schon kennst, auf den wir sonst unsere Namen schrieben. Wenn sie mich braucht, schlage zwei Nägel ein. Sage nichts; ich werde meine Marschroute von dem Maire visitiren lassen und heute Abend Abschied nehmen.“

„Mein Gott, Dnesime, was hast Du vor? Du sehest Dich ja großer Gefahr aus, wenn Du dem Befehle der Obrigkeit nicht gehorchst.“

„Ja, ich sehe mich einer Gefahr aus, aber ich weiß nicht welcher, während ich, wenn ich gehe, gewiß binnen zwei Monaten vor Gram sterbe. Sei Du nur ruhig, ich werde vorsichtig sein.“

„Dnesime, Du erschreckst mich.“

„Ich war so ruhig, so glücklich und nun schickt man mich auf die „Vigilante!“ Kann diese Fregatte nicht ohne mich segeln?“

„Aber, Dnesime, wenn Du gehorchtest, würdest Du nach zwei Jahren zurück sein. Du bist ja schon länger fortgewesen.“

*) Es ist in Frankreich verboten Seewasser in die Häuser zu holen, weil die Leute das darin enthaltene Seesalz benutzen und den Salzverkauf beeinträchtigen könnten. D.

„Ja, aber zwischen damals und jetzt ist ein Unterschied. Damals konnte ich nicht mehr hier leben, jetzt kann ich anderswo nicht leben. Vor allen Dingen schweige und bedenke, daß die geringste Andeutung sogleich eine Jagd auf mich veranlaßt, die so wahrscheinlich erst nach etwa zwei Monaten angeht. Wenn Du mich unerwartet einmal vor Dir siehst, so schreie nicht und zeige keine Verwunderung. Vergiß auch den Nagel oder die zwei Nägel nicht in die Weide zu schlagen.“

Onesime ging wirklich zu dem Maire und dann zu dem Müller, dem er seine Angelegenheit erzählte.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Wittheilungen aus Paris. „Bei Gelegenheit der jetzigen gerichtlichen Verhandlungen vor dem französischen Pairs-hofe, welche ganz Europa, oder richtiger, der ganzen civilisirten Welt so viel zu denken und zu sprechen geben,“ bemerkt ein sentimentaler Pariser, „hat man den Vorhang aufgezo-gen, welcher die kleinen Actriens-Souper's und Champagner-Käusch-chen unter vier Augen verbarg; wir haben zu unserm großen Herzeleid sehr ergreifenden und thränenvollen Scenen der Enthüllung so manches Pariser Geheimnisses beigewohnt. Sentimentale Briefe und Hand-Billet's von Frauen haben der Einleitung dieser Prozesse einen Charakter trauriger Vertraulichkeit gegeben — traurig, weil nichts niederschlagender ist, als die unter vergleichenen Umständen stattfindende Lectüre solcher rosenfarbener, zerknitterter Blätter, wodurch das rohe Gelächter der Gensdarmen erregt wird. Jede Liebestrunkenheit, jeder süße Schmerz, jede Herzenspein, jede Leidenschaft eines schwachen weiblichen Wesens betastet der Präsident mit kaltem Finger und breitet sie vor aller Welt Augen unter einen marmornen Brief-Beschwerer. Zur bestimmten Stunde werden diese armen Flatterer mit seidenartigen Flügeln schonungslos entfaltet und wenn sich an selbigem Tage Zuhörerschaft und Advocaten in einer schlustigen Stimmung befinden, so kann man sicher darauf rechnen, am folgenden Morgen in den Journalen am Schlusse des gestern öffentlich vorgelesenen und nunmehr abgedruckten Billets den grausamen Worten „on rit (man lacht)“ zu begegnen. Eine Warnung für jedes Frauenherz, seine zärtlichsten Empfindungen, sein Bangen und Sehnen, besonders wenn sie in ein falsches Geleis gerathen sind, nicht dem Papiere anzuvertrauen.“

Am vorletzten Sonntage hat zu Versailles eine außergewöhnliche nächtliche Fête in den königlichen Gärten stattgefunden, — außergewöhnlich kann sie in der That genannt werden, denn

die Luftbarkeiten, die phantastische Beleuchtung und die noch phantastischeren Tänze von Mabilly und Chateau Rouge waren in die Wohnstätte, das Asyl des großen Königs eingezogen und wie unangenehm und störend es auch für den Schatten Ludwig XIV. sein mochte, so war doch das berühmte Bosquet de la Reine die Scene eines öffentlichen Balls und seltsam genug hatte man es einigen Fontainen vergönnt, in der Nacht zu spielen und ihren Silberschaum mit den rothen Funken eines Feuerwerks zu vermischen. Trotz eines etwas trüben Himmels herrschte in dem Lusthain der Königin die größte Heiterkeit und die bunten Glaslampen schimmerten und leuchteten wie Feuerfliegen durch das grüne Laubwerk. Die Quadrillen hatten kaum begonnen, als Tänzer und Zuschauer abgerufen wurden, um dem Feuerwerke beizuwohnen; als sie aber zurückkehrten, fanden sie die Zugänge ihres Styliums von Dragonern besetzt, die Niemand wieder zulassen wollten. Einige Ruhestörer nämlich hatten den Zutritt zu dem Balle ohne Billets zu erzwingen versucht und so war eine Emeute entstanden, welche die Herbeirufung von Militair erforderlich gemacht hatte.

Mit der Statue des Herzogs von Orleans zu St. Omer sind die Kunsttrichter gar nicht zufrieden; hören wir was einer dieser Herren darüber sagt: „Sonntags den 8. August ist zu St. Omer die Statue des Herzogs von Orleans unter großem Gepränge eingeweiht worden. St. Omer ist ein trauriger Ort, wenigstens für Jeden, der von Paris kommt. Indeß hatte man bei dieser Gelegenheit sein Bestes gethan. Infanterie-Regimenter waren zehn Stunden weit in der Runde herbeigezogen worden, der Cardinal-Bischof von Arras war ausdrücklich zu der Festlichkeit gekommen und der General-Lieutenant Negrier leitete die Ceremonien. Gegen Mittag sanken unter Kanonendonner die Fahnen, welche die Statue bis dahin verhüllt, und Herr Raggi's Werk erschien in seiner ganzen Dürftigkeit. Es lag in dem Schicksal des Herzogs von Orleans, nach seinem Tode von Fremdlingen in Erz abgeformt zu werden: — in Paris von Marochetti, zu St. Omer von Raggi! Warum aber im Auslande betteln gehen, da doch Frankreich so viele tüchtige Talente besitzt? Wo ist hier der Vortheil? Die neue Statue zu St. Omer ist vor allen dürftig, mager, ohne richtige Auffassung, ohne Idee. Ein langer Mantel bedeckt die Schuttern des Prinzen; in der Rechten hält er, auf einen Baumstamm gestützt, den Plan zur Organisation der Jäger — er hat nämlich in St. Omer, welches er häufig und gern besuchte, dieses Corps errichtet —; die linke Hand ist in ihrer ganzen Länge ausgestreckt, steif und ohne Effect. Das Gesicht athmet Langweile, die Züge sind zu alt, der Kopf steht nicht im richtigen Verhältniß zu dem übrigen Körper; nur der Hut ist glücklich aufgestülpt. Was aber vor allem diesem Werke mangelt, ist das Leben, der richtige Ausdruck; man hat nichts als einen ehernen Mann vor sich. Das Piedestal endlich schadet durch seine Dimensionen der Wirkung der Statue, welche sich mitten auf einem großen Plage verliert und durch das in der Nähe befindliche schwerfällige Rathhaus fast erdrückt wird. Reden, Trompetengeschmetter und eine Revue bildeten den

Haupttheil der Einweihung, welche am Abend mit einer Illumination, einem bengalischen Feuer und einem überaus bescheidenen Feuerwerke endete.

Wenige Tage vor der Ermordung seiner Gemahlin hatte der Herzog von Praslin dem bekannten Maler Amaury Duval geessen, um sich portraittiren zu lassen. Derselbe Künstler war um diese Zeit mit der Vollendung einer Reihe von Cartons beschäftigt, welche für die Fenster der Kapelle des herzoglichen Schlosses auf Glas gemalt werden sollten.

Emile Wattier ist in diesen Tagen von dem Fürsten Basile Saligin mit dem Auftrage beehrt worden, die Gemälde für das Boudoir der Fürstin in St. Petersburg auszuführen. Es versteht sich von selbst, daß diese Gemälde den Styl der Zeit Ludwigs XV. an sich tragen werden; sie sollen die vier Jahreszeiten, die vier Tageszeiten, die vier Elemente u. s. w. darstellen.

(Die Königin Isabella von Spanien.) Der Constitutionel enthält in einem Briefe aus Madrid vom 13. September folgende Schilderung der Königin von Spanien: „Isabella steht sehr spät auf, weil sie erst um drei oder vier Uhr nach Mitternacht zu Bette geht und um zwei Uhr zu Abend isst. Bei den Audienzen, die sie giebt, muß man immer gefast sein eine oder zwei Stunden über die angegebene Zeit zu warten und dies müssen sich selbst ihre Minister gefallen lassen, die sogar oft fortgeschickt werden ohne vorgelassen worden zu sein und um ein oder zwei Uhr in der Nacht wieder gerufen werden. Sie hört alles aufmerksam an, was ihr die Minister vortragen, aber nichts interessiert sie so als Handlungen der Wohlthätigkeit, die man ihr vorschlägt und Belohnungen für muthige edle Thaten. In solchen Fällen bewilligt sie stets alles, was man von ihr verlangt. Ihr Muth ist dabei durch nichts zu erschüttern; sie fährt selbst zwei- und vierspännig, reitet unerschrocken und fordert häufig im Scherz die besten Reiter in ihrem Gefolge auf das nachzumachen, was sie thut. Sie liebt die Musik und begnügt sich nicht sie anzuhören. In den Concerten, die sie im Palaste giebt, singt sie selbst spanische Lieder mit aller Anmuth einer Andalusierin. Auch die Toilette ist eine Leidenschaft der jungen Königin und sie plaudert gern davon mit den Hofdamen, indem sie ihnen die Anzüge zeigt, welche sie von Paris erhält. Ihr thätiges Leben hat ihr Kraft und Gesundheit gegeben. Vor Kurzem erschien sie in La Granja zu Pferde in einem Reitanzuge von weißem Cashemir mit einem Leibchen von sehr blasser Kurorafarbe; auf dem Kopfe trug sie einen weißen Filzhut mit einer langen weißen Feder, die nach rückwärts fiel. Dazu denke man sich eine schlanke Gestalt und die Frische von sechszehn Jahren nebst der Fülle von zwanzig und man wird sich eine Vorstellung von der reizenden Erscheinung machen können. Wenn man mit ihr von den Gefahren spricht, welche den Thron bedrohen könnten, lacht sie und sagt: „Denken Sie an das Land und an sich; mir liegt gar nicht so viel daran Königin zu sein und zu regieren. Uns auf dem Throne sieht nie das,

was wir brauchen, um bescheiden leben und dabei noch einige Andere glücklich machen zu können. Denken Sie daran, was Sie für mein liebes Spanien nach mir zu thun haben, denn es wird nicht lange währen, ich fühle es.“ Die Spanier aber hoffen, daß es nicht so geschehe, daß die junge muthige Königin sie nicht verlassen, daß vielmehr das Alter in ihr alle ernstesten Eigenschaften entwickeln werde, welche bei den Pflichten auf dem Throne nöthig sind.“

Generalcorrespondenz.

Selten hat man wohl vor Gericht so viel gelacht als leht hin in Paris, als die Klage eines Ehemanns gegen seinen Freund, einen der geistreichsten und wichtigsten Schriftsteller, wegen verbotener Verhältnisse mit seiner Frau verhandelt wurde. Der Angeklagte verteidigte sich selbst und schloß: „ich bin im höchsten Grade erstaunt, daß ein Mann den Muth hat in solcher Sache über einen Andern zu Gericht zu sitzen. Mein Ankläger selbst wagt es nicht mir in's Gesicht zu sehen, sogar die glatte Zunge seines Advokaten stammelt, der Richter sitzt unruhig auf seinem Stuhle, während er auf die Beweise gegen mich hört, der Gerichtsdienner wurde blutroth als er mir den Verhaftbefehl übergab, das ehrliche Gesicht des Gensdarmen erblaste als er mich in diesen Saal geleitete, jeder Zeuge wendet das Gesicht von mir ab, wie sogar der Schuhpuher draußen, welcher die Kutsche rufen soll, die mich in das Gefängniß bringen wird.“ Die Liebenden hatten übrigens ein seltsames Mittel gebraucht, um den Mann aus dem Hause zu entfernen. Der anklagte Hausfreund hatte sich nämlich sehr fromm gestellt und war jeden Abend gekommen, um der bewundernden Dame etwas aus Massillons Fasten-Predigten vorzulesen. Der unglückliche Ehemann, der aufrichtig die Werke des großen Kanzelredners verehrte, konnte gleichwohl einer gewissen Langeweile bei der Vorlesung nicht widerstehen; anfangs suchte er das Vorlesen durch Dazwischenreden zu unterbrechen, dann schlummerte er wohl auch bisweilen ein und endlich konnte er sich nicht anders retten als daß er einen kleinen Spaziergang auf den Boulevards machte. So befreite er das Paar in seinem Hause von seiner Gegenwart und das wollten sie. Es entstand schallendes Gelächter in dem Gerichtssaale als ein Zeuge naiv erzählte, er sei dem Kläger begegnet, als er im letzten Frühjahr in einer kalten Nacht spazieren gegangen und er habe ihm betrübt gestanden: ich muß die Zeit hinzubringen suchen, bis mein Freund G. seine Fastenpredigt zu Ende gelesen hat. Es ist merkwürdig, daß ein solcher Mann so lange für wichtig und geistreich gelten konnte! Ich kann nicht zehn Minuten in seiner Gesellschaft sein ohne zu gähnen. Zum Stücke kann sich meine Frau besser beherrschen als ich. Sie läßt die Langeweile nicht merken, die sie fühlen muß, — sie ist so gutherzig, so höflich!“ Trotz des Lachens aber und der

geistreichen Vertheidigung wurde der Angeklagte in die Kosten und zu 10,000 Francs Schadenersatz, wie die Dame zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. —

Das Haus Shakespeare ist wirklich für die englische Nation mit 3000 Pf. St. erstanden worden, ob es gleich als Haus kaum 100 Pf. werth sein soll. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir zugleich mit Vergnügen, daß viele Damen in Weimar zusammengetreten sind, um einen kostbaren Teppich für das Wohnzimmer der Stube zu sticken, welche Schiller in dem sogenannten „Schillerhause“ bewohnte und die so viel als möglich wieder hergestellt werden soll, wie sie damals war. —

In London geht man mit dem seltsamen Plane um, einen großen Begräbnißplatz anzulegen, welcher die letzte Ruhestätte aller Offiziere der englischen Land- und Seemacht sein soll. Auf der Höhe, welche jetzt das alte Gebäude Sevendroog Castle einnimmt, will man ein großartiges Mausoleum errichten, das auf großen Terrassen ruhen soll, welche Raum für zehn tausend Grabstätten gewähren. Der Herzog von Wellington als Oberbefehlshaber der britischen Armeen hat bereits seine Zustimmung zu dem großartigen Plane gegeben und man wird sofort an die Ausführung desselben gehen. —

Wie groß in den päpstlichen Staaten die Begeisterung für die Bürgergarde ist, geht wohl am besten daraus hervor, daß Rossini, der nichts mehr liebt als Maccaroni und — Ruhe, sich bewegen ließ, Hauptmann einer Bürgergardencompagnie in Bologna zu werden. —

Es ist bekannt, daß der schwarze König von Dahomey in Afrika ein Regiment oder ein Paar Regimenter weiblicher Garde hält; diese Garde und ihre Exercitien hat jetzt der Reisende Duncan genau beschrieben, welcher jenes Land besuchte. „Nachdem es aufgestellt ist, stimmt das ganze Regiment einen Gesang zu Ehren des Königs an. Ist dies geschehen, so kniet das ganze Regiment nieder und alle fassen, während die Gewehre an der Achsel lehnen, mit beiden Händen Staub, mit dem sie sich bestreuen. Da dieser Staub eine rothe Farbe hat, so giebt er ihnen ein höchst seltsames Aussehen. Viele haben das Haar kahl abgeschnitten bis auf ein Büschelchen vorn, das wie eine Cocarde aussieht; andere scheeren nur einen zwei Zoll breiten Streifen von der Stirn bis zum Wirbel ab. Nach der Ceremonie des Staubbestreuens richten alle den Oberkörper auf, halten das Gewehr horizontal in der Hand und erheben ein allgemeines Geschrei. Mit einem Male springen sie auf, halten das Gewehr hoch empor und wiederholen den Hurrahruf. Endlich schüttern sie das Gewehr und laufen so schnell als möglich davon, so daß es wie ein Wettlauf von sechs hundert Frauen aussieht. Jeder Europäer würde über die Schnelligkeit dieser Frauen erstaunen, da sie eine schwere dänische Flinte, einen kurzen Säbel und eine Art Keule tragen. Diese weibliche Garde erscheint übrigens in folgender Uniform: blau und weißgestreifte baumwollene Blouse ohne Aermel, so daß die Arme ihre völlige Freiheit behalten, bis in die Mitte der Schen-

kel und kurze Beinkleider, die bis zwei Zoll unter das Knie reichen. Die Patronentasche bildet den Gürtel und hält die Kleidung knapp und nett zusammen. Sie sehen sonach ganz gut und imposant aus, auch sollen sie große Strapazen ertragen können. Diese Soldaten sind zugleich die Weiber des Königs und ein Sohn desselben, der eine entlegene Provinz des Landes beherrscht, hat ebenfalls ein Regiment von sechshundert weiblichen Soldaten aus jener Gegend, die auch seine Frauen sind. Merkwürdig ist in jenem Lande, daß Niemand außer dem Ehemann eine Frau „Frau“ nennen darf. Alle Frauen heißen „Mutter“, so daß man nicht selten eine Frau von sechszehn Jahren die „Mutter“ eines Mannes von sechzig nennen hört. —

Ein französisches Blatt, welches erzählt, Scribe sei nach Brest gereiset, bemerkt dabei: der Dichter hat an seinem Reisewagen sein Wappen anbringen lassen, das aus einer Lyra, einer Feder und einigen andern Attributen besteht, welche wohl für einen Schriftsteller passen und die Devise trägt: *Là est ma fortune et ma liberté.* —

Kürzlich erschien bei einem Polizeicommissar ein Herr, den die tadellose Feinheit des Anzuges, die Streifheit der Cravate und sein ruhiges phlegmatisches Aussehen sofort als einen Engländer vom reinsten Blute erkennen ließen. Er befand sich wahrscheinlich erst seit wenigen Tagen in Paris und war namentlich mit der französischen Sprache sehr wenig vertraut, so daß es ihm große Mühe machte dem Beamten seinen Wunsch vorzutragen. Endlich errieth dieser, daß es sich um eine Frau handele, alles übrige aber blieb ihm unverständlich. Nach vielen Fragen, Vermuthungen und Andeutungen brachte man heraus, daß der Engländer seine Frau — verloren hatte. Er hatte mit ihr vor einem Laden gestanden und als er sich umgedreht, war seine Frau nicht mehr an seinem Arme gewesen. Nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen, hatte er es für das Beste gehalten, zum ersten Polizeicommissar zu gehen. Dieser machte ihm freilich bemerlich, daß er ihm die Frau nicht verschaffen könnte, versprach aber, sie, wenn sie bei ihm erscheine, in das Hôtel begleiten zu lassen und gab ihm selbst einen Diener mit, der ihm suchen helfen sollte. Dieser zog denn mit dem Engländer auf Entdeckungen aus und sah natürlich alle Damen mit ganz besonderer Aufmerksamkeit an. Endlich blieb er stehen, winkte dem Engländer und machte ihn auf eine Dame aufmerksam, die vor ihnen ging, aber nicht im mindesten ängstlich zu sein schien. „Yes,“ antwortete der Ehemann, hielt aber den Gehilfen zurück, der auf die Dame zugehen wollte. Wahrscheinlich um sie nicht zu sehr zu erschrecken, ging er in einem gewaltigen Halbkreise um sie herum, trat ihr dann entgegen, nahm den Hut vor ihr ab und bot ihr den Arm, den die Dame ganz phlegmatisch nahm, ohne daß von beiden Seiten eine Erklärung erfolgte oder eine Freude sich zeigte. Der Diener des Polizeicommissars erhielt als Trinkgeld ein Goldstück und das Paar setzte die Promenade gelassen fort, als sei durchaus nichts vorgefallen. —

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 42.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurz Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Kreuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zhr. Wit. ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Sammeten und Venumenten, v. Meubles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zähler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Familie Malin.

Von

Alphons Karr.

(Fortsetzung.)

„Und mir erzählst Du das, mein armer Onesime?“ entgegnete der Müller. „Bin ich nicht auch ein Opfer des Jolles durch den Spitzbuben von Malais? Aber nur Geduld! Jetzt habe ich die Malais in der Hand.“

„Das ist nicht christlich, Better.“

„Was? Steht nicht in der Bibel, die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden bis in's vierte Glied?“

„Sie sagten mir, Better, Sie würden alles für mich thun, was ich von Ihnen verlangte.“

„Und das wiederhole ich Dir hier, mein Sohn. Der, welcher zu mir in das Feuer kam auf die Gefahr hin, selbst bei mir bleiben zu müssen, wird von mir nie eine abschlägige Antwort erhalten außer in einer einzigen Sache.“

„Nun, Better, so bitte ich Sie, daß Sie Ihren Haß gegen die Malais abschwören. Ihr Feind, der Zoll-aufseher, ist schon lange todt und die jetzt Lebenden sind so unglücklich genug.“

„Du verlangst da gerade die einzige Sache, welche

ich mir vorbehalten hatte, die einzige, welche ich Dir abschlagen muß. Uebrigens ist es ein Gelübde und ein Schwur, den ich mit aller Feierlichkeit gethan habe.“

„Ach, Better, bei einem solchen Gelübde nimmt es der liebe Gott nicht übel, wenn Sie nicht Wort halten; ich verbürge es Ihnen in voraus, daß er es Ihnen verzeiht, wenn Sie gegen einen solchen Schwur handeln und Niemand würde mit demselben Vertrauen zu behaupten wagen, daß er Ihnen verzeihe, wenn Sie ihn hielten.“

„Onesime, es geht nicht. Der alte Malais hat mich auch vor einigen Monaten beleidiget. Und dann — was will ich ihnen denn thun? Sprichst Du doch, als wollte ich dem Alten und seiner Nichte an einer Waldecke mit einer Doppelflinte aufslauern! Nein; ich habe ihnen mein armes Geld geliehen und wünsche weiter nichts als daß sie mir dasselbe wiedergeben. Das ist alles. Warum gehst Du nicht lieber zu ihnen und bittest für mich, daß sie mir meine dreizehntausend Francs zahlen? Welches Unglück bedroht sie? Daß sie mir die dreizehntausend geben sollen, die sie mir schuldig sind. Befinde ich mich nicht in weit größerer Gefahr, in der Gefahr, mein Geld zu verlieren, das ich ihnen geliehen habe? Es ist geradezu als wenn Du den Mann, den man in's Meer wirft, auffordertest, er solle doch um Gottes Willen Mitleid mit denen haben, die ihn in's Wasser werfen. Man muß in allem gerecht sein. Ein für alle Mal, Onesime, von dieser Sache darfst Du nicht mit mir reden.“

Weißt Du was ich dachte, als Du mich mitten unter den Flammen hervorjagst, als Du Dein Haar dabei verbranntest? Ich dachte, ich müßte sterben, ehe ich mich an den Malais gerächt hätte. Es sind keine leeren Redensarten, mein Sohn, wenn ich Dir sage, daß alles für Dich ist, was ich habe. Siehst Du, in dieser Kasse da liegt mein Testament; nur zwei Legate sind darin verzeichnet, hundertundfünfzig Pistolen jährlich für die arme Destrée, die ich seit ihrer Jugend hier habe; alles übrige ist für Dich. Ich will weiter nichts sagen, aber es ist mehr darin als die hundertundfünfzig Pistolen. Ich behalte das Geld nur, weil ich nur lebe, um Geschäfte zu machen, und weil das Geld auch Samen ist. Wenn man keinen Samen hat, darf man nicht daran denken jemals etwas zu ernten. Dieses Geld da ist Dein, aber ich bin wie ein Mann, der Portraits malt und Dir Dein Portrait nicht geben will, bis es ganz fertig ist. Ich habe da hinein noch das Schloß Beuzeval zu bringen und dann wird alles zusammen Dein sein. Dieser Gedanke ist mir sehr nützlich gewesen, er hat eine Art Begierde nach dem Gelde, die ich zu haben fürchtete, gewissermaßen geheiligt. Hast Du sonst etwas von mir zu verlangen?"

„Das ist etwas anderes,“ sagte Dnestime. „Die Mauern sind hier nicht dick genug und ich will Ihnen das lieber draußen sagen.“

Es giebt Dinge, die so lächerlich grausam sind, daß man sie nur aus dem einzigen Grunde glaubt, weil sie Niemand des Spases wegen zu erfinden wagen würde. Unter diese Dinge gehört auch das Verbot Wasser aus dem Meere zu holen, denn es ist dies vollkommen in allem Ernste untersagt. Ich habe mit meinen eigenen Augen ein armes Mädchen gesehen, die eine Flasche mit Seewasser füllte. Ein Zollbeamter trat ganz außer sich zu ihr und verlangte von ihr, daß sie dieses Wasser wieder in das Meer giesse. Ich fragte ihn, ob das eine Laune von ihm sei und er zeigte mir statt aller Antwort das schriftliche Verbot vor. Nun freilich, manche arme Fischer salzen ihre ärmliche Suppe mit etwas Seewasser, sie kaufen deshalb kein Salz und umgehen dadurch die Salzsteuer.

Dnestime nahm Abschied von seinen Aeltern, als wenn er nach Cherbourg abreisete. Am andern Tage früh brach er auf, nachdem er seine Schwester Berenice zärtlich umarmt und ihr gesagt hatte: „vergiss nicht, — einen Nagel für Dive, zwei für Beuzeval.“

17.

Pulcheria sah ihr Kind täglich mehr hinwelfen. In der Zeit, welche sie ihm entziehen konnte, arbeitete sie mit Berenice, da die Person, die ihr früher Arbeit gegeben, sich aus der Gegend entfernt hatte. Sie wollte Spitzen klöppeln lernen; als sie aber sah, daß man damit eine lange Zeit mit angestrengter Arbeit nur sehr wenig verdienen könnte, bat sie Berenice den Mann zu ihr zu bringen, der ihr Muster brachte und die Spitzen abnahm. Dabei mußte aber sehr heimlich verfahren werden. Herr Malais würde zweifeln sein, wenn er hätte glauben können, irgend Jemand kenne eine Lage, die bisher Niemandem bekannt geworden war. Eines Tages als er auf seinem einzigen Pferde ausgeritten war, dem er gelegentlich eine Bläse malte, damit die Leute glauben sollten, er habe zwei Pferde, wurde der Spitzenhändler in das Schloß geführt. Pulcheria zeigte ihm Arbeiten von ihrer Hand, Stickereien in Canevas und verschiedenen Stoffen. Der Mann versprach nach wenigen Tagen wieder zu kommen und ihr Zeuge zu sticken mitzubringen und versicherte, daß sie dabei mehr verdienen würde als mit Spitzenklöppeln.

Nach einigen Tagen als Herr Malais angekündigt hatte, er reite nach Louville, brachte der Kaufmann wirklich einen Langshawl zu sticken. Er lag noch ausgebreitet auf einem Stuhle mit allem, was zur Ausführung der bestellten Arbeit gehörte, als Herr Malais, der sich wegen des drohenden Regens beeilt hatte, früher als er erwartet worden war eintrat, den Kaufmann erkannte, die Farbe wechselte und sagte: „Guten Tag, Herr Crespie; sehen Sie, Sie suchen sich die Zeit aus, wenn die Alten nicht da sind, um junge Frauen in Versuchung zu führen und Wünsche in ihnen zu erwecken, indem Sie vor denselben Ihre Schmucksachen ausbreiten. Sie werden aber gestehen, Herr Crespie, daß, wenn Jemand Schmuck entbehren kann, dies gewiß meine Nichte ist, die Frau Gräfin von Morville. Da man sich indeß nicht schmückt, um schöner zu sein, sondern um die andern Frauen ein wenig zu ärgern, so ist das, was ich gesagt habe, freilich kein Grund, daß sie es sich versagen sollte, einmal einen Wunsch zu befriedigen. Was ist das da?“

„Ein Langshawl, den die Frau Gräfin selbst zu sticken Lust hat.“

„Selbst zu sticken? Mein Gott, Herr Crespie,

warum bringen Sie ihr den Shawls nicht gleich fertig gestickt?"

„Der ganze Werth des Shawls wird in der Stickerei liegen, so daß er mit derselben wohl vier Mal theurer sein dürfte.“

„Darauf kommt es uns nicht an, Herr Crespie, darauf kommt es uns nicht an. Mein Gott! Die arme liebe Gräfin! Seit dem schmerzlichen Verluste, den sie erlitten hat, seit dem Tode des Grafen von Morville, hat sie gar nicht an Schmuck gedacht und war eine schlechte Abnehmerin für Sie Kaufleute, die Sie unter so verschiedenen Formen und Farben das Feigenblatt, die erste Bekleidung unserer Aller Mutter, verkaufen; aber gedulden Sie sich nur, Herr Crespie, das Haus wird Sie auch wieder in Nahrung setzen.“

„Ach, ich habe hier viele schöne Stoffe und kostbare Spitzen verkauft als Madame Malais noch lebte,“ antwortete Crespie.

„Gott habe sie selig!“ fiel Malais ein, indem er sein Haupt entlöste. Diese höchst würdevolle Bewegung machte der Kaufmann nach, der sich dabei tief verneigte, während Berenice und Pulcheria sich bekreuzigten.

Nach einer kurzen Pause fuhr Malais fort: „Das ist also das Schönste, was Sie haben?“

„Wenigstens das, was dem Geschmacke der Frau Gräfin am meisten zusagte und ich erwähnte bereits, die Stickerei wird ihm erst den ganzen Werth geben.“

„Und wie theuer verkaufen Sie das, Herr Crespie?“

„Nun, wenn Sie mir zwanzig Thaler gegeben haben, dürften Sie mir nicht viel mehr schuldig sein.“

„Sie haben sich noch immer nicht gebessert, Herr Crespie, denn Sie schlagen noch immer, wie sonst, so entsetzlich viel vor. Bestimmen Sie sich eines Bessern, Herr Crespie.“

„Wir werden uns später über den Preis einigen, Herr von Beuzeval; das Haus ist ja gut und ich habe keine Eile.“

„Lieber Oheim,“ sagte Pulcheria, „beeilen Sie die Sache nicht so sehr, ich bin noch nicht fest entschlossen zu diesem Kaufe.“

„Aber Gräfin, gehört denn so viel Ueberlegung dazu, wenn ein Wunsch mit etwa funfzehn Thalern zu befriedigen ist? Da Du diesem Shawle die Ehre erzeigt hast, einen Augenblick seinen Besitz zu wünschen, so kann er von nun an keiner andern Person

in der Welt angehören. Da sind die funfzehn Thaler, Herr Crespie; mehr erhalten Sie in keinem Falle.“

Crespie, Pulcheria und Berenice waren im höchsten Grade erstaunt. Der erstere zögerte einen Augenblick, dann sagte er:

„Ich muß wohl Ihren Wünschen nachkommen, Herr Malais, aber Ihr Geld kann ich heute nicht nehmen; ich bitte Sie vielmehr dasselbe für mich aufzubewahren, bis ich nach sechs Wochen wiederkomme; ich werde da manches in Dive und Beuzeval zu bezahlen haben und brauche also kein Geld dazu mit mir zu nehmen.“

„Ganz wie Sie wollen, Herr Crespie.“

„Gefällt Dir sonst nichts, meine liebe Pulcheria?“

„Nein, lieber Oheim,“ antwortete Pulcheria mit Thränen in den Augen.

Crespie entfernte sich und als auch Berenice gegangen war, sagte Malais zu seiner Nichte: „ich weiß es dem Zufalle Dank, daß der Kaufmann jetzt kein Geld haben wollte. Die funfzehn Thaler sind alles, was wir für den Augenblick haben, mein armes Kind und ich wäre in große Verlegenheit gekommen; aber ich würde ihn bezahlt haben. Ich will durchaus diesen Leuten meine Armuth nicht sehen lassen. . . Ich würde mich sehr glücklich schätzen, meine liebe Pulcheria, wenn ich alle natürlichen Wünsche einer Frau von Deinem Alter und Deinem Stande befriedigen könnte. . . Wenn ich wäre — was ich war, würde ich Dich sogar auffordern recht viel zu wünschen, damit ich recht oft Gelegenheit hätte Dir eine Freude zu machen. Leider haben sich die Umstände sehr geändert, wenigstens für den Augenblick und ich sehe mich genöthiget, Dir Sparsamkeit zu predigen. . . Deine Schönheit wird noch eine lange Zeit Dein einziger Schmuck sein und Du wirst den Verlockungen des Herrn Crespie zu widerstehen suchen müssen. . . Es wird mir schwer so mit Dir zu sprechen, aber. . .“

„Aber,“ antwortete Pulcheria weinend und indem sie ihm trotz seinem Sträuben die Hand küßte, „hat nicht eben Ihre Freigebigkeit gegen mich Ihnen Ihr ganzes Vermögen entzogen, mein vortrefflicher Oheim? Und nun statt mir Ihre Armuth zum Vorwurfe zu machen, bitten Sie mich fast um Entschuldigung, daß Sie arm sind. . . Ich erkenne ganz Ihre große Güte gegen mich und fürchten Sie nicht, daß Herr Crespie Wünsche in mir zu erregen vermöchte; ich denke gar nicht an den Puz und. . .“

Sie wollte Herrn Malais die Wahrheit sagen, aber sie dachte noch zur rechten Zeit an den Kummer

und an den Schmerz, die ihm diese Wahrheit verur-
sachen würde. Seine Richte, die Gräfin von Mor-
ville, für andere Leute arbeiten zu sehen!
Und ein Kaufmann im Geheimnisse, der es gewiß von
Haus zu Hause trug und dem schadenfrohen Reide
seiner Abnehmer erzählte! . . . Sie änderte also die
Worte, welche sie aussprechen wollte und sagte: „ich
suchte mehr eine Beschäftigung als einen Puz, als ich
diesen Stoff kaufte.“

„In des Himmels Namen, entschuldige Dich
nicht, mein liebes Kind!“ rief Herr Malais aus . .
„Ich danke Dir tausend Mal, daß Du mich glauben
machst, Du fühltest keine Entbehrungen in einem Hause,
in welchem es für den Augenblick etwas knapp hergeht,
wie es allerdings nicht zu läugnen ist.“

Als der Langshawl gestickt und Herrn Crespie
übergeben war, dachte Herr Malais nicht mehr an die
Sache. Nur einmal fragte er Pulcheria: „aber warum
trägst Du denn Deinen neuen Shawl nie, Pulcheria?“

„Lieber Oheim,“ antwortete sie erröthend, „ich
abe ihn schon zu viel getragen und bin seiner über-
drüssig. Haben Sie nicht bemerkt, daß ich seit eini-
ger Zeit nichts anderes trug?“

Eines Tages schellte Epiphan an dem Schloß-
thore. Der Mann in der Livrée öffnete das Schieb-
fensterchen, an welchem er seine Audienzen zu geben
pflegte.

„Ist Herr Malais zugegen?“ fragte Epiphan.

„Er ist ausgegangen.“

„Hier ist ein Papierchen für ihn.“

Dabei nahm Herr Epiphan ein verschlossenes
Dintengefäß und eine Feder aus der Tasche und füllte
auf seinem Knie eine Lücke in dem beschriebenen Pa-
piere mit den Worten aus: einem Diener in seinem
Dienste angezeigt.

Der Anblick dieses Papierses erstarrte das Blut
des armen Malais fast zu Eis, denn er sah, daß es
ein Wechsel von ihm selbst über dreitausend Francs
an die Ordre Eloi Alain, Müller in Beuzeval, war,
welcher an diesem Tage bezahlt werden sollte. Der
Schloßherr von Beuzeval sagte nichts, aber er war
sehr traurig den ganzen Tag über und sprach fast kein
Wort. Einige Tage später brachte Epiphan demsel-
ben Diener am Thore eine Vorforderung, sich zum
Bezahlen verurtheilen zu hören. Wieder einige Tage
später empfing derselbe Diener aus der Hand desselben
Epiphan eine Abschrift des Urteils des Herrn Malais,
die genannte Summe zu zahlen bei Androhung jedes
gesetzlichen Zwangsmittels, selbst der persönlichen Haft.

Als aber Epiphan etwas später die Aufforderung
brachte, binnen vierundzwanzig Stunden zu zahlen,
hatte Malais sein Pferd auf die Weide geführt. So
empfing Pulcheria das Papier und es wurde darauf
bemerkt, daß es seiner Richte mitgetheilt worden. Sie
las das Papier mit Schmerz vom Anfange bis zum
Ende durch und erschrak gewaltig darüber. Die Pro-
curatoren des Königs und die Diener der öffentlichen
Macht wurden darin aufgefordert zur Vollstreckung
des Gegenwärtigen Hilfe und Beistand zu leisten, denn
das Verbrechen kein Geld zu haben ist vielleicht das-
jenige, gegen welches die größte Machtentwicklung
aufgeboten wird. Pulcheria ging zu Berenice.

„Ach,“ sagte diese, „wir haben keine Nachricht
von Dnestime seit er fort ist und ich sehe auch nicht
ein, wie er uns hier nützlich sein könnte. Ja, wenn
es gälte sich in's Wasser oder Feuer für Sie zu stür-
zen, da wäre er der Mann dazu, aber es soll Geld
herbeigeschafft werden.“

„Mein Gott, was sollen wir thun?“ jammerte
Pulcheria. „Ich sehe ein, daß mein armer Oheim
das Schloß nicht wird behalten können und daß es
besser wäre, er verkaufte es sogleich; aber er überlebt
den Kummer gewiß nicht, wenn es auf Befehl der
Obrigkeit verkauft wird.“

„Dnestime hat mich als er fortging aufgefordert,
irgendwo ein Zeichen zu geben, wenn wir ihn brauchten;
aber wer weiß, wo er heute ist und was kann er auch
thun?“

„Wer weiß, vielleicht könnte er uns doch einen
guten Rath geben,“ sagte Pulcheria, „oder uns bei-
stehen, Herrn Malais fortzubringen, damit er nicht
sieht, was ich leider nicht werde verhindern können.“

„Nun so kommen Sie mit mir, Pulcheria, wir
wollen das verabredete Zeichen geben, obgleich ich nicht
zu hoffen wage, daß er Kenntniß davon erhält.“

Beide machten sich auf den Weg und sie trugen
abwechselnd das Kind Pulcherias, die unterwegs
Berenice fragte:

„Warum nennst Du mich nicht mehr Du?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete diese; „es ist
mir von selbst gekommen, nicht mehr Du zu sagen,
ohne daß ich mir etwas dabei dachte. Sie waren ein
reiches und gelehrtes Fräulein und dann eine vor-
nehme Dame.“

„Und heute bin ich von allem dem nichts mehr,
heute bin ich wieder eine Arbeiterin wie Du.“

„Nun gleichviel, es ist mir immer, wie ich auch
zu dem armen Dnestime sagte, Sie gehörten nicht

mehr zu derselben Art wie wir. Manche Hühner brüten Enteneier aus, aber wenn die Jungen ausgekrochen sind, laufen die Enten nach dem Teiche und schwimmen, während die kleinen Hühner immer in dem Staube des Hofes scharren."

„Welche Thorheit! Und was sagte Dnesime?"

„Er war sehr betrübt darüber, da er Sie so sehr liebt."

Es folgte nun eine Pause, dann fuhr Pulcheria fort: „Gleichviel, ich verlange, daß Du mich wieder Du nennst, ich liebe Dich wie sonst und es erinnert mich an eine Zeit, die ich sehnlich zurück wünsche trotz dem schnell verblichenen Glanze in meinem Leben. Arm sein ist nichts; arm werden, ist das Schreckliche. Bei Euch damals hatte ich werde Geld noch einen Mann, noch ein Kind; heute habe ich mein Vermögen und meinen Mann verloren und werde vielleicht bald auch dies arme Kind verlieren. Ich bin nur gestiegen, damit ich um so tiefer stürzen sollte. Liebe mich, meine arme Berenice und verseze Dich mit mir in unsere Kindheit zurück. Was bleibt mir denn noch in der Welt? Ein Greis, der um meinetwillen, fast durch mich arm geworden ist, den die Armuth schwer drückt, ein armes Kind, das dem Tode entgegenwelkt und Du."

„Und bin ich nichts?" fragte Dnesime.

Pulcheria und Berenice erschrafen und antworteten nicht; sie zitterten und konnten kaum stehen.

„Verzeiht," sagte Dnesime, „ich wollte Sie nicht so erschrecken. Ich glaubte, Sie dächten hier an mich. Seit meiner Abreise komme ich alle Abende hierher, um zu sehen, ob mich Niemand von Ihnen braucht."

„Bist Du denn nicht nach Cherbourg gegangen?"

„Davon reden wir später; nur spricht gegen Niemanden von mir, sondern thut als wäre ich seit hundert Jahren todt."

„Sehest Du Dich keiner Gefahr aus?"

„Auch davon sprechen wir ein anderes Mal. . . Sollte mir jetzt ein Zeichen gegeben werden? Welche von Beiden braucht meine Hilfe? Alles was ein Mann mit seinen Armen und seinem Herzen thun kann, bin ich bereit zu thun und wenn von mir auch etwas verlangt wird, das über die gewöhnliche Menschenkraft geht, so werde ich, denke ich, es auch thun können und ich habe meine Gründe dazu."

„Guter Dnesime," sagte Pulcheria, „es handelt sich leider um eine Summe Geld, welche Herr Malais nicht bezahlen kann und um derentwillen man ihm

das Schloß Beuzeval nehmen wird; das bringt ihn gewiß um."

„Wer verlangt das Geld? Der Müller?"

„Nein, der Pächter Arret, es ist aber ein Wechsel, den mein Oheim dem Müller gegeben hat."

„Ich verstehe schon; der Better Cloi ist immer dabei im Spiele. Nach den vielen Versprechungen, die er mir gegeben hat, muß er nun einmal etwas für mich thun. . . Welche Frist wünscht Herr Malais? Sechs Monate?"

„Ach Gott, er wird nach sechs Monaten eben so wenig bezahlen können wie heute; die falschen Speculationen eines Mannes, den ich nicht nennen will, haben ihn ruinirt; er muß das Schloß verkaufen; aber wenn ich Zeit hätte, würde ich ihn allmählig bestimmen, daß er es freiwillig thut und sich anderswohin mit mir begiebt."

„Anderswohin?"

„Ja, nach Dive, Beuzeval oder Cherbourg. . . Wenn Sie einigen Einfluß auf den Müller haben, Dnesime, so bewegen Sie ihn, daß er die gerichtlichen Verfolgungen einstellt."

„Das verspreche ich."

„Und wie wollen Sie es durchsetzen?"

„Das weiß ich jetzt selbst nicht, aber geschehen wird es. Ich gehe sogleich; spreche nur Niemand von meiner Anwesenheit und vergeßt nicht, daß ich alle Abende hierher komme."

Er reichte Berenice und Pulcheria die Hand, sprang über einen Zaun und verschwand hinter den Hecken.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Die Holzschuhe.) Ueber diese volksthümliche Fußbekleidung besonders der Küstenbewohner der Nordsee entlehnen wir aus Clement's „Reise durch Holland, Friesland und Deutschland im Sommer 1845 (Kiel, Schröder u. Comp., 1847)" nachstehende interessante Notizen: — Die Thatsache, daß die Holzschuhe in allen Küstenländern der Nordsee mit wenig Unterbrechung von den hannöverschen Marschen an bis nach der Bretagne, also in Hannover (auch noch in Westphalen), im Bremischen und Oldenburgischen, in Ostfriesland, Groningerland, Westfriesland, Nordholland, Holland, Belgien, der Picardie und Normandie eine gewöhnliche Fußbedeckung sind, was ich überall selbst gesehen, ist nicht allgemein bekannt, obwohl

sie in geschichtlicher Hinsicht sehr merkwürdig ist. Ganz Dänemark, aber nur das eigentliche Dänemark, welches Dänisch spricht, geht in Holzschuhen, die Nordfrisen und Holsteiner aber nicht. Die dänischen Holzschuhe sind die schwerfälligsten und klotzigsten von allen, die französischen die leichtesten und civilisirtesten. Die Holländer nennen die Holzschuhe Klumpen; bei Düsseldorf am Rhein heißen sie, wahrscheinlich den Holländern nachgeahmt, Klumpen und im Wupperthal Blotchen. Die Holzschuhe sind eine warme und der Gesundheit zuträglichere Kleidung, allein welchen hölzernen Anstrich und welchen plumphen und steifen Gang geben sie dem Menschen! Am plumptesten geht der Däne in seinen schweren Holzschuhen, welche oben und unten mit Eisen beschlagen sind und in Dänemark ist der Holzschuh so allgemein eingerissen, daß fast Jeder darin geht, in den andern Ländern nicht. Sonst wird der Holzschuh fast nur in Ländern getragen, wo der Boden fett und matschig ist und die Ursache ist nicht eben die ärmliche Lage der Bewohner, sondern eine klimatische Nothwendigkeit; in Dänemark ist diese Nothwendigkeit nicht vorhanden, weil hier meistens die Bewohner eines sandigen Bodens Holzschuhe tragen, die Ursache also muß eine andere sein und das Volk selbst sagt, daß der Holzschuh die wohlfeilste Fußbekleidung sei. Die unförmlichen Blöcke zerstören und verkümmern die Füße, verderben Gang und Beine und machen den ganzen Menschen plump und steif und dennoch ist man in Dänemark weit davon entfernt, an Abwerfung einer alten Barbarei zu denken, welche einen schädlichen Einfluß auf das ganze Volk übt. Welch ein Holzschuh-Geklapper früh Morgens, wenn die Mehrzahl der Bürger noch in Federn liegt, in den Straßen der Hauptstadt und aller Städte, wo man Dänisch spricht! Holzschuhe sind ein bedeutender Handelsartikel in Dänemark. Man sieht ganze Schiffsladungen davon und vor den Thüren der Krämer hochbeladene Fuder Holzschuhe. In der Hauptstadt Frankreichs haben die Holzschuhe, welche hier den höchsten Grad der Cultur erreicht und wegen ihrer Leichtigkeit und Zierlichkeit im auffallendsten Contrast mit den dänischen stehen, das große Verdienst erworben, der modernen weiblichen Welt zu einem festen, wohlgefälligen Gang und einer graziösen Haltung zu verhelfen. In den Rheinlanden hie und da, sogar auf der Südseite Deutschlands tragen einzelne Menschen, unter andern auch Arbeiter in gewissen Fabriken Holzschuhe, um ihre Füße warm und trocken zu erhalten. Doch solche einzelne Fälle sind Zufälligkeiten, welche jene allgemeine historische Erscheinung wenig betreffen. Es scheint, daß die Holzschuhe ihren Ursprung, welcher gewiß in eine sehr alte Zeit zurückgeht, im Norden des europäischen Continents haben und daß sie in Folge der großen Völkerwanderungen über die genannten Länder verbreitet worden sind.“

(Isabella und Narvaeg.) Die Journale erzählten in ihrer Weise ziemlich umständlich, wie Narvaeg, als er kürzlich nach Spanien zurückgekehrt, von der harmlosen Isabella in einer Privat-Audienz abgewiesen worden ist. Es war

nach Beendigung des Theaters, mithin gegen Mitternacht, als die Königin Narvaeg empfing. Es mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß Isabella das Theater vor allem liebt; man kann sie hier alle Abende Gerstenzucker-Stengel nach dem Munde führen und Drangen schälen sehen. Sie behauptet, daß alle große Damen Frankreichs, wenn sie einem Schauspiel beiwohnen, das Nämliche thun. Uebrigens liest sie fast immer etwas von Paul de Kock.

Don Narvaeg präsentirte sich in Staatsuniform, mit seinem großen Säbel, seinem gewaltigen Schnurbarte und seinen Orden. Hier das Zwiegespräch zwischen ihm und der Königin:

„Aha! da bist Du!“

„Ja, Majestät!“

„Was gedenkst Du zu thun?“

„Das Ministerium zu ändern.“

„Possen!“

„Gurer Majestät eine Liste von Candidaten vorzulegen.“

„Dummes Zeug!“

„Aber Ihre Majestät wollen doch nicht, daß die Anarchie...“

„Pacheco ist eine gute Haut, den will ich behalten.“

„Was wird Ihre Königliche Mutter dazu sagen?“

„Sie mag sich um ihre Angelegenheiten bekümmern.“

„Und Europa?“

„Das ist mir völlig einerlei.“

„Nun was soll ich denn thun?“

„Schlafen gehen!“

Auf diese Weise soll die Königin den Gesandten ihrer königlichen Mutter und des verehrungswürdigen Herrn Guizot verabschiedet haben. „Indes,“ bemerkt ein Journal, „müssen wir der Wahrheit die Ehre geben und noch hinzufügen, daß Ihre Majestät Herrn Narvaeg die Hand zum Kuß gereicht hat.“

— 8 —

(Die Aristokratie des Barte.) Eine geistreiche Dame, die Frau von Casa-Mayor, hat in Paris so eben eine sehr originelle Schrift „die Pathologie der Ehe“ herausgegeben, zu welcher sie die Ermordung der Herzogin von Praslin und deren herzerschütternde Briefe (bei Hartung in Leipzig in deutscher Uebersetzung erschienen) veranlaßten. Sie spricht freilich sehr legerische Ansichten darin aus, aber unsere Leserinnen werden doch wahrscheinlich mit Interesse z. B. das lesen, was sie über den Gehorsam sagt, den die Frau ihrem Manne schuldig ist. „Warum gehorsam? Der Soldat gehorcht dem Corporal, der Corporal dem Feldwebel, der Feldwebel dem Officiere u. s. w. weil jeder Geringere in dem höhern Grade einen Grund seines Gehorsams findet. Der Vicar gehorcht dem Pfarrer, der Pfarrer dem Bischöfe u. s. w. aus gleichem Grunde. Der Beamte gehorcht dem Minister, weil dieser in einem Amte steht, welches hohe geistige Fähigkeiten voraussetzt. Der Arbeiter gehorcht dem Fabrikanten, weil dieser ihm das tägliche Brod giebt. Der Schüler gehorcht dem Lehrer, weil dieser weiß, was jener nicht weiß. Der Sohn gehorcht dem Vater, weil dieser ihm das Leben und mehr gab.

Über warum soll die Frau dem Manne gehorchen? Weil der Mann mehr weiß als die Frau? Gott hat aber die Frau nicht zu einem dunkeln Körper gemacht, der sein Licht von einem selbst leuchtenden andern Gestirn erhält. Weil der männliche Geist ein anderer ist als des Weibes? Das Gehirn ist bei beiden Geschlechtern gleich. Weil der Mann in moralischer Hinsicht höher steht? Das wird Niemand im Ernst zu behaupten wagen. Weil der Mann die Frau durch seine Arbeit ernährt? Das ist bei der Masse des Volkes falsch. Sie arbeitet dort eben so viel als er. In den bereits abnehmenden Mittelständen arbeitet sie in der einen, er in der andern Weise. Wenn in den höhern Ständen die Frau keine Handarbeit verrichtet, so erkaufte sie das Recht müßig zu sein durch ihre Mitgift, ja oftmals ernährt sie den Mann und wenn sie nicht Hausfrau ist, macht sie die Honneurs im Salon; wenn sie nicht im Comptoir oder Bureau thätig ist, erwirbt sie dem Hause Freunde durch ihre Anmuth, durch ihr gesellschaftliches Talent; warum also soll sie dem Manne gehorchen? Und dann — der Sohn wird Vater, der Schüler wird Lehrer, der Beamte wird Minister, der Vicar Erzbischof, der Soldat Marschall, wenigstens kann er es werden; nur die Frau kann nie höher steigen, sie muß immer gehorchen. Jede untergeordnete Stellung ist eine vorübergehende, nur die ihrige bleibt unveränderlich wie die des Schwarzen. Der Schwarze kann seine Farbe nicht wechseln, die Frau nicht ihr Geschlecht. Es giebt in unsern Tagen nur zwei ernstlich und festbegründete Aristokratien: die Aristokratie der Haut und die Aristokratie des Bartes und warum? Nur ein Grund erklärt es: der Mann ist der Stärkere und er macht das Gesetz.“

Generalcorrespondenz.

Die Stadt Newyork will dem Gründer der amerikanischen Freiheit, „dem Vater Amerikas“, eine der kostbarsten Statuen in der Welt errichten, für welche freiwillige Beiträge gesammelt werden. Ein Herr Morgan, der kürzlich dort starb, hat allein zu diesem Zwecke eine Summe von funfzehntausend Dollars vermacht. —

Lamartine, der geistreichste Mann Frankreichs, der Mann der Zukunft dieses Landes, hielt kürzlich bei der Versammlung des Gärtner-Vereins in Macon eine glänzende Stegreifrede über die Liebe der Menschen zu den Blumen, in welcher er unter anderm sagte: „und man glaube nicht, daß die Freuden an den Blumen und Gärten den Großen dieser Erde vorbehalten sind, jenen reichern Besitzern von Parks und Gärten, welche, um ihren Luxus bewundern zu lassen, das Wasser, die Bäume, die Blumen sogar nöthigen gleich Höflingen sich vor den Pforten ihrer Paläste aufzustellen. Nein man braucht keine Macht, keine Pracht, keinen großen Raum, um das Glück zu genießen, das Gott in den Anblick seiner Pflanzenwelt ge-

legt hat. Es giebt Freuden und Genüsse, die sich der Reichtum nicht ausschließlich aneignen konnte. Die Natur ist nie aristokratisch; wie groß oder wie klein auch der Raum sein mag, den der Mensch seinen Genüssen widmet, seine Sinne nehmen nur die gleiche Menge Gefühle auf. Die menschliche Seele ist so, weil sie unendlich ist, sie besitzt eine solche Elasticität, eine solche Fähigkeit sich auszudehnen und sich zusammenzuziehen, daß sie über die Grenzen der Welt hinauszureichen und wie Alexander auszurufen vermag: „Gieb mir andere Welten; diese ist für mich zu klein!“ sich aber auch in einen kleinen kaum bemerklichen Punkt zusammenziehen und wie Horaz im kleinsten Gärtchen sagen kann: „Diese traute Stelle erseht mir alle Welten.“ Der Besitzer von Tausenden von Aekern in England und Schottland, die zu Park und Garten angelegt sind, fühlt nicht mehr, nichts Entzückenderes als was der Arme empfindet, der sich an seinen drei Blumenstöcken erfreut u. c.“ — An einer andern Stelle sagte er: „Die Gärtnerei, welche bisher nur eine Erholung, ein Luxus für das Haus, ein Schmuck des Bodens war, wird ein neuer und großartiger Gegenstand des Handels werden und ist es zum Theil schon. Ich komme aus dem Süden und sah an den Küsten des Mittelmeeres einen bedeutenden Blumenhandel. Toscana und Genua ziehen und verführen jährlich für viele Millionen Erzeugnisse ihrer Blumenbeete. Aber die eine Kunst hat eine andere hervorgerufen. Nach der Kunst die Blumen zu ziehen, kam die, sie zu pflücken und ihre Farben und Gerüche zu ordnen. Diese Kunst hat in Genua z. B. solche Fortschritte gemacht, man hat dort die Rosen, die Nelken, die Tulpen, die Ranunkeln, die Georginen so studirt, so untereinander verflochten und verwebt, daß die Bouquets, welche für die Tafeln bei festlichen Gelegenheiten bestimmt sind und die oft drei Ellen im Umfange haben, smyrnaischen Teppichen, Pflanzengeugen, duftigen Sammeten, Blumen-Mosaiken gleichen. Es giebt dort wirkliche Weber, die diese duftigen Zeuge fertigen. Die Sträußebinderinnen bilden da eine besondere Klasse, ein eigenes Gewerbe. Die Bouquets, die man bei den Festen in Toulon, in Marseille, in Bordeaux, ja in Paris sogar bewundert, sind in Genua oder in Florenz gebunden oder vielmehr gewebt. So wird die Luxusgärtnerei mehr und mehr eine Industrie. Vervollkommet sie noch mehr und sie wird eine neue Kunst, eine Malerei werden, deren Palette ein Garten sein wird u. c.“

Jetzt schaffen die Engländer, die sich bekanntlich alles aneignen, was sie mit ihren weitreichenden Händen ertlangen können, sogar die Ueberreste des — Thurmes von Babel nach London. Es ist nämlich vor Kurzem in London ein Schiff aus Bufforah angekommen, das nebst Kisten voll arabischen und persischen Handschriften, Stücken von Bildsäulen in schwarzem Marmor, Basalt und Granit, die sämmtlich mit hieroglyphischen Zeichen bedeckt sind, auch eine bedeutende Anzahl von Backsteinen mitbrachte, die 13 Zoll in's Gevierte hatten, mit hieroglyphischen Charakteren bezeichnet sind und zu einem Theile des altberühmten Thurmes von Babel gehört haben sollen.

Alles soll in dem britischen Museum aufgestellt werden. — Während der Reise der Königin von England in Schottland erschien unter vielen andern Bittstellern auch ein junger Mann, der um eine Audienz bitten wollte und zwar bloß weil er eine wirklich auffallende Aehnlichkeit mit dem Prinzen Albert hat. Er wurde natürlich abgewiesen, ließ sich aber nicht abschrecken, sondern brachte sein Gesuch schriftlich vor. Er verlangt wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Gemahle der Königin einen Jahresgehalt von 500 Pf. St. (3400 Thlr.) und „ein Hofräulein zur Frau.“ —

Die italienischen Zeitungen erzählen eine geheimnißvolle Geschichte und die englischen eine andere. Nach den erstern sah man zu Ende des vorigen Monats in Mailand einen Wagen durch die Straßen fahren, der vollständig zugemacht war und von Maskirten mit Fackeln begleitet wurde. Mit einem Male griff eine Anzahl Männer mit falschen Bärten die Begleiter jenes Wagens an, die nach kurzer Bertheidigung die Fackeln wegwarfen und entflohen. Die Polizei fand als sie erschien einen schwerverwundeten Mann auf der Straße und zwei Dolche neben ihm. Als sie den Wagen öffnete, bemerkte man darin eine ohnmächtige Dame, in welcher man die Prima Donna Canzi erkannte, die in Venedig sein sollte. Als sie wieder zu sich kam, weigerte sie sich Auskunft über den räthselhaften Vorfall zu geben. Der Verwundete hat sich auch wieder erholt, giebt aber eben so wenig als die Sängerin irgend eine Erklärung. — Das englische Geheimniß ist folgendes: Hier (in Brooklyn) in einem abgelegenen Theile der Stadt in einem armseligen halbverfallenen Hause hält sich ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit auf, die seit drei Jahren sich fern von allen Menschen gehalten hat und nur erschienen ist, wenn sie ihre einfachen Lebensbedürfnisse kaufte. Sie soll fabelhaft reich sein und man weiß, daß sie Güter von großem Werthe besitzt; aber woher sie kam, wer sie ist und was sie mit ihrer seltsamen Lebensweise bezweckt, kann Niemand errathen. Seit sie in der Stadt wohnt, hat sie keinen Besuch und keinen Brief erhalten und so liebenswürdig sie aussieht, meidet sie doch sorgsam das stärkere Geschlecht; sie scheint sogar eine unüberwindliche Abneigung gegen dasselbe zu haben. Es umgiebt sie irgend ein Geheimniß, aber noch Niemanden ist es gelungen den Schleier zu lüften, so Viele es auch schon versuchten. —

Ein französischer Dichter, Fr. Soulié, von dem auch unsere Blätter in frühern Jahrgängen einige reizende Novellen mitgetheilt haben, starb, 47 Jahre alt, in seinem Schloß zu Bievre (die französischen Schriftsteller besitzen Schlösser). Er wurde in Paris unter zahlreicher Begleitung zur Erde bestattet und Victor Hugo hielt am Grabe eine Rede, deren Schluß lautete: „Wenn die Philosophen, die Schriftsteller, die Dichter einen der Ihrigen hierher bringen, so kommen sie ohne Besorgniß und voll von Glauben an ein anderes Leben, ohne welches das irdische weber Gottes, der es giebt, noch des Menschen, der

es empfängt, würdig wäre. Die Denker vertrauen Gott; sie sehen mit Ruhe und Heiterkeit, einige mit Freuden, in das Grab, das keinen Boden hat; sie wissen wohl, daß der Körper da seinen Kerker findet, aber auch daß die Seele hier Flügel erhält. Nein, der Tod ist keine Lüge; die Seelen finden da nicht jene entsetzliche Knechtschaft, jene fürchterliche Kette, die man das Nichts nennt. Sie sehen in herrlicherem Strahlenkranze ihren Flug nach oben und ihr unsterbliches Geschick fort; sie waren frei in der Poesie, in der Kunst, im Denken; sie sind frei im Grabe.“ — Alex. Dumas, der auch sprechen sollte, konnte vor Nahrung nicht zum Reden kommen. —

Fräulein von Marra befindet sich jetzt in Leipzig, um in einem Cyclicus von Darstellungen auf der hiesigen Bühne aufzutreten. Diese werden in den betreffenden Rollen der Lucia di Lammermoor, des Liebestranks, der Nachtwandlerin, Puritaner, Regimentstochter und, wie wir hörten, auch der Undine (hier von der Sängerin zuerst zur Anschauung kommend) bestehen. Am letzten Dienstag begann sie mit der Lucia. Ihr außerordentliches Gesangs- und liebenswürdiges Darstellungstalent hatte uns in der komischen Oper bereits während ihres Aufenthalts im vorigen Sommer hoch erfreut; jetzt lernten wir sie zum ersten Male als höhere dramatische Sängerin kennen, die sowohl durch geistreiche musikalische als dramatische Ausföhrung der schwierigen Partie der Lucia bewies, daß sie durch ihr ungewöhnliches Talent mit dem Ersten, was es in dieser Art giebt, in eine Reihe gestellt zu werden verdient. Der Erfolg ihrer Lucia war ein so glänzender, durch seine durchgebildete musikalische und dramatische Auffassung so vollkommen begründeter, daß der ununterbrochene begeisterte Beifall des vollen Hauses und vielmaliger Hervorruf das Anerkenntniß der hohen künstlerischen Begabung der Marra verkündeten. Sie ist eine von den wenigen ausgewählten Sängerinnen, welche auf den Pariser und Londoner Bühnen die höchste Stufe künstlerischer Anerkenntniß einzunehmen befugt sind.

Wir haben kürzlich als Scherz erzählt, daß ein englischer Ingenieur die Wiege seines Kindes durch eine kleine Dampfmaschine in Bewegung setzen lasse; jetzt erfahren wir, daß diese Idee wirklich bereits und zwar im Großen zur Ausführung gebracht ist. In Baltimore in den Vereinigten Staaten ist nämlich kürzlich eine Krippe in großem Maßstabe eröffnet worden und eine Dampfmaschine setzt die hunderte von Wiegen in dieser Anstalt in Bewegung. (Die „Krippen“ sind bekanntlich vor einem Paar Jahren zuerst von Marbeau in Paris begründete Bewahranstalten für Säuglinge und ganz kleine Kinder der Armen. Eine ausführliche Schilderung dieser neuen segensreichen Anstalten befindet sich in dem „illustrierten Kalender für die deutsche Frauenwelt für das Jahr 1848.“ Leipzig, Steinacker.)

Allgemeine Mode-Zeitung

Nr. 43.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quart-
bogen mit ca. 64 illum. Stahl-
stichen, gegen 600 Abbildungen
der neuesten Moden, kurze Zeit
nach deren Erscheinen in Paris,
London, und Wien, in ganzen
Figuren und in Darstellungen
von Häubchen, Hüten, Kränzen,
Krisen (f. Männer, Frauen u.
Kinder) enthaltend: 6 Zflr. Wia
ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, sene Modenbilder und
Portraits interessanter und be-
rühmter Zeitgenossen (Männer
u. Frauen) Städte-Ansichten u.
Gegenden, die neuerlich die all-
gemeine Aufmerksamkeit erregt
haben, Abbildungen von neuen
Schnitten und Monumenten,
v. Weiblich, Gardinen, Equipa-
gen, Copien moderner Gemälde
etc. enthaltend: 8 Zhaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die zweite Abtheilung der Erzählung „die Familie Alain“ folgt sofort nach Beendigung der „Trompeter-Gesellschaft.“
Der Red.

Die Trompeter-Gesellschaft.

Eine Nachahmung

von

Kathinka Fitz:

Du wirst Dich wundern, bester Oswald, einen aus der Kaltwasserheilanstalt von K. datirten Brief von mir zu erhalten. Da Du meinen Widerwillen gegen jede Ortsveränderung kennst, wirst Du auf diese Nachricht hin glauben, ich sei von einer jener ernstesten Krankheiten befallen, wegen welcher die Aerzte ihren Patienten, um sie nicht unter ihren Augen sterben zu sehen, Zerstreuungen und Reisen anrathen. Dem ist aber nicht also; der Zufall, dieser große Meister, der Helden macht und besiegt, der Liebesbande knüpft und auflöst, der Zufall, der uns reich oder arm, schön oder häßlich, zum Schriftsteller, Gewürzkrämer oder Gerichtsboten macht, der Zufall, der uns rechts stößt, wenn wir links wollen und links, wenn wir den geraden Weg verfolgen möchten, der Zufall allein ließ mich vor vierzehn Tagen den Weg nach K. einschlagen, wo ich jetzt mit der Feder in der Hand sitze, um Dir zu melden, was mich hierher zu gehen bewog.

Du kennst meine Gewohnheiten... Gewohnheiten, welche durch ein lang hinausgedehntes Ledig-

bleiben fast zu Manien geworden sind. Unter diesen Gewohnheiten steht oben an der Abscheu, den ich vor dem Zuhausefrühstücken empfinde. Sei es, daß man sich mit dem selbstgemachten bescheidenen Milchkaffee in einer vom langen Gebrauche entgoldeten Tasse begnügt, die selbst dem Geschütze gegenüber probehaltig ist; sei es, daß man consistenterer Nahrung bedürftig sich eine Karbonade oder ein zähes Beefsteak aus dem benachbarten Kaffeehause kommen läßt, so ist so viel gewiß, daß der schmutzige Ganyemed mit seinem Schurz von zweifelhafter Weiße, seinem schwarzen Speiseforb und seinen schartigen Tellern, der die knapp zugetheilte Ration bringt, ganz geeignet ist, auch dem stärksten Grenadier den Appetit zu benehmen.

Ganz anders ist es mit dem Mahle, das man in dem Kaffeehause selbst einnimmt; hier ist alles Blendwerk, Täuschung! Die Tischtücher vom vorigen Tage sind durch das Wasser gezogen worden, die Servietten frisch aufgestärkt, das Neusilber glänzt, der gemalte Plafond, die Pfeilerspiegel, einige Vasen voll Blumen, mitunter eine hübsche Kellnerin, das alles bringt eine angenehme Wirkung hervor, welche blendet und verführt, so daß man darüber vergißt, daß die Milch, welche kochend aus der Milchkanne herausströmt, nur durch die Gnade des Unbekannten sahnig ist, daß der Kaffee seine dunkle Färbung seinem engen Bündnisse mit der Chicorie verdankt, daß auf diesen

gothischen Tellern Karbonaden und Beefsteaks im Zustande der zweiten Auflage liegen. Im Kaffeehause ober in der Restauration ist die Küche eine Schauspielerin unter ihrer rothen und weißen Schminke, ihren Indigoadern und falschen Locken; zu Hause zeigt die Küche die Mysterien des Herdes in ihrer abschreckendsten Nacktheit, die mir schrecklicher als eine Kanonenkugel ist, wovon ich bis an das andere Ende der Welt fliehe und was schuld war, daß ich mich Donnerstag am ersten August des Jahres der Gnade 1844, bei einem strömenden Regen auf den Weg nach dem englischen Kaffeehause machte.

Ich war nur noch wenig Schritte davon entfernt, als ich ein lautes Gelächter hinter mir hörte, welches mich den Kopf herumzudrehen bewog; der schlechte Spasmacher, der sich also auf meine Kosten belustigte, war unser Freund Felix, der fröhliche leichtsinnige Geselle, den Du ohne Zweifel nicht vergessen haben wirst. Geschäfte hatten ihn auf einige Tage in die Stadt geführt, ohne daß er bis jetzt Zeit gefunden hatte, mich zu besuchen.

Du kannst Dir denken, daß wir unsere Unterhaltung nicht in freier Luft fortsetzen wollten; bald saßen wir hinter einem einsamen Tischchen im Kaffeehause, wo wir eine Menge freundliche Worte und einige Händedrucke austauschten, welche uns lebhaft an das in der Schule geschlossene Freundschaftsbündniß erinnerten.

Nachdem die ersten Herzensergießungen stattgefunden hatten, stieß Felix das Gelächter wieder aus, womit er mich auf der Straße begrüßt hatte.

„Du bist also noch immer derselbe,“ sagte er, „ich glaube, wenn es Spieße regnete, der Strom die Stadt unter Wasser setzte oder sämtliche Schanzen der Festung Bomben ausspieen, so würde man Dich um die Frühstücksstunde dennoch auf dem Wege nach dem Kaffeehause finden.“

„Was willst Du! Ich habe nun einmal meine Idee.“

„Das ist eine schlechte Idee bei der jetzigen Regenzeit,“ sagte der Freund.

„Es ist besser sich der Gefahr des Ertrinkens auszusetzen, als der Gewißheit, Hungers sterben zu müssen. Zudem kann ich schwimmen.“

„Und bist nicht in dem Besitze der Langmuth eines Kameelmagens,“ versetzte Felix lachend. „Aber,“ fügte er hinzu, indem er eine ernste Miene annahm, „wenn Du nun vor der Zeit krank und gebrechlich

würdest, wenn Du nicht mehr ausgehen könntest, was würdest Du alsdann thun?“

„Zum Henker! Daran habe ich noch nie gedacht,“ antwortete ich.

„Die Jahre werden Dich nicht mehr verschonen als die andern Sterblichen,“ fuhr Felix fort, „und ich wundere mich, daß Du bei Deiner Lebensweise noch nicht von Rheumatismen durchdrungen bist.“

„Nun, wenn wir einmal so weit sind, dann ist es noch immer Zeit daran zu denken. Ich werde dann noch immer meine Treppe herunterkriechen können, um bei meiner Hausfrau zu frühstücken oder ich miethe mich in einem Hause ein, in dessen Parterre-geschoß ein Weinhaus ist.“

„Das ist eine schöne Aussicht.“

„Ich werde mir im Nothfalle mein Essen auf mein Zimmer bringen lassen.“

„Warum nimmst Du Dir nicht eine Köchin, eine Haushälterin?“

„Ich habe einen Abscheu vor diesen ehrwürdigen Matronen, die neben der von ihnen angenommenen Religionsgeschichte, die alten Junggesellen zu betrügen, einen gewissen Rauch- und Fettgeruch ausströmen, der mir spasmodische Nervenzufälle erregt; ich hätte in der schönen Zeit geboren werden sollen, wo die Aeltern den vernünftigen Einsinn hatten, ihrem Erstgeborenen irgend eine wohlthätige Fee aus der Nachbarschaft zur Pathin zu wählen.“

„Du würdest die Deinige gebeten haben, den Magen bei Dir abzuschaffen.“

„Daß ich ein Narr gewesen wäre; ich hätte sie vielmehr gebeten, mir die Gabe zu verleihen, so oft sich der Appetit bei mir einstellte, vermittelst eines Fußtritts auf den Boden ein wohlbesetztes Tischchen herauszuzaubern.“

„Das wäre auch nicht übel gewesen, besonders wenn Du Deine Freunde dazu eingeladen hättest, Deine Zaubermahlzeiten zu theilen. Aber laß sehen, ob man nicht mit einigem guten Willen dahin gelangen kann, diese verschwundenen Genien zu ersetzen.“

„Wodurch, wenn's beliebt?“

„Durch Diejenigen, auf welche die guten Feen ihre Zauberstäbe vererbt haben: durch die Frauen.“

„Durch die Frauen! Zum Henker, was haben die mit allem dem zu schaffen?“

„Das ist ganz einfach. Du mußt Dich be-
weiben.“

„Heirathen?“

„Allerdings.“

„Ich habe wohl irgend eine verrückte Idee von Dir erwartet, aber ich will mich hängen lassen, wenn ich auf diese gefallen wäre.“

„Lache so viel Du willst,“ entgegnete Felix, ohne im Geringsten aus der Fassung zu kommen, „meine Idee ist vortrefflich und wenn ich sie Dir erst näher entwickelt haben werde, wirst Du meiner Ansicht völlig beistimmen.“

„Ich glaube nicht,“ versetzte ich, „will aber dennoch Deine Entwicklung hören.“

„Erstens, eine Frau nimmt Dir alle Haushaltungssorgen ab, sie ordnet Deine Mahlzeiten an, rechnet mit der Magd, verbannt aus Deinem Hause die Dir widerlichen Ausläufer aus den Restaurationen; sie bevölkert Deine Einsamkeit, sie trägt Sorge, daß Du beim Aufstehen, je nach der Jahreszeit, Dein Wohnzimmer geheizt und gelüftet findest. Zweitens, durch ihre Anwesenheit bist Du nicht mehr in die Nothwendigkeit versetzt, Dich allein zu Tische zu setzen; eine weiße, feine, gewandte Hand legt Dir die besten Bissen vor; Du siehst einen schönen Mund vor Dir, der Dich freundlich anlächelt, ein Paar Augen . . .“

„Ja, ja,“ rief ich, den Freund unterbrechend, „alle Süßigkeiten Hymens, in Begleitung von Modehändlerinnen, Schneiderinnen, Juwelieren, Ammen, Kindsmägden, ohne die Kinder selbst dazu zu rechnen.“

„Du betrachtest das Leben von der verkehrten Seite,“ sagte Felix, durch meine Widerlegung einigermaßen verlegt.

„Oder vielmehr Du,“ antwortete ich. „Du machst aus dem Eheleben eine Hirtenidylle à la Gessner; warum sprichst Du nicht auch von Ziegenkäse und Schwarzbrot, welche von dem zärtlichen Pärchen auf dem Rasen sitzend verzehrt werden oder von einem Spaziergange in den Wald, mit einem Regenschirm unter den Arme und einigem Mundvorrathe in einem Weidenkörbchen, das der wohlgezogene Gatte trägt?“

Felix zuckte die Achseln mit dem Ausdrucke des tiefsten Mitleids.

„Du bist nicht zu bessern,“ sagte er. „Nun, es ist Deine Sache.“

„Du bestehst also wirklich auf Deiner Meinung?“ erwiderte ich, indem ich den Zorn des wackern Defonomen zu beschwichtigen suchte.

„Ja, ich bestehe darauf Dich zu verheirathen, weil ich Dich lieb habe, weil Du mein Freund bist.“

„Du hast am Ende gar eine Frau für mich in Aussicht?“

„Völlig bereit zu Deinen Diensten,“ versetzte Felix. Diese Antwort entlockte mir ein lautes Gelächter.

„Das ist also der Grund Deiner Theilnahme für mich. . . ohne Zweifel irgend ein altes Familienstück, das Du gern an den Mann bringen möchtest.“

„Ein Familienstück, ja; aber alt, nein,“ sagte Felix. „Das Mädchen, das ich Dir zudenke, ist zwanzig Jahre alt, hat große blaue Augen, eine Wespengestalt und hunderttausend Thaler Mitgift in guten Grundstücken.“

„Der Teufel!“ rief ich, „damit kann man jeden Tag frisch aufdecken und wegen der Schwenzelpfennige der Köchin ein Auge zudrücken. Und wie nennt sich dieses interessante Geschöpf?“

„Hermine Bonlingen.“

„Deine Cousine! Die Tochter jener Tante, über welche Du Dich so oft lustig machtest, als wir noch in die Schule gingen?“

„Ganz richtig.“

„Schönen Dank, wenn die Tochter der Mutter gleicht. . .“

„So viele lächerliche Eigenschaften die Eine besitzt, eben so viele Güte und einfachen Sinn besitzt die Andere; kurz, sie ist ein wahrer Schatz, den Du heben sollst. . . den ich Dir zudenke.“

„Du denkst und Deine Tante lenkt. Erlaube mir eine Bemerkung: wenn Deine Cousine wirklich ein Schatz ist, warum hebst Du ihn nicht für eigene Rechnung?“

„Weil meine Tante nie einwilligen würde, mir ihre Tochter zu geben.“

„Du bist aber doch viel reicher als ich und nach dem was Du mir oft gesagt hast, weiß die gute Frau Bonlingen, Thaler und Banknoten sehr zu schätzen.“

„Allerdings, wenn ich aber auch reicher bin als Du, so nenne ich mich nicht wie Du, Freiherr von Sylvestolpe. Ich bin schlechtweg der sehr plebejische Felix Müller und schon der Verwalter Biedermann, in Kozebues Menschenhaß und Reue, sagt: „der Müllers giebt es viele in der Welt. . .“ meine gute Tante aber, die noch mehr in Titel als in Geld vernarrt ist, würde eine Heirath mit mir nimmermehr zugeben.“

„Ich sehe nicht ein,“ fiel ich ihm in das Wort, „daß es ein Verbrechen wäre, einen Zweig der Müller auf den Baum der Bonlingen zu pflropfen, ein Name ist so gut wie der andere.“

„Grade weil die Müllers nicht mehr werth sind

als die Bonlingens, findet meine Tante, daß die Müllers nichts taugen und trostlos über ihre bürgerliche Herkunft sucht sie für ihre Tochter einen Mann, dessen Titel ihre Entel mit einem Wappen bereichert. Du siehst also, daß Du dieser Mann bist."

"Mit Ausnahme der Einkünfte," erwiderte ich.

"Ich hoffe, daß man mit einiger Geschicklichkeit dahin gelangen wird, sie zur Capitulation über den finanziellen Punkt zu bringen. Man muß die Sache nur klug anzufangen wissen."

"Die Mutter ist nicht die Einzige. Wie, wenn ich nun der Tochter nicht gefiele?"

"Welch' ein Einfall! Du bist schön gebaut, hübsch von Gesicht, trotz Deiner fünfunddreißig Jahre giebt man Dir kaum dreißig, Du kleidest Dich mit Geschmack, lebst in der Residenz N., das ist hundert Mal mehr als man bedarf, um ein armes Mädchen zu verführen, das an die Halblöwen der Provinzialstädte gewöhnt ist und dessen einzige Zerstreuung darin besteht, Sonntags eine Partie Boston mit seinen Großältern zu spielen."

Trotz der geringen Neigung, die ich von jeher zur Ehe gehabt hatte, war mir Felixens Vorschlag auf eine so sonderbare und unerwartete Weise gethan worden, daß ich durch diese Sonderbarkeit gereizt mich hinreisen ließ das Abenteuer zu bestehen. Meine Einbildungskraft entflammte sich bei dem Gedanken an die zu überwindenden Schwierigkeiten, einige der Freundschaft gebrachte Toaste machten mich vollends müde und so erklärte ich mich denn bereit, den Vorschlag des Freundes anzunehmen.

"Das heißt," fügte ich hinzu, "wenn Du mich hinsichtlich des Neußern der Braut nicht getäuscht hast, wenn Du mir dafür bürgst, daß Deine blonde sentimentale Cousine nicht ein thränenreicher, rothhaariger, unverständener Blaustrumpf ist, der Balladen zusammenreimt und sie zur Guitarre singt."

"Ich habe Dich versichert, daß Hermine reizend und liebenswürdig ist."

"Und in welchem Theile der Erde ist diese Diamantmine vergraben?"

"Seit vierzehn Tagen haben die Damen ihren Wohnort Z. verlassen, um sich in die Kaltwasserheilanstalt nach X. zu begeben, wo sie noch einige Wochen verweilen werden; wenn Du meinem Rathe folgst, so wirst Du dort Deinen Angriff beginnen. Ein Empfehlungsbrief von mir soll Dich bei meiner Tante einführen und da es ihnen schmeicheln wird, Gegenstände

der Aufmerksamkeit eines Hauptstädters zu sein, so werden sie Dich gern in ihren Gesellschaftskreis aufnehmen, Deine Geschicklichkeit wird das Uebrige thun."

"Wohlan," rief ich, "das Loos ist geworfen, ich reise noch heute."

"Bravo," sagte Felix, "wer wagt, gewinnt; die Vorsehung liebt die Kühnen, sie wird Dich beschützen."

Um fünf Uhr Nachmittags bestieg ich, den Kopf voll tapferer Entschlüsse, den Silwagen, nachdem ich meinen künftigen Better zuvor umarmt hatte. Der Wahrheit zu Ehren muß ich jedoch sagen, daß ich die Stadt N. nicht verließ, ohne im Vorübergehen einen betrübten Blick auf alle die schönen glänzenden Kaffeehäuser und Restaurationen zu werfen, von welchen ich mich auf immer zu trennen vielleicht eben im Begriffe war.

Der einzige Platz, der noch zu haben war, befand sich im Cabriolet und da der Regen noch immer nicht aufhörte, so war dieser Platz gerade keiner der angenehmsten. Da ich aber entschlossen war, vor keiner Schwierigkeit zurückzubeugen, so wickelte ich mich sorgfältig in meinen Tweed und nachdem ich mich bequem in meiner Ecke zurückgelehnt hatte, begann ich meine Reisegefährten zu betrachten.

Es waren ihrer zweie, der Conducteur, welcher, seitdem wir den Posthof verlassen, den Postillon fortwährend ermahnte, bis vor die Stadt hinaus sein säuberlich in sein gesprungenes Posthorn zu blasen, wodurch die fürchterlichsten, einem Gebrülle ähnlichen Töne entstanden und ein junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, dessen Magerkeit, Blässe und niedergeschlagenes Wesen eine sich im letzten Stadium befindliche Lungenkrankheit ankündigten. Seine Kleidung hielt die Mitte zwischen dem wohlhabenden Handwerker und dem Bürger; da er sehr schweigsam war, so schienen seine Manieren ruhig und sanft zu sein. In dem Maße als sich die Sonne zum Untergange neigte und die Nacht herankam, nahm der Regen an Heftigkeit zu, ich konnte daher meinen armen Nachbar nicht ohne ein Gefühl großen Mitleids ansehen, da er trotz seines Krankheitszustandes mehrere Stunden lang diesem abscheulichen Wetter ausgesetzt bleiben mußte, vor dem uns kaum die ledernen Vorhänge unseres Hühnerkäfigs zu schützen vermochten.

Ich hatte mich in Bezug auf meinen Reisegefährten nicht getäuscht, denn kaum hatten wir die erste Station hinter uns, als er an meiner Seite zu zittern und mit den Zähnen zu klappern begann. Da er keine weitem Kleidungsstücke bei sich zu haben

schien als diejenigen, die er auf dem Leibe trug, so beeilte ich mich, ihm einen Mantel anzubieten, der zusammengerollt zu meinen Füßen lag und den ich Vorsichts halber mitgenommen hatte, da ein Ritter, der auf Liebesabenteuer auszieht, stets mit diesem der schnellen Flucht, den nächtlichen Besuchen oder einer unvermutheten Entführung geweihtem Gegenstande versehen sein muß.

Nach der Hast, womit der Kranke mein Anerbieten annahm, und nach dem Danke, den er mir dafür sagte, konnte ich nicht an dem ihm dadurch verursachten Vergnügen zweifeln, auch bemerkte ich mit wahrer Freude, daß das Gesicht des Dahinsiechenden sich nach und nach wieder in etwas zu beleben begann. Ich erlaubte mir nun, ihm einige wohlwollende Bemerkungen über die Unvorsichtigkeit zu machen, in dem Zustande, worin er sich befände, eine Reise zu unternehmen.

„Sie haben allerdings Recht, mein Herr!“ antwortete der Reisende, „aber was ist zu machen, wenn man nicht sein eigener Herr ist.“

Dieser Schluß schien mir peremptorisch zu sein, und ich begriff ohne Mühe, daß der arme Mensch einer jener Unglücklichen sein mußte, die für einige hundert Gulden ihr Blut an die Söhne reicher Familien verkaufen, um als Stellvertreter der Militairdienstpflicht für sie einzutreten.

„Sie sind also im Begriffe zu Ihrem Corps zu stoßen?“ sagte ich zu meinem Nachbar.

„Nein, mein Herr, ich verlasse es im Gegentheil.“

„Sie haben also Urlaub?“

„Man ertheilt uns nie Urlaub, ich reise in Geschäften des Corps.“

„Das ist ein trauriger Geschäftsführer,“ dachte ich, „mit welcher Art Geschäfte mag dieser halbe Leichnam wohl beauftragt sein?“ Und mich wieder an den Soldaten wendend, fragte ich: „in welchem Regimente dienen Sie, mein Freund?“

„Bei den Trompetern.“

„Bei den Trompetern?“

„Ja, mein Herr.“

Ich lächelte über die Unwissenheit meines Reisegefährten, der, ohne Zweifel Trompeter bei einem Cavallerieregimente, den Namen seines Instruments auf das Regiment im Allgemeinen anwendete.

„Welche Nummer haben Sie?“ fragte ich weiter.

„Nummer siebzehn in der dritten Serie.“

„Also dienen Sie in der dritten Schwadron des siebzehnten Regiments. Es scheint, daß Ihnen die

Ausdrücke Ihres Standes noch nicht geläufig sind. Aber,“ fuhr ich fort, ohne meinem Nachbar Zeit zu einer Erwiderung zu lassen, „Sie scheinen mir sehr schwach zu sein für das Handwerk, das Sie treiben.“

„Ja wohl schwach, mein Herr,“ sagte der Trompeter, „darum nehme ich auch täglich mehr ab. Als ich mich anwerben ließ, war ich der kräftigste Bursche in meinem Dorfe. . . Die Lust eine runde Summe zu verdienen ist schuld, daß Sie mich in diesem elenden Zustande sehen, . . . wenn mich die Kaltwasserheilanstalt nicht herstellt, so werde ich den Kirchthurm meiner Heimath nicht mehr wiederssehen,“ setzte der Fremde mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Sie begeben sich also Ihrer Gesundheit wegen und nicht in Geschäften des Corps nach X.?“

„Wegen beider, mein Herr.“

Diese ziemlich lakonisch ausgesprochenen Worte bewiesen mir, daß der Trompeter in weitläufige Erklärungen nicht eingehen wollte oder konnte; meine Neugierde war jedoch heftig erregt, denn ohne eines gewissen Verstandes zu entbehren, schien mir mein Gefährte unfähig irgend eine Function zu verrichten, ausgenommen die sich zu pflegen und zu suchen, wieder zu einigem Fleische zu kommen.

Dieses Stillschweigen herrschte im Cabriolet; ich sann auf ein passendes Mittel um das Gespräch wieder in Gang zu bringen, als mein guter Genius, der Zufall, mir zu Hilfe kam. Wir näherten uns einer Station und, wie es üblich ist, schickte sich der Postillon an in sein Horn zu blasen, um die Ankunft des Gilwagens anzukündigen. Ich stieß den Postillon an.

„Schwager,“ sagte ich, „ohne gering von Cuern Talente zu denken, solltet Ihr Cuern Instrument ein wenig dem Manne da abtreten, er würde uns mit einem Regimentsstückchen ergözen, welches Cuern Geblase von vorhin sicher aufwiegen würde.“

Der Postillon warf einen Blick voll unbeschreiblichen Spottes und Mitleides auf den Mann und reichte ihm sein Horn hin.

„Ich möchte Ihnen in allen Dingen gern zu Willen sein,“ sagte jener, das Horn ablehnend und sich an mich wendend, „allein was Sie mir zumuthen ist schlechterdings unmöglich.“

„Das glaube ich selbst,“ mischte sich der Conductor ein. „Um einen Ton aus diesem Horne zu ziehen, müßten Sie mehr Athem anwenden als Sie in vierundzwanzig Stunden verbrauchen.“

„Deshalb nicht,“ sagte der Kranke, „sondern weil ich noch nie ein Blasinstrument in den Händen ge hab.“

„Wie,“ rief ich, meinen Nachbar unterbrechend, „sagten Sie nicht, Sie wären Trompeter?“

„Ja, mein Herr.“

„Nun, mich dünkt, der Unterschied zwischen einer Trompete und einem Posthorn könnte so groß nicht sein.“

„Das ist möglich, mein Herr, aber ich verstehe mich nur auf die Trommel.“

„Was zum Henker sagten Sie mir denn vorhin? Sie dienen also unter der Infanterie?“

„Früher, mein Herr! Aber jetzt gehöre ich unglücklicherweise zu den Trompetern.“

Die Stimme des armen Jungen klang sehr bewegt und ich bemerkte, daß er sich Thränen aus den Augen wischte.

Dieser Mensch ist nicht bei richtigem Verstande, dachte ich im Stillen, sonderbar, daß ich es nicht früher bemerkte. Und da die Irren, selbst die besten, von einem Augenblicke zum andern sehr gefährlich werden können, so nahm ich mir vor, meinen Nachbar, so lange wir noch beisammen bleiben würden, nicht aus den Augen zu verlieren.

Auf der Station stieg ich aus, ein kleiner Unfall, der den Wagen betroffen hatte, ließ mir eine Viertelstunde Zeit, ich trat in das der Post gegenüber befindliche Wirthshaus, das noch offen war und verlangte eine Portion Suppe, die ich ausgezeichnet gut erhielt; während ich sie mit wahrer Lust verzehrte, kam mir das bleiche krankhafte Gesicht des Unglücklichen, den ich im Cabriolet gelassen hatte, wieder in den Sinn. Ein Blick auf das Fenster zeigte mir ihn vor demselben, der matte Widerschein der Lichter, der auf sein Gesicht fiel, verleitete zu dem Glauben, daß alles Leben, das noch in ihm war, sich in seine Augen gesüchtet hätte, die er mit einer wüthenden verzehrenden Gier auf die Speisen gerichtet hielt, welche auf den verschiedenen Tafeln standen.

Eine Wohlthat geht nie verloren, dachte ich, wenn er ein Narr ist, so ist der arme Mensch um so mehr zu beklagen. Ich winkte ihm freundlich, zu mir herein zu kommen.

Er ließ sich die Einladung nicht zwei Mal wiederholen und mit einer Schnelligkeit, deren ich ihn gar nicht mehr fähig erachtet hätte, besand er sich in einer Sekunde mir gegenüber und verschlang mehr als er aß, was ich ihm auftragen ließ.

Da ich ihn so wohl beschäftigt sah, so hütete ich mich, ihn zu unterbrechen, was ihn jedoch nicht verhinderte zwischen zwei Bissen einige Worte herauszustossen, von welchen ich nur deutlich vernahm:

„Einmal ist nicht immer.“

Da ich diese öfters wiederholte Phrase nicht zu verstehen vermochte, so schrieb ich sie unbedenklich auf Rechnung des zerrütteten Verstandes, den ich bei meinem Nachbar bemerkt zu haben glaubte, ich vermochte jedoch nicht zu ermitteln, welcher Art Wahnsinn er unterworfen war. Seine Gebehrden waren ruhig, seine Züge schienen mehr durch ein physisches als durch ein moralisches Leiden entstellt zu sein und seine Blicke waren frei von dem irren Ausdrucke, welcher stets bei den Wahnsinnigen zu bemerken ist.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Der Himmel hat uns seine Gunst entzogen, wir haben eine große atmosphärische Veränderung erfahren: die Temperatur ist fühlbar erkaltet und seit vielen Tagen zieht Phöbus, der Glanzumflossene, in Begleitung von dichten Wolken über den Horizont, er verschleiert sein Antlitz und mißt uns mit larger Hand die Wärme seiner Strahlen zu. Daher frösteln auch die ländlichen Lustbarkeiten und die Sonntags-Dorfbesucher bleiben zu Hause. Beklagen wir uns indes nicht, unser Sommer hat zwei ganze Monate gedauert; dem Pariser wird es nicht immer so wohl, es ist selten der Fall, daß ihm so lange ein heiterer Himmel lächelt als in diesem Jahre. Der Herbst hat sich durch eine ziemlich kalte Luft und häufige Regengüsse angekündigt; man vertauscht das leichte Sommerkostüm mit dem Paletot und knöpft die Röcke bis unter das Kinn zu, — der Italiener macht dem Eskimo Platz. Unter dem Einflusse dieser Temperatur ändert der Städter seine Lebensweise, zur großen Freude unserer Theater, welche den Augenblick ihrer Wiedereröffnung beschleunigen. Die Académie royale de musique hat die Initiative ergriffen und nach zweimonatlichen Ferien, die ganz den Sorgen für ihre Toilette gewidmet waren, vor kurzem ihre Thüren aufgethan. Außerlich ist ihre Verjüngung vollständig, die Decorationen sind durchgängig neu; man hat Sammet und Seide nicht geschont, mit einem Wort, man hat allen Glanz, alle Coquetterien verschwendet, um das flüchtige Publikum an den Wagen der neuen Aramide zu fesseln. Die jetzigen Directoren sind bekanntlich der Meinung Servandoni's, des Decorateurs par excellence, welcher der Oper durch äußeren Schmuck Beifall sichern wollte. Man sagte von Jellotte, einem trefflichen Tenor, der aber häßlich wie die Sünde war, er brauche nur zu singen, um sich zu verschönern; eben so braucht auch die Oper nur gut zu sin-

gen und sie wird für schön genug gelten, so wenigstens urtheilen die exaltirten Dilettanten und Diderot hat einmal gesagt: „was die schönen Künste betrifft, so sind es die Exaltirten, welche Rechte haben.“ Allein wir haben in Bezug auf inneren Werth nichts für die Oper zu fürchten, denn sie dürfte wohl nie zuvor an Talenten reicher gewesen sein: Duprez, Mario, Gardoni, Bettini, Poultier u. s. w. sind Namen, welche ihren Ruhm und Glanz aufrecht erhalten. Bei ihrer diesmahligen Eröffnung hat man sich an der Kasse um die Billets geschlagen und ihre Preise in die Höhe getrieben; das ist jedoch nichts Neues. Im Jahre 1781, als nach einer ähnlichen Pause Glucks Iphigenie zum erstenmal wiederholt wurde, bezahlte man einen Platz im Parterre bis mit sechsunddreißig Livres. Man war damals in den Tagen der Exaltation und inmitten der lebhaftesten Streitereien zwischen den Gluckisten und Piccinisten. Die Ecte des Königs und die Ecte der Königin sendeten einander Quolibets und Sarkasmen zu; Diderot, Jean Jaques, Marmontel, Grimm, Arnaud, alle jene Apostel der philosophischen Toleranz übten diese Tugend wenigstens in der Musik nicht. Jetzt zeigen wir, Dank den inhaltschweren Fragen, welche unsere Gemüther beschäftigen, hierin eine Gleichgültigkeit, welche mit der Aufgeregtheit unserer Väter einen glücklichen Contrast bildet. Damals veranlaßte die Verschiedenheit der Ansicht in musikalischen Dingen förmliche Bataillen im Parterre, was heutzutage die wichtigsten socialen Controversen nicht bewirken würden. Die Bemerkung von Sophie Arnout über Mademoiselle Levasseur, welche eine sehr starke Stimme hatte und vom Publikum mit übermäßigem Beifall belohnt wurde, „sie hat die Stimme des Volkes!“ bewirkte, daß, weil man einen Tumult befürchtete, die Oper acht Tage hindurch geschlossen blieb. Die Oper realisirte, so zu sagen, die Herrschaft der drei Mächte: der Bühne, des Hofes und des Publikums und die letzte dieser drei Mächte tyrannisirte die beiden andern auf eine wahrhaft grausame Weise. Der Gesang und der Tanz gehörten ausschließlich dem Hofe an, aber der Hof befand sich unter dem Joche des Publikums und man kann sich denken, welches Vergnügen man daran fand, in der Person von Mademoiselle Fel oder Mademoiselle Mard einen französischen Hofmarschall auszuspielen. Eines Tages kam die Königin (Marie Antoinette) aus der Oper zurück, wo ein neues Stück aufgeführt worden war und der König fragte sie nicht, wie sie die Dichtung und namentlich die Musik, sondern, wie sie das Publikum gefunden. „Sehr kalt“, erwiderte die Majestät, nicht wenig verwirrt. „Wahrscheinlich, weil Sie nicht genug Federn trugen,“ sagte der König. Die Königin, welche einen andern Trost an diesem für sie so kränkenden Abende erwartet hatte, erwiderte mit thranenden Augen: „Ich möchte Sie da gesehen haben, Sire, mit Ihrem Maurépas oder Ihrem Turgot, ich glaube, man würde Sie gehörig ausgepiffen haben.“ Was sind unsere Kammern, ja selbst unsere Journale gegen jene fürchtbare politische Despotin, gegen jene Oper, wohin die Königin ihren Fuß nur mit Bittern setzte und wo der König mit seinen Ministern kaum zu erscheinen wagte. —

Der König und die Königin haben in Compiègne den Herbst-Manoeuvres beigewohnt. Unter ihren Begleitern befand sich auch seine Herrlichkeit Mirza Mehemet-Ali-Khan, der neue persische Gesandte, welcher unlängst in Paris eingetroffen. Vor seiner Abreise nach Frankreich bekleidete derselbe in Persien den Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Er ist der Neffe von Abul-Hasan-Khan, der im Jahre 1818 als außerordentlicher Gesandter nach Frankreich kam und gehörte damals zum Gefolge seines Onkels. Diese Reise begeisterte ihn dergestalt, daß er seine Empfindungen in einem Gedichte ausdrückte, welches am persischen Hofe großen Beifall fand. Er soll vollkommen geläufig französisch sprechen.

Herr Guizot, der sich in die Schatten des Thales Richer zurückgezogen hat, lauscht, wie ehemals der Herzog von Verma in seinem Exile, dem Sezwitzscher der Vögel; der Marine-Minister braucht die Bäder von Bichy; Herr Duchätel sieht das Morgenroth in den Umgebungen von Rambouillet aufsteigen; ein vierter Minister erntet sein Grummet ein; ein fünfter besorgt seine Reben. Herr Hebert endlich, der am wenigsten buccolisch gesinnt, bringt seine Besuche und Ansprüche zu Papier. — Dreizehn barmherzige Schwestern haben so eben Frankreich verlassen, um sich nach China zu begeben, wo sie ein Hospiztal errichten wollen. — Paris wimmelt jetzt mehr als je von Fremden aus den Provinzen und aus allen Welttheilen. Die Hôtels garnis sind von oben bis unten mit Touristen aus der Normandie, der Provence, Auvergne u. s. w. bevölkert. Man bemerkt Schaaren von Engländern, eine Lawine von deutschen Baronen, eine Wolke von russischen Fürsten. Unter den Engländern figurirt besonders ein Bergschotte in seiner Nationaltracht. Die wahren russischen Fürsten, welche in Paris wohnen oder durchpassiren, lassen stets ein ehrenvolles Andenken zurück; aber es giebt auch unächte russische Fürsten, so wie unächte Engländer. Viele dieser Herren haben das Licht der Welt in der Rue St. Denis erblickt. Die braunen sind in der Schweiz geboren, die blonden in Belgien; einer derselben hat ganz kürzlich der Polizei viel zu thun gegeben. Die meisten unserer Landsteute spielen indeß auf eine unschuldige Weise die russischen Fürsten, es ist dies eine Nachäfferei, wozu sie die Eitelkeit treibt, eine Variation des Lächerlichen. Der unächte russische Fürst sucht durch Haltung, Manieren und Sprache seinen wahren Ursprung zu verläugnen; er färbt Bart und Augenbrauen blond, giebt seinem französischen Kauderwälsch einen deutschen Accent, nennt seinen Bedienten Serf, trägt Husarenstiefeln, eine betretzte Jacke und eine polnische Mütze, hält sich mitten im Sommer in Pelz ein, prunkt mit riesenhaften Ringen, Ketten und Perlen, speißt auf russische Weise, fordert in allen Restaurationen Chastotten, nennt sein Cabriolet „Briska“ und hält sich einen Sprachlehrer, der ihn im Billard- und Dominospiel unterrichtet.

— 6 —

(Ermittelung der Diebe in Russland.) Wie Herr von Parthausen erzählt, stehen die Hexen in Russland heute noch in Ansehen. „In dem Hause eines Deutschen, das ich

besuchte, war kurz vorher ein kleiner Hausdiebstahl vorgekommen und man erzählte mir, wie man in einem solchen Falle den Dieb zu ermitteln suche und gewöhnlich auch entdecke. Die Hausfrau habe zu einer Babuschka, einem alten Weibe, das für eine Here gilt, geschickt. Sobald dieselbe angekommen, habe man alle Diensthboten in ein Zimmer berufen und ihnen gesagt, wenn der Dieb unter ihnen sei, möge er bekennen, er sollte mit gelinder Strafe davon kommen; wenn er es nicht thue, werde ihn die Babuschka herausbringen. Der Schuldige habe sofort gestanden. Das Verfahren ist folgendes: Die Babuschka macht aus Brod so viel Kügelchen als Leute vorhanden sind, stellt ein Gefäß mit Wasser vor sich und läßt alle Leute in einem Halbkreis vor sich treten. Dann nimmt sie eine Kugel, sieht den ersten starr an und sagt: „Iwan, bist Du schuldig, so fällt diese Kugel auf den Grund, wie Deine Seele in die Hölle.“ Die Kugeln der Unschuldigen sollen schwimmen; kein gemeiner Russe, der schuldig ist, läßt es so weit kommen, daß die Kugel mit seinem Namen in das Wasser geworfen wird und das einfache längst bekannte Mittel bewährt sich also in jenem Lande noch immer.

Generalcorrespondenz.

Der Stadtrath von London hat einen großen Beweis von seiner Weisheit gegeben. Er weigerte sich nämlich einen Beitrag zum Ankauf des Shakespeareschen Hauses zu geben. Es sagte einer der Herren: man werde alle Häuser ankaufen müssen, in denen ein berühmter Mann gewohnt habe, wenn man mit einem den Anfang mache und dieser Grund schlug sogleich durch. —

Von Leopold Feldmann, dessen Bühnenstücke jetzt mit zu den beliebtesten gehören, sagt die „Morgenzeitung“: er ist 44 Jahre alt und war schon ein dreißiger als er sein erstes Lustspiel: „Der Sohn auf Reisen“ schrieb. Seine Entwicklung ging langsam, weil er, arm geboren, am mühseligen Schusterhandwerk einst sein Brod verdienen sollte. Später ging er zum Kaufmannsstande über und schrieb mitten aus den Plagen des Geschäftslebens heraus „Münchener Spaziergänge“, die Aufsehen machten. Dann ging er nach Griechenland, wo noch zwei Brüder von ihm leben. Im Januar 1840 kam er nach Deutschland zurück, fand sich als Verfasser des „Sohnes auf Reisen“ vergessen und begann nun jene Reihe heiterer Bühnenspiele, die ihm in ganz Deutschland Freunde erworben haben. —

Ein Kindermarkt wird jeden Montag und Dienstag zwischen Spitalfield und Bethnal-Green (in London) gehalten. Die Kelterer bringen ihre acht- bis neunjährigen Kinder jeden Geschlechts dahin zu Markte, um sie zu vermieten. Liegt der Handel darnieder, so trifft man auf diesem Markte oft 300

kleine Arbeiter; nimmt die Thätigkeit wieder zu, so findet man nicht mehr als 50 bis 60 auf einmal dort versammelt. Sobald der Miethcontract geschlossen ist, macht der Abmieter aus dem Kinde was er will, einen Arbeiter, einen Ausläufer, einen Bedienten. Das Kind gehört ihnen ausschließlich 12 bis 15 Stunden des Tages. Kann man diesen Kindermarkt nicht mit einem Sklavenmarkte vergleichen? Und nur unter den rohesten Völkern in der Mitte Afrikas etwa bringen die Kelterer die eigenen Kinder als Sklaven zu Markte. —

Es ist wahrhaft lächerlich, welche Mühe sich die englischen Zeitungen geben, Jenny Lind zu verheirathen; fast eine jede will bestimmt wissen, die berühmte Sängerin habe sich nun entschlossen, ihre Hand einem Glücklichen zu reichen und jede nennt einen andern. Ein Blatt in Manchester sagt, sie werde sich mit dem Geistlichen Grote in Burnham bei Slough vermählen. Der Kent Herald antwortet darauf: daran sei kein wahres Wort, denn Jedermann wisse, daß die Sängerin sich mit einem Herrn ganz in der Nähe verheirathe. Falsch! fällt eine Zeitung in Dover ein; alle bisher verbreiteten Gerüchte sind nichts als Erfindungen; Jenny Lind reicht ihre Hand einem reichen Besitzer von Eisenwerken in unserer Nähe. — Jenny Lind verheirathet sich weder mit einem Geistlichen noch mit einem Eisenwerkbesitzer, sagt ein Blatt in Birmingham, sondern mit einem reichen Fabrikanten unserer Stadt. Eine Zeitung von Sheffield weiß dagegen aus ganz sicherer Quelle, daß der Glückliche der Sohn eines bekannten Generals ist. — Das Court Circular behauptet, der Capitain Gammon von der reitenden Garde werde die Braut heimführen und die Königin selbst interessire sich lebhaft für diese Verbindung. Endlich sagt ein Dubliner Blatt, es könne den Lesern die bestimmteste Versicherung geben, das alles bisher über die Verheirathung der schwedischen Sängerin bekannt gewordene ungenau sei; sie werde sich allerdings bald und in England verheirathen, ihre Hand aber dem Eigenthümer einer einflußreichen Londoner Zeitung reichen. — Eine andere berühmte schwedische Künstlerin, die tragische Schauspielerin Emilie Hagquist, starb dagegen vor einigen Monaten und in Stockholm wurde kürzlich ihre kostbare Hinterlassenschaft versteigert. Es fanden sich darunter nicht weniger als hundert und zweiunddreißig vollständige Schmucke in Gold meist mit Edelsteinen, ein Sonnenschirm mit goldenem Griff, der mit Rubinen besetzt war und ein Helm von achtem Silber, den ihr die verwittwete Königin von Schweden geschenkt hatte, damit sie ihn als „Jungfrau“ in dem Schillerschen Stücke trage. — Auch in Dresden wurden Gegenstände kürzlich versteigert, welche im Besitze einer großen Künstlerin (Frau Schröder-Devrient) gewesen waren. Leider zeigte sich da aber kein besonderer Enthusiasmus unter ihren sonstigen Verehrern, denn auf das Bett z. B., das über achthundert Thaler gekostet hatte, an dem jede der vier gewundenen Säulen allein mit funfzig Thalern bezahlt worden war, wurde nicht mehr als hundert Thaler geboten, so daß es unverkauft blieb.

Allgemeine Mode-Zeitung

Nr. 44.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Händen, Hüften, Mägen, Krümmen (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zhr. Zeit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Weibes, Gardinen, Equipagen, Geigen moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Bde.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Trompeter-Gesellschaft.

Eine Nachahmung

von

Kathinka Fitz.

(Fortsetzung.)

Als der Wagen wieder in Stand gesetzt war, fuhren wir weiter. Mein Nachbar war derselbe Mensch nicht mehr, er erzählte, er lachte, seine Kräfte schienen mit seiner Heiterkeit zurückzukehren und bald schlief er, als letzte Verbesserung seines Zustandes, auf meiner Schulter ein.

Jetzt erst begann ich ernstlich über den Zweck meiner Reise nachzudenken; die Ermüdung, die sich einzustellen begann, der mit Wolken bedeckte Himmel, das einförmige Geräusch der Räder, die in den Gleisen dahinrollten, alle diese prosaischen Elemente schlugen nach und nach die Tapferkeit gewaltig nieder, welche am Morgen Felix Müllers Worte in mir hervorgerufen hatten und ich kam mir jetzt vor wie der edle Ritter Don Quixotte, welcher auszog um seine Dulzinea von Tobosa zu suchen, oder wie jene alten männlichen und weiblichen Hagestolzen, welche in die Bäder ziehen, um in deren Gewässern den Hehsich zu fangen, der zu Hause nicht an ihre Angel beißen wollte. War es nicht Thorheit, auf den guten Glauben an einen leichtsinnigen Menschen einer Dame entgegen zu eilen, deren Charakter und Geschmack ich

nicht im entferntesten kannte? Ich fing plötzlich an meine Reise zu verwünschen und mich nach N., seinen Kaffeehäusern, seinen wechselnden Zerstreuungen und meinen friedlichen Frühstücken zurück zu sehnen.

Mitten in meinem Nachdenken fielen meine Blicke zufällig auf meinen Nachbar, der sich von seinem Kopfkissen oder vielmehr von meiner Schulter erhoben hatte, ich bemerkte, daß er nicht mehr schlief, daß er die Augen starr und mit großer Aufmerksamkeit auf mich gerichtet hielt.

„Sie haben gut geschlafen,“ sagte ich.

„Ja, mein Herr, Dank sei es Ihnen.“

Ich glaubte, daß er von meiner Schulter sprechen wollte, die ihm als Stütze gedient hatte und forderte ihn auf, sich nach Gefallen wieder an mich zu lehnen.

„Das meine ich nicht,“ sagte der Unbekannte, „sondern das gute Mahl, welches Sie mir auftragen ließen.“

„Ist Ihnen denn eine strenge Diät verordnet?“

„Darauf beruht meine Anwerbung.“

Ich bezeigte nicht das geringste Erstaunen über diese Antwort und in die Ideen des armen Wahnsinnigen eingehend sagte ich:

„Auf wie lange haben Sie sich anwerben lassen?“

„Auf fünf Jahre, zwei sind nun vorüber, aber wenn ich nicht bald in eine andere Serie versetzt werde, so laufe ich Gefahr, das Ende des dritten nicht zu erleben.“

„In welcher Serie sind Sie?“

„In der dritten, in der des Verfalls, der Ab-

nahme der Kräfte, es ist die peinlichste von allen, doch ist es eine derjenigen, die am besten bezahlt werden.“

„Ei, ei!“

„Nur erhält man aus Gründen seine Bezahlung erst nach überstandener Dienstzeit.“

„So daß Sie für den Augenblick ohne Geld sind?“

„Man giebt uns nur gerade so viel als man bedarf, um nicht Hungers zu sterben. Sie begreifen, mein Herr, daß zum Beispiele ein armer Teufel wie ich, der jung ist und starken Appetit hat, dem Drange zu essen nicht widerstehen würde, wenn er die Mittel hätte, seine Begierden zu befriedigen, aber,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „ich erzähle Ihnen hier Dinge, die Sie nicht verstehen können und die ich Ihnen nach der Vorschrift eigentlich gar nicht erzählen darf.“

Bei der geheimnißvollen Weise, womit diese Worte ausgesprochen wurden, konnte ich ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Ich bin sehr verschwiegen,“ sagte ich zu dem armen Irrsinnigen.

„Desto besser, mein Herr! Denn das Wenige, was ich Ihnen sagte, wäre hinreichend mich um meine Stelle zu bringen und da die ersten Jahre die härtesten sind, so wäre es zu bedauern, wenn ich die andern nicht durchmachen könnte.“

Da ich die Ursache der Verstandeszerrüttung dieses Unglücklichen zu ergründen wünschte, so fuhr ich fort in seinen Sinn einzugehen.

„Das begreife ich vollkommen,“ sagte ich, „ich versichere Sie, daß Sie in der größten Sicherheit mit mir reden können.“ Bei diesen Worten begann mein Nachbar den Conducteur mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten.

„Er schläft,“ wiederholte ich mehrmals.

„Ja, wer ihm trauen dürfte! unsere Verwaltung bezahlt oft dergleichen Leute, um uns ausspioniren zu lassen,“ sagte mein Mann.

„Ich versichere Sie, daß er fest schläft,“ wiederholte ich nochmals.

„So will ich Ihnen denn alles mittheilen,“ fuhr der Fremde fort, „denn es drängt mich dazu, seit ich Sie nachdenken sah, wie Jemand, der sich in einer Verlegenheit befindet.“

Welch' einen sonderbaren Takt besitzen diese beklagenswerthen Geschöpfe, dachte ich.

„Sie haben also bemerkt, daß ich in Gedanken war?“

„Ja, mein Herr, und ich stellte mir sogleich die Frage, ob die Dankbarkeit es mir nicht zur Pflicht mache, Ihnen nützlich zu sein.“

„Ich danke Ihnen tausend Mal, allein ich bezweifle sehr . . .“

„Man muß nichts verschwören,“ unterbrach mich mein Nachbar mit einem Tone, aus welchem eine gewisse Schelmerei hervorklang. „Vor allen Dingen erlauben Sie mir eine Frage: Ist Ihnen die Trompetergesellschaft bekannt?“

„Nicht im Geringsten.“

Auf meine verneinende Antwort zog der Fremde eine ziemlich abgenutzte lederne Brieftasche hervor, woraus er etwas nahm, das er mir hinreichte.

Beim Scheine der Wagenlaternen erkannte ich, daß es eine ziemlich große Kupfermedaille war, worauf die Göttin Fama abgebildet war, nur mit dem Unterschiede, daß sie, statt in eine einzige Trompete, wenigstens in ein Duzend dieser lärmenden Blasinstrumente stieß. Rundum waren die Worte eingegraben: Anonyme Trompetergesellschaft zu N.

„Was bedeutet das?“ fragte ich mehr und mehr erstaunt den Reisenden.

„Dieses ist unser Erkennungszeichen bei den Correspondenten und Mitgliedern der Gesellschaft,“ sagte er. Ich sah ihn groß an.

„Ich wette, mein Herr,“ begann der Reisende wieder, „daß Sie mich vorhin, als ich von meinem Gewerbe sprach, für ein wenig verrückt hielten.“

„Ich weiß meiner Seele noch nicht, ob Sie es nicht in der That sind,“ sagte ich lachend.

„Das wundert mich nicht, da Sie noch nie von uns gehört haben,“ fuhr der Fremde fort. „Dieses, mein Herr, wird Sie vollends in's Klare setzen.“

Bei diesen Worten entfaltete und reichte er mir ein großes gedrucktes Papier hin, worauf dasselbe Sinnbild angebracht war, das sich auch auf der Medaille befand. Die Hauptformeln waren gedruckt, das Uebrige war schriftlich ausgefüllt. Man las darauf die Dienstverpflichtung oder Anwerbung des Ludwig Murhard als Bediensteter bei der anonymen Trompetergesellschaft der Stadt N. und sämtlicher Kreise des Königreichs und zwar in der dritten Serie, der sogenannten Hinfälligen. Ludwig Murhard verpflichtete sich für die Summe von — Fl. — Kr.

1) Der Gesellschaft während fünf Jahren mit Eifer, Treue und Verschwiegenheit zu dienen.

2) Sich mit der größten Pünktlichkeit allen Theilen der Vorschrift zu unterwerfen, von welcher ihm vorläufig Kenntniß gegeben worden.

3) Sich in dem zu seinen Amtsverrichtungen nothwendigen Stande von Magerkeit zu erhalten.

Sollte er von dieser Uebereinkunft abweichen, so stand darauf, je nach der Größe des Verbrechens, der Verlust eines Theils oder auch aller seiner Emolumente, die er übrigens unter keinem Vorwande vor Ablauf seiner Dienstzeit in Anspruch zu nehmen berechtigt sein. Hierauf folgten die Unterschriften des Contrahirenden und des Directors.

„Lieber Freund,“ sagte ich zu Ludwig Murhard, nachdem ich den Inhalt des phantastischen Papiers mühsam entziffert hatte, „der Teufel soll mich holen, wenn ich klüger bin als zuvor und ein Wort von der ganzen Sache verstehe. Hat man etwa die Höl-
lentrompeten zu Regimentern gebildet, welche auf Messen und Jahrmärkten die Künste gelehrter Hunde, Niesen und Zwerge, fechtende Amazonen, ächt englische Wische, den Porzellanfitter und dergleichen ankündigen?“

Murhard sah mich mit einer fast verächtlichen Miene an.

„Sie sind weit vom Ziele, mein Herr! Die Waare, die wir ankündigen, ist besser als das Alles und Sie werden mich nicht Lügen strafen, wenn ich Ihnen sage, daß es nur von Ihnen abhängt dazu zu gehören.“

Hätte ich nicht einen unwiderleglichen Beweis von der Wahrhaftigkeit dieses Mannes in Händen gehabt, so würde ich ihn für einen vollkommenen Narren gehalten haben.

„Erklären Sie sich deutlicher.“

„Sezen wir den Fall, mein Herr, daß Sie die Absicht hätten sich zu verheirathen.“

„Wer hat Ihnen denn das gesagt?“ unterbrach ich ihn ganz erstaunt über seine Scharfsichtigkeit.

„Ich seze ja nur den Fall . . . zudem ist dieses der wahrscheinlichste in Ihrem Alter und bei Ihrem guten Aussehen.“

Der Trompeter vergalt mein Nachsehen mit Lobsprüchen, ich verbeugte mich, er hob wieder an:

„Ich seze also den Fall, daß Sie die Absicht hätten sich zu verheirathen und daß die Aeltern des reichen Mädchens, worauf Ihre Wünsche gerichtet sind, Sie nicht kennend, genöthigt wären Erkundigungen einzuziehen . . . wie würden Sie sich anstellen, um sie über Ihre Tugenden und Vorzüge aufzuklären?“

Die Frage war ziemlich originell und traf zudem den Nagel auf den Kopf.

„Ja . . . ich weiß nicht . . .“ gab ich zur Antwort, „ich würde mich an einen Verwandten, an einen Freund wenden.“

„Und wenn Sie weder einen Verwandten noch einen Freund hätten?“

„Alsdann . . .“

„Alsdann, mein Herr,“ fiel mir Murhard mit Nachdruck in das Wort, „alsdann würden Sie einen Austrompeter nehmen.“

„Wie das?“

„Ihr improvisirter Freund geworden, rühmt der Trompeter allenthalben Ihren Charakter, Ihren liebenswürdigen Humor. Streben Sie nach der Tochter eines Künstlers, so begabt Sie der Trompeter mit allen möglichen Talenten; sind Sie nach einer Bankierstochter lüstern, so erzählt der Trompeter von der glänzenden Erbschaft, die Sie von einem geizigen Millionenvetter zu erwarten hätten; sind Sie in eine adelige Dame verliebt, so erschafft Ihnen der Trompeter auf der Stelle eine zahllose Ahnenreihe; es wird nur von den tapfern Thaten Ihrer Voraltern gesprochen, Sie haben Schild und Wappen . . . und so durch alle Stände durch, für jedes Alter und für jeden Geschmack wissen wir zu sorgen.“

Während der Erzählung, die ich um die Hälfte abfürzte, hatte ich alle mögliche Mühe, um mein Lachen zu bewältigen.

„Was Sie mir da erzählen ist ja ein wahres Märchen,“ sagte ich zu Murhard.

Uebrigens, dachte ich, wenn wirklich etwas an der Sache ist, warum sollte ich nicht auch ein Mal in meinem Leben den Marquis von Carabas spielen. Wenn ich nicht heirathe, so habe ich mich dann wenigstens belustigt und das ist auch etwas werth.

„Mein lieber Murhard,“ sagte ich zu dem sonderbaren Reisegefährten, den mir der Zufall geschickt hatte, „ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an, Vertrauen um Vertrauen, hier ist meine Geschichte.“ Und in wenigen Worten machte ich den wackern Menschen mit meiner Lage bekannt.

„Sie sehen,“ fügte ich hinzu, als ich zu Ende war, „Sie sehen, daß ich Ihrer Dienste mehr als Andere bedarf, machen Sie daher in dieser wichtigen Angelegenheit den Trompeter für mich.“

„Das würde ich mit dem größten Vergnügen thun, mein Herr,“ gab mir Murhard zur Antwort, „aber ich bin nicht in der Serie der Heirathen und

dann habe ich eine Bestimmung, die ich nicht gegen eine andere vertauschen kann.“

„Aber Sie scheinen mir zu leidend zu sein, um irgend eine Rolle spielen zu können.“

„Gerade auf mein krankhaftes Aussehen gründet die Verwaltung ihre Hoffnungen. Meine vernachlässigte Erziehung verbietet mir den Eintritt in die Salons und schließt mich von allen Verwendungen aus, wobei viel gesprochen werden muß, so hat man mich denn in die Klasse der Repräsentanten gesteckt. Wie Sie mich hier sehen, halte ich mich seit dem Beginn des Sommers in den Bädern auf.“

„In den Bädern?“

„Ja, mein Herr. Es ist Ihnen bekannt wie kalt dieses Jahr war, die kalten Bäder in N. kühlten dadurch sehr viel Geld ein. Man rieth den Unternehmern sich an unsere Verwaltung zu wenden und sie um Badende im Tagelohne anzugehen, welche den zögernden Abonnenten als Lockspeise dienen sollten. Unsere Serie, ich mit einbegriffen, kamen sechs Wochen lang nicht aus dem Wasser. Haben Sie nicht, wenn Sie über die Brücke gingen, zuweilen einen armen Teufel bemerkt, der, ganz blau vor Kälte, die Schwimmschule von Mittags bis sechs Uhr Abends auf nieder und schwamm? Das war ich, mein Herr. . . von sechs Trompetern, die auf diesen Posten commandirt waren, haben fünf das Fieber bekommen; ich hielt es am längsten aus. . . doch erklärte der Arzt der Anstalt eines Tages, daß ich trotz meines guten Willens, wenn der Dienst verlängert würde, daran sterben oder wenigstens schwer erkranken könnte. Ich ward daher abgelöst.“

„Und wo gehen Sie jetzt hin?“

„Der Director der Wasserheilanstalt in K. hat von der Verwaltung ein Individuum zum Herstellen verlangt. Man hat mich dazu ausersehen.“

„In Ihrem Zustande kann Sie das Verfahren tödten.“

„Verzeihen Sie, in N. mußte ich von Morgens bis Abends im Wasser bleiben und erhielt folglich sehr wenig zu essen, um einen Hirnschlag zu vermeiden. In K. wird es anders sein, da brauche ich täglich nur einmal und zwar Vormittags zu baden, die übrige Zeit werde ich wohl genährt und gepflegt, es wird mir an nichts fehlen. Da ich lange gefastet und gelitten habe, so begreifen Sie, daß ich augenscheinlich zunehmen und Kräfte erlangen werde. Alle Badegäste, die mich bleich, mager, leidend, fast sterbend ankommen sahen, werden dann Wunder über Wunder rufen. . . Nach Hause gekehrt, wird Jeder

die wunderbare Heilung erzählen, deren Zeuge er gewesen, statt einer wird man, je nach der Entfernung des Ortes, zwei, drei, vier daraus machen, meine Auferstehung wird die Runde durch alle Journale machen und im nächsten Jahre werden alle Lungen-süchtigen, alle Auszehrenden und Gichtbrüchigen in Masse nach K. eilen, um dort ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Auf diese Weise, mein Herr, bringt man ein Unternehmen in die Höhe und darum sind die Trompeter Mode geworden.“

Ich war im höchsten Grade verwundert.

„Unter welchem Titel werden Sie in K. auftreten?“ fragte ich meinen Reisegesellschafter, „mich dünkt, daß, um den Zweck zu erreichen, den der Director der Kaltwasserheilanstalt beabsichtigt, Sie der vornehmen Gesellschaft anzugehören scheinen müssen.“

„Sie haben Recht, mein Herr, allein ich bemerkte Ihnen bereits, daß meine Erziehung mich wenig geschickt macht, den Vornehmen zu spielen, zudem würde das einen großen Aufwand an Dienerschaft erfordern haben, den die Verwaltung nicht machen wollte. Damit ich jedoch einen gewissen Effect hervorbringe, werde ich für einen Türken gelten, der im Gefolge des türkischen Gesandten nach Europa kam. Dieses Mittel überhebt mich der Nothwendigkeit deutsch zu reden und die an mich gerichteten Fragen zu beantworten; es wird heißen, daß ich mich nur mit dem Director der Heilanstalt zu unterhalten vermöge, welcher als Arzt früher eine wissenschaftliche Reise in den Orient gemacht und sich lange in Constantinopel aufgehalten hat. Es ist mir zudem vorgeschrieben sehr unzugänglich zu sein und alle Orte zu vermeiden, wo sich die Gesellschaft versammelt.“

„Aber Ihre Kleidung wird Sie verrathen,“ sagte ich zu Murhard, indem ich die sehr wenig orientalische Tracht des neuen Türken betrachtete.

„Ich habe alles Nöthige in meinem Mantelsacke,“ gab er mir zur Antwort, „und meine ohnedies schwarzbraune Gesichtsfarbe wird das Uebrige thun.“

„Das ist wirklich eine wunderbare Einrichtung,“ rief ich lachend, „alles ward vorausgesehen und erwogen.“

„Und doch, mein Herr,“ hob Murhard wieder an, „kann Alles, was ich Ihnen gesagt habe, Ihnen kaum einen Begriff von der Sache geben, es ist ein riesenhaftes, ein ungeheures Unternehmen. . . ; es ist keine Stadt in Deutschland oder im Auslande, wo wir keine Filiale, Agenten und Correspondenten haben, es giebt keinen industriellen, künstlerischen oder gelehrten

Zweig, womit sich die Gesellschaft nicht befaßt. Für die Aerzte ohne Kranken haben wir medizinische Trompeter, die sich purgiren, Tränke nehmen und sich mit Pillen nähren, indem sie deren wunderbare Wirkungen preisen; zu jeder Stunde des Tages und der Nacht steht man sie an der Thüre des bis jetzt verkannten Arztes schellen, der durch unsere Trompeter bald dahin gelangt, daß er der am meisten beschäftigte Aesculap der Stadt wird, denn auch die Kranken gleichen den Himmeln des Panurge. In derselben Serie haben wir die Trompeter für die Heilanstalten, die unter den Mitgliedern von krankhaftem Aussehen ausgewählt werden, die zum Beispiele, wie ich, durch frühere Dienstleistungen erschöpft einer ruhigeren Lebensart und gesunder Nahrung bedürfen, um wieder zu Kräften zu kommen. Man nennt sie daher auch die Aushängeschild-Trompeter. Die literarischen Trompeter laufen in den Buchhandlungen und Leihbibliotheken herum, gerathen in Begeisterung über dieses oder jenes Buch und verlangen mit großem Geschrei die Werke des Autors, in dessen Solde sie stehen. Die industriellen Trompeter bieten Actien feil, die Kunst-Trompeter preisen Kunstwerke an, die Familien-Trompeter männlichen und weiblichen Geschlechts bringen in die Häuser ein und machen den Werth der mannbaren Töchter geltend, der heirathslustigen jungen Männer, die nach einer großen Mitgift lüstern sind, der Wittwen und Wittwer, die ein zweites Eheband knüpfen wollen; die ministeriellen Wahl-Trompeter arbeiten mit den Regierungs-Trompetern zu einerlei Zwecken . . . Kurz, mein Herr, wenn ich Ihnen alle unsere Specialitäten herzählen wollte, so würde ich vor morgen nicht fertig werden und Sie würden Mühe haben es zu glauben, wenn Sie aber nach N. zurückgekehrt die Anstalt mit einem Besuche beehren wollen, so werden Sie finden, daß es keine besser organisirte Gesellschaft giebt als die unserige."

"Ich werde gewiß nicht ermangeln," sagte ich, "aber sagen Sie mir, bester Murhard, wie es kommt, daß die Existenz dieser Unternehmung so wenig bekannt ist?"

"Sie sind in einem großen Irrthume befangen," gab mir der Trompeter zur Antwort, "wir sind im Gegentheil sehr bekannt, aber Sie werden begreifen, daß Diejenigen, die sich an uns wenden, das größte Interesse dabei haben, es nicht kund werden zu lassen; wenn man die Fäden sähe, so würde es um das Stück geschehen sein."

Diese Bemerkung war richtig und bedurfte keiner weitern Erklärungen.

"Wo befindet sich der Sitz der Gesellschaft?" fragte ich meinen Reisebegleiter.

Ludwig Murhard gab mir eine sehr geschickt abgefaßte Adresse, aus welcher nichts als sehr Natürliches zu schließen war.

"Jetzt," hob Murhard wieder an, "jetzt, da Sie über die Möglichkeit der Trompeter im Klaren sind, hoffe ich, daß Sie nicht anstehen werden sich ihrer bei dem von Ihnen beabsichtigten Geschäfte zu bedienen."

"Ich würde es mit Vergnügen thun," sagte ich zu meinem gefälligen Nachbar, "da Sie mir aber nach Ihrer Versicherung nicht nützlich zu sein vermögen, so müßte ich nach N. zurückkehren, um mir einen andern Trompeter an Ort und Stelle zu holen . . . da ich dieses nicht mag, so muß ich mich also gänzlich auf mein gutes Aussehen verlassen, dessen Lob Sie vorhin auszusprechen beliebten."

"Und wenn ich nun zufällig gerade den rechten Mann für Ihre Angelegenheit bei der Hand hätte?"

"Wie! Sie hätten . . ."

"Einen wahren Schatz für Ihren Fall," fiel er mir in das Wort. "Ich soll einen Kameraden in K. treffen, der zwei Monate in J. zubrachte, wo er eine alte Engländerin bediente."

"Gerechter Himmel!"

"Um eine Heirath zwischen ihr und einem jungen Löwen zu Stande zu bringen, den das Spiel völlig zu Grunde gerichtet hatte."

"Und hat der Trompeter seinen Zweck erreicht?"

"Der Löwe hat jetzt fünfundzwanzig Tausend Pfund Sterling Einkünfte in den Klauen," versetzte Murhard, seinen Scherz belachend.

"Das ist von guter Vorbedeutung," sagte ich ebenfalls lachend.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Wie man auf sehr wohlfeile Art zu einer Gemälde-Sammlung kommen kann.) Der Marschall Soult scheint in Folge der bekannten gerichtlichen Untersuchungen vor dem französischen Pairs-Hofe bei seinen Landsleuten etwas in Miscredit gerathen zu sein und allerdings werfen so manche seiner früheren Handlungen einen Schatten auf seinen Ruhm. Unter andern erzählt Ludwig von Rochau in seinem

„Reiseleben in Südfrankreich und Spanien“ (Cotta'scher Verlag, 1847) ein hierher gebörendes Mandore von ihm: — „Der ehemalige Adjutant eines französischen Marschalls, den ich nicht nennen will, hat mir aus eigener unmittelbarer Anschauung eine lebendige Schilderung eines Systems gegeben, durch welches der bezeichnete Marschall seine reiche Gemälde-Galerie in Spanien erworben hat. So erhielt jener Adjutant, welcher zugleich Oberster eines Kürassierregiments war, eines Tages Befehl, mit seinem Regimente nach Loja zu reiten, sich dort in ein bestimmtes Haus einzuquartieren und in diesem Hause ein Zimmer zu verlangen, das man ihm genau bezeichnete, das Weitere werde er in einem schriftlichen Befehl finden, den man ihm versiegelt überreichte. Wie befohlen war, so geschah es, der Oberst bezog eines der besten Häuser der Stadt, dessen Prachtzimmer ihm auf sein Verlangen zur Wohnung eingeräumt wurde. Hierauf öffnete er den versiegelten Befehl, den man sich vermuthlich doch geschämt hatte, ihm mündlich mitzutheilen und der ihm den Auftrag gab, bei dem Wagner des Ortes eine hölzerne Rolle von so und so viel Fuß Länge zu bestellen, dann mit Einbruch der Dunkelheit das große Gemälde, das sich der Eingangsthür gegenüber befand, aus dem Rahmen zu schneiden, es sorgfältig auf die Rolle wickeln zu lassen und mit dieser Beute in der Nacht nach dem Hauptquartier zurückzukehren. Der Befehl des Marschalls wurde mit militärischer Pünktlichkeit vollzogen, aber die nächtliche Operation konnte doch den Bewohnern des Hauses, an denen man ein so schönes Gastrecht übte, nicht ganz geheim gehalten werden und die Kürassiere wurden auf dem Rückzuge mit ihrer ehrenvollen Beute von der erbitterten Bevölkerung von Loja eine Stunde lang mit Steinwürfen und Flintenschüssen verfolgt. Je nach Umständen ging man auch wohl mit etwas mehr Ceremonie zu Werke. Kam der Marschall zum Beispiel in ein reiches Kloster, so ließ er sich in demselben umherführen, um die Kunstschätze der ehrwürdigen Väter zu bewundern. fand er auf der Wanderung durch die Kirche, den Speisesaal, die Kreuzgänge irgend ein Gemälde, das ihm zusagte, so wandte er sich mit der artigen Bitte, ihm dieses Bild zu verkaufen, an den Abt, der ihm die Ehren des Hauses machte. Der Abt entschuldigte sich natürlich mit der Unveräußerlichkeit des Klostersigenthums und ähnlichen Einwendungen, aber der Marschall hatte immer die besten Gegengründe in Bereitschaft. „Ich will nicht, daß das Kloster zu Schaden komme, hochwürdiger Herr,“ sagte er, „ich zahle Ihnen zehn Piafter für dieses Bild und dieser Preis, dünkt mich, ist wohl eine kleine Abweichung von den gewöhnlichen Grundsätzen der Verwaltung des Klostersguts werth.“ Zu gleicher Zeit, und auf den Wink eines Adjutanten, stießen die Soldaten der Eskorte, die den Marschall auf Schritt und Tritt begleiteten, die Kolben ihrer Gewehre auf die Erde, um die Bajonette aufzusetzen. Dieses Argument brachte in der Regel die beabsichtigte Wirkung hervor, der Abt fand den ihm angetragenen Kauf zu vortheilhaft, um ihn länger auszuschlagen und der Marschall wurde für zehn Piafter Eigenthümer eines Gemäldes, das ihm der erste beste

Wiberschacherer für zehn tausend Piafter wieder abgekauft haben würde.“ — 6 —

(Von dem berühmten Componisten Haydn) erzählen die Pictorial Times nachstehende hübsche Anekdote: Eines Morgens trat ein gutgekleideter kleiner Herr in den Laden Mr. Howell's, Musikalienhändlers in Bristol, und wünschte einige Pianoforte-Musik zu sehen. Howell legte ihm einige neuerdings erschienene Sonaten von Haydn vor; der Fremde blätterte sie durch und sagte darauf: „die mag ich nicht, sie gefallen mir nicht.“ Der Musikalienhändler erwiderte: „Aber sie sind ja von Haydn, mein Herr!“ „Ganz gut, allein ich möchte etwas Besseres haben.“ „Etwas Besseres!“ rief Howell unwillig aus, „nun damit kann ich leider nicht aufwarten, Ihr gehorsamster Diener.“ Dies sagend, Lehrte er dem kleinen Manne den Rücken, um zu gehen, als dieser ihm eröffnete, daß er selbst Haydn sei. Howell, außer sich vor Freude, den großen Componisten leibhaftig vor sich zu sehen, fiel ihm ohne Weiteres um den Hals und Haydn fühlte sich durch eine so enthusiastische Verehrung dergestalt geschmeichelt, daß beide von Stund an die vertrautesten Freunde wurden. — 6 —

(Die Frisinnen und ihre Goldhaube) scheinen Herrn Clement sehr gefallen zu haben, er sagt von ihnen in seinem erwähnten Reisetagebuch: „Der Teint der Frisinnen ist unvergleichlich klar und schön, die Haut wie durchsichtig, stattdessen die Gestalt, das Gesicht länglich, die Stirn frei und besonders wohlgeformt, die Augen blau und vielsagend, die Nase gestreckt und fein gebildet, Mund und Kinn freundlich, die Zähne echt und weiß. Eine außerordentliche Ebenmäßigkeit ist in ihrem ganzen Bau, welchen die Linie der Schönheit so sehr charakterisirt, ihre Züge sind regelmäßig, aber mehr gerundet, als bei andern Frisinnen, sie haben keine gehobenen Backenknochen. Die nordfrisische Züge sind etwas schärfer. Das weibliche Geschlecht in Nordfrisland und auch in der Propstei in Holsstein ist kerniger, als die Frauenzimmer in Groningerland, besonders die nordfrisische, die weibliche Schönheit im Groningerland nähert sich schon mehr der englischen an. Apingadam ist der schöne Ort, wo man das goldene Stirnband oder die Goldhaube der Frisinnen sieht. Diese Kopfplatte ist ursprünglich eine ausschließlich frisische, keine holländische Kopftracht. Gemeiniglich tragen sie zunächst am Kopfe eine schwarzseidene Kappe und darüber die Goldhaube, welche in Westfrisland am größten und am echtesten ist. Sie wird von 10 bis 12 Jahren an getragen, die weniger Bemittelten tragen silberne. Eine solche echte Goldhaube in Frisland kostet häufig an 300 Fl. Sie bedeckt die beiden Seiten des Kopfs bis über die Schläfe und schließt sich oben an der Stirn. An der Schläfe ist sie mit Blumen und schwerem Gold geziert. Ein schmales Band davon umgiebt den Hinterkopf. Dieses Band ist in Frisland zwei Finger breit, in Nordholland aber nur kaum 1/2 Zoll. Die nordholländische Goldhaube reicht nicht, wie die frisische,

über die beiden Seiten des Kopfs bis oben an die Stirn, sondern nur eben an die Ohren hinauf. Die frisische und die groningische sind einander am ähnlichsten. Ueber die Goldhaube wird noch eine Mütze von echten Spitzen getragen. Die Goldhauben in Frisland sind nicht allein echter und kostbarer, sondern auch häufiger als durchgängig in Groningerland. Die frisische Goldhaube findet sich im eigentlichen Holland nicht, wo die deutsche Tracht die gewöhnlichste ist. Sie ist die schönste weibliche Kopftracht von allen, welche ich irgendwo gesehen. Sie ist der frisischen Schönheit und unvergleichlichen Hautfarbe ganz entsprechend, einer andern aber neben einem dunkleren Teint wenig.“

— 6 —

(Auch ein Herzog von Praslin). In einem 1789 erschienenen Werke: *La correspondance interceptée* liest man: 1. Mai 1784. Sie werden mit innigster Theilnahme von der rührenden Bärtlichkeit des Herzogs von Choiseul (Praslin) gegen eine Frau hören, die über jedes Lob erhaben ist. Die Frau Herzogin erlag einer unbekanntenen Krankheit, alle Aerzte gaben sie auf und sie starb wirklich. Schon war sie in den Sarg gelegt, als der Herzog seine Gemahlin noch einmal sehen wollte. Vergebens bemüheten sich die Freunde seine Verzweiflung zu beruhigen, er warf sich über den leblosen Körper hin, rief aus: „meine Frau! meine Frau!“ und suchte durch seine Küsse, seine Thränen, sein Rufen sie wieder zum Leben zurückzubringen. Und — sie erholte sich wirklich wieder, denn sie war nur schein- todt gewesen; sie wurde durch die Liebe ihres Gatten gerettet und die ganze Stadt feiert in diesem Augenblicke den Triumph der ehelichen Liebe.“

(Der Bart ein Kennzeichen des Charakters.) Der Pariser Arzt Goullin hat ein Werkchen über den Einfluß der Mode auf die Gesundheit herausgegeben, in welchem er unter andern auch sagt: man kann es sich nicht verheimlichen, daß der Bart mehr oder weniger Einwirkung auf die Seele des Menschen hat und daß diese Einwirkung je nach der Farbe, Starrheit und Dichtigkeit des Bartes verschieden ist.

Man hat bemerkt, daß die Männer, welche einen blauschwarzen und dichten Bart nebst frischer Gesichtsfarbe haben, im Allgemeinen einen falschen, heuchlerischen Charakter besitzen. Fast alle großen Verbrecher hatten einen Bart, der ins Bläuliche oder Röthliche spielte.

Die Männer von hartem unbeugsamen, ungeselligen, menschenfeindlichen Charakter haben meist einen schwarzen starken Bart; fromme, schwache, leidenschaftlose Männer dagegen fast immer einen dünnen blonden, weißlichen Bart. Ein brauner oder schwarzer sehr dünner Bart deutet auf einen Mann, der meist alles übertreibt, großer Verbrecher, wie großer Tugenden fähig, dabei mißtrauisch, argwöhnisch und ehrgeizig ist, so daß sich nicht gut mit ihm umgehen läßt.

Generalcorrespondenz.

In Dublin macht jetzt ein romanhafter Vorfall in der vornehmen Welt das höchste Aufsehen. Eine junge Dame, deren Namen die Zeitungen noch nicht nennen, die aber aus dem berühmtesten irischen Fürstenhause stammen soll, lebte zurückgezogen in Dublin, wurde aber wegen ihres Gesundheitszustandes von ihrem Arzte aufgefordert, die Stadt zu verlassen und in der gesunden Luft von Kingstown Stärkung zu suchen. Sie reiste dahin ab, wurde dort aber auf allen ihren Spaziergängen von einem Herrn verfolgt, der ein Fremder zu sein schien; er schien mit ihr sprechen zu wollen, aber sie wich ihm überall aus. Am fünften Tage fühlte sie sich durch diese unablässige Zubringlichkeit des Mannes so belästigt, daß sie beschloß wieder abzureisen. Sie ließ deshalb einpacken und war auf dem Wege nach dem Eisenbahnhofe, als der Fremde in der artigsten Weise zu ihr trat, sie in französischer Sprache anredete und sagte, er habe durch einen verstorbenen Freund den Auftrag erhalten ihr ein höchst wichtiges Packet zu übergeben. Er überreichte ihr dabei ein versiegeltes Packet und verschwand. Die Dame nahm dasselbe und reiste nach Dublin. Zu Hause öffnete sie das Packet und fand darin einen Ring und mehrere versiegelte Couverts, die an sie adressirt, aber von verschiede- ner Hand beschrieben waren. In einem dieser Couverts befand sich ein Kästchen von Maroquin mit einem kleinen Dolche, dessen Klinge durch Blut besudelt war, sowie ein Büschel Haar, offenbar von einer Dame und mit Gewalt abgerissen. Außerdem enthielt das Packet des Miniaturportrait einer jungen schönen Dame, welches eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Oelgemälde hatte, das jetzt noch in einem alten Schlosse Irlands hängt und dessen Original wegen ihres Unglücks viel bemitleidet worden ist. Sie soll in fremden Landen gestorben sein und ihren Tod umhüllt ein unentwirrbares Geheimniß. Neben diesem befanden sich noch andere Miniaturportraits und Schmuck- sachen, nebst vielen Briefen und Documenten, welche die junge Dame, die dieselben in so geheimnißvoller Weise enthielt, wenn sie ächt sein sollten, nicht blos in den Besitz eines erledigten stol- zen Titels, sondern auch eines großen Vermögens bringen würden. Unter diesen Papieren lag auch die Hälfte eines Ehecontractes, der in heftigem Kampfe zerrissen worden zu sein scheint, doch noch Jahr und Tag und mehrere wichtige Andeutungen ent- hält. Die Documente sollen indeß nutzlos sein, wenn der Mann, der sie übergab, nicht wieder zum Vorschein kommt und nach- weist, von wem und wo er sie erhielt. Er ist mit der Sache wahrscheinlich bekannt, weil er sonst nicht so geheimnißvoll ge- handelt haben würde. Die Papiere sind einem der ersten Ad- vokaten übergeben worden und man ist auf die Enthüllung eines Geheimnisses gespannt, das ein schauerliches Drama unter hochgestellten Personen zu verbergen scheint. —

Man hat sich bereits häufig beschwert, daß auf den deut- schen Eisenbahnen zu viel auf den Spruch gegeben wird: „Eile mit Weile“; Zahlen werden es am deutlichsten machen, daß die Züge auf den Eisenbahnen in England, wo man den Werth

der Zeit am besten zu schätzen weiß, am schnellsten, im lieben Deutschland aber, wo alles „Zeit hat“ und wo man deshalb auch gar oft hinter andern Nationen zurückbleibt, am langsamsten fahren. Nach einer Berechnung werden nämlich auf der München-Augsburger, Düsseldorf-Elberfelder, Rheinischen, Wien-Wiener, Berlin-Frankfurter, Berlin-Anhalter, Magdeburg-Leipziger, Leipzig-Dresdner Bahn ic. im Durchschnitt sieben Stunden in einer Stunde zurückgelegt. Auf der Straßburg-Basler, Paris-Rouener, Paris-Orleaner ic., wie überhaupt auf den französischen und belgischen Bahnen fährt man bereits ansehnlich rascher, legt aber doch nur $8\frac{1}{4}$ Stunden in der Stunde zurück. Welcher Unterschied mit den englischen Bahnen, auf denen man $14\frac{1}{2}$ Stunden in einer Stunde zurücklegt, also über noch einmal so schnell fährt als in Deutschland! Und Niemand wird zu behaupten wagen, daß in Folge von schnellerem Fahren in England mehr Unfälle auf den Eisenbahnen vorkämen, als bei uns. Es bleibt also bei unsern Eisenbahnfahrten noch gar viel zu wünschen übrig. —

Der Professor Schönbein, der Erfinder der Schießbaumwolle, die den Erwartungen bekanntlich nicht entsprochen hat, soll eine neue Erfindung gemacht und — hämmerbares Glas dargestellt haben. Er macht nämlich papier maché durch ein gewisses eigenthümliches Verfahren vollkommen durchsichtig und verfertigt daraus Fensterscheiben, Flaschen, Vasen ic., durch die kein Wasser zu dringen vermag und die man fallen lassen kann, ohne daß sie zerbrechen. —

In Dresden hat eine neue Oper von Ferd. Hiller (Text von Reinick) „Conradin, der letzte Hohenstaufe“ bei der ersten Aufführung so gefallen, daß der Componist nach jedem Acte gerufen wurde und man erwartet, sie werde schnell ihre Wanderung über sämtliche deutsche Bühnen machen. In Braunschweig soll eine andere neue Oper, die erste des bekannten Pianisten Litolff, großen Erfolg gehabt haben; es lauten die Berichte darüber in den Blättern so überschwänglich, daß man wohl an der vollständigen Wahrheit ihrer Angaben zweifeln darf. — Von Scribe und Kuber kommt diesen Winter ebenfalls eine neue Oper zur Aufführung und der berühmte Componist will damit Abschied von dem Publikum nehmen, das er so lange durch seine Schöpfungen erfreut hat. —

Nachdem man in allen größeren Städten Omnibus d. h. Wagen für Alle eingeführt hat, sind in London so eben Septibus erschienen, d. h. Wagen, die für sieben Personen bestimmt sind und die immer nur zusammengehörende Personen fahren wollen. —

Der höchste Springbrunnen in der Welt soll sich in Chatsworth, dem prächtigen Schlosse des Herzogs von Devonshire befinden, wo ein Wasserstrahl 217 Fuß hoch getrieben wird, also hundert Fuß höher als der Niagarafall. —

Auch eine statistische Berechnung. Bei einem großen Balle in London hatte ein origineller Engländer den Einfall Jemanden in das Vorzimmer zu stellen und ihm aufzutragen, alle

Herren zu beobachten, sie zu zählen und zu bemerken, welcher vor dem Eintreten mit den Fingern durch sein Haar fahre und dasselbe ordne. Das Resultat war, daß von dreißig Herren neunundzwanzig vor der Thüre mit dem Haar sich beschäftigt hatten. —

Eine neue Verbesserung, die in unserer zeitungreichen Zeit nicht ohne Interesse ist. Ein englischer Mechaniker hat eine Vorrichtung erfunden, welche an jeder Buchdruckerpresse angebracht werden kann und die Bogen zusammenlegt, wie sie aus der Presse kommen, also wiederum Menschenhände erspart. —

Nach einer Zusammenstellung in der Britannia belaufen sich die großen Bankerotte, welche von Mitte August bis Ende September in London und einigen englischen Fabrikstädten vorgekommen sind, auf die ungeheure Summe von 8,998,000 Pfd. St. (also 62,986,000 Thlr.) Die beiden größten betragen 1,500,000 und 800,000 Pfd. St. —

Die französische Regierung hat Deutschland von zwei Herren, Royer und Ottmann bereisen lassen, damit sie hier namentlich den Zustand der Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Lehranstalten beobachteten. Diese offiziellen Reisenden schildern nun namentlich unser Sachsen als ein wahres Paradies. „Man sieht keine Landstreicher und keine Bettler (wenn es doch wahr wäre!), dagegen überall herrliche Straßen und vortreffliche Wege.“ Das Leben der „meist wohlhabenden und gebildeten Grundbesitzer“ wird in wahrhaft verführerischer Weise beschrieben. „Die Kleidung ist einfach und elegant; das Haus schön, bequem und gut meubirt. In dem Zimmer des Hausherrn findet man physikalische Instrumente, nützliche Sammlungen und selbst Kunstgegenstände. Viele haben zierlich angelegte schöne Gärten, nicht selten mit Gewächshäusern. Die Viehställe sind sehr verständig angelegt und gut gelüftet; man kann in ihnen umhergehen, ohne sich die Füße zu beschmutzen. Die vollkommen reinlichen Höfe haben kleine Schuppen, in denen das Futter aufbewahrt wird und die Leute im Trockenen sind, die es zurichten. Die Milchammern sind reinlich und elegant ic.“ Namentlich staunten die Reisenden als sie den bekannten Bauer Kresse bei Altenburg besuchten und sie finden nicht Worte genug, um ihre Verwunderung über eine solche Bauernwohnung auszudrücken. „Wenn man in den Hof tritt, glaubt man zu einem „grand seigneur“ zu kommen ic. Solche Beispiele,“ schreiben die Franzosen, „müssen wir unsern jungen Landwirthern jedes Ranges vorhalten, um ihnen die Nothwendigkeit zu zeigen, unsern Ackerbau aus dem Schmutze herauszuziehen, in dem er seit Jahrhunderten liegt.“ —

Ein Verein hat auf dem sogenannten „Monarchenhügel“ in der Nähe von Leipzig ein Denkmal zur Erinnerung an die große Völkerschlacht errichtet, das am 19. October dieses Jahres feierlich enthüllt werden soll. —

Allgemeine Moden-Beilage

Nr. 45.

1847.



Preis für ca. 104 befe Quart.
bogen mit ca. 64 illum. Stahl-
stichen, gegen 600 Abbildungen
der neuesten Moden, kurze Zeit
nach deren Erscheinen in Paris,
London, und Wien, in ganzen
Figuren, und in Darstellungen
von Häubchen, Hüten, Mützen,
Fräsuren (f. Männer, Frauen u.
Kinder) enthaltend: 6 Fhr. Mit
ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und
Portraits interessanter und be-
rühmter Zeitgenossen (Männer
u. Frauen) Städte-Ansichten u.
Gegenden, die neuerlich die all-
gemeine Aufmerksamkeit erregt
haben, Abbildungen von neuen
Baumarten und Monumenten,
v. Weibler, Gardinen, Gattva-
gen, Gorten u. d. d. Gemälde
u. enthaltend: 8 Fhr.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Trompeter-Gesellschaft.

Eine Nachahmung

von

Kathinka Fitz.

(Fortsetzung.)

„Darüber können Sie ruhig sein,“ begann der Trompeter wieder, „der fragliche Mann ist einer der geschicktesten in dem ganzen Corps; er ist seit drei Jahren der Serie der Wittwen zugetheilt und das sind bekanntlich schwer zu befriedigende Geschöpfe, denn hat es eine Frau einmal mit einem Manne versucht, so muß man ihr Symphonien aus allen Tonarten vorblasen, um sie zu bewegen einen zweiten zu nehmen. . . Nun, mein Herr, der fragliche Mann hat noch nicht ein Mal seinen Zweck verfehlt; sobald ich ihm Ihre Angelegenheit auseinandergesetzt haben werde, können Sie ruhig auf beiden Ohren schlafen.“

„Das ist Alles recht schön,“ sagte ich zu Murhard, „aber bis jetzt haben Sie mir nur von der Wirksamkeit der Trompeter gesprochen, ohne mir den Preis zu nennen, der an ihre Dienste geknüpft ist.“

„Bei Heirathen,“ versetzte mein Nachbar, „bezieht die Verwaltung bestimmte Procente von der Mitgift; man unterzeichnet einen kleinen Vertrag. Auch giebt man,“ fuhr Murhard mit einigem Zögern fort, „das, was wir unter uns die Ermuthigung zur

Musik zu nennen pflegen, doch ist dies nur ein Trinkgeld für den Trompeter, keine Schuldigkeit und die Verwaltung kümmert sich nicht darum.“

Während dieses Gesprächs hatten wir viel Weg zurückgelegt, ohne es zu bemerken. X. mit seinem spitzen Glockenthurme zeichnete sich bei Tagesanbruche schon am Horizonte ab. In dem Augenblicke, als wir einen die Landstraße begrenzenden kleinen Wald erreichten, weckte Murhard den Conducteur auf und verlangte unter dem Vorwande auszustiegen, daß er in einem benachbarten Dorfe wohne und den Weg dahin zu Fuße zurücklegen werde.

Ich begriff die Gründe, die ihn abhielten, mit dem Postwagen in X. anzulangen.

„Wo sehen wir uns wieder?“ fragte ich.

„Ich werde im Badehause wohnen,“ gab er mir zur Antwort. „Und Sie?“

„Ich auch, da ich dort Frau Bonlingen und ihre Tochter finden soll.“

„So werden wir alle beisammen sein. Wann soll das Concert seinen Anfang nehmen?“ setzte er mit ernster geheimnißvoller Miene hinzu.

„Bevor ich mich zu etwas entschliesse, will ich erst das junge Mädchen sehen.“

„Gut,“ sagte er. „Speisen Sie an der Wirthstafel?“

„Es ist meine Absicht.“

„Gut. Wenn Sie entschlossen sind, so geben Sie mir einen Wink.“

„Wie, ohne uns erst verständigt zu haben, ohne...

„Ich weiß genug,“ unterbrach mich Murhard, „lassen Sie mich gewähren. Leben Sie wohl, mein Herr.“

Nachdem er mir freundschaftlich die Hand gedrückt, nahm der Trompeter seinen Mantelsack auf die Schulter und verschwand bevor ich noch Zeit hatte ihm zu antworten.

Ich gestehe, daß trotz der Narrheit, welche den Vorsitz bei allem zu führen schien, was mir seit gestern begegnet war, meine Phantasie durch die Sonderbarkeit dessen, was ich gesehen und gehört hatte, sich in solcher Aufregung befand, daß ich nicht wußte, ob ich Murhards Anerbieten annehmen sollte oder nicht, doch denkend, daß ich stets im Stande sein würde, der mich hinreißenden Strömung einen geeigneten Damm entgegenzusetzen, überließ ich meine Barken den Fluten.

3.

Am Mittag desselben Tages war ich einer der Ersten in dem großen Saale des Badehauses zu K. Nach der Art, wie mich der Friseur des Ortes frisiert und pomadifirt hatte, hätte man mich für einen eben verheiratheten Bräutigam halten können, aber ich wußte, daß Frau Bonlingen und ihre Tochter an der gemeinschaftlichen Tafel speisten und es war mir daran gelegen gleich anfänglich einen guten Eindruck zu machen. Auch muß ich sagen, daß nicht die Ungeduld, ein Urtheil über die Reize meiner Zukünftigen zu fällen, die einzige Ursache meines frühzeitigen Erscheinens war, sondern daß ich auch den Eindruck zu beobachten wünschte, den das Erscheinen des türkischen Badegastes hervorbringen würde.

Um halb zwei Uhr begann sich der Saal mit Herren und Damen zu füllen und bei allen Neuankommenden richteten sich meine Blicke auf die Thüre und mein Herz schlug mit Hefigkeit. Aber keine der bis jetzt anwesenden Personen entsprach dem Signalement, welches mir mein Freund Felix Müller gegeben hatte. Ich wußte, daß Frau Bonlingen auf dem einen Auge schielte, ein Fehler, worauf sie stolz war, da, wie sie stets mit einem gewissen Selbstgeföhle bemerkte, die adelige Schriftstellerin, Gräfin Ida Hahn-Hahn, sich ebenfalls dadurch auszeichnete.

Da ich bemerkte, daß alle mich umgebenden Damen völlig richtig stehende Augäpfel besaßen, so fing ich an, wegen der Abwesenheit meiner künftigen Bundesgenossen, etwas besorgt zu werden, als ein alter Herr, der als Beobachtungsposten am Fenster stand, einen Ausruf ausstieß, welcher meine Aufmerksamkeit erregte.

„Endlich kommt Nummer acht!“

„Und Nummer zwölf?“ fragte eine Nachbarin in boshaftem Tone.

„Nummer zwölf ist auch dabei,“ gab der alte Herr lächelnd zur Antwort.

„Glauben Sie, daß er Aussichten hat?“ fragte die Dame.

„Die Tochter scheint sich nicht viel aus ihm zu machen; aber die Mutter . . .“

Der alte Herr hatte noch nicht ausgesprochen, als sich die Thüre vor dem Auge à la Hahn-Hahn der Frau Bonlingen aufthat.

Sie war es, die man unter der Benennung ihrer Zimmernummer bezeichnet hatte. Nummer zwölf war ein Nebenbuhler.

Frau Bonlingen war eine kurze dicke Frau, deren runder Kopf, platte Nase und aufgeworfener Mund ihr viel Aehnlichkeit mit einem Metzgerhunde gaben. In ihrem Anzuge stritten sich die grüne, gelbe, rothe und blaue Farbe um den Vorrang, man hätte sie für eine kosmopolitische Fahne halten können. Anders war es mit ihrer Tochter Hermine, deren regelmäßiges Gesicht mit dem sanften melancholischen Lächeln, deren schlanke Gestalt und einfache Toilette einen angenehmen Contrast mit der in die Augen fallenden Lächerlichkeit der Mutter bildeten.

Die Damen waren von der Nummer zwölf begleitet, einem sehr langgewachsenen jungen Menschen, dessen kleine graue Augen sich mitten in einem gelben erdfahlen Teint unter einer niedrigen Stirne verloren, die hin und wieder von einem dünnen Streifen Haare von einer sehr zweifelhaften blonden Farbe bedeckt wurde. Wenn man die geschäftige Miene sah, womit er den Sonnenschirm, die Sammettasche und den Shawl der alten Dame trug, so konnte man unmöglich zweifelhaft über die Absichten sein, welche sein Betragen leiteten.

Bei dem Anblicke von Müllers schöner Cousine fühlte ich lebhaft, daß es mir sehr süß sein würde, den Banden, die mich bereits mit ihm verbanden, noch ein neues hinzuzufügen, und da ein Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen, ein Hinderniß mehr zu überwinden war, so beschloß ich alles aufzubieten, um den Sieg zu erlangen.

Es war jetzt oder nie der Fall die Trompete anzusetzen, aber wie ich mich umsehen mochte, so verrieth noch nichts die Ankunft meines geheimnißvollen Reisegefährten.

Indessen, um meine Batterien besser richten zu

können, trug ich Sorge, mich bei Tische neben den alten Herrn zu setzen, der, ohne es zu wissen, mir bereits dienlich gewesen war. Ich hätte es nicht besser treffen können, denn bevor noch die Suppe gegessen war, wußte ich bereits, daß mein Nebenbuhler Sauerbrei hieß, in A. wohnte, wo ihm sein Vater, ein Viehzüchter in Hubertsthal, ein Notariat gekauft hatte und daß der junge Mensch nun auf die Thaler der alten Bonlingen speculirte. Mein Nachbar setzte noch hinzu, daß diese Thaler einen erhöhten Glanz durch die schönen blauen Augen des Fräulein Hermine erhielten, welche bis in das Herz des jungen Beamten gedrungen seien. Nur scheine es, daß weder die Ehren des Notariats, noch die untergehendsonnenfarbigen Haare des Herrn Sauerbrei bis jetzt die Gefühle der schönen Hermine erregt hätten; die Sache wollte nicht so schnell vorwärts gehen als es der verliebte Notar gewünscht hätte.

Da mir der sehr aristokratische Geschmack der Frau Bonlingen bekannt war, so konnten diese Nachweisungen mich nur in meiner Beharrlichkeit bestärken und mit Hilfe des Trompeters glaubte ich Alles hoffen zu dürfen. Aber wo war dieser Trompeter? Mich wieder an meinen Nachbar wendend, erkundigte ich mich, ohne ein großes Gewicht darauf zu legen zu scheinen, ob seit einigen Tagen Fremde von Bedeutung in F. angekommen wären. Er nannte mir Deutsche aus allen Staaten, aber von einem Türken war keine Rede.

Ich fing an mich als das Opfer einer großen Mystification zu betrachten, als sich mit einem Male alle Blicke auf die Saalthüre richteten, deren beide Flügel während der Tafel offen geblieben waren. Ich errieth sogleich den Gegenstand dieser allgemeinen Aufmerksamkeit . . . es war mein Trompeter . . . Von dem Hausherrn geführt, trat er mit langsamen Schritten in den Saal, sein Anzug war sehr schön und diente dazu, die Magerkeit seiner Züge noch mehr hervorzuheben.

„Meine Herren,“ sagte der Hausherr, nachdem mein Reifegefährte auf einem leer gebliebenen Stuhle Platz genommen hatte, „ich empfehle diesen Fremdling Ihrem Wohlwollen; er ist ein treuer Diener des erhabenen Herrschers der hohen Pforte; in Folge des gewechselten Klimas erkrankt, haben die Aerzte erachtet, daß er seine Gesundheit in einer Kaltwasserheilanstalt wiederfinden würde und haben mir die Ehre erzeigt, meine Anstalt als die vorzüglichste in ganz Deutschland . . .“

Er schlug die Augen nieder ohne seine Phrase zu vollenden, doch bevor er sich entfernte, sagte er uns noch, daß der neue Ankömmling Ali-Ben-Murad heiße und nicht ein Wort deutsch verstehe.

Ich hatte alle Mühe der Welt, das rasende Lachen zu bewältigen, das mich unter der pathetischen Rede des Hausherrn befallen hatte; um mich für diesen Zwang zu entschädigen, suchte ich nun einen Blick des Einverständnisses mit dem neuen Sohne des Propheten auszutauschen, aber es wollte mir nicht gelingen. Ali-Ben-Murad war bereits mit zwei in Weißtraut gedämpften Feldhühnern handgemein geworden, welche er mit einer Begierde verzehrte, die ich allein zu verstehen vermochte und wovon ihn nichts abziehen konnte.

„Es wird uns kein Beinchen davon übrig bleiben,“ murmelte mein Nachbar in Verzweiflung, „und ich liebe kein Gericht so sehr als in Weißtraut gedämpfte Feldhühner! . . . Wegen des verwünschten neuen Jagdgesetzes habe ich seit einem halben Jahre dieses Federwild entbehrt . . ., ich hatte mir seit Beginn der Tafel so zu sagen Platz aufgehoben für die Feldhühner . . . Diese mahomedanischen Hunde sind Einer wie der Andere, in ihrem Lande nähren sie sich von Kameelfleische und wenn sie dann zu uns herauskommen . . .“

„So ziehen sie Feldhühner mit Weißtraut vor.“

Mein Nachbar würde gewiß in seinen Klagen fortgefahren sein, hätte nicht ein entsetzlicher Keuchhusten des Türken ihn in seinem Eifer unterbrochen.

Auf seine Stuhllehne zurückgeworfen, lag Ali-Ben-Murad mit halbverdrehen Augäpfeln da und schien im Begriffe den letzten Seufzer auszuhauchen. Bei diesem Anblicke erhoben sich alle Gäste, man umringte den armen Kranken und bemühte sich um die Wette ihm behilflich zu sein, die Damen gaben ihm ihre Niesfläschchen, wuschen ihm die Schläfe mit Essig, aber nichts schien Einfluß auf diese schreckliche Ohnmacht zu haben. Durch das Geräusch der umgeworfenen Stühle und der lärmend aufgerissenen Fenster herbeigezogen, erschien endlich der Director der Anstalt und brachte mit Hilfe einiger Diener den ohnmächtigen Türken auf sein Zimmer; dies geschah jedoch nicht ohne daß ich ihm in der Verwirrung die Hand auf eine bedeutungsvolle Weise gedrückt hätte.

Man setzte sich wieder zur Tafel und aß unter einem Concerte von Klageliedern weiter. Besonders glaubten die Damen den armen Fremdling nicht genug bedauern zu können.

„Es ist entsetzlich, so weit von der Heimath zu sterben.“

„Vielleicht hat der arme junge Mann eine Mutter oder eine Braut zu Hause.“

„Seine Augen waren so ausdrucksvoll im Schmerz.“

„Wenn dieser gesund wird, so ist es ein wahres Wunder.“

„Dann müßte man alle Kranken nach X. schicken.“

„Er hat die Schwindsucht im höchsten Grade,“ sagte mein Nachbar, „das sieht man, so wie man ihn nur essen sieht.“

Während einer halben Stunde ertönte ein Kreuzfeuer von mehr oder minder philanthropischen Phrasen, die mir keinen Zweifel über den Nutzen der Anstalt ließen, zu welcher Murhard gehörte. Der Trompeter hatte sein erstes Stückchen geblasen, das Publikum applaudirte.

In dem Augenblicke als man sich von der Tafel erhob, nannte einer der Gäste Frau Bonlingen bei ihrem Namen und fragte sie, ob sie auf den Ball des Oberbürgermeisters eingeladen wäre.

Bei dem Namen Bonlingen ließ ich einen Ausruf des Erstaunens laut werden und mich der dicken Dame nähernd, fragte ich in den achtungsvollsten Ausdrücken und indem ich Sorge trug, das Bon von dem Lingen gehörig zu trennen, ob ich die Ehre hätte, mit Felix Müllers Tante zu sprechen.

Die aristokratischgestimmte Frau heftete ihr Lieblingsauge mit Wohlwollen auf mich und gab mir die Versicherung, daß sie diese Tante sei.

Da übergab ich ihr, mit den Manieren eines Gesandten, der sein Beglaubigungsschreiben überreicht, den Brief ihres Neffen.

Ich hatte Sorge gehabt, mich mit einer wappenverzierten Briestafche zu versehen, deren Anblick Frau Bonlingens pausbäckiges Gesicht mit allen Farben des Regenbogens verklärte.

Sie las den Brief bis zu Ende, dann überreichte sie ihn ihrer Tochter mit einer königlichen Feierlichkeit, die mich zu einem lauten Gelächter hingerissen haben würde, wenn, ganz mit der Wirkung beschäftigt, welche der Brief ihres Vetter's bei der schönen Hermine hervorbringen würde, ich mich bei etwas anderm hätte aufhalten können. Aus einigen schüchternen, verstohlenen auf mich geworfenen Blicken, während sie den Brief las, errieth ich sogleich, daß, wenn Müllers gute Absichten durch Hindernisse durchkreuzt werden sollten, diese wenigstens nicht von Seiten der Tochter ausgehen würden.

Nach vielen gegenseitig ausgetauschten Complimenten fragte ich, ob ich die Ehre haben dürfte, Frau von Lingen heute Abend auf den Ball zu begleiten; ich hatte gleich bei meiner Ankunft für eine Einladungskarte gesorgt.

Ich hatte kaum meine Bitte angebracht, als mir das Wort durch eine Art Grunzen abgeschnitten wurde. . . . es war der lange Sauerbrei, welcher sich Frau Bonlingen genähert hatte und sie mit leiser Stimme an die mit ihm getroffene Verabredung mahnte.

Ich sah, daß sich ein ziemlich lebhafter Wortwechsel zwischen ihnen erhob und daß die Wittwe zwischen einem frühern Versprechen und dem Wunsche schwankte, sich den Badegästen von X. in Gesellschaft eines adeligen Cavaliers zu zeigen.

Hermine lächelte, indem sie bald ihre Mutter, bald den Notar, bald mich ansah; wir verstanden uns bereits.

Ich hatte endlich Mitleid mit der perplexen Lage, worin sich Frau Bonlingen befand, und den Glauben an mich aus Herminens Augen schöpfend näherte ich mich der Wittwe wieder.

„Gnädige Frau,“ sagte ich, auf Sauerbrei zeigend, „es giebt ein Mittel Ihre Güte für mich mit den Rechten dieses zu vereinbaren. . . . Sie sind zwei und er ist allein. . . .“

„Wie verstehen Sie das, mein Herr?“ rief der Notar, der nicht wußte, ob er zornig werden sollte oder nicht.

„Ich verstehe darunter, mein Herr, daß Frau von Lingen mir die Ehre erzeigen wird, mich zu ihrem Cavalier anzunehmen, während Sie dem Fräulein den Arm geben werden.“

Sauerbrei neigte seinen Glaskopf zum Zeichen der Zustimmung, Frau Bonlingen dankte mir durch ihren schielendsten Blick und Hermine sah mich mit einem Lächeln an, welches sagte: Sie wissen wohl, daß Sie nichts zu fürchten haben.

Nachdem alles geordnet war, trennte man sich, um an die Balltoilette zu denken. Der allgemeine Versammlungsplatz war auf Nummer acht, bei Frau Bonlingen.

Es ist unnöthig zu sagen, daß ich die größte Sorgfalt auf meinen Anzug verwendete, denn die Frauen, selbst die geistreichsten, lassen sich leicht durch das Aeußere verblenden. Um halb neun Uhr war ich bei Frau Bonlingen, aber mein Nebenbuhler war mir schon zuvorgekommen. Sauerbrei war wahrhaft strah-

lend in seinem hechtgrauen Fracke, das Gesicht in einen pyramidalen Hemdtragen eingerahmt; seine Brust bedeckte eine Weste von firschothem golddurchwirktem Brokate, und im Jabot funkelten ihm drei Brillantknöpfe, deren Glanz in andern als den Augen der bescheidenen Hermine der ersten Eleganz meines ganz schwarzen Anzugs wohl das Gleichgewicht gehalten haben würde.

Die Miethwagen sind sehr selten in K. Da der Abend wunderschön und das Haus des Oberbürgermeisters nicht weit von dem Badehause entfernt war, so ward beschlossen zu Fuße hinzugehen. Nach unserer Uebereinkunft bot ich Frau Bonlingen den Arm und Sauerbrot, stolzer denn Achilles, als er seine geliebte Polyxena zum Altare führte, bemächtigte sich Herminens. Der unschuldige Notar ahnte nicht, daß ein Paris hinter ihm drein schritt, der nicht auf seine Ferse, sondern auf sein Herz zielte.

Die Gesellschaft war zahlreich und bestand besonders aus Fremden, wodurch sie sehr glänzend wurde, denn es steht fest, daß in den Bädern aller Länder die Eingeborenen sich gewöhnlich durch ihre auffallende Tracht, ihre erstaunten Mienen und ihre Unkenntniß des gesellschaftlichen Benehmens auszeichnen. Da sie eigentlich nur zwei von zwölf Monaten leben, so vergeht ihnen die übrige Zeit in einer Vereinzelnung, welche sie so zu sagen den Murmelthieren beigelegt, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie essen und trinken. Die K...er machten keine Ausnahme von der Regel. Jeder neue Ankömmling, der die Nase mitten im Gesichte hat, rasirt ist und reine Handschuhe trägt, darf sicher sein, ein gewisses Aufsehen zu erregen. Als zuletzt angekommener Badegast war ich daher bei meinem Eintritte in den Ballsaal der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, auf den alle Blicke gerichtet waren, aber war es nun die Nachbarschaft meiner pausbäckigen Begleiterin, welche meine geringen körperlichen Vorzüge besonders hervorhob oder spiegelte sich der Wunsch zu gefallen auf meinem Gesichte ab, ich hatte alle Ursache zufrieden mit dem Eindrucke zu sein, den meine Person auf die Anwesenden gemacht hatte. Bei jedem Lobspruche, der den Saal durchlaufend bis zu uns gelangte, fühlte ich, wie sich Frau Bonlingens dicker Arm mit einer gewichtigeren Vertraulichkeit auf den meinigen stützte. Bei diesen wohlwollenden Symptomen würde ich alle Furcht wegen der Zukunft verbannt haben, hätte ich nicht aus der Verlegenheit der Wittwe, als ich ihr am Nachmittag meine Begleitung angetragen hatte,

geschlossen, daß sie vielleicht zu weit mit dem Notar vorgeschritten war, um nun zurückgehen zu können.

Diese Abschweifung meines Geistes führte mich natürlicherweise auf das Andenken an meinen Trompeter zurück, den ich in der Glückstrunkenheit, welche mir Herminens Nähe verursachte, fast vergessen hätte.

Murhard hat gewiß noch nicht Zeit gehabt sich mit meiner Angelegenheit zu beschäftigen, dachte ich, vielleicht thut er es morgen.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. „Der Kaiser Augustus,“ bemerkt ein Pariser Feuilletonist, „sagte einmal, daß er ein Rom von Marmor hinterlassen würde, unsere Zeitgenossen werden ein Frankreich von Gyps, Sandstein und Bronze hinterlassen; überall Statuen, überall Monumente! Von einem Steinblock sagt man nicht mehr: „er wird ein Gott,“ sondern „er wird ein Bürger sein.“ Carrara giebt nichts mehr her und wir beuten die Pyrenäen aus; die Berge, wo die Steine gebrochen werden, gebären, so zu sagen, eine Unzahl politischer, militärischer und literarischer Mäuse. Wir umgeben uns um die Wette mit einer schweigsamen Bevölkerung, unter welcher man zu viele fabelhafte Helden gewahrt, deren Ruhm nicht aus den Reben der Mythe hervortritt. Ehemals hatte es der Meißel bloß mit ruhmgekrönten Todten zu thun, jetzt wendet er sich auch Verstorbenen zu, die eigentlich nicht gelebt haben, und Lebenden, die fortwährend todt sind. Eine Kleinigkeit macht gegenwärtig unsterblich, für eine Kleinigkeit wird man in Erz abgeformt. Die Medaille reicht nicht mehr hin; man liebt die heroischen Stellungen und Proportionen. Wir haben sehr hässliche Dorfrichter im griechischen Dëshabillé eines Antinous und bedeutungslose schwächliche Verwaltungs-Beamte in der Attitude eines telamonischen Ajax, in Stein gehauen, auf dem Sokkel gesehen. Die Garçons der Kaffeehäuser werden vor der Hand nur noch daguerreotypirt, aber die Coiffeurs und Dentisten haben bereits ihre Büsten und Statuen. Wir können keinen wirklich großen Mann mehr auf sein Piedestal erheben, ohne ihm ein Gefolge von Pygmäen beizugesellen; die Unsterblichkeit wird mit vollen Händen ausgestreut, wird als Rabatt gegeben. Welcher unbekante Ort hätte nicht seinem noch unbekannteren großen Manne ein Monument geweiht? Jedesmal wenn sich auf unserm Boden dergleichen monumentale Joujour erheben, paradiren Truppen, werden Feuerwerke abgebrannt, Mastbäume mit Wimpeln errichtet, Festspiele veranstaltet, endlose Reden gehalten, ertönt die Trompete, wird gezecht und geschmaust u. s. w. und alles dieses geschieht zu Ehren einer Sippschaft von Leutchen, die in der That brave Corporale, ehrenhafte Dorfrichter, verdienstreiche Financiers u. s. w. waren,

deren Verewigung auf die in Rede stehende Weise aber unsern Nachkommen mehr als lächerlich erscheinen dürfte. Leider hat die jüngste Zeit eine Menge solcher Beispiele aufzuweisen: ein Bouet, ein Klimberger, von denen Niemand etwas gehört, haben so gut ihre Statuen wie Napoleon! Aber heißt das nicht die Mittelmäßigkeit an den Pranger stellen, wenn man ihnen dasselbe Piedestal giebt wie der wahren Größe?"

Ein neues Etablissement, betitelt: Château des fleurs, ist auf den Champs-Élysées an die Stelle des Wintergartens getreten; aber nach einem Schlosse, das ist nach Gebäuden, welche diesen Namen verdienen, sucht man vergebens. Das Schloß ist bloß eine Mythe, ein illusorischer und emblematischer Titel, denn man hat hier nichts als einen Garten vor sich. An Tanz ist zwar noch nicht zu denken, aber die Musik wuchert bereits zwischen den Blumen; denn in unserer Zeit wird jeder Garten, der sich dem Publikum, den gefälligen Freuden erschließt, unmittelbar darauf irgend einem Orchester zur Beute. Wie sehr auch Vielen diese Melange von Promenaden und Serenaden behagen mag, so hat doch jedenfalls die Blume, der frische Rasen, der üppige Strauch, mit einem Worte, die Pflanze die Nachbarschaft der Note zu fürchten; denn die Musik ist eine Königin, welche keine Nebenbuhlerin duldet, sie usurpirt gern die erste Rolle und so dürfte denn auch mit der Zeit das Blumenparterre im Château des fleurs von dem Orchester verdrängt werden. Dieses neue musikalische Gartenvergnügen schmeckt nach seinem britannischen Ursprung; nur geht John Bull in bergleichen Compositionen oder besser Mischlingen viel weiter, er mischt seinem Amusement die wissenschaftliche Zerstreuung bei; seine Gartenbeete sind mit abenteuerlichen, oft gräulichen, aber seltenen Pflanzen emailirt, er decorirt seine Vergnügungsorte mit Tigern, Schlangen, Springbrunnen, buntem Glase u. s. w., u. s. w., um die natürliche Annehmlichkeit des Etablissements zu erhöhen.

Ranelagh hat vor Kurzem den siebenzigsten Jahrestag seiner Stiftung gefeiert. Dieser Siebziger hat das Grün und den Reiz bewahrt, welche die Jugend auszeichnen. Auch Ranelagh ist den Engländern nachgeahmt; sein Name rührt von einem irländischen Lord her, der ein großer Musikliebhaber war und zu Chelsea, unweit London, einen reich mit Blumen geschmückten Garten hatte anlegen lassen, um daselbst Concerte zu geben. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Pariser Ranelagh nichts als ein großer aller Anpflanzungen lediger Grasplatz, den indeß die Bevölkerung von Paris des Sonntags gern besuchte, um da im Freien zu tanzen; dies war der sogenannte Bal de Passy. Ein Stück von Vegrand, welches unter besagtem Titel im Jahre 1741 aufgeführt wurde, bescheinigt den Ursprung des Ranelagh als eines Tanzortes. Aber das jetzige Etablissement erhob sich erst und wurde eröffnet in dem letzten Regierungsjahre Ludwigs XV., „und bald sah es den Hof, die Stadt um die Wette herbeiströmen," sagt sein Geschichtschreiber. Der Prinz Soubise, Gouverneur des Schlosses La Muette, hatte einem Förster Namens Morisan

das Privilegium zur Gründung des Ranelagh erteilt. Morisan machte sehr gute Geschäfte und das Pariser Publikum fand großen Geschmack an dem neugefalteten Lustorte; noch mehr kam dieser in Aufnahme unter Trenis, „dem berühmten Trenis," wie ihn der Historiograph nennt, am meisten aber unter Ferny, Morisan's Schwiegersohne, einem originellen, unternehmenden Manne, einer wahrhaft geschichtlichen Person. Ferny's Herrschaft scheint von ewiger Dauer zu sein. Hunderte von sehr vornehmen und sehr einflussreichen Tänzern sind unter seinen Augen aufeinander gefolgt. Die Entree's von vier Generationen sind vor ihm vorüber gegangen; er hat das alte Régime, das Directorium, das Kaiserreich und die Restauration tanzen und „ihre Sprünge" machen sehen und immer ist er noch auf dem Plage, auf den Beinen, munter und aufrecht. Sein Etablissement steht auf festem Fuße; er hat in seiner Meschusalem-Carrière keinen fauxpas gemacht. Obgleich der Beschützer der Savotte, befördert er doch auch die Erfindungen der modernen Choreographie. Für ihn ist der Petitmaitre, der nach Bisam duftende Stutzer, der Dandy und der Lion ein und derselbe Mensch, der stets besteht und fortwährend tanzt. Das tanzende Publikum, welches sich jetzt mehr als je in den Sälen des Ranelagh drängt, unterscheidet sich nicht wesentlich von dem, welches Mabile und das Château Rouge bevölkert; die tugendhaften Frauen sind hier nicht seltener als anderwärts, aber sie verdanken ihrer Tugend den Vortheil der Anonymität. —

Seit Eröffnung der Jagd haben die französischen Sportsmen vollauf zu thun und machen sich dieser englischen Bezeichnung immer würdiger, indem sie von Kopf bis zu Füßen in englischem Jäger-Costüm erscheinen. Die Herren Rattier und Guibal machen sich um diese Nimrode sehr verdient, sie versorgen dieselben mit vollständigen Jagd-Anzügen aus Caoutchouc; Samaschen, Mäntel, Schuhe, Stiefeln, Mützen, Jagd-Flaschen, Wild-Taschen u. s. w., kurz Alles aus dieser wasserdichten Substanz gefertigt, ist bei ihnen zu haben. — 8 —

(Heirathen oder Sterben.) Ein junger Mann in Cork beschäftigte sich vor zehn oder elf Monaten auffallend mit einem jungen Mädchen und gewann die Zuneigung derselben in nicht geringem Grade. Um seine Studien zu vollenden mußte er sich nach der Hauptstadt begeben und er entfernte sich, ohne dem Gegenstande seiner Huldigungen einen bestimmten Heirathsantrag oder nur Versprechungen zu machen, welche verständiger Weise als Eheversprechen ausgelegt werden konnten. Ob ein Briefwechsel zwischen den beiden Liebenden während der Trennung stattfand oder nicht, wissen wir nicht; aber die Zeit verging und der junge Herr kam in die Heimath zurück. Er versäumte da, die ehemalige Bekanntschaft wieder anzuknüpfen und eines Morgens, als er noch im Bette lag, meldete man ihm, daß der Bruder jener Dame bringend mit ihm zu sprechen verlange, weil er ihm Wichtiges mitzutheilen habe. Er kleidete sich schnell an und erschien in seinem Zimmer, wo nach den gewöhnlichen, aber sehr abgekürzten Begrüßungen der Bruder des Mädchens ihm erklärte, er sei ge-

Kommen, um zu fragen, ob er geneigt sei, das, was er an seiner Schwester verschuldet, durch eine Heirath mit ihr wieder gut zu machen. Der junge Mann läugnete bestimmt, dem Mädchen irgendwie jemals seine Hand versprochen, ja nur ihr sein Herz angetragen oder sie irgendwie beleidigt oder verlegt zu haben. Es half ihm nichts; er wurde aufgefordert, diese Erklärungen in Gegenwart der Dame selbst zu wiederholen. Dazu erklärte er sich bereit und er erschien mit dem Bruder in der Wohnung der Dame. Man denke sich sein Erstaunen, als er da einen protestantischen Geistlichen, der offenbar bereit war das unlösliche Band zu knüpfen und die Verwandten der Dame erblickte. Und auf einem Tische stand ein Kästchen mit Pistolen. Was sollte dies bedeuten? Man sagte es ihm bald. Er habe, hieß es, nicht bloß den Seelenfrieden des Mädchens zerstört, sondern sie auch um ihren guten Namen gebracht; er müsse sie also sofort heirathen oder die Folgen seiner Weigerung ertragen. Man deutete auf die Pistolen. Alle seine Beteuerungen blieben unbeachtet und man wollte nicht glauben, daß er der Dame nur die allgewöhnlichsten Aufmerksamkeiten erwiesen, sich dagegen durchaus keiner vertraulichen Bekanntschaft mit ihr zu rühmen habe. Um der Gewaltthat zu entgehen, willigte er endlich ein, das Mädchen sich antrauen zu lassen. Dies geschah und der Geistliche entfernte sich; da sie aber Protestantin und er Katholik war, hatte man auch dafür gesorgt, daß die Trauung durch einen katholischen Geistlichen vollzogen wurde. Als das Eheband so fest um ihn gelegt war, verließen ihn die Kräfte und er wurde ohnmächtig. Als er wieder zu sich gekommen war, legte man seinem Weggange kein Hinderniß in den Weg. Er begab sich in seine Wohnung, um — eine Klage gegen die ihn angethane Gewalt einzuleiten. Zur Erklärung erzählt das Gerücht, die junge Dame habe einen andern „zu stark, aber nicht weise“ geliebt und die Familie die wohlbekannte Puldigung, die ihr der Held dieser Geschichte dargebracht, benützt, um ihm die Schuld oder doch die Sühne aufzubürden. — Die gerichtlichen Verhandlungen werden wohl die Sache ans Licht brin-

Generalcorrespondenz.

Das Leipziger Theater hat uns in der letztern Zeit re Neuigkeiten vorgeführt, unter denen aber nur die „Benedix“ von Benedix und der „Lumpensammler von Paris“ gele. „Eisele und Weisese“, ein nach Feldmann und Kä für Leipzig zurecht gemachtes Stück, war auch durch treffliche Nachahmung der beiden bekannten Figuren aus „fliegenden Blättern“ nicht zu retten und R. Gott- is „Blinde von Alcalá“ wurde mit vollem Rechte mit Un- en zurückgewiesen, denn der Stoff, den der Dichter sich ge- st hat, Souliés „Diana von Chiory“, ist nicht nur an widerwärtig, sondern überdies mit wahren Behagen in : Rücksichtslosigkeit breitgerert. — In Spanien herrscht

trog aller politischen Noth noch so viel Sinn für die Kunst, daß in Madrid auf Kosten des Staates ein Muster-Theater errichtet werden soll, in welchem nur spanische Stücke, alte und neue, zur Aufführung kommen sollen. So weit sind wir in Deutschland noch nicht einmal. — In Paris sieht man dem ersten Auftreten einer neuen Tänzerin entgegen, welche alle bis- herige berühmte Springerinnen übertreffen soll. Sie ist, sagt man, eine Zigeunerin und natürliche Tochter des Fürsten von Montenegro und besitzt eine solche Leichtigkeit und Elasticität in ihren Bewegungen, daß sie ein Pas auf einem aufgeblasenen Ballo tanzt, hoch in die Luft springt, pirouettirt, wieder auf den Ball herunterkommt und denselben überall hin bewegt, wohin sie ihn haben will. Wenn dies nun auch gerade nicht schön und von gutem Geschmacke ist, so ist es doch jedenfalls neu und wird nicht verfehlen, das Publikum in Masse anzulocken. — Bei dem großen Mangel an neuen Opern wird man mit Bewunderung hören, daß die Opern in Italien wie die Pilze wachsen. So werden angekündigt I Baccanti von Fontana; Eleonora Dori und Irene von Battista; Clarice Visconti von Laudomo; La Tirolese von Magazzari; Giulia di Tolosa von Gabrielli; Yava von Speranza; il Corsaro von Rini; Mortedo von Capocelato; Don Bucefalo von Cognoni; Ascario il gioielliere von Di Gioia.

In der Kunstwelt macht die wiederholte Behauptung Aufsehen, daß das Gemälde von Rafael „Madonna di Loreto“, von welchem es bekanntlich sehr viele Copien giebt, während das Original für verloren gehalten wurde, in Genua durch den Marchese di Spinola entdeckt worden sein soll, der den Schatz nicht für seine eigene Sammlung behielt, sondern dem Könige von Sardinien anbot, welcher sich auch zum Ankaufe entschlossen haben soll. Alle Künstler in Turin sollen einstimmig das Gemälde für ächt erklärt haben. — Die berühmten Gemälde von Rubens, welche lange eine Pierde der Kathedrale von Antwerpen gewesen sind, sollen aus derselben weggenommen und in das königliche Museum in Brüssel gebracht werden. — Die Schriftstellergesellschaft in Paris will in Verbindung mit den Ausgezeichneten der lebenden Künstler ein prachtvolles Album herstellen, das zum Vortheile armer Schriftsteller verkauft oder ausgespielt werden soll. Alle Mitglieder der französischen Akademie, wie alle Schriftsteller, die sich irgendwie bekannt gemacht haben, alle Maler und Bildhauer, deren Werke das Publikum liebt und die Componisten, deren Melodien das Volk entzückten, haben sich vereinigt eigenhändig etwas in das Album zu schreiben oder zu zeichnen. Es wird deshalb Autographen von Chateaubriand, Lamartine, Hugo, Cousin, Salvandy, Guizot, Thiers, Beranger, Arago, George Sand, Sue, Dumas, Balzac, Scribe &c., von Rossini, Meyerbeer, Halevy, Kuber, Berlioz &c., von Ingres, Horace Vernet, Delaroché, Ary Scheffer, Delacroix, David, Diaz, Couture &c., mit einem Worte von allen Personen enthalten, welche in Wissenschaft, Kunst und Poesie in jehiger Zeit in Frankreich sich ausgezeichnet haben. Ein großer Theil des Albums ist bereits gefüllt und die größten

Namen haben sich zuerst eingezeichnet. Das Album der Herzogin von Montpensier, das nur fünfzig Zeichnungen enthält, kostete 60,000 Francs. Wie hoch schätzt man nun zweihundert Seiten eigenhändig geschriebene Beiträge der größten Schriftsteller Frankreichs und hundert Zeichnungen der ersten Künstler? Wir werden es bald erfahren. —

Wie sehr die Frömmigkeit das Volk in Schottland durchdrungen hat, dürfte sich vielleicht aus der seltsamen dort herrschenden Sitte beurtheilen lassen, nach welcher in den presbyterianischen Kirchen nicht selten — Soirées gehalten werden. Aber man denke sich keine gewöhnliche Soirée; denn wie wir aus einem Programm der „Nicholson-Strasse-Vereinigten-Presbyterianischen-Kirchen-Versammlungs-Soirée“ (in Edinburg) ersehen, wird mit dem Profanen das Kirchliche verbunden. Die Soirée begann mit einem Gebet, einem Psalm und einer Rede von der Kanzel, dann folgte ein — komisches Lied (There lives a young lassie) und nach demselben wurden Lörtschen umhergereicht. Darauf wieder ein Psalm, andere Lieder und — Obst; hierauf ein dritter Psalm, ein Duett und eine Arie. Endlich Schlußrede, ein Psalm und — stilles Gebet, worauf die Gesellschaft nach Hause ging. — Läßt sich etwas Unsinnigeres denken! — Zu dieser schottischen Seltsamkeit ein Paar englische. Eine sehr romanhaft-sentimentale und melancholische junge Dame war in die Themse gefallen, wurde aber zum Glück gerettet. Sobald sie wieder zur Besinnung gekommen, war sie entzückt über die Heldenthat dessen, der sie dem Tode entriß und wollte ihn aus Dankbarkeit heirathen. Als sie erfuhr, daß ihr Retter kein schöner Jüngling, sondern ein Neufundländer Hund gewesen sei, ergriff sie die Verzweiflung und — sie sprang ins Wasser, in dem sie diesmal wirklich den Tod fand. — Lord Egremont hat in seinem Testamente eine Klausel einrücken lassen, nach welcher alle Pächter auf seinen Besitzungen für ewige Zeiten in der Politik die Ansichten haben müssen, zu denen er sich in seinem Leben bekannte. Wenn einer zu andern Meinungen kommt, soll er sofort entlassen werden. Es giebt aber auch bei uns Wunderbares und Seltsames. So hat Dettinger die überraschende und betrübende Entdeckung gemacht, daß unser Freund Herloßsohn ein Mörder, der Mörder Wallensteins ist und daß er es selbst gestanden hat. Auf der ersten Seite jeden Bogens des neuen Romans von Herloßsohn: „die Mörder Wallensteins“ ist nämlich deutlich zu lesen: „Herloßsohn, Mörder Wallensteins.“ —

In Schottland ist vor kurzem ein Matrose zurückgekommen, der sein Vaterland vor elf oder zwölf Jahren verließ und seitdem die schrecklichsten Schicksale gehabt hat. In Westindien verließ er das Schiff, auf dem er abgesehelt war, nahm Dienste auf einem andern und verscholl. Das amerikanische Schiff, auf das er sich begeben hatte, wurde in dem Meerbusen von Mexico von einem der furchtbaren Stürme, die dort so häufig wüthen, entmastet. Die Mannschaft schwamm vierzig Tage lang auf dem Braak umher. Die Lebensmittel wurden

bald aufgezehrt und es sahen die Ueberlebenden sich genöthigt, ihren Hunger durch die Leichen ihrer gestorbenen Kameraden zu stillen. Zuletzt blieb der Schotte allein übrig. Ein armer indianischer Fischer fand ihn schon halb bewusstlos und nahm ihn mit sich in seine Hütte, in welcher er sich allmählig erholte. Dann schloß er sich sieben ebenfalls an der Küste verunglückten Landseuten an und sie wollten mit einander den ersten Hafen in Texas zu erreichen suchen. Unterwegs wurden sie aber von einem Haufen Indianer überfallen, völlig entkleidet und als Sklaven behandelt. Hier erlagen in weniger als acht Monaten und nachdem der Schotte zwei andere hatte zu Tode martern sehen, gelang es ihm nach zehn Jahren zu entfliehen. Derselbe Matrose war vorher eine ziemlich lange Zeit Gefangener unter den Cannibalen von Neuseeland gewesen und hatte ferner unerhörte Leiden und schreckliche Abenteuer in dem peruanischen Unabhängigkeitskriege erlebt. —

„Die Wahrheit ist wunderbar, wunderbarer als Dichtung“ . . . Vor drei oder vier Wochen wurde die Tochter eines alten Soldaten in L. von einer heftigen Krankheit befallen und in das Hospital gebracht. Der alte Mann erkundigte sich natürlich häufig nach dem Zustande seiner Tochter und erfuhr zu seinem Schmerze bei jedem Besuche, daß es schlechter und schlechter gehe. Endlich erhielt er gar die betrübende Nachricht, daß sie gestorben sei . . . So mußten denn die nöthigen Vorbereitungen zur Beerdigung getroffen werden, die nach zwei Tagen auch erfolgte. Nach vierzehn Tagen etwa, während die Mutter der Begrabenen mit ihren gewöhnlichen Hausarbeiten beschäftigt war, öffnete sich langsam die Thüre, herein trat langsam, bleich und abgemagert die todte Tochter und rief: „Mutter!“ — „Du kannst nicht hereinkommen, — Du kannst nicht hereinkommen!“ schrie die zum Tode erschrockene Mutter; „Dein Vater hat Dich vor vierzehn Tagen christlich begraben lassen!“ Und dann sank sie ohnmächtig nieder. Als sie wieder zu sich kam, bemerkte sie, daß der unwillkommene Gast noch immer in der Stube saß; die Alte lief also in ihrer Angst die Treppe hinunter in die Werkstatt ihres Mannes und rief: „oben sitzt die Tochter, die wir vor vierzehn Tagen begraben haben.“ Der Mann ließ sein Werkzeug vor Entsetzen und Staunen fallen und erst als sich die alten Leute einigermaßen gesammelt hatten, riefen sie die Nachbarn herbei. Mit diesen wagten sie sich in die Stube und da saß nicht ein Gespenst, sondern die wirkliche Tochter, zwar noch bleich und schwach, aber lebendig wie immer . . . Es dauerte lange ehe das geheimnißvolle Räthsel gelöst wurde, endlich aber ergab es sich, daß die Tochter des alten Soldaten und eine alte Frau, die einen fast gleichen Namen hatte, in Hospitale neben einander lagen. Daher der Irrthum; denn man hatte dem Alten immer über den Zustand der Frau Nachricht gegeben und als diese gestorben war, auch die Leiche überantwortet, während seine wirkliche Tochter sich allmählig erholte und dann nach Hause gehen konnte. —

Allgemeine Mode-Zeitung

Nr 46.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, für die Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Kränzen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Mit ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Orngenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Samwerken und Monumenten, v. Weiblich, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Trompeter-Gesellschaft.

Eine Nachahmung

von

Aathinka Fitz.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte ich diesen tröstlichen Schluß gemacht, als Frau Bonlingens Stimme, an deren Seite ich mich niedergesetzt hatte, während ihre Tochter den ersten Walzer mit Sauerbrot tanzte, mich aus meinen Betrachtungen zog.

„Herr von Sylvenstolpe,“ sagte sie, indem sie das Wörtchen von mit ihrer rauhen Stimme besonders betonte, „sehen Sie den Herrn dort unten, kennen Sie ihn?“

Meine Augen folgten der entgegengesetzten Richtung der ihrigen, um an denselben Punkt zu gelangen.

„Nicht im mindesten,“ sagte ich.

„Das ist sonderbar. Seit wir uns setzten, hat dieser Mann nicht aufgehört, sein Fernglas auf unsere Seite gerichtet zu halten.“

Aus der Haltung und Kleidung dieses Mannes ließ sich errathen, daß er ein reicher Engländer war, der wenigstens funfzig Jahre zählte; er hatte eine blonde Perücke auf und seine Gesichtsfarbe gab Zeugniß davon, daß unser deutscher Rheinwein einen eifrigen Bewunderer in ihm gefunden haben mußte.

„Gnädige Frau,“ sagte ich, indem ich meine galanteste Miene annahm, „dieser Herr thut, was viele der anderen anwesenden Herren thun . . . er betrachtet Sie.“

War sie bereits hochroth gewesen, so ward sie jetzt carmoisinroth und da die Freude ihrem Lieblingsauge die Bewegung gab, welche man der Erde um ihre Axt zuschreibt, so verlor ich den grauen Augapfel der Wittve gänzlich aus dem Gesichte. So reizend schöne Augenlider sind, die sich unter einer Schmeicheltrede züchtig niedersinken, eben so unpoetisch ist die Schamhaftigkeit, die sich durch solche Umkehrung kund giebt. Durch den Blick der Frau Bonlingen versteinert, wendete ich den meinigen schnell von ihr ab und ließ ihn natürlicherweise auf den Veranlasser dieser Unordnung fallen. Der Engländer saß noch immer auf derselben Stelle, das Fernglas vor den Augen und betrachtete mich ohne Unterbrechung, denn trotz der Antwort, die ich meiner Nachbarin gegeben hatte, war ich es, den er betrachtete, ich allein. Eine Frau kann gewissermaßen dem Impertinenten verzeihen, der sie so zu sagen vor seiner Lognette festhält; ihre Schönheit, ihre Anmuth können einer unzeitigen und verlängerten Neugierde zur Entschuldigung dienen, aber ein Mann kann in einer solchen Beharrlichkeit nur die Absicht ihn zu beleidigen sehen, und ich für meinen Theil habe nie länger als eine Minute ertragen, was mir stets eine Unverschämtheit schien, nämlich ein Brillenglas zwischen mir und gleichviel wem. Ich fühlte bereits wie mir das Feuer

in das Gesicht stieg und mein Blut schneller als nothwendig durch meine Adern zu rinnen begann, als, ohne seine Haltung zu verändern, der Engländer mit langsamen gemessenen Schritten auf mich zukam. — Das nenne ich einen zuvorkommenden Menschen, dachte ich, er überhebt mich der Mühe zu ihm zu gehen, um ihm meine Meinung über die Art zu sagen, wie er die Leute betrachtet. — Ich stand auf und erwartete festen Fußes mein Original. Bald stand er vor mir.

„Sind Sie nicht ein Herr von Sylvenstolpe?“

Diese Worte wurden mit einem so ächt britischen Accent ausgesprochen, daß daraus zu ersehen war, daß der Sprecher die Ufer der Themse zum ersten Male verlassen hatte.

„Ich bin es, mein Herr!“ gab ich ihm zur Antwort.

„Oh, sehr erfreut Sie zu sehen,“ rief der Engländer, indem er seine Porgnette wieder vor das Auge nahm, „lassen Sie mich Sie betrachten, junger Mann.“

„Mich dünkt, das thaten Sie schon eine geraume Zeit,“ versetzte ich trocken.

„Das kann ich nie genug thun,“ erwiderte der Engländer, ohne die Bitterkeit zu bemerken, die in meiner Stimme klang.

„Dann werde ich es zuerst müde werden, mein Herr!“ rief ich, durch die Kaltblütigkeit und die nicht zu störende Ruhe des Engländers gereizt.

„Da haben wir's, ja, ja, so mußte es kommen,“ sagte der Engländer freudig verklärt, „reichen Sie mir die Hand, junger Mann, Sie verjüngen mich um dreißig Jahre.“

Bei diesem Aufrufe an meine Hand weiß ich nicht, welsch' ein Gott sie zurückhielt, daß ich sie nicht mit der kupferigen Wange meines Fragers in Berührung brachte, aber die Gegenwart der Frau Bonlingen hielt mich ab.

„Sind Sie betrunken oder ein Narr, mein lieber Herr?“ fragte ich den Engländer.

„Ja, ja, junger Mann,“ antwortete der Engländer, „ja, Sie haben errathen, trunken vor Freude, weil ich den Sohn meines besten Freundes in Ihnen erkenne.“

„Ihres Freundes?“

„My God! Sind Sie nicht der Sohn des Grafen Sylvenstolpe?“

Ich war im Begriffe zu antworten, daß dieser Titel meinem Vater nie zugekommen wäre, als ein

sonderbares Geräusch meine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand lenkte. Es war Frau Bonlingen. Bei dem Worte Graf hatte ihre dicke Person eine so heftige Commotion erhalten, daß sie sich zwei Fuß über die gepolsterte Bank erhoben hatte, auf welche sie sodann mit großem Gepolter wieder niedergefallen war.

Meiner Treu, dachte ich, der gute Mann ahnet nicht, daß er vielleicht eben meine Heirath zu Stande gebracht hat; da ich es nicht gesagt habe, so mag es meinethalben bei dem Grafen Sylvenstolpe bleiben . . . Streng genommen, wenn ich es nicht bin, so könnte ich es doch sein.

„Es scheint, mein Herr,“ sagte ich besänftigt zu dem Engländer, „daß ich in der That die Ehre habe von Ihnen gekannt zu sein.“

„Nicht gerade Sie, junger Herr, aber Ihren Vater kannte ich genau, diesen lieben guten Grafen von Sylvenstolpe (hier fuhr Frau Bonlingen abermals zusammen), als er sich mit dem R...r Gesandten mehrere Jahre in London aufhielt.“

Mein Vater hatte mir nie gesagt, daß er bei einer Gesandtschaft attachirt gewesen, noch daß er sich je in England aufgehalten hatte; da ich ihn übrigens schon in meiner Kindheit verloren hatte, so war es nicht erstaunlich, daß ich über diese Thatsachen in Unwissenheit geblieben war.

„Also die Aehnlichkeit mit meinem Vater verschaffte mir die Ehre von Ihnen erkannt zu werden?“

„Oh, Sie sind sein Sohn vom Kopfe bis zu den Füßen,“ erwiderte der Fremde. „Als ich Sie hier erblickte, glaubte ich von meiner Jugend zu träumen. Ich sehe diesen theuern Grafen noch immer vor mir, wie an dem Tage als er Sr. Majestät Georg III. vorgestellt wurde; er war so schön, von so adeligem Aussehen, daß sich alle unsere Ladies in ihn verliebten und unsere Königin, die sehr schön war, obgleich ihr rechtes Auge nie nach dem linken zu blicken vermochte, unsere Königin reichte ihm ihre Hand zum Kusse.“

Ein leises Räuspern der Frau Bonlingen gab mir zu verstehen, daß das Compliment des unschuldigen Fremdlings seine Früchte getragen hatte.

Jetzt kann mich Murhard vergessen so lange er will, dachte ich, ich sehe nicht ein, warum ich einen bezahlten Trompeter annehmen sollte, während mir die Vorsehung einen unentgeltlichen schickt, der nichts zu wünschen übrig läßt.

„Mein Herr,“ sagte ich zu dem Freunde meines Vaters, „erlauben Sie mir Ihnen die Hand zu drücken, ich bin Ihnen eine Abbitte schuldig. Da ich

vorhin sah, auf welche Weise Sie mich betrachteten . . .“

„Oh, Ihr Zorn ist mir nicht entgangen,“ rief der Engländer, „und daran erkannte ich, daß Sie gänzlich der Sohn Ihres Vaters sind . . . Ich versetzte mich in Gedanken in den Tag zurück, an welchem er sein berühmtes Duell mit dem Prinzen von Wales hatte.“

„Ich wußte nicht . . .“
 „Oh, er war so bescheiden, daß er seine glänzenden Thaten nie zur Kunde kommen lassen wollte,“ fiel mir der brave Mann in die Rede, „aber es war damals kein deutscher Edelmann in London, der dieses merkwürdige Ereigniß nicht kannte. Ich bin überzeugt,“ fuhr er fort, indem er auf Frau Bonlingen deutete, „ich bin überzeugt, daß die Anverwandten dieser Dame ihr oft von der Tapferkeit erzählten, welche Ihr edler Vater gegen seinen königlichen Gegner entwickelte.“

Vor Freude halb erstickt und den Irrthum des Engländers dem besondern Umstande zuschreibend, welcher ihr einige Aehnlichkeit mit bekannten adeligen Damen gab, bemühte sich Frau Bonlingen übermäßig ihren Augapfel in der Nasenecke verschwinden zu lassen. Ich weiß nicht, wo dieser unglückliche Augapfel endlich still gestanden sein würde, wenn nach beendigtem Walzer Herminens Rückkehr an ihren Platz den Bemühungen der Wittve nicht ein vorläufiges Ende gemacht hätte.

„Das ist eine reizende Miß,“ sagte der Engländer, „in Wahrheit reizend,“ setzte er begeistert hinzu.

Hermine erröthete auf eine liebliche Weise und nachdem ihre Mutter ihr einige Worte in das Ohr gesagt, erhob sie ihre Augen mit dem Ausdruck einer ungewöhnlichen Freude auf mich. Sie hatte mir den zweiten Tanz zugesagt, ich erinnerte sie an ihr Versprechen.

„Der Herr Graf sind zu gütig,“ sagte Frau Bonlingen, deren Mund sich nicht weit genug öffnen konnte, um das kabalistische Wort auszusprechen.

Hermine neigte sich mit schöner Anmuth, aus welcher eine gewisse Zufriedenheit leuchtete, die dem Notar Sauerbrei nicht entging, denn sein gelbes Gesicht ward plötzlich pomeranzensfarbig.

Als ich mich wieder zu dem Engländer wendete, von dem ich mich ein wenig entfernt hatte, um mit der schönen Hermine zu sprechen, hatte er die Orgnette wieder vor dem Auge und betrachtete meinen Nebenbuhler wie er mich betrachtet hatte.

Sollte er ihn auch kennen? dachte ich.

„Oh, dieser Mensch ist sehr häßlich!“ rief der Engländer laut.

Sauerbrei wendete das Gesicht ab. Aus der Pomeranzensfarbe ging er in das Braune über.

„Wie heißt der Mensch?“ hob der Engländer wieder an.

„Der Herr ist Notar in A. und heißt Sauerbrei,“ gab ich ihm zur Antwort.

„Sauerbrei! Ich sah einen Sauerbrei in London aufgehängt. Die Sauerbreis haben ein zähes Leben,“ sagte der Engländer sehr ruhig.

Frau Bonlingen bekam alle Farben; Hermine hatte die größte Mühe ihr Lachen zu verbeißen. Sauerbrei suchte eine zerstreute Miene anzunehmen, indem er eine Dahlia entblätterte. Sein Gesicht hatte indessen die Farbe der chinesischen Tuschke angenommen.

„Ihre Frage, mein Herr,“ sagte ich zu dem Freunde meines Vaters, „führt nothwendigerweise auch eine von meiner Seite herbei. Werden Sie mir die Ehre erzeigen, mir Ihren Namen zu sagen?“

„Mein Name, mein Name, ich habe mich Ihnen ja genannt, junger Herr, habe ich Ihnen nicht den Namen des Freundes Ihres Vaters genannt?“

„In Wahrheit, nein.“

„Oh, geht es mir doch immer so,“ rief der Engländer lachend aus, „ich fange mit dem an, womit ich aufhören sollte. Ich bin Lord Trumpton, junger Herr, Lord Trumpton, der alte Freund Ihres Vaters.“

„Trumpton,“ sagte ich, „in der That, dieser Name . . .“

„Ihr Vater wird diesen Namen oft an Ihrer Wiege genannt haben,“ sagte der Engländer ganz weichmüthig. „Reichen Sie mir die Hand, junger Herr, Sie besitzen das Gedächtniß des Herzens . . . Wenn ich eine Tochter hätte, so müßten Sie mein Schwiegersohn werden.“

In diesem Augenblicke erklang das Orchester; indem ich Hermine meine Hand bot, sah ich den Augen der Frau Bonlingen eine Sündfluth entströmen.

„Ach, bester Herr Graf, welch' ein Auftritt!“ rief die Wittve, „welch ein Mensch ist dieser Mylord . . ., welch eine gefühlvolle Seele! Außer in dem Theater ist mir noch nichts so Rührendes vorgekommen.“

Ich hatte zu wichtige Gründe, nicht anderer Meinung als Frau Bonlingen zu sein, ich versicherte daher gänzlich ihre Ansicht zu theilen.

„Herr Graf,“ sagte Herminens Mutter mir in das Ohr, um nicht von ihrer Tochter gehört zu werden, „Sie würden mich unendlich verbinden, wenn Sie von Mylord zu erfahren suchten, ob er einige Aehnlichkeit zwischen dem Notar Sauerbrei und jenem Sauerbrei findet, der . . .“

Die Wittwe hielt inne.

„Der in London gehängt wurde,“ ergänzte ich.

„Ja . . . gehängt . . .“ murmelte Frau Bonlingen mit einem Seufzer, welcher bewies, wie weit sie sich bereits mit dem Notar eingelassen hatte.

Indem ich Herminen zum Tanze führte, streifte ich an dem würdigen Lord Trumpton vorbei und ihm die Hand kräftig drückend, sagte ich:

„Mylord, ohne daß Sie es ahnen, haben Sie bereits mehr für mich gethan, als Sie jemals für meinen Vater thaten.“

Die Musik übertäubte die Stimme des Engländers, so daß ich von seiner Antwort nichts vernahm, als das ihm eigene Oh. Dieses Oh hatte für mich bereits den Wohlklang eines liebgewordenen Wortes.

Der Tanz mit Herminen ging blischnell zu Ende. Felix hatte mich nicht getäuscht, seine Cousine war ein Muster von Schönheit, Geist und Verstand. Weit entfernt eine Verlegenheit und Unwissenheit zur Schau zu tragen, die den meisten jungen Mädchen heut zu Tage nicht mehr eigen ist, gestand sie mir vielmehr mit liebenswürdiger Offenheit, daß sie die Absicht ihres Veters errathen habe und daß ihr Herz sich ganz geneigt fühle, dieselbe zu ratifiziren.

„Aber,“ setzte sie mit einem betrübten Seufzer hinzu, „ich fürchte, daß sich meine Mutter nur mit großer Mühe dazu verstehen wird, mit dem Notar zu brechen.“

„So ist Ihre Heirath mit diesem entsetzlichen Menschen denn schon fest bestimmt?“ sagte ich mit verhaltenem Zorne. „Wie kann sich Ihre Frau Mutter entschließen, Sie einem solchen Ungethüme aufzuopfern?“

„In den kleinern Städten ist die Wahl schwierig, da die Heirathskandidaten selten sind,“ versetzte Hermine, „auch hat der Notar, um der Schwäche meiner Mutter zu schmeicheln, ihr versprochen, sich sogleich nach der Hochzeit den Adel zu kaufen.“

„So daß Sie,“ sagte ich hitzig werdend, „daß Sie Freifrau, Baronin oder Gräfin von Sauerbrei werden.“

Bei Erzählung dieser pomphaften Titel, die mit

dem sehr profaischen Namen Sauerbrei schlossen, konnte sich Hermine des Lachens nicht enthalten.

„So weit sind wir noch nicht,“ sagte sie, „wenn ich meiner Mutter auch keinen offenen Widerstand zu leisten wagte, so habe ich doch so geschickt lavirt, daß die Sachen seit zwei Jahren ungefähr auf demselben Punkte stehen geblieben sind.“

„Aber was hoffen Sie?“

„Ich hoffe auf meinen Stern,“ sagte das junge Mädchen. „Finden Sie nicht,“ setzte sie mit einem anbetungswürdigen Lächeln hinzu, „daß er heller zu strahlen beginnt?“

Es lag so viel Anmuth und Aufrichtigkeit in dieser Phrase, daß ich mich ungeschickt fühlte darauf zu antworten, ich drückte meiner schönen Tänzerin die Hand.

„Haben Sie Dank,“ sagte ich. Das war alles, was ich hervorzubringen vermochte. Ich hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als ein dumpfer Lärm an unsere Ohren schlug, der sich von Sekunde zu Sekunde vergrößerte. Das Orchester verstummte, man stieg auf Stühle und Bänke, es gab ein großes Durcheinander; Herminens Hand zitterte heftig in der meinen.

„Mein Gott, alle diese Unordnung geht in der Ecke vor, wo wir meine Mutter gelassen haben, was mag geschehen sein? Gerechter Himmel, das ist die Stimme des Notars!“ setzte Hermine hinzu und eilte so schnell es ihr die im Saale wogende Menschenmenge erlaubte, nach jener Gegend hin.

„Mich dünkt, daß ich auch das Oh meines Engländers vernehme,“ sagte ich, indem ich ihr nach besten Kräften den Weg zu bahnen suchte.

Nach einigen Stößen gelangten wir auf den Schauplatz der Begebenheit. Frau Bonlingen lag halb ohnmächtig in den Armen einer neben ihr sitzenden Dame und hob bald den einen Arm, bald das eine Bein mit den Zeichen der lebhaftesten Verzweiflung auf, während Lord Trumpton, der den Rock abgeworfen hatte, in der Stellung eines Boxers dastand und vor ihm Sauerbrei, hinsälliger als ein Pestfranker, mit erloschenen Augen und zitternden Gliedern. Seine Lippen murmelten ohne Unterbrechung die Worte: Verloren! verloren!“

„Sind Sie bereit?“ rief der Engländer, indem er seine gewaltigen Fäuste ballte. Ohne die Frage des britischen Athleten zu beantworten, wiederholte der unglückliche Notar, der den Tod noch nie in solcher Nähe gesehen hatte, stets dieselben Worte.

Bei meinem Erscheinen wendete Lord Trumpson den Kopf ein wenig nach meiner Seite.

„Was giebt es denn?“ fragte ich den Freund meines Vaters.

„Oh, lassen Sie mich diesen Menschen erst umbringen, nachher will ich Ihnen alles erklären,“ gab mir der Engländer kaltblütig zur Antwort.

Sauerbrei stand unbeweglich, er glich dem von den Blicken der Schlange geblendeten Vogel der Wüste. Ganz bestürzt ob dieses neuen Salonvergnügens standen die Anwesenden auch wie festgenagelt auf ihren Plätzen, ohne daß Jemand daran dachte diesem sonderbaren Auftritte ein Ende zu machen.

„Oh, ich werde jetzt anfangen,“ rief Trumpson.

Und schon hatte er einige Schritte gegen seinen verfeinerten Gegner gethan.

„Mylord! Mylord!“ rief ich, „was wollen Sie thun? Halten Sie ein.“

Ich umschlang den Engländer mit beiden Armen und hielt ihn fest.

„Oh! ich habe Ihnen gesagt, daß ich diesen Menschen umbringen will,“ wiederholte Trumpson, indem er sich von mir loszumachen suchte.

„Ich sage nicht das Gegentheil, Mylord . . . umbringen — ist schon recht, aber man muß auch beim Umbringen die Schicklichkeit beobachten.“

„Oh! ich versichere Sie, er wird sehr anständig kalt gemacht werden, ich bin an dergleichen Dinge gewöhnt.“

„Aber die Partie steht nicht gleich, ich bin überzeugt, daß der Herr Notar gänzlich unerfahren in der Boxkunst ist.“

Sauerbrei, dem meine Einmischung wieder einige Sicherheit gab, machte eine Bewegung mit dem Kopfe, die meine Worte bestätigte.

„Oh, ich muß aber doch diesen Menschen umbringen,“ hob der Insulaner an.

„Dazu giebt es tausend andere Mittel, wenn die Sache überhaupt der Mühe werth ist. Erlauben Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben,“ fügte ich leiser hinzu, „es ist hier weder der Ort noch die Zeit, um eine Ehrensache abzumachen. Nach dem Ball wollen wir miteinander fortgehen, der Notar bewohnt dasselbe Haus mit mir, wir werden uns dann ohne Lärmen und Aufsehen verständigen.“

Lord Trumpson schien nur mittelmäßiges Behagen an meinem Vorschlage zu finden, dennoch fügte er sich. Sauerbrei hatte meine Unterredung mit ihm benutzt, um zu verschwinden. Da die Leute sahen,

daß sich die Sache beilegte, so zogen sie sich wieder zurück und Musik und Tanz begannen von Neuem.

Jetzt erfuhr ich erst von Frau Bonlingen, die ihrer Sinne wieder mächtig geworden, was, während ich mit Herminen tanzte, vorgefallen war. Mehr und mehr von dem Gedanken gequält, daß ihr zukünftiger Schwiegersohn in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Gehängten stehen könne, von welchem Lord Trumpson gesprochen hatte, hatte die Wittwe in der Begierde diesen Punkt aufzuklären, ihre Geduld nicht zu zügelte vermocht. Der Engländer hatte sich neben sie gesetzt, sie hatte eine Frage gewagt, dann mehrere, endlich war sie herausgeplatzt. Der Engländer antwortete auf ihre schreckliche Frage, daß sein Gehängter und Sauerbrei eine und dieselbe Person zu sein scheine. Unglücklicherweise hatte der in einer Fensterbrüstung verborgene Notar das ganze Gespräch mit angehört. Außer sich, als er den Eindruck sah, den Trumpsons Mittheilung auf Frau Bonlingen machte und bei dem Gedanken an die Folgen, welche diese Eröffnung nach sich ziehen könnte, gänzlich aus seiner Natur herausgehend, sprang Sauerbrei aus seinem Winkel hervor und nur auf seine Verzweiflung hörend überhäufte er den Engländer mit Vorwürfen, bei welchen die Ausdrücke Roastbeef und dicke John Bull nicht gespart waren. Hierauf hatte Trumpson seinen Angriffsplan begonnen.

„Was halten Sie von dieser Sache, Herr Graf?“ fragte die Wittwe, als sie mit ihrer Erzählung zu Ende war.

„Sie wird sich schwer beilegen lassen,“ sagte ich.

„Mein Gott, Blut, Blut!“ rief Frau Bonlingen, „ich werde die ganze Nacht davon träumen. Ich bitte, Herr Graf, legen Sie diese Sache bei, ich beschwöre Sie, zu verhüten, daß Sauerbreis Blut fließt. . . Hermine,“ setzte die Wittwe, sich an ihre Tochter wendend, hinzu, „so bitte doch auch den Herrn Grafen, Du sitzest so ruhig da . . .“

„Aber Mutter,“ fiel ihr Hermine in das Wort, „mich dünkt Herr Sauerbrei ist alt genug, um zu wissen, was er zu thun hat.“

Dies wurde in einem Tone gesagt, der deutlich bewies wie wenig Interesse die schöne Hermine an ihrem künftigen Gemahle nahm.

Fräulein Bonlingen wünschte nicht mehr zu tanzen und da ihre Mutter sich halb verrenkt fühlte durch die telegraphischen Bewegungen, welchen sie während ihrer Ohnmacht unterworfen gewesen, so verließen wir den Ball sehr früh.

Als wir das Haus des Oberbürgermeisters verließen und den mit Linden besetzten Platz vor demselben überschritten, bemerkte ich im Mondschein zwei Männer, die unter den Bäumen hineilten, umkehrten, wiederkamen und wovon der Eine den Andern mit großer Beharrlichkeit zu verfolgen schien, während ihm dieser zu entgehen suchte.

Ich zögerte nicht in diesen beiden sonderbaren Spaziergängern den Freund meines Vaters und den Notar von A. zu erkennen.

Sowie Trumpson das Verschwinden seines Gegners bemerkte, machte er sich auf, um ihn zu suchen und fand ihn bald auf der Promenade, wo sich Jener einige Augenblicke aufhielt, um die Fassung wieder zu erlangen, die er fast gänzlich verloren, als er nicht das Schwert des Damokles, wohl aber die gewaltigen Fäuste des Lord Trumpson über seinem Haupte schweben sah. Damit ihm sein Feind nicht abermals entrinne, begann der Engländer ihn zu verfolgen.

(Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

(Petersburger Hospitäler.) In den Petersburger Hospitälern wird, wie Buddeus berichtet, eine sehr strenge — man könnte sagen, grausame Zucht geübt. Dem geringsten Vergehen gegen irgend einen Vorgesetzten folgt harte Strafe und das im Unmuth des Siechthums hervorgestoßene Wort wird streng geahndet, der Kranke darf sich nicht rühren, jede Widerseßlichkeit hat Prügel zur Folge, wie bei Gefunden. Darf man den Erzählungen des Volkes Glauben schenken, so sind Gefängnißstrafen gar nicht selten und körperliche Züchtigungen kommen nur zu häufig vor. Wie aber die Hausordnung sich vielfach zur Etikette, zu einer sogar genesungshindernden Etikette verzerrt hat, dafür beweist jenes Gesetz genug, welches jedem nicht im Bette liegenden Kranken befiehlt, beim Eintritt jedes Angestellten in den Krankensaal, stehend an der Seite seines Bettes, möglichst gleichweit entfernt vom Kopf- und Fußende desselben, mit entblößtem Kopfe zu verweilen, bis der Angestellte das Zimmer wieder verlassen hat. Dabei muß der Patient, sobald ihn jener Obere anredet, wiederum vorschriftsmäßig bis an das Fußende vorschreiten und mit allen Stücken der Hospitaltracht vollständig bekleidet sein. Die Genesenden, welche in den Gartenanlagen oder Corridors sich ergehen, müssen bei dem Nähen des Obern stehen bleibend den Kopf entblößen, bis er an ihnen vorübergeschritten ist. Auf Ordnung und Keintlichkeit wird mit übertriebener Strenge gehalten, kein Fleck darf an den Dielen oder an der Wand sichtbar sein, kein Bettgipfel eine falsche, das heißt, der vorge-

schriebenen Regel zuwiderlaufende Lage haben; die Kranken selbst, ihre Behandlung und Pflege werden so wichtigen Dingen gegenüber bloß als Nebensache betrachtet. „Selbst bei nur temporärem Aufenthalte in den Hospitälern,“ sagt Buddeus, „hat man nicht selten Gelegenheit zu bemerken, wie der Oberarzt bei flüchtiger Morgenvisite die mühsamste Diagnose und die darauf gestützte Therapie der Ordinärärzte einem Systeme, einer Ansicht, wohl auch einer Laune zu Liebe leichtsinnig über den Haufen wirft und dictatorisch die eigene Krankheitsbenennung, das eigene Kurverfahren an deren Stelle setzt.“ Vorzüglich viel sollen aber die Patienten und namentlich der weibliche Theil derselben, von den jungen Wundärzten zu dulden haben. Daß demnach die Russen eine wahre Scheu vor den Hospitälern haben, ist nicht zu verwundern. „Diese Scheu vor der öffentlichen Heilanstalt ist ein wirklich charakteristischer Zug im gemeinen Petersburger Russen. Allerdings ist der Slave im Allgemeinen nachlässiger in Gesundheitsangelegenheiten als andere Stämme; der Russe insbesondere berücksichtigt kleinere Uebel gar nicht und sucht nach Art aller Unkultivirten viel lieber Hilfe beim Nichtarzte, als beim Arzte. Er achtet diesen überhaupt gering und mit seinen Heilmitteln ohnmächtiger als den Popen oder irgend eine weise Frau. Aber selbst wenn er sich endlich gezwungen sieht, seine Zuflucht zu ihm zu nehmen, wählt er noch lieber den Privatarzt, welschem er seine Mühe vergelten muß, als das Hospital. Diese Scheu vor dem Lazareth geht z. B. beim Militair so weit, daß manche Chefs für die minder schwer erkrankten Soldaten ihrer Regimenter auf eigene Kosten einen Arzt besolden, damit der gemeine Mann wegen dieser Hospital-scheu nicht die Krankheit so lange verheimliche, bis es zum Aergsten kommt.“

— 5 —

(Pferde- und Eselrennen.) Ein Bericht über die Thierschau zu Königshütte in Oberschlesien enthält unter andern folgende Mittheilung: „Das Richteramt übernahmen der Standesherr Excellenz und der Regierungspräsident Graf von Pückler. Mit dem Productionsreiten der Landwehrrpferde — fünf an der Zahl — begann das Fest und ein Landwehrrmann, die Grubenmütze auf dem Kopfe, in leichtem Grubenkittel reitend, erhielt den ersten Preis und bewies, daß die Fahrt in die Teufe die Ritterlichkeit stählt. Das Bauernrennen folgte in zwei Abtheilungen; es liefen elf Pferde und auch dieses Jahr zeigten die plessner Bauern abermals ihre mehrjährige Rennerfahrung. Den ersten Preis erhielt der Bauer Prus, ein Name, der dem ältesten polnischen Adel gehört und an normännische Abstammung erinnert. Um dem Feste den Charakter der Volksergötlichkeit scharf aufzuprägen und die landwirthschaftliche Nützlichkeit der Esel zu würdigen, wurde zur allgemeinen Belustigung ein Eselrennen abgehalten, bei dem die Virtuosität eines Esels in der Geschicklichkeit sich seines Reiters zu entledigen die gewünschte Erheiterung gewährte und bewies, daß selbst Esel sich schwer reiten lassen.“

— 5 —

(Seltsames Wiederfinden.) In London ist eben die „Lebensbeschreibung von Sir Jahleel Brenton“ erschienen, in welcher eine große Anzahl Abenteuer und merkwürdige Ereignisse geschildert sind, in denen Brenton während seines vielbewegten Lebens eine Rolle gespielt hat. Während seiner Gefangenschaft in Verdun lernte er einen Herrn Godard kennen und als er diesen zum ersten Male besuchte, fiel ihm ein großes Gemälde auf, auf welchem ein Mann, der eine große Aehnlichkeit mit Godard hatte, einem zerkumpton Knaben ein Almosen reichte und als er fragte, worauf sich das Bild beziehe, erzählte ihm Godard: „In der Schreckenszeit wurde ich in Paris mit meiner Frau verhaftet und wir erwarteten jede Stunde guillotiniert zu werden. Unsere sechs Kinder hatten wir völlig schutzlos verlassen müssen. Nachdem wir einige Tage in der entsetzlichsten Angst verbracht hatten, fiel Robespierre. Wir erlangten unsere Freiheit, eilten nach Hause und fanden da unsere Kinder wieder bis auf eines, von dem wir trotz den unermüdlichsten Nachforschungen durchaus nichts erfahren konnten. Wir glaubten endlich, daß es in einem der Straßenkämpfe gefallen sei, die fast täglich in Paris damals vorkamen und betrauernten es als todt. Nach drei oder vier Jahren hatte ich eine Geschäftsreise nach Holland zu machen, ich ging nach Rotterdam und wurde da in einer Straße von einem zerkumpton Knaben um ein Almosen angesprochen. Da das Kind offenbar in französischem Accente sprach, so erregte es meine Aufmerksamkeit. Ich erhielt auf meine Frage von ihm die Antwort, daß wirklich Frankreich seine Heimath sei und daß es Romain Godard heiße. Es war mein lange vermisstes Kind und Sie können sich meine Freude denken. Der Knabe hatte gefürchtet, in Paris auch guillotiniert zu werden, hatte sich bis Holland durchgebettelt und dort bisher von Almosen gelebt. Was seine Mutter fühlte, als ich ihr den Verlorenen wiederbrachte, will ich nicht zu beschreiben versuchen.“ — Der Capitain Brenton fragte nun, wo dieser Sohn Godard sei und man erzählte ihm, er habe eine Anstellung in St. Domingo erhalten, und als jene Insel von den Franzosen geräumt worden, auf einem französischen Handelsschiffe nach seinem Vaterlande zurückkehren wollen, sei aber einem englischen Kreuzer in die Hände gefallen und befinde sich als Gefangener in Portsmouth. Der Capitain Brenton schrieb sofort nach England und bat um die Freilassung des jungen Godard, weil der Vater desselben ein sehr angesehenener Mann in Verdun sei und die englischen Gefangenen daselbst wahrscheinlich durch seine Vermittelung eine bessere Behandlung erhielten, wenn er der englischen Regierung Dank schuldig sei. Dem Gesuche des Capitains wurde auch sofort nachgegeben und der junge Godard erschien halb darauf zum zweiten Male in dem Vaterhause.

(Noch ein Prastlin.) Der Großvater des Herzogs von Prastlin, des Urheber des gräßlichsten Mordes in der neuern Zeit, hat, wie wir in einem englischen Blatte lesen, seine Hand ebenfalls mit dem Blute einer unschuldigen, tugendhaften Frau

besetzt, wenn auch mit minder empörender Rohheit und nicht nach kalter Ueberlegung; auch er ermordete ein Weib, wenn sie auch nicht das seinige war und das Wappen der Prastlins würde schon damals einen unverilgbaren Flecken erhalten haben, wenn die Justiz in jener Zeit eine so unparteiische gewesen wäre wie jetzt. Das Annual Register von 1768 erzählt den Vorfall in einem Briefe aus Paris wie folgt: „Das neue Jahr beginnt mit dem Berichte über einen höchst tragischen Vorfall, in welchem unser Gesandter an dem Hofe von Neapel schwer theilhaftig ist. Der Vicomte de Choiseul nämlich, unser Gesandter, warf seine Augen auf eine junge Dame aus guter Familie in Neapel, benutzte jede Gelegenheit ihr die leidenschaftlichsten Beteuerungen seiner Liebe darzubringen und überhäufte sie, um seinen Zweck zu erreichen, mit Geschenken, aber vergebens, sie blieb kalt und unerbittlich gegen ihn. Eines Tages zog er endlich in Wuth und Verzweiflung seinen Degen und durchbohrte sie damit. Einige sagen, sie sei auf der Stelle gestorben, andere behaupten, sie sei zwar noch nicht todt, aber tödtlich verwundet. Der König von Neapel, der über die That empört war, schickte sogleich einen Courier hierher und unser König berief den Gesandten zurück, der sich nun in der Bastille befindet. Dieser betrübende Vorfall erschütterte den Vater des Gesandten, den Herzog von Prastlin, so sehr, daß man für sein Leben fürchtet und daß er sich ganz vom Hofe und der Gesellschaft zurückgezogen hat.“ — Jener Herzog, der Vater des Gesandten, hatte früher mit einem Mädchen in Verbindung gestanden, die merkwürdigerweise auch Deluzy hieß.

Generalcorrespondenz.

Nach den neuesten Nachrichten sind die Amerikaner nun wirklich in die Hauptstadt Mexicos eingerückt und so ist zum Theil wenigstens eine Prophezeiung in Erfüllung gegangen, welche ein gewisser Gutierrez Estrada, der früher Secretair im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gewesen war, vor etwa 8 Jahren in einer Flugschrift aussprach. Er sprach darin über den jämmerlichen Zustand des Landes, über die unseligen fortwährenden Revolutionen, die sämmtlich durch den Ehrgeiz von Männern hervorgerufen würden, welche nach der Präsidentschaft strebten und behauptete, das einzige Rettungsmittel sei die Einführung der Monarchie, da die republikanische Regierungsform für Mexico sich nicht eigne. „Wenn wir sie nicht bald ändern, werden wir binnen kurzem die Fahne der Texaner auf den Mauern der Kathedrale wehen sehen.“ Diese Flugschrift brachte die größte Aufregung hervor; die ganze Auflage wurde in wenigen Stunden verkauft, aber den Verfasser behandelte man als Verräther. Die Exemplare der Schrift, welche die Regierung erlangen konnte, wurden öffentlich verbrannt, der Drucker mußte in das Gefängniß wandern und

Estada wäre ermordet worden, wenn man ihn erlangt hätte. Und nun weht die Fahne der Amerikaner mit dem texanischen Sterne doch in Mexico. —

In einer englischen Stadt stand kürzlich eine Frau vor Gericht, weil sie ihres Mannes hölzernes Bein verkauft hatte. —

Ein gewisser Pilby hat kürzlich in New-York eine Speeratsbörse eröffnet, in welcher, wie an andern Börsen in Actien, Getreide, Baumwolle &c. Geschäfte gemacht werden, Mütter junge Männer und Wittwen, wie Mädchen und Wittwen ausbieten, die Lust haben in den Ehestand zu treten. —

In Paris erscheint seit achtzehn Monaten eine eigenthümliche Zeitung, deren Geschichte erzählt zu werden verdient. Eine arme Familie wendete sich um Hilfe an eine Wittve, die in mäßigem Wohlstande mit ihren zwei Töchtern lebte. Die Wittve gab was sie geben konnte, die eine Tochter aber meinte, eine solche Gabe dürfte doch nichts helfen und bemühte sich ein Mittel zu erdenken, wie den armen Leuten in dauernder Weise zu helfen wäre. Endlich kam sie auf den Gedanken ein Journal zu gründen, das sie *Le secours* (die Unterstützung) nannte. Sie entwarf den Prospect, theilte ihn unter allen ihren Bekannten aus und brachte vierzehn Abnehmer zusammen, welche jährlich 6 Francs für das neue Journal geben wollten. Einen Monat später erschien die erste Nummer, ein kleines Heft von einigen Blättern mit verschiedenen Aufsätzen, die sämmtlich aus der Feder der Herausgeberin selbst geflossen waren. Sie schrieb sie selbst vierzehnmal für ihre vierzehn Abonnenten ab und vertheilte die Exemplare selbst. Ein ganzes Jahr lang erschien so das kleine Journal regelmäßig jeden Monat, doch enthielt es bisweilen auch einige kleine Beiträge von andern wohlthätigen Personen. Endlich wurde das Unternehmen bekannter und das Journal hat jetzt fünfzig Abnehmer. Da es die Herausgeberin nun nicht mehr so viel mal abschreiben kann, läßt sie es autographiren und mit dem Ertrage unterstützt sie drei oder vier arme Familien. Jetzt fangen die großen Zeitungen an von diesem Wohlthätigkeitsjournal zu sprechen und es wird wahrscheinlich bald eine sehr große Verbreitung finden; die Herausgeberin aber ist nicht zu bewegen ihren Namen zu nennen. —

Als eine Merkwürdigkeit ist zu erwähnen, daß seit einiger Zeit elegante Equipagen aus New-York nach London zum Verkaufe gesandt werden, das bekanntlich bisher die schönsten geliefert hat und diese amerikanischen Wagen finden wegen ihrer eigenthümlichen Bauart und ihrer außerordentlichen Leichtigkeit schnellen Abgang. —

Der Conducteur eines Postwagens, der regelmäßig jeden Tag zu einer gewissen Stunde durch Shrewsbury fuhr, bemerkte mit Vergnügen in einem gewissen Hause ein hübsches Frauengesicht mit schönen Augen. Nach einiger Zeit wagte der Conducteur die Schöne anzulächeln, wenn er vorüberkam, endlich grüßte er sie gar und sie dankte freundlich. Das war im April dieses Jahres. Nach einigen Wochen ergab sich eine Ge-

legenheit zu näherer Bekanntschaft. Die Dame wartete unten am Hause reisefertig, um mitzufahren. Der galante Conducteur bot ihr den Platz neben sich an und nun war er verloren. Nach einigem Hin- und Herreden erwähnte die Dame beiläufig, sie sei die Wittve des Obersten Tripp, der ihr ein hübsches Vermögen hinterlassen habe und stehe ganz allein in der Welt. Der Conducteur sah sie bei der nächsten Station mit Bedauern den Wagen verlassen. Er sah sie indeß wieder, der erste günstige Eindruck wurde tiefer, sie sprachen mehrmals mit einander, endlich wagte er den wichtigen Antrag zu machen und derselbe wurde nach ziemlichen Zögern angenommen. Am 15. Juni wurden sie getraut. Gleich darauf begaben sie sich nach London, nahmen dort eine große schöne Wohnung und verbrachten zehn Wochen in Lust und Freude. Die Frau besuchte auch einige ihrer vornehmen Verwandten; es stand ihr immer eine elegante Equipage zu Diensten. Sie ging sogar zu dem Herzoge von Wellington, zu Lord Palmersston, erkundigte sich bei ihren Bankiers nach dem Stande ihres Vermögens, erzählte ihrem glücklichen Manne, daß es noch immer ansehnlich sei und forderte ihn natürlich auf, seine Conducteurstelle aufzugeben, da es sich für sie nicht ziemte die Frau eines gewöhnlichen Conducteurs zu sein. Das wollte der verständige Mann doch nicht gleich thun und er kehrte mit seiner schönen Frau nach seiner Heimath Birmingham zurück. Hier begann man bald zu flüstern, daß seine Frau keineswegs so vornehm sei, als er glaube, aber wenn es ihm auch etwas sonderbar vorgekommen war, daß er in London immer hatte im Wagen unten bleiben müssen, wenn sie ihre aristokratischen Freunde besucht hatte, so achtete er doch nicht auf die Reden der Leute und verklagte sogar einige als Verläumder. Er schrieb indeß an ein Handelshaus in London, bei dem seine Frau Geld stehen haben wollte, weil ihm die Londoner Reise sein ganzes Vermögen — 500 Pfd. Sterling — gekostet hatte und staunte nicht wenig als er erfuhr, daß jenes Haus seine Frau gar nicht kenne. Weitere Nachforschungen ergaben, daß die Frau keinen Pfennig Vermögen besaß, weder von adeligen Eltern stammte, noch vornehme Verwandte hatte, auch nicht die Wittve des Obersten Tripp, ja überhaupt keine Wittve gewesen, sondern die Frau eines Handelsreisenden Tripp mit vier Kindern war, von dem sie sich getrennt. Der arme Conducteur war so um glänzende Hoffnungen und eine Summe von 500 Pfd. St. betrogen und hatte die Frau eines andern geheirathet. Er übergab die Schöne unbarmherzig dem Gerichte und so endete vor einigen Tagen eine bewundernswürdig geschickt ausgeführte Betrügerei, die von neuem beweiset, daß oft in dem gewöhnlichen Leben unbemerkt und unbeachtet die seltsamsten und unwahrscheinlichsten Dinge vorkommen. —

Eugen Sue hat seinen letzten Roman nun auch auf die Bühne gebracht unter dem Titel: „Martin und Bamboche oder die Jugendfreunde.“ Ueber den Erfolg ist uns noch nichts bekannt geworden. —

Allgemeine Moden-Zeitung

Nr. 47.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mänteln, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Für ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Vordrucker und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Weibchen, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Trompeter-Gesellschaft.

Eine Nachahmung

von

Aathinka Pittz:

(Beschluß.)

Sauerbrei bot alles auf um ihm zu entgehen und so hatten sie sich schon zwanzig Mal um den Platz herum gejagt als ich in des Notars Augen zum zweiten Male an diesem Abende als sein rettender Engel erschien.

„Oh, da sind Sie ja,“ rief der Engländer, als er uns erblickte, „ich ging mit diesem Menschen spazieren, in Erwartung der Stunde, wo ich ihn kalt machen werde. Wollen wir diese Kleinigkeit nicht lieber gleich abmachen? Ich möchte meinen Thee trinken gehen.“

Fühlend, daß Frau Bonlingens Arm in dem meinigen wieder steif zu werden begann und eine Wiederholung ihrer Convulsionen in freier Luft befürchtend, die mich genöthigt haben würde ihre dicke Person bis in das Badehaus zu tragen, ersuchte ich Lord Trumpton uns zu begleiten.

„Oh, nein, nein,“ sagte der unerbittliche Engländer, „gleich oder ich fange das Boren wieder an — ich habe eine Vorliebe für die Bewegung im Mondscheine,“ setzte der Sohn des blonden Albions hinzu, indem er das Gestirn der Diana betrachtete, das durch die Bäume glänzte.

„Haben Sie Barmherzigkeit, Mylord!“ rief Frau Bonlingen, „Barmherzigkeit mit schwachen Frauen!“ und sie hob ein Paar Arme zu dem Engländer auf, die fähig gewesen wären, einen Obelisken von der Stelle zu rücken.

Aber der rauhe Trumpton war nicht zu bewegen. Die Wittve der Sorgfalt ihrer Tochter überlassend, entfernte ich mich mit dem Freunde meines Vaters und mit Sauerbrei einige Schritte weit von den Damen.

„Welches sind Ihre gewöhnlichen Waffen, mein Herr?“ fragte ich den Notar.

„Mein Herr, ich war zwei Mal in meinem Leben auf der Jagd,“ antwortete Sauerbrei mit kaum vernehmlicher Stimme, „ich zählte damals noch nicht sechszehn Jahre.“

„Es ist nicht üblich sich mit Jagdflinten zu duelliren,“ sagte ich, „Mylord wird ohne Zweifel Pistolen vorziehen.“

„Oh! ich liebe die Jagdflinte sehr,“ sagte Trumpton, „ich verstehe mich sehr gut auf diese Waffe; wenn wir in England auf die Entenjagd gingen, so tödtete ich stets neunundneunzig dieser Vögel unter hundert.“

Die Zähne des unglücklichen Sauerbrei schlugen hörbar aneinander.

„Also bleibt es bei der Jagdflinte?“ fragte ich den Notar.

Sauerbrei neigte sich wie ein aus der Wurzel

gegrabener Baum, aber er war unvermögend ein Wort hervorzubringen.

„Ihre Stunde, Mylord?“ wendete ich mich an den Lord.

„Oh — ich will mich mit Tagesanbruch schlafen, um mich wieder schlafen zu legen, nachdem ich diesen Menschen getödtet haben werde,“ antwortete Sr. Lordschafft.

„Und der Ort?“

„Oh, am Ufer des Mühlbachs. Schade, daß wir kein Meer haben, der große Byron pflegte sich stets am Meeresufer zu schlagen.“

„Sind Sie mit diesen Anordnungen zufrieden, mein Herr?“ sprach ich nun zu Sauerbri.

Da der Notar kein verneinendes Zeichen gab, so nahmen wir an, daß er für die Bejahung stimme.

„Oh, junger Herr,“ sagte Trumpton, mir auf die Schulter klopfend, „Sie werden dem Freunde Ihres Vaters als Sekundant dienen, ich war auch der Sekundant Ihres Vaters bei seinem merkwürdigen Duell mit Seiner königlichen Hoheit, dem Prinzen von Wallis.“

„Ich werde die Ehre haben, Mylord,“ sagte ich, „doch wenn Sie auf meinen Rath hören, so wollen wir uns jetzt trennen, es kommen Leute, und nach dem, was vorfiel, darf man uns nicht beisammen sehen.“

„Oh, gute Nacht, gute Nacht!“ rief Trumpton, „auf morgen denn . . . Ich übernehme es, für Flinten zu sorgen.“

Der Engländer brückte mir die Hand und nachdem er Angesichts des Notars die Gebehrde eines Mannes gemacht hatte, der ein Gewehr abdrückt, verschwand er unter den Bäumen.

„Werden Sie mit mir die Damen nach Hause begleiten?“ sagte ich zu Sauerbri, der wirklich anfing mir Mitleid einzuslößen.

„Ich kehre auf den Ball zurück,“ sagte er mit ersticker Stimme.

Der Zustand des Notars schien mir wenig geeignet zu den Freuden des Tanzes, ich schloß daher mit Grund, daß er einen Freund zu suchen beabsichtige, der ihm in der schrecklichen Angelegenheit des andern Morgens als Beistand dienen könnte und so eilte ich denn allein zu den Damen.

An eine Linde gelehnt, den Kopf auf die Schulter ihrer Tochter gestützt, glich die Wittwe einer dicken schielenden Hamadryade, welche die Treulosigkeit irgend eines Sylvans aus der Nachbarschaft beweinte. Von Zeit zu Zeit drang ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust

und ihre gen Himmel geschlagenen Augen schienen ihn zum Zeugen ihres Schmerzes aufzurufen.

„Nun, Herr Graf,“ rief sie lebhaft, als sie mich erblickte, „was haben Sie erlangt für den Unglücklichen?“

Ich erzählte ihr das Ergebnis unseres Gesprächs.

„Komm, Hermine!“ rief sie aus, „komm an das Herz Deiner Mutter, unglückliches Kind, das zur Wittwe wird, bevor es Gattin gewesen.“

Wie mir es schien, so hatte Hermine große Lust zu sagen, daß ihr der erste Fall weniger schrecklich sei als der letzte, aber aus Achtung für ihre Mutter begnügte sie sich mit der Erwiederung, daß ja noch Niemand todt sei.

„Dieser Lord ist ein schrecklicher Mensch,“ wiederholte Frau Bonlingen. „Er erzählte mir, daß er in seinem Leben schon mehr als hundert Duelle gehabt habe. . . Der arme Sauerbri, der schüchtern wie ein Lamm ist. . . Ach, wie schrecklich, daß ich schuld bin, daß er den Ball besuchte. . .“

Unter diesem Gespräche hatten wir unsere Wohnung erreicht. In dem Augenblicke, da ich mich von den Damen verabschiedete und die Wittwe schon ihre Schwelle überschritten hatte, ohne uns mehr sehen zu können, kehrte sich Hermine zu mir und, mir ihre schöne Hand reichend, sagte sie:

„Sorgen Sie dafür, daß das Glück dieses ersten Tages nicht durch eine peinliche Erinnerung getrübt wird.“

Ich küßte freudetrunken dieses allerliebste Händchen, dann schloß sich die Thüre hinter dem jungen Mädchen. Ohne gerade Theil an Sauerbri zu nehmen, gestehe ich, daß der Gedanke, selbst unwillkürlich schuld an dem zu sein, was ihm begegnete, mich mit einer gewissen Bestürzung erfüllte. Diese Ideen, in Verbindung mit Herminens Wunsch, ließen mich lebhaft wünschen, die Sache gütlich beizulegen und der Tag begann bereits zu grauen als ich mit den Mitteln beschäftigt, die ein gutes Ende herbeiführen könnten, noch immer kein Auge zugethan hatte. Es war jetzt Zeit aufzubrechen, in meinen Mantel gehüllt, verließ ich mit leisen Schritten das Gasthaus und hatte bald den vor der Stadt befindlichen Mühlbach erreicht. Ich wollte einen mit Gebüsch umgebenen Platz aussuchen, wo wir vor der Neugierde der Vorübergehenden geschützt wären und mich sodann auf eine Anhöhe stellen, von wo ich die Duellanten kommen sehen und sie zu mir herwinken könnte. Eine halbe Stunde vor der bestimmten Zeit von Hause gehend, glaubte ich

sicher der Erste auf dem Platze zu sein. Ich fand mich getäuscht in meiner Vermuthung, denn in dem Maße als ich vorwärts schritt, ließen sich gleiche regelmäßige Schritte, wie die einer Schildwache, auf dem Sande vernehmen.

Sauerbrei hat uns angezeigt, dachte ich, er fand es klüger, sich festnehmen als todschießen zu lassen. Neugierig, zu sehen, wie die Sache ausgehen würde, schritt ich weiter und befand mich bald einem wohlgekleideten, blonden jungen Manne gegenüber, der weder wie ein Polizeidiener noch wie ein Spion ausseh.

Es soll vielleicht noch ein Zweikampf hier stattfinden, dachte ich; dann plötzlich von einer andern Idee ergriffen, fiel mir ein, daß dieser Herr der Sekundant des Notars sein könnte. Ich trat daher auf ihn zu, grüßte ihn freundlich und sagte:

„Ich vermuthete, mein Herr, daß wir in der Absicht hier sind, gleiche Dienste zu verrichten.“

„Ich glaube nicht, mein Herr,“ gab mir der Unbekannte zur Antwort.

„Kamen Sie nicht wegen . . .“

„Wegen eines Duells, mein Herr!“ unterbrach mich der junge Mann.

„Richtig, deshalb bin auch ich da.“

„Das ist möglich, aber dieses Duell wird nicht stattfinden.“

„Wirklich, hat Lord Trumpson eingewilligt . . . Nein, das ist unglaublich . . . er schien gestern durchaus nicht zu einer Beilegung geneigt . . . Und der Notar?“

„Ist diese Nacht abgereist,“ sagte der Fremde lachend.

„Wie, ohne sich erst verständigt zu haben? . . . Lord Trumpson wird ihn verfolgen, mein Herr, dessen bin ich gewiß und er wird wohl daran thun, denn auf diese Weise beträgt man sich nicht . . . Sie haben also den Lord mit dieser Flucht bekannt gemacht?“ fügte ich hinzu.

„Ich selbst.“

„Und was sagte er?“

„Er hat mir aufgetragen, Ihnen seine Karte zu überreichen,“ sagte der Fremde lächelnd.

Während der junge Mann in seiner Briefftasche suchte, ward sein Gesicht von der aufgehenden Sonne beleuchtet und je mehr ich ihn ansah, je mehr kam es mir vor, als ob etwas in seinen Zügen sei, das mir nicht gänzlich unbekannt wäre, aber meine Erinnerung

war so vage, daß sie an nichts Bestimmtem festhalten konnte.

„Hier,“ sprach der Unbekannte, indem er mir eine Karte reichte.

Als ich diese Karte betrachtete, entfuhr mir ein Schrei und unwillkürlich wiederholte ich laut die Worte, die ich vor Augen hatte: Franz Weller, Angestellter bei der anonymen Trompetergesellschaft in N., Numero drei, vierzehnte Serie, genannt die der Wittwen.

„Mein Herr,“ sagte ich, „meine Gedanken sind zu einem Labyrinth geworden, in dem ich mich selbst nicht mehr zurecht finden kann, es herrscht eine Verwirrung, die ich mir nicht zu erklären vermag. Sind Sie von Ludwig Murchard geschickt?“

„Ihnen zu dienen, mein Herr.“

„Sehr wohl, nur kommen Sie ein wenig zu spät . . . Aber das sagt mir nicht, was aus dem Freunde meines Vaters, dem Gegner des Notars, mit einem Worte Lord Trumpson geworden ist?“

„Er steht vor Ihnen,“ sagte der junge Mann mit einer tiefen Verbeugung.

Meine Ueberraschung war so groß, daß ich einige Schritte zurückwich.

„Für wen halten Sie mich, daß Sie mir solche Märchen erzählen?“

Statt aller Antwort zog der Trompeter eine blonde Perücke aus der Tasche, setzte sie auf, drückte eine Lognette in das Auge, zog seinen Rock auf der einen Seite in die Höhe und auf der andern herunter, nahm eine eigenthümliche Stellung an, begann mich anzustarren, wie er es am vorigen Abende gethan hatte und in einer Minute stand, mit Ausnahme des kupferfarbigen Gesichtes, der leibhaftige Lord Trumpson vor mir.

Ich konnte vor Erstaunen nicht zu mir kommen, so vollkommen war ich von dem Trompeter geäfft worden.

„Aber wie konnten Sie mich so lange im Irrthume über Sie lassen?“ fragte ich den Kollegen Murchards.

„Da ich gestern bemerkte, daß Sie selbst getäuscht waren, so hielt ich es im Interesse unsers Geschäfts für sicherer, Sie im Irrthume zu lassen.“

„Weiß Gott, ich war vollkommen getäuscht,“ sagte ich, „Sie besitzen ein mimisches Talent ohne Gleichen . . . so was ist mir noch nicht vorgekommen.“

„Man hat mich auch nicht umsonst der Serie der Wittwen beigegeben,“ sagte Weller lachend.

Nachdem ich den Freund meines Vaters auf moralische und materielle Weise belohnt und mich verbindlich gemacht hatte, der Gesellschaft bei meiner Rückkehr nach N. die ihr zukommenden Gebühren zu bezahlen, nahm ich Abschied von dem berühmten Weller-Trumpson, einem Trompeter, der würdig wäre, in den Annalen berühmter Zeitgenossen zu figuriren.

Auf dem Rückwege nach der Stadt segnete ich den Zufall, der, ohne daß ich die Hand zu einem Betrüge geboten, mir so wohl gedient hatte; denn zur Ehre meines Gewissens, lieber Oswald, muß ich Dir gestehen, daß der Gedanke, durch das Mondsthor in eine Familie einzutreten, mir stets sehr widerwärtig gewesen ist. Dank dem Schicksale stand nun Alles auf das Beste und aller Wahrscheinlichkeit nach konnte ich nun mit vollen Segeln in den Hafen einlaufen.

Raum hatte ich die Schwelle des Badehauses überschritten, als mir der Hausherr entgegen kam und mir sagte, daß mich Frau Vonlingen überall suchen lasse.

Ich eilte zu der Wittwe, die ich in ungewöhnlicher Aufregung fand, während auf Herminens schönem Gesichte die vollkommenste Ruhe herrschte, aus welcher sogar ein sanfter Strahl von Freude hervorleuchtete.

„Welch ein Unglück, mein Herr!“ rief mir Frau Vonlingen entgegen.

„Beruhigen Sie sich, Madame!“ sagte ich lachend. „Jedermann ist gesund und wohl.“

„Das weiß ich wohl, aber lesen Sie diesen Brief . . . der Unglückliche hat den Verstand verloren.“

Ich nahm aus den Händen der Wittwe ein Papier, das sie in ihrer Verzweiflung völlig zerfimmert hatte, so daß es fast unleserlich geworden war. Es enthielt nur die wenigen Worte:

Madame!

Plötzlich von dem unwiderstehlichen Drange befallen, mein Geschick dem nassen Elemente anzuvertrauen, bin ich, wenn Sie dieses Schreiben empfangen, auf dem Wege nach N. . . , wo ich mich auf dem Dampfschiffe einschiffen werde, um eine Reise nach Holland und England, ja vielleicht um die Welt zu machen.

Ihr ergebener Diener

Pancraz Polycarp Sauerbrei, Notar.

„Begreifen Sie das, mein Herr,“ rief die Wittwe in einem unbeschreiblichen Zustande von Aufregung,

„uns sitzen zu lassen . . . Herminen aufzugeben, seinen Schwüren treulos zu werden, uns dem Gelächter der Stadt preis zu geben . . . Wer wird meine Tochter nach einer solchen Schmach noch heirathen wollen . . . sie wird als alte Jungfer sterben müssen.“

„Es hängt nur von Fräulein Herminen ab, zu heirathen sobald sie will,“ sagte ich, mich an das junge Mädchen wendend, dessen Wangen sich mit lebhafter Röthe überzogen.

Frau Vonlingen, die falsch verstanden zu haben glaubte, heftete ihre ungleichartigen Augen mit jener übereilten Bewegung ihres adeligen Augapfels auf mich, die mir immer so schrecklich vorkam und bei ihr stets eine lebhaftere Seelenangst verrieth.

„Mein Herr . . . ich . . .“

Sie konnte nicht weiter sprechen.

„Wollen Sie mich zum Schwiegersohn annehmen, Madame?“ fragte ich mit einer tiefen Verbeugung. „Ich werde stolz darauf sein, das Unrecht zu vergüten, welches die Feigheit des Herrn Sauerbrei Ihrer reizenden interessanten Tochter zufügen konnte.“

In dem Zustande, worin sich Frau Vonlingen befand, war kein Korb zu fürchten; bald war Alles in Ordnung und seit vierzehn Tagen bin ich der glückliche Bräutigam Herminens, die mir mit jedem Augenblicke schöner und liebenswürdiger scheint. Da Frau Vonlingen einige Geschäfte in ihrem Wohnorte hat, so werde ich sie dahin begleiten, von da aus reisen wir nach N., wo auf meinen Wunsch die Vermählung stattfinden soll, bei welcher Du, lieber Oswald, der erste Zeuge meines Glückes sein wirst. — In dem Augenblicke, wo ich diesen Brief schließe, höre ich Wunder um mich rufen, es ist die Rede von dem jungen Türken, der ein Pferd verlangt, um die Umgegend von K. zu durchstreifen, während er vor vierzehn Tagen fast an die Wirthstafel getragen wurde.

Habe ich Dir da nicht zwei Ereignisse erzählt, lieber Oswald, welche ganz geeignet sind, das unbedeutende K. in Ruf zu bringen? Eine Heirath und eine Wunderkur! . . . Es ist nur schade, daß ich für meinen Theil der Vorstellung hinter den Coulissen beigewohnt habe.

Die
Familie Malain.

Von
Alphons Karr.

(Fortsetzung.)

Zweite Abtheilung.

I.

Dnesime war nicht nach Cherbourg gegangen, sondern hatte Zuflucht bei dem Müller gesucht, zu dem er aber auch nur in der Nacht kam oder wenn das Wetter so schlecht war, daß er in der Hütte oder vielmehr Höhle im Walde nicht bleiben konnte, in welcher er einige Lebensmittel bewahrte. Er besuchte seine Nestern nicht, weil die Gensdarmen natürlich bei diesen zuerst nach ihm suchten. Schon fing er an besorgt zu werden, da er an der Weide kein Zeichen sah und wenn er Berenice und Pulcheria nicht getroffen hätte, würde er in der Nacht zu seiner Schwester gegangen sein. Um auch den Müller nicht in Verlegenheit zu bringen, wenn bei ihm Nachsuchungen angestellt werden sollten, hatte er demselben nur gesagt, er würde bisweilen auf einem Boden schlafen, dessen Fenster man auflassen möchte. Eloï selbst brachte Brot und Käse und Aepfelwein dahin, aber es vergingen bisweilen vier bis fünf Tage, ohne daß Dnesime da erschien und er war in manchen Nächten den Fischern behilflich, welche für den Müller schmuggelten.

In der Nacht nach seinem Zusammentreffen mit Berenice und Pulcheria schlich er sich nicht still in das Haus des Müllers, sondern gab sich demselben durch ein gewisses Zeichen zu erkennen; aber Eloï war verreiset und sollte erst am nächsten Tage zurückkommen. Er mußte also bis zur andern Nacht warten und als er dann bei ihm saß, bat er ihn, daß er für Malais thun möchte, was Pulcheria verlangt hatte, aber weder Bitten noch selbst Drohungen konnten ihn bewegen. Zwar liebte der Müller Dnesime sehr, aber der Haß gegen die Familie Malais beherrschte alle andern Gefühle seiner Brust.

„Dnesime,“ sagte er, „lieber noch gäbe ich Dir Geld.“

Auch erfuhr Dnesime, wie der Tag benutzt worden war, welchen er auf dem Boden Eloï's hatte verbringen müssen. Epiphan hatte im Schlosse einige Förmlichkeiten seines Amtes verrichtet und am nächsten Morgen sollte er die Anzeige anschlagen, daß das

Schloß Beuzeval von Gerichtswegen auf Antrag des Pächters Rivet zum Verkaufe ausgesetzt sei. Auf die Gefahr hin, erkannt und verhaftet zu werden, ging Dnesime zu Epiphan; aber auch dieser war abwesend und Dnesime ging wieder fort. Am andern Morgen wanderte Epiphan mit dem Kleistertopfe und der Bekannmachung, die er anschlagen sollte, auf dem Wege nach Beuzeval hin, als er an einer Biegung plötzlich einen Mann von einem daliegenden Baumstamme aufspringen sah und mit geschwungenem Stabe rufen hörte: „guten Tag, Epiphan.“

„Guten Tag, Dnesime; aber halte mich nicht auf, ich habe Eile.“

„So gehe ich ein Stück des Weges mit Ihnen.“

„Ich gehe vielleicht nicht Deinen Weg.“

„So gehe ich den Ihrigen. Ich habe mit Ihnen zu reden.“

„Ich habe aber meine Gründe, allein zu gehen. Adieu!“

Er schlug einen Weg ein, der von Beuzeval abseits führte und Dnesime ließ ihn gehen. Bald aber machte der Gerichtsbote einen Umweg, um sich dem Schlosse von neuem zu nähern.

Da traf er mit Dnesime wieder zusammen, der die List des ehemaligen Schulmeisters errathen hatte und ihn erwartete.

„Keine Ausflucht, Epiphan,“ sagte er zu ihm. „Ich weiß alles; hören Sie also, was ich Ihnen zu sagen habe. Der Müller . . .“

„Eloï Malain ist bei der Sache gar nicht theilhaftig.“

„Lügen Sie nicht, sage ich. Ich weiß alles. Der Müller hat zwei Gründe, einen so erbitterten Krieg gegen Herrn Malais zu führen und das Wiedererlangen seines Geldes sammt den Zinsen ist erst der zweite. Wir haben nur einmal hundert Thaler von ihm geborgt und als wir ihm funfzig bezahlt hatten, waren wir ihm noch immer mehr als hundert schuldig. Da er so fest an dem Gelde hängt und das Geld hier nur sein zweiter Grund ist, muß der erste sehr stark sein. Dieser ist die Rache, Rache wegen einer Beleidigung, die ihm irgend ein Malais in frühern Jahren angethan haben mag. Aber die Malais sind jetzt so unglücklich als es ein Feind nur wünschen kann. Dieser erste Grund des Müllers geht Sie und mich nichts an und wir dürfen ihn in einer schlechten Handlung nicht unterstützen, durch die er nur seinen Haß befriedigen will. Ich weiß, daß es Ihre Pflicht ist, ihm beizustehen wieder zu seinem

Gelbe zu gelangen und daran würde ich Sie nicht hindern; aber Herr Malais selbst will sein Schloß verkaufen und bittet nur, daß man ihm die Schande nicht anthue, dasselbe von Gerichtswegen zu veräußern. Binnen drei Monaten verkauft er es und der Müller erhält sein Geld. Schlagen Sie also die Bekanntmachung heute noch nicht an; morgen wollen wir, Sie und ich, mit Cloi Alain reden und dann werden wir weiter sehen."

"Es thut mir leid, lieber Onesime, Dir nicht dienen zu können; die Pflicht geht der Freundschaft vor."

"Sie wollen also nicht warten bis morgen?"

"Nein, . . . und der Müller bezahlt mich auch erst nachdem ich gethan habe, was mir obliegt; Jeder ist sich selbst der Nächste. — Ich habe mehr Arbeit und mehr Verdienst bei einem nothwendigen gerichtlichen Verkaufe als bei einem freiwilligen . . . Du bist auch nur so eifrig, weil Du die Nichte des Malais liebst . . . Aber verlaß Dich darauf, sie hat Dich jetzt zum Narren, wie früher."

(Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Der persische Gesandte, Mehemmed-Ali-Kahn, um noch einmal auf diesen in Paris gefeierten Mann zurückzukommen, hat sich dem Hofe, während dieser in Compiègne versammelt war, im vollen Glanze seines orientalischen Costüms gezeigt; aus seinem Munde fließen die schönsten und gehaltvollsten Sentenzen und seine Hand ist stets voll von Geschenken, die er nach allen Seiten hin austreut. Sein Erfolg ist natürlicher Weise vollkommen. Man weiß, daß Se. Herrlichkeit die vorzüglichsten Hauptstädte Europas besucht hat und verschiedene Sprachen ziemlich fertig spricht. Vor kurzem wurde er von Jemand gefragt, wie er so Vieles und Mannichfaltiges habe lernen und behalten können; seine Antwort lautete: „Ich habe den Sand der Wüste nachgeahmt, welcher die Regentropfen sammelt, ohne einen einzigen zu verlieren.“ Entzückt über den Anblick der reichen Collation, die bei dem König von Frankreich seiner wartete, rief er aus: „Die Fülle seiner (des Königs) Tafel ist so groß, daß die gierigsten Peris bald daran gesättigt sein würden,“ — eben kein Compliment für die Peris! — Bei Gelegenheit der Peris ist noch zu bemerken, daß seine Herrlichkeit, als sich eine Ballet-Tänzerin ihm gegenüber etwas zu frei benahm, gesagt haben soll: „Die Schönheit ohne Schaam ist wie Fleisch ohne Salz.“ —

Ein Phänomen ist in der Hauptstadt angelangt, nämlich

ein ehrlicher Gasconier, welchen der Herr Finanz-Minister hat kommen lassen, um ihn als „Schweizer“ in seinem Hôtel anzustellen. Dieser Riese mißt sieben Fuß in der Länge und acht Fuß im Umfange und wiegt — man erstaune — sechshundert Pfund! Gleich einer gewaltigen Barre vor die Thüre des Staatskassens gepflanzt, wird er für die Steuerpflichtigen stets ein lebendes Emblem des Budgets sein! —

„Es sind,“ bemerkt ein französisches Blatt, „einige Gemälde von unsern Pensionären in Rom eingegangen, dabei fällt uns ein, daß man in der ewigen Stadt zwei Schulen oder große Mittelpunkte für Studirende des Auslandes unterscheidet, nämlich „die deutsche Schule“ oder Colonie, von den Franzosen spottweise „die Sauerkraut-Schule“ (choucroute) genannt und die französische Schule, welche der Deutsche zur Vergeltung mit dem Spitznamen „die Schule der trockenen Brodrinden“ (crôutes — schlechte Gemälde) bezeichnet. Wenn unsere jungen Landsleute nur allzuhäufig bemüht erscheinen, letzteren Spitznamen auch zu verdienen, so dürfte wohl die Beschränkung daran Schuld sein, welcher man sie unterwirft; es ist ihnen nämlich nicht erlaubt, den Umkreis des Capitols zu überschreiten oder sich weit vom Concordia-Tempel zu entfernen. In der That werden in Folge dieser Einengung gewisse Excentricitäten der Vergangenheit sich nicht wiederholen, aber es ist auch kein Wunder, wenn wir jetzt dafür aus der Villa Borghese eine zu Nanterre aufgenommene Landschaft oder gar das profaische Portrait eines unbedeutenden Municipal-Bramaten erhalten; solche Gemälde aus Rom — aus der Villa Borghese! — Das sind die Früchte eines zu prohibitiven Systems! Wozu sendet man denn, wenn nichts weiter erzielt werden soll, die jungen Künstler noch nach Rom?“

Eine höchst interessante Ausstellung ist gegenwärtig im Pantheon eröffnet. Im Jahre 1835 beauftragte Herr Thiers, damals an der Spitze des Departements des Innern, die Herren Paul und Raymond Balze, für die französische Regierung die ganze Reihe der Raphael's Logen und acht der größten Compositionen in den Stanzten, namentlich: „das Incendio del Borgo,“ „Petri Befreiung aus dem Gefängniß,“ „den Parnas,“ „das Wunder zu Vossena,“ „die Disputa“ oder „den Streit der Kirchenväter,“ „die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel,“ den „Attila“ und „die Schule von Athen“ zu componiren. Nach elfjähriger Ausdauer haben die Gebrüder Balze ihre lange und schwierige Arbeit vollendet, wofür ihnen eine Summe von 200,000 Francs als Honorar ausgezahlt worden ist. Ihre Copien, welche vorläufig im Pantheon aushängen, sind vielleicht etwas flach und hart, aber in Hinsicht auf Zeichnung und treue Nachahmung des allgemeinen Charakters von Raphael's Styl ohne Widerrede sehr gelungen und anerkennungswerth. Ein anderer Auftrag, womit die Regierung noch etwas früher, also vor 1835, den wackern Künstler Sigalon beehrte, nämlich eine Copie des jüngsten Gerichts und der „Propheten und Sibyllen“ in der Sixtinschen Kapelle ist ebenfalls ausgeführt. Das „jüngste Gericht“ befindet sich jetzt in der Ecole des Beaux Arts und die „zwölf Propheten,“ welche nach Sigalons früh-

zeitigem Tode Herr Numa vollendet hat, sind der Ausstellung im Pantheon beigelegt worden, wo sie keineswegs in den Hintergrund treten. —

Die Theater haben nichts Neues von Bedeutung gebracht, ausgenommen das Théâtre Français, welches in seinem kürzlich ausgegebenen Programm die Aufführung einer ansehnlichen Reihe von vielversprechenden Tragödien und Comödien in Aussicht stellt; unter denselben verdienen „die Aristokraten,“ eine fünfactige Comödie von Etienne Arago; „Cleopatra,“ eine Tragödie von Madame de Girardin; „der Puff,“ ebenfalls eine fünfactige Comödie und eine Tragödie von Scribe, besonders hervorgehoben zu werden. —

Eine Actrice vom Théâtre de la Gaîté hat das Grab der berühmten Mademoiselle Clairon mit einem neuen Steine und frischen Kränzen geschmückt; hier diese kleine Anekdote, welche wir mit Vergnügen berichten: — Als vor einiger Zeit Demoiselle L. . . , in melancholische Betrachtungen versunken, auf dem Gottesacker Père-Lachaise umherwanderte, bemerkte sie in einem Winkel ein ziemlich vernachlässigtes Grab, auf dessen feinerem Deckel sich einige komische Masken erkennen ließen. Sie näherte sich dem kleinen Hügel und nachdem sie den Schmutz von dem Steine entfernt hatte, las sie auf diesem den Namen der ehemals gefeierten Schauspielerin Clairon. Demoiselle L. . . ließ sogleich den Inspector herbeirufen, zeigte ihm, wie wenig Aufmerksamkeit man einem Grabmale gewidmet, welches die irdischen Ueberreste einer der dramatischen Notabilitäten Frankreichs umschließt und ordnete sodann die nöthigen Reparaturen nebst der Legung eines neuen Steins an, worauf der Name der großen Künstlerin eingegraben ist. Ein elegantes Gitter umgiebt jetzt das Ganze und Demoiselle L. . . verfehlt nicht, jeden Monat hierher zu kommen und die von ihr mit eigenen Händen um den der Vergessenheit entrissenen Grabhügel gepflanzten Blumen zu pflegen.

— 8 —

(Die Blumen und die Frauen.) „Die Frauen sind mit den Blumen verwandt,“ sagt Dr. Jung in seinen Vorlesungen „Frauen und Männer“, „oder sehen doch wenigstens mit ihnen in Sympathie, daß sie all' ihre geheimsten Gefühle, ihre Anerkennung und ihre Huldigung, so ihre Treue und ihren Verlust, ihre Freude und ihre Trauer durch Blumen ausdrücken. Sie stecken Blumen und schmücken sich mit Blumen und wäre es in Ermangelung der ächten mit künstlichen. Vollends aber die Seligkeit der Liebe ist viel zu geheimnißvoll und zu zart beim weiblichen Geschlechte als daß Mädchen die Sprache der Zunge oder der Feder wagen sollten, da selbst der leiseste Ton und der feinste Streich ein zu lautes und deutliches Geständniß wäre und sie wählen die — Blumensprache. Die Braut trägt den Myrtenkranz zum Altare und noch die Matrone bewahrt ihn als Heiligthum auf und jeder Geburtstag wird mit Blumen gefeiert und selbst wenn man den Sarg in die Grube senkt, haben die Frauen ihn mit Blumen geschmückt und Blumen werfen sie dem geliebten Todten nach auf den einsamen Hügel.“

(Goethe und die erste Aufführung von Kogebues „Kleinstädtern.“) Kogebue hatte das Picardsche Lustspiel *la petite ville* für die deutsche Bühne bearbeitet und das Stück wie alle seine frühern Lustspiele der weimarschen Bühne unentgeltlich überlassen, doch hatte die Intendanz ausnahmsweise dem Bruder des Dichters noch einen Carolin gegeben. Goethe bemerkte aber bei dem Durchlesen des Stückes, daß der Verfasser jede Gelegenheit benutzte, der neuen romantischen Schule das mit Bucher zurückzugeben, was sie an ihm verschuldet hatte, strich deshalb eine ziemliche Anzahl Stellen an und sandte das Manuscript mit der Bitte zurück, jene Stellen theils zu streichen, theils umzuändern. Kogebue that dies; nur fünf Stellen mochte er nicht opfern und er vertheiligte sie in einem ausführlichen (noch vorhandenen) Schreiben. Vergebens; Goethe bestand auf der Beseitigung jener Stellen und Kogebue nahm sein Manuscript zurück. Damit war aber die Sache nicht abgethan. Der Dichter hatte sich zu sehr auf die Wirkung seiner Sticheleien gefreut und er hoffte in dem Zirkel, der sich in seinem Hause zu versammeln pflegte, die Personen zu finden, die seine „Kleinstädter“ auf einer Privatbühne darstellen könnten. Bald fehlte auch nur das Local und Kogebue bewog endlich seinen Jugend- und Universitätsfreund, den Bürgermeister zu Weimar, den Saal in dem Stadthause dazu zu bewilligen. Die Vorbereitungen wurden eifrig betrieben, aber bald fand sich ein Hinderniß, wo man es nicht erwartet hatte, denn als man zum Aufbau der Bühne schreiten wollte, nahm der Bürgermeister die Erlaubniß zur Benutzung des Saales unter dem Vorwande zurück, daß man es bedenklich finde in dem neubauten schönen Saale ein breiteres Gerüst aufzuschlagen zu lassen. In Weimar lebte damals ein Mann, der sich durch seine classische Grobheit bekannt gemacht hatte, aber auch das Talent besaß, selbst unmöglich Scheinendes durchzusetzen. Goethe hatte ihn bei dem Baue des herzoglichen Schlosses kennen gelernt. Dieser Mann mußte den Bürgermeister bearbeiten, daß er die bereits gegebene Erlaubniß zurücknahm und obgleich Goethe oftmals andere für sich handeln ließ, wollen wir doch nicht behaupten, daß er die Intrigue angeregt oder nur Kenntniß davon gehabt habe. Auch wissen wir nicht, welche Gründe der Unterhändler geltend machte, den Bürgermeister zu vermögen, wortbrüchig gegen seinen Freund zu werden. Zwar behauptete man damals, der Rathstitel, welcher ihm zu dieser Zeit zu Theil wurde, sei eine Belohnung für seine Willfährigkeit gewesen, aber der Mann hatte diese Auszeichnung wirklich verdient. Genug, die Intrigue gelang; und alle Bemühungen Kogebues, den Bürgermeister auf andere Gesinnungen zu bringen, blieben ohne Erfolg. Welche Erbitterung diese Nachricht unter den Freunden Kogebues hervorbrachte, läßt sich kaum beschreiben. Die Damen vorzüglich, welche in dem Stücke mitspielen sollten, waren untröstlich. Aber der rettende Engel blieb nicht aus. Kogebue war der Mann nicht, der sich durch Hindernisse von einem einmal gefaßten Vorsatz so leicht abbringen ließ und so gelang es ihm mit Hilfe seines zahlreichen Anhanges, die Genehmis-

gung zu erlangen, das Theater in einem herzoglichen Gebäude errichten zu lassen, wo denn die „Kleinstädter“ wirklich in ihrer ursprünglichen Gestalt zur Aufführung kamen. Goethe war auch eingeladen worden, erschien aber eben so wenig als die Meisten seiner Jünger; dagegen konnte ein Theil derselben der Neugierde nicht widerstehen und wohnte der Vorstellung bei, die keinen Wunsch übrig ließ und bei der namentlich die Stellen den lautesten Beifall fanden, welche Göthe hatte besetztigt sehen wollen. (Nach einem Werke über Goethe, das im nächsten Jahre erscheinen wird.)

Generalcorrespondenz.

Während die Nachricht durch die Zeitungen wandert, selbst bereits durch die englischen, daß Mendelssohn endlich wirklich entschlossen sei, eine Oper zu componiren und zwar „Coreley“, Text von Geibel, auch bereits den ersten Act vollendet habe, müssen wir leider den zahlreichen Freunden des großen Componisten berichten, daß derselbe am 4. November 9 Uhr Abends in's Land der ewigen Harmonie übergegangen ist. Leipzig sieht sein Hinscheiden für ein öffentliches Unglück an; am Donnerstag (4. Nov.) wurde sogar das Concert im Gewandhause abgesagt, weil man dem Tode des Meisters bereits entgegen sah. Auch hatte die Liedertafel ihr Stiftungsfest nicht feiern wollen, während Mendelssohn fast hoffnungslos darniederliege. Er gehörte uns seit 1835 an und hat namentlich die Gewandhausconcerte europäisch berühmt gemacht. Uebrigens war er Einer der glücklichsten Sterblichen, die je auf dieser Erde wandelten; zuletzt hatte er noch das Glück jung (38 Jahre alt), im hellsten Glanze seines Ruhmes zu sterben, wie Mozart. Er hinterläßt mehrere Lieder und Motetten, den ersten Act der Oper „Coreley“ und Theile eines neuen Dratoriums „Christus.“ — In voriger Woche hielt sich Bulwer, der berühmte englische Novellist, einen Tag in Leipzig auf. Die Zeitungen erzählten früher, derselbe habe sich unseres Landmannes Freiligrath, der bekanntlich jetzt in London lebt, warm angenommen; doch schüttelte er hier bei Freiligraths Namen bedauernd den Kopf und meinte, er sei zu „hot-headed.“ Bulwer sah übrigens wieder ziemlich gesund aus und es ist Hoffnung vorhanden, daß er die Schlappe bald wieder ausgleiche, welche er durch sein letztes Werk „Lucretia“ erlitten hat. — Im Theater ist „ein höflicher Mann“ von Feldmann glänzend durchgefallen, der „Rechnungsrath“ von demselben Verfasser aber mit großem Beifall aufgenommen worden. — Die nächsten Wochen werden neue Werke von mehreren hiesigen Schriftstellern bringen: von Fried. Gerstäcker erscheint ein neuer amerikanischer Roman: „die Fluß-Piraten“ als Fortsetzung der „Regulatoren von Arcansas“; Heller hat

einen Roman aus dem Bauernkriege fast beendet und von Dettinger ist ein neuer satyrischer „M“ zu erwarten. — In der eben geschlossenen „Gemäldeausstellung“ erregten die Aufmerksamkeit namentlich „Luther in Worms“ von Marterkeig, ein Werk, das jedenfalls von großem Talente zeigt, wenn sich auch mancherlei dagegen aussetzen läßt, namentlich gegen die Auffassung der Hauptfigur, Luther, selbst und wenn es auch sehr an Lessings „Faß“ erinnert; ferner ein großes Bild von Bernet, „das Schlachtfeld von Hastings“, auf dem namentlich der todtte Harold meisterlich gemalt ist, einige Genrebilder und unter den zahlreichen Landschaften „die Alee bei Spaa“ von Dalvaur in Spaa und ein reizendes lieblich poetisches Bild von Adolph Schirmer in Düsseldorf. Die Ausstellung war überhaupt reich an trefflichen Werken und nur wenige standen unter der Mittelmäßigkeit. —

Als Beispiel, mit welcher zauberhaften Schnelligkeit in Amerika große Städte emporwachsen, führt jetzt eine Zeitung von Boston den Umstand an, daß in Cincinnati, einer Stadt, die jetzt 80,000 Einwohner zählt, der zweite dort geborene Mensch noch lebt und erst in mittlerem Lebensalter steht. —

In einer kleinen Stadt in Frankreich wurde in diesen Tagen ein seltenes Paar getraut, nämlich eine sechszigjährige lahme Frau mit einem blinden Manne von fast demselben Alter. —

Wir haben kürzlich erzählt, daß in England eine Frau das hölzerne Bein ihres Mannes verkauft habe und deshalb vor Gericht gestekt worden sei. Bei den Verhandlungen ergab es sich, daß sie jung und hübsch, der Mann aber alt ist, daß er im höchsten Grade eifersüchtig war, sie nie aus den Augen ließ und ihr sogar trotz seines hölzernen Beines von Weitem nachging, wenn sie einmal das Haus verließ. Um sich dieser ihrer lästigen Beaufsichtigung zu entziehen, trug sie endlich eines Morgens, als ihr Mann noch schlief, das hölzerne Bein desselben zu einem Trödler. Sie mußte dafür doch mit einigen Wochen Gefängnißstrafe büßen. —

Eine neue Benutzung der Daguerreotypen! Der bekannte Brunel in London hat den Bau verschiedener großartiger Bauten an der Eisenbahn von Florenz nach Pistoja übernommen, bleibt aber ruhig in London und läßt sich nur wöchentlich daguerreotypirte Ansichten schicken, nach denen er genau erkennen kann, wie weit und in welcher Weise die Arbeiten fortgeschritten sind und er giebt darnach schriftlich seine Anordnungen. —

Die großen Männer, denen die dankbare Nachwelt Denkmäler gesetzt hat, werden sich bald dieser Auszeichnung schämen müssen, da man anfängt, Denkmäler für Leute zu errichten, die durchaus keinen Anspruch darauf haben. So geht man in England jetzt mit dem Plane um, dem sogenannten „Eisenbahnkönig“ Hudson, einem Manne, der sich durch Speculation in Eisenbahnbauten ein unermessliches Vermögen erworben hat, — ein Denkmal zu setzen. —

Allgemeine Moden-Beilage

Nr 48.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quart.
bogen mit ca. 64 illum. Stahl-
stichen, gegen 600 Abbildungen
der neuesten Moden, kurze Zeit
nach deren Erscheinen in Paris,
London, und Wien, in ganzen
Blättern und in Darstellungen
von Häubchen, Hüten, Mützen,
Fräsuren (f. Männer, Frauen u.
Kinder) enthaltend: 6 Zblr. Mit
ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und
Portraits interessanter und be-
rühmter Zeitgenossen (Männer
u. Frauen) Städte-Ansichten u.
Gegenden, die neuerlich die all-
gemeine Aufmerksamkeit erregt
haben, Abbildungen von neuen
Bauplätzen und Monumenten,
u. Meublen, Gardinen, Equipa-
gen, Gypsen moderner Gemälde
etc. enthaltend: 8 Zbaler.

Redacteur Dr. M. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Familie Alain.

Von
Alphons Karr.

Zweite Abtheilung.
(Fortsetzung.)

„Schweigen Sie davon!“ fiel Dnestime bleich vor Zorn ein. „Schlimm genug, daß Sie durch Ihr schlechtes Gewerbe die Armen ausziehen helfen; beleidigen Sie dieselben nicht auch noch.“

„Mein Gewerbe ist nicht schlechter als das eines Deserteurs und Schmugglers. Ein Schmuggler ist ein Dieb und ein Deserteur ist eine Memme.“

„Ich bestehle doch nur die Reichen, wenn es wirklich stehlen heißt einige Ballen Tabak unversteuert in's Land zu bringen. . . Auch bin ich nicht aus Feigheit desertirt, sondern weil ich Personen hier hätte im Stiche lassen müssen, die mich brauchen und die sich gegen schlechte Menschen allein nicht schützen können.“

„Der Müller ist Guer Vetter.“

„Genug. — Da Sie das, was ich verlangte, nicht aus Freundschaft thun und bis morgen mit Ihrem Ankleben warten wollen, so müssen wir die Sache anders angreifen. Ich habe es versprochen, daß die Bekanntmachung heute nicht angeschlagen werden soll

und ich gebe auch Ihnen mein Wort, daß es nicht geschieht. Zum letzten Male, ich wünsche, daß alles im Guten abgehe; ich bitte Sie noch einmal, damit ich nicht zu Mitteln greifen muß, die ich gern abwenden möchte.“

„Der Gelschnabel droht mir wohl gar!“ rief der ehemalige Schulmeister aus. „Guter Freund,“ setzte er hinzu, indem er auf einen tüchtigen Stock zeigte, den er sich unterwegs abgeschnitten hatte, „das hat dem Epiphan Garandin immer und überall Achtung verschafft; damit habe ich ganz andere Burschen als Pascher und Deserteurs zur Vernunft gebracht, die nicht daran dachten sich zu verstecken und fortzulaufen. Platz da und auf der Stelle!“

Epiphan erhob seinen Stock und ließ ihn um den Kopf sausen.

„Es würde mir leid thun,“ sagte Dnestime, „wenn ich die guten Lehren, die Sie mir gegeben haben, gegen Sie in Anwendung bringen müßte; ich habe auch einen Stock da und . . . nehmen Sie sich in Acht!“

„Es ist nur Schade,“ fiel Epiphan ein, der sich kampffertig aufstellte, „daß Deine Prinzessin den Zweikampf nicht mit ansieht; sie würde die Freude erleben, ihren Ritter tüchtig durchgeprügelt zu sehen.“

Dnestime hieb und versetzte dem Alten einen Schlag nach dem Kopfe, doch konnte Epiphan noch zeitig genug pariren.

„Man fängt nie mit einem Schlage nach dem Kopfe an,“ sagte er höhnisch, „das solltest Du

gemerkt haben.“ Dnesime antwortete nicht und der Kampf begann; aber Epiphan, der weit geübter war, reizte den jungen Mann durch spöttische Bemerkungen immer mehr und begnügte sich, ihm von Zeit zu Zeit einen Schlag auf den Arm oder die Beine zu geben. Erst als er bemerkte, daß die Sache doch ernsthaft werde, versäumte er nichts, um seinen Gegner kampfunfähig zu machen. Dnesime erkannte, daß er den kürzern ziehen werde, wenn er nicht alles aufbiete. Bei dem ersten Hiebe also, den Epiphan nach seinem Kopfe richtete, parirte er nicht, sondern nahm den Schlag hin; gleichzeitig drehete er aber seinen Stoß um, hielt das dicke Ende desselben seinem Gegner hin und warf ihn dann wie einen Wurfspeer ihm gerade auf die Brust, so daß der ehemalige Schulmeister stürzte. Aber auch Dnesime konnte in Folge des Schlags an den Kopf nicht länger sich aufrecht halten und sank bewusstlos nieder.

Der Junge, welcher Epiphan begleitete, hatte unterdeß die Bekanntmachung angefleht.

Epiphan erholte sich zuerst wieder, richtete sich auf und ging nach Hause, um sich verbinden zu lassen. Dnesime kam erst weit später, in der Nacht, wieder zu sich und sobald er zu gehen vermochte, riß er den Anschlag herunter. Darauf begab er sich an den Fluß, um seine Wunde zu waschen und blieb an der Weide sitzen, an welcher er am Tage vorher Pulcheria und Berenice gesprochen hatte. Sollte er zu dem Müller zurückkehren, seine Bitten wiederholen, ihm drohen? Er machte sich wirklich auf den Weg, aber er traf den Better wiederum nicht zu Hause.

„Er versichert,“ sprach Dnesime bei sich, „er habe mich bereits zu seinem Erben eingesetzt; ich gebe die ganze Erbschaft für die Summe hin, die ihm Malais schuldet. . . Ich hätte ihm das Geld unter einem andern Vorwande abfordern sollen; jetzt wird er sich durch keine List täuschen lassen. Wenn es auch eine Sünde ist, ich wünsche seinen Tod; dann wird Malais mir das Geld schuldig und. . . Aber wozu braucht der Better Eloi sein Geld, da er fast armselig lebt? Er hat es vielleicht irgendwo versteckt. Wenn ich es fände! . . . Nun. . . da das Haus doch einmal mir zufallen soll und. . . da er es eine Stunde später wieder erhält, weil er damit bezahlt werden würde. . . Herr Malais erhielt doch Zeit das Schloß zu verlassen und es zu verkaufen; das wünscht Pulcheria und was sie will, muß geschehen.“

Dnesime durchsuchte das Zimmer des Müllers und fand bald die Fallthüre, die ziemlich geschickt ver-

deckt war. Es überließ ihn kalt als er sie öffnete. Er wiederholte sich nochmals, daß Eloi Herrn Malais doch betrogen habe, daß das Geld, das er nähme, eigentlich sein Eigenthum sei, da es der Müller nicht für sich benutze und es ihm im Testamente zugesprochen habe. Dann nahm er in Gold und Silber die Summe, welche ihm Pulcheria angegeben hatte. Da hörte er mit einem Male ein leises Geräusch in dem Nebenzimmer, er legte sein Auge an das Schlüsselloch der Thüre und sah ein anderes Auge. Entsetzt ergriff er die Flucht durch das Fenster und vergrub die entwendete Summe am Fuße der alten Weide. Der Tag begann zu grauen und er wanderte nach Trouville, von wo er seiner Schwester schrieb:

„Geh Abends mit Pulcheria an unsere Weide und grabt da nach; Ihr werdet das Geld finden, welches Herr Malais zur Bezahlung des Wechsels braucht. Pulcheria möge ihren Oheim wegen das Schloß zu verlassen und dasselbe so gleich zum Verkaufe anzubieten. Ich muß mich einige Tage sorgfältiger verbergen und kann Euch jetzt nicht unterstützen. Ich sage Dir nicht, wohin Du mir schreiben könntest, weil ich es selbst nicht weiß. Nur der Zufall und die Sorge für meine Sicherheit werden mich leiten. Lebe wohl; ich habe mein Versprechen gehalten. Denkt beide an mich und liebt mich.“

Dnesime Alain.“

2.

Dnesime glaubte, daß er in einer vollreichen Stadt am wenigsten zu fürchten haben dürfte erkannt und verhaftet zu werden und begab sich deshalb auf ein Fischerboot, das von Trouville nach Havre fuhr, ohne zu wissen, was er dort beginnen wollte.

In Havre schlenderte er am Hasen umher. Es entstand ein heftiger Sturm und Aller Augen wendeten sich besorgt auf ein Schiff, das man am Horizonte bemerkte. Es kam zwar noch eine Zeit lang näher, aber bald erkannte man, daß es steuerlos sei und daß die Menschen darauf ihren Tod finden müßten, wenn sie nicht bald Hilfe erhielten. Niemand aber von den Schiffen wollte sich in einem Boote auf das wüthende Meer hinauswagen, bis endlich ein junger Mann sich erbot, das fast Unmögliche zu wagen, wenn er ein Boot erhalte und vier Männer ihn begleiten wollten.

„Bravo!“ fiel ein fremder Herr ein, der auch da stand; „ich gebe jedem hundert Francs.“

„So etwas thut man nicht für Geld,“ entgegnete der junge Mann.

„Sie haben Recht,“ erwiderte der Fremde, „ich begleite Sie.“

Es fanden sich noch einige Waghälse, mehr als man brauchen konnte und da der Herr, der sich erboten hatte, mitzufahren, auf Befragen gestand, daß er kein Seemann sei, so sagte der junge Mann zu ihm:

„Bleiben Sie zurück; Sie würden uns hinderlich sein.“

Er schlug das Zeichen des Kreuzes, die andern folgten seinem Beispiele und das Boot schaukelte bald auf den Wellen. Die Menschen auf dem Schiffe wurden gerettet, wenn sie auch mehr todt als lebendig an's Land kamen. Die muthigen Schiffer, welche die edele That vollbracht hatten, wurden mit lautem Hurrah empfangen, ihr Führer aber hatte sich alsbald unter der Menge verloren. Man rief und suchte ihn vergebens; namentlich beeiferten sich der Herr, der die Fahrt mit hatte unternehmen wollen, der Graf von Sievenn und der Capitain des verunglückten Schiffes. Erst am andern Tage traf man ihn zufällig und nur nach langem Widerstreben nahm er ein Frühstück an. Man trank, man wurde lustig und man begann zu singen als plötzlich zwei Gensdarmen eintraten. „Niemand rühre sich!“ sagte der Eine; „im Namen des Befehles, wer von Euch ist Dnesime Alain?“

Der junge Mann, der anfangs erblaßt war, faßte sich bald wieder und antwortete:

„Ich bin es. Was wollen Sie von mir?“

„Folgen Sie uns.“

Alle Anwesenden riefen dazwischen: „er ist ein braver Mann! Er hat allen das Leben gerettet. . . Wir lassen ihn nicht fortführen.“

Auch der Graf Sievenn verwandte sich, aber die Gensdarmen zeigten den Befehl vor, den „Deserteur“ Alain zu verhaften.

„Nach dem, was ich gestern von Ihnen gesehen habe,“ sagte der Graf zu Dnesime, „bin ich Ihr Freund. Es thut mir leid, daß Ihnen ein Unglück widerfährt, aber ich werde die Gelegenheit, welche sich so bald darbietet, Ihnen meine Dankbarkeit zu zeigen, nicht vorübergehen lassen. Was haben Sie gethan?“

„Ich empfang eine Marschordre nach Cherbourg. Freunde und Verwandte konnten mich in diesem Augenblicke nicht entbehren; ich verbarg mich und leistete dem Befehle keine Folge. Jetzt erwartete ich nur einen Brief, um mich in Cherbourg zu stellen. Vielleicht hätte ich es früher thun sollen.“

„Ich werde Sie nicht verlassen,“ antwortete der Graf, „werde Ihnen einen Advokaten wählen und auch

selbst für Sie sprechen. Sollten Sie verurtheilt werden, erlange ich gewiß Ihre Begnadigung durch den König.“

Auch der Capitain des untergegangenen Schiffes begleitete Dnesime, der in Cherbourg sofort in's Gefängniß gebracht wurde. Nach vierzehn Tagen wurde er freigesprochen und erhielt die Erlaubniß nach Hause zurückzukehren, welche ihm der Graf durch seine Verwendung bei dem Marineminister erwirkt hatte. Ehe aber Dnesime den Gerichtssaal verließ, trat der königliche Procurator ein, winkte den Gensdarmen, den Gefangenen noch nicht loszulassen und sagte: „der hier anwesende Dnesime Alain von Dive steht in Verdacht den Eloi Alain in Dive beraubt und erschlagen zu haben; ich verlange demnach, daß er von neuem in's Gefängniß gebracht werde.“

Alle Anwesenden sahen Dnesime mit Staunen und Entsetzen an. Der Graf und der Capitain entfernten sich auch von dem Unglücklichen, der anfangs wie betäubt war, dann ausrief: „ist es ein Traum? Ich wußte gar nichts von dem Tode meines Vetter's Eloi. . . Er ist also todt? Ich .. ein Mörder! Das bin ich nicht, sondern das Opfer eines schrecklichen Irrthums oder einer schändlichen Verläumdung.“

Er wurde darauf von den Gensdarmen abgeführt.

Vergebens strengte er sich an zu errathen, wie Eloi den Tod gefunden haben könnte, und warum man ihn beschuldige, denselben getödtet zu haben. . . „Wem gehörte das Auge, das durch das Schlüßelloch sah, als ich das Geld für Malais nahm? Hat sich mein Vetter, als er einen Theil seines Geldes vermißte, aus Verzweiflung selbst das Leben genommen und bin ich in diesem Falle sein Mörder? Wird es der Justiz verschwiegen bleiben, daß ich Pulcheria eine bedeutende Summe gesandt habe? Kann man mich bei dem Müller gesehen haben? In diesem Falle wäre ich verloren.“

Er verlangte Papier, um an den Grafen von Sievenn zu schreiben und ihm die ganze Wahrheit mitzutheilen, aber man antwortete ihm, daß er keine Briefe schreiben dürfe.

Am andern Tage wurde er vor den Instructionsrichter gebracht, der ihm das Protocoll mittheilte, aus welchem hervorging, daß an dem Tage nach der Flucht Dnesimes der Mühlknappe an die Thüre des Müllers gepöcht habe, weil derselbe nicht erschien, ohne Antwort zu erhalten, daß darauf im Beisein des Maire die Thüre geöffnet worden sei und man den

Müller todt habe am Boden liegen sehen. Ein dazu gerufener Arzt habe erklärt, er sei erwürgt worden und zwar vor zwölf bis funfzehn Stunden. Der Mörder scheine großen Widerstand gefunden zu haben und in den Händen des Müllers sei ein abgerissenes Stückchen Tuch gefunden worden, das leider jetzt nicht wieder zu finden sei. Epiphan Garandin habe aus- gesagt, der Better des Getödteten, Dnesime Alain, halte sich seit einiger Zeit in der Umgegend verborgen, weil er sich dem Seedienste entziehen wolle; am Tage, an welchem der Mord geschehen, sei er von dem Ge- nannten angefallen und verwundet worden. Die Haushälterin habe ihn durch ein Fenster in die Mühle einsteigen sehen und er sei wahrscheinlich in derselben Nacht entflohen, weil man seitdem keine Spur von ihm gefunden habe.

Dnesime hörte alles dies mit Entsetzen an und erklärte gegen den Instructionsrichter, daß er die ganze Wahrheit sagen wollte. Er habe Freunde, die sein Better mit Unrecht verfolgt, retten wollen und als er alle erdenklichen Mittel vergebens aufgeboten, wenig- stens Aufschub zu ihren Gunsten zu erlangen, habe er von seinem Better, während derselbe abwesend gewe- sen, eine Summe Geldes genommen, mit welcher er habe bezahlt werden sollen. Er sei entflohen, weil er bemerkt, daß Jemand durch das Schlüsselloch herein- gesehen und er gefürchtet, daß er entdeckt worden. Uebrigens habe er das Geld von seinem Better nur genommen, weil er wie alle andern gewußt, daß ihm derselbe in seinem Testamente sein ganzes Vermögen vermacht habe und weil er das Geld nach wenigen Stunden habe wieder erhalten sollen. Der einzige Zweck dabei sei gewesen den Aufschub zu erhalten, den er für seine Freunde vergebens erbeten habe. Auch gab er den Grund seines Streites mit Epiphan Ga- randin an. Der Instructionsrichter schrieb alles auf, sagte aber, daß er das Geständniß nicht für vollstän- dig halte, daß er wahrscheinlich von dem Müller bei der That ergriffen worden sei und denselben erschlagen habe. Dnesime beharrte bei seiner Bethuerung und bat um die Erlaubniß schreiben und einige Personen sehen zu dürfen, was ihm bewilliget wurde.

In Dive war man unterdeß sehr traurig. Als der Brief Dnesimes ankam, in welchem er seiner Schwester meldete, daß das Geld am Fuße der Weide liege, kannte man bereits den Tod des Müllers. Berenice schauderte und wagte den entsetzlichen Gedanken gar nicht auszudenken, der in ihr entstand. Sie ging zu Pulcheria, welche auf die Versprechungen Dnesimes

nicht viel gebaut und noch denselben Abend ihren Oheim vermocht hatte, das Schloß zu verlassen, damit er bei der Versteigerung desselben nicht gegenwärtig sei. Sie wohnten also nicht mehr in Beuzeval, son- dern in Cabourg als Dnesime den Streit mit Epiphan hatte.

Berenice und Pulcheria konnten an dem Verbrechen Dnesimes nicht zweifeln. „Er liebte Dich zu sehr!“ sagte Berenice, „er würde die ganze Welt zertrümmert haben, um einen Deiner Wünsche zu erfüllen.“ Sie glaub- ten beide wie der Instructionsrichter, daß Dnesime von dem Müller überrascht worden als er das Geld genommen, daß es zu einem Kampfe gekommen sei und der Müller dabei den Tod gefunden habe. Sie beschloßen darauf den Brief Dnesimes zu verbrennen und das Geld da zu lassen, wo es vergraben worden; nach dem Geständnisse Dnesimes aber erschienen Ge- richtspersonen in dem Hause des alten Tranquill und Berenice bezeichnete die Weide, an deren Fuße man das Geld leicht fand.

Ein Brief Dnesimes an seine Aeltern enthielt die Erzählung dessen, was er dem Instructionsrichter gesagt hatte. „Wir sind recht unglücklich,“ schrieb er, „aber nicht entehrt; ich bin unschuldig an dem Ver- brechen, dessen man mich anklagt; ein seltsames Zu- sammentreffen von Umständen zeugt gegen mich; viel- leicht verurtheilte auch ich, wenn ich Richter wäre, einen Mann in meiner Lage, Euch aber, meine guten unglücklichen Aeltern, Dir meine Schwester und Pul- cheria, der ich den Brief zu zeigen bitte, schwöre ich bei dem Blute des Heilandes, daß ich den Müller in der Nacht, in welcher er sein Leben verloren hat, gar nicht gesehen habe.“

Der Graf von Sievenn erlangte nach mehreren Un- terredungen mit dem Advokaten Dnesimes und mit den Richtern, die Ueberzeugung, daß der Angeklagte verur- theilt werden würde; gleichwohl hielt er ihn für unschul- dig. „Wie erklären Sie,“ sagte er zu dem Instructions- richter, „das dunkelfarbige Tuchstückchen, das man an- fangs in der Hand des Ermordeten gesehen, das sich aber nicht wieder auffinden ließ, während Alle, die den Angeschuldigten an jenem Tage gesehen, versichern, er habe einen Anzug von Leinwand getragen?“

„Das würde höchstens beweisen, daß er Mit- schuldige gehabt hat.“

Einige Tage vor dem Beginne der gerichtlichen Verhandlungen fand der Kerkermeister Dnesime nicht mehr in dem Gefängnisse. Man sandte das Signalement des Entflohenen nach allen Richtungen aus und verschob die

Sache bis zu den nächsten Assisen, wahrscheinlich auf Vermittelung des Grafen, der noch immer hoffte, die Zeit würde die Unschuld des Angeklagten darthun. Das geschah indes leider nicht. Bei den nächsten Assisen wurde Dnesime Alain in Abwesenheit für schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt, während man in der Umgegend erzählte, Dnesime habe den Tod im Meere gesucht.

Man eröffnete das Testament des Müllers, der wirklich sein bedeutendes Vermögen Dnesime vermachte hatte. Den Bestimmungen des Gesetzes gemäß wurde die Hinterlassenschaft unter Sequestration gestellt.

3.

Ein Jahr war vergangen und die Bäder in Beuzeval wurden von neuem zahlreich besucht. Epiphany, der sich derselben sehr thätig annahm, hatte seine Lebensweise völlig geändert. Sonst kleidete er sich einigermaßen über seinen Stand; jetzt erschien er in altem ausgebeffertem Anzuge, klagte fortwährend über seine Armuth und über die schlechten Zeiten, daß trockenes Brod und lief stets in dem denkbar schlechtesten Hute umher.

Der emsigste unter den Fremden in Beuzeval und Dive war ohne Widerrede ein sehr langer und sehr hagerer alter Mann, der sich zwar nie badete, aber sich allen Anwesenden durch seine außerordentliche Geselligkeit und Höflichkeit, durch eine fabelhafte Geduld, mit der er alles anhörte, was man ihm erzählte und durch eine erstaunliche Leichtgläubigkeit auszeichnete. Uebrigens schien er fast ganz taub zu sein und nannte sich Breville. Er kaufte das Schloß Beuzeval, ließ aber alles darin unverändert, verkehrte mit allen Fischern und Weibern und beschäftigte sich namentlich viel mit Epiphany Garandin und dessen Frau. Endlich nahm er den ehemaligen Schulmeister gewissermaßen als Secretair an, indem er ihm ein Werk über die Auster dictirte, mit dem er sich, wie er sagte, schon lange beschäftigt habe. Er blieb auch den Winter über in Beuzeval, nachdem die Badegäste sich entfernt hatten, ging viel mit Malais um, der ihn häufig in seinem ehemaligen Schlosse besuchte und sprach häufig mit Pulcheria und Berenice, die er sehr lieb gewonnen zu haben schien.

Im nächsten Sommer, als die Badegäste von neuem erschienen, sollte Berenice mit dem Sohne des alten Glam getrauet werden. Am Tage vorher wurde eine Trauermesse gehalten und unter den Anwesenden bemerkten einige einen fremden Mann in schlechtem

Anzuge, der sich indes schnell entfernte. Es war Dnesime, wie sich Pulcheria bald überzeugte, die mit ihm an der alten Weide zusammentraf. Leider hatte ihn auch Epiphany gesehen und erkannt, der nichts Eiligeres zu thun hatte als die Gensdarmen zu benachrichtigen, daß der entflohene Mörder des Müllers Cloi zurückgekommen sei und von neuem in Dive umherzweife. Auch entdeckten diese ihn bald und führten ihn nach Caen in's Gefängniß. Breville reifete oft dahin und als der Tag kam, an welchem der Prozeß Dnesimes verhandelt werden sollte, fragte der Alte Tranquill Alain und Pelagie, ob sie den Verhandlungen nicht beiwohnen wollten. Sie zögerten lange, erhielten aber endlich die Aufforderung als Zeugen zu erscheinen. Malais, der ebenfalls vorgedordert war, nahm seine Nichte Pulcheria mit sich.

Berenice und Pulcheria hielten sich mit Pelagie in dem Gerichtssaale so fern als möglich; sie sahen alle drei sehr blaß aus und sprachen kaum. Malais, Tranquill Alain, Epiphany und dessen Frau saßen auf der Bank der Zeugen. Die Richter nahmen ihre Plätze ein und der Präsident befahl den Angeklagten hereinzuführen. Dnesime erschien zwischen zwei Gensdarmen. Die Frauen weinten still bei seinem Anblicke. Man rief die Zeugen auf und alle antworteten, mit Ausnahme der Haushälterin des Müllers, die aus der Umgegend seit Kurzem verschwunden war und Brevilles, dessen Abwesenheit man sich gar nicht erklären konnte. Der Präsident zeigte an, daß die Verhandlung eröffnet sei, als aber der Angeklagte auf die gewöhnlichen Fragen antwortete, daß er Seemann und Capitain eines Handelsschiffes sei, fiel der königliche Procurator ein: „diesen Titel hatte der Angeklagte früher nicht; ist er begründet?“

„Ich entfloh,“ sagte Dnesime, „weil ich, obwohl unschuldig, so viele Wahrscheinlichkeiten sich vor mir erheben sah, daß sie wohl die Weisheit meiner Richter täuschen konnten. Ich hoffte, der Zufall oder vielmehr die Vorsehung würde mir ein Mittel an die Hand geben, meine Unschuld zu beweisen. Unterdeß arbeitete ich unter dem angenommenen Namen Hubert, wurde Capitain eines Handelsschiffes und machte eine Reise nach Ostindien; hier die Papiere, welche dies beweisen.“

Der königliche Procurator trug die Anklage vor, die wir schon kennen und setzte dann hinzu: „ehe die Verhandlungen beginnen konnten, entfloh Dnesime Alain aus dem Gefängnisse. Erst vor einigen Tagen ist er zurückgekommen aus Leichtsinne oder vielmehr

nach der Leitung der Vorsehung, welche bisweilen die größten Verbrechen eine Zeit lang ungestraft läßt, um später eine um so empfindlichere Strafe herbeizuführen. Onesime Alain, der sich jetzt in den Händen der Justiz befindet, ist also von neuem aufgefordert sich zu vertheidigen, aber die Beweise, die gegen ihn vorliegen, lassen kaum hoffen, daß er es mit Erfolg werde thun können." Dann schilderte er die entsetzliche Undankbarkeit Onesimes gegen den Müller, rühmte Epiphan Garandin, daß er sich bemüht, den Schulbigen den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern und trug auf die im Gesetze vorgesehene Bestrafung an.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(„Diogena.“) Selten hat ein Buch so viel streitige Verfasserschaften erlebt als Diogena, die witzige Zuchtmeisterin der Gräfin Hahn-Hahn. Man hatte zuerst Sternberg in dem schmeichelhaften Verdacht diese glänzende Ironie geschrieben zu haben, dann den Advokaten Detmold, Theodor Mundt, jetzt Adolph Stahr und Fanny Lewald, aber ganz gewiß mit Unrecht; sogar der Fürst Lichnowsky wurde vielfach als Verfasser genannt, vielleicht, weil man glaubte, ein Name aus der höchsten Gesellschaft, der Lieblingsphäre der geachteten Schriftstellerin, würde diese am härtesten treffen. Warum sich der wahre Verfasser nicht nennt, liegt vielleicht in einer ritterlichen Rücksicht für dieselbe, die durch den glänzenden Erfolg seiner Satyre grausamer bestraft worden ist, als es vielleicht in seiner Absicht gelegen hat; sein Name ist aber ganz unzweifelhaft — Sułkow, wenigstens ist es leicht zu beweisen, daß keiner der Obengenannten einen so feinen witzigen Styl schreibt als er, höchstens Sternberg, aber dieser ist wieder nicht im Stande einen Plan so vollständig abzurunden und künstlerisch auszuführen als Sułkow, der Dramatiker und wer anders als ein solcher hätte sich wohl veranlaßt gesehen den sentimentalischen Usurpator der Bühne, Palm und dessen Sohn der Wildniß so treffend lächerlich zu machen wie dies Diogena mit ihrer Laterne in den Unternehmungen gegen den jungen Wilden vollführt? Dieser einzige Zug motivirt unsere Behauptung hinreichend und die Betheiligten mögen dieselbe widerlegen, wenn sie sich dadurch in ihrem Rechte beeinträchtigt finden. F. v. S.

(Shakespeare's Maulbeerbaum) wurde, wie man vermutet, 1609 gepflanzt, in dem Jahre, wo König Jacob mehrere hunderttausend junge Maulbeerbäume aus Frankreich nach England einführen und in den verschiedenen Grafschaften zur Ernährung der Seidenwürmer vertheilen ließ. Auch der

große Dichter verschaffte sich ein solches Bäumchen, welches er, höchst wahrscheinlich im Frühling des genannten Jahres, nach seiner Rückkehr von London in seine Heimath, dem Boden anvertraute. Dieser Baum stände vielleicht noch heutigen Tages, wenn ihn nicht ein Geistlicher, Namens Gastrell, ein sehr reicher Mann, welcher das Grundstück im Jahre 1752 kaufte, hätte umhauen lassen und zwar bloß deshalb, weil er die Mühe scheute, den zahlreichen Fremden, welche die Bewunderung des großen englischen Dichters nach Stratford führte, diesen berühmten Baum zu zeigen. Derselbe muß zwischen 140 und 150 Jahr alt gewesen sein, als er unter den Schlägen der Art zu Boden sank. Kurz zuvor indeß hatte Garrick sich einen Zweig davon gesichert und dieser Abkömmling ist noch jetzt in Garrick's Villa zu sehen. Sein Alter beläuft sich über neunzig Jahre und sein Stamm neigt sich fast horizontal gegen den Erdboden; zum Glück spart der gegenwärtige Eigentümer keine Mühe zur Erhaltung dieser Reliquie, welche gegenwärtig auf einer Stütze ruht; überdies sind unweit der Wurzel zwei neue Triebe daraus hervorgeschossen, welche das kräftigste Gedeihen zeigen. Ein Absenker davon vegetirt seit einiger Zeit in dem Garten der Horticultural Society. (Gardeners Chronicle. Octbr. 1847.)

— 8 —

(Der Bau des Theaters San Carlo in Neapel.)
Hiervon erzählt Stahr in seinem Reiseverke: „Ein Jahr in Italien“ (Oldenburg, 1847.) folgende höchst anziehende Geschichte: „Als König Karl durch den Sieg bei Velletri die Krone beider Sicilien auf seinem Haupte gesichert glaubte, befahl er neben andern Prachtbauten auch den Bau eines Theaters, welches das größte der Welt und dabei in der möglichst kürzesten Zeit erbaut sein sollte. Medrano machte den Entwurf und der Architekt Angelo Carfale ward mit der Ausführung beauftragt. Carfale war ein Mann von niederer Herkunft, aber ein Genie, das sich schon durch kühne Ausführung großer Bauten bekannt gemacht hatte. Er wählte den Platz unmittelbar neben dem königlichen Schlosse, ließ ganze Häusermassen niederreißen und fügte noch einen weiten Platz hinzu, um Raum für großartige Aufzüge und Schlachtbarstellungen zu gewinnen. Vom März bis October 1737 vollendete er den ungeheuern Bau, und am 4. November, dem Namenstage des Königs, ward die erste Vorstellung darin gegeben. Das mit Krystallspiegeln bedeckte Innere strahlte den Glanz unzähliger Kerzen tausendfältig zurück und verbreitete ein Lichtmeer, wie es, um Golettas Ausdruck zu gebrauchen, „die Höhen des Olymp umfloß.“ König Karl selbst, der prachtgewohnte Spanier, war von diesem Anblicke überrascht. Er schüttelte dem Architekten unter dem Jubel der versammelten Tausende dankend die Hand und umarmte ihn öffentlich zum Zeichen seiner Anerkennung. „Nur Eins fehlt Eurem Werke, Meister,“ sagte er. „Denn da das Theater so nahe an den Palast gränzt, wäre es bequemer für uns gewesen, wenn Ihr für einen Weg von dem einen zum andern gesorgt hättet.“ Der Architekt schlug die Augen nieder und Karl entließ ihn mit einem gnä-

digen: ci penseremo! Als aber der König nach beendeter Vorstellung sich erhob, um das Theater zu verlassen, trat ihm Garsale mit tiefer Verbeugung entgegen und lud ihn ein sich auf dem von ihm gewünschten Wege in seinen Palaß zu begeben. Nur drei Stunden waren vergangen, aber sie hatten dem Baumeister genügt, das Unglaubliche zu leisten, starke Mauern durchbrechen, Verbindungsbrücken und Treppen aufschlagen und mit Teppichen und Decken, mit aufgehängten Spiegeln und Zierrathen bekleiden zu lassen und so einen hell erleuchteten Verbindungsweg herzustellen. Aber das Glück des Baumeisters erregte den Neid der Höflinge. Man verleumdete ihn wegen Unterschleif, seine Rechnungen waren nicht völlig in Ordnung und er sah sich mit Kerkerhaft bedroht. Er eilte zum König und flehte um Schutz, indem er sich auf sein untadelhaftes Leben, seine Armuth und den Beifall des Monarchen berief. Aber der Einfluß seiner Neider war stärker als das Wohlwollen des Monarchen. Er ward in den Kerker von San Elmo geworfen, wo er im Elende starb. Seine Familie verlor sich in Dürftigkeit und von seinem Namen, sagt der neapolitanische Geschichtschreiber hinzu, würde in unsern Tagen keine Spur mehr übrig sein, wenn sein herrliches Werk nicht das Andenken des unglücklichen Künstlers bewahrte.

Weniger als zwei Stunden genügten um achtzig Jahre später den mächtigen Bau Garsales in Asche zu verwandeln. Eine während einer Theaterprobe ausgebrochene Feuersbrunst verzehrte das Gebäude im Jahre 1816. Aber in vier Monaten war das Theater noch glänzender wieder hergestellt. Colletta, der den Brand als Augenzeuge schildert, bemerkt, daß das ganze Unglück hätte verhütet werden können, wenn man nicht aus ächt neapolitanischer Sparsamkeit die zu Mürats Zeit eingerichteten Compagnien der Pompiers aufgelöst hätte. Auch nach dem Brande wurden sie nicht wieder herstellt.

— 8 —

(Deutsche Bettler in Amerika.) „Ein von den armen deutschen Einwanderern leider nur zu oft eingeschlagener Erwerbszweig,“ bemerkt Dr. Pauer, „ist der des Bettelns, welches in Baltimore und New-York ganz handwerksmäßig getrieben wird. Es haben sich manche Familien in wenigen Jahren so viel durch ihre Kinder zusammenbettelt, um eine nette Farm bezahlen zu können. Bei der besseren Klasse dieser Bettler geht der Mann dann in Tagelohn, wo er täglich seine 75 Cents oder 1 Dollar verdient, die Frau wäscht und bügelt für Geld, wobei sie auch immer 37 bis 50 Cents verdienen kann und die Kinder gehen von früh Morgens bis spät Abends betteln. Was diese zusammenbettelt haben an Fleisch und sonstigen Lebensmitteln, reicht hin, mehrere Familien zu ernähren, die nun Abends sich einstellen, um für ein Billiges sich die Lebensbedürfnisse für den nächsten Tag von der Bettelfamilie zu erstehen. Geschenke an abgelegter Wäsche, Kleidungsstücken, Stiefeln und Schuhen wandern zum Trödler und so verdient eine solche Familie täglich vielleicht zwei und drei Dollar, ohne irgend eine andere Ausgabe zu haben, als einige Dollar mo-

nathlich für Miethe.“ Diesem schmachvollen Erwerbszweige sollen, nach Pauer, tausende von deutschen Familien ergeben sein und man kann sich leicht denken, welchen schlimmen moralischen Einfluß derselbe auf die armen Kinder hat, welche unsehrbar der Lieberlichkeit verfallen.

Generalcorrespondenz.

Am 10. und 11. November wurde in Leipzig auch dies Mal das Andenken an Schiller festlich gefeiert; doch verunglückte im Theater die Aufführung von „Maria Stuart“, da die Rollen der „Elisabeth“ und der „Maria“ gar zu ungenügend besetzt waren. — Das erste Gewandhausconcert nach Mendelssohns Tode war der Feier des geschiedenen Meisters geweiht. Namentlich machte die letzte Composition desselben, das Nachtlied von Eichendorff für eine Singstimme, den tiefsten wehmüthigsten Eindruck auf das zahlreich versammelte Publicum. Uebrigens hat bereits in Berlin und Frankfurt eine musikalische Todtenfeier für den Betraueren stattgefunden.

Meyerbeer, der nach Mendelssohns Tode wohl „unbestritten“ der berühmteste und genialste der lebenden deutschen Componisten ist, will endlich im nächsten December wirklich seine Oper „der Prophet“ in Paris, wo er bereits angekommen ist, zur Aufführung bringen. Vorher geht die neue große Oper von Verdi „der Fall Jerusalems.“ Die, welche sie kennen, erklären sie für eines der besten Werke des Componisten, aber sie hat — sieben Acte und die Frage liegt wohl nahe, wer am ersten ermüden dürfte, die Sänger oder die Zuhörer? — Sues „Martin und Bamboche“ ist bei der ersten Aufführung von einem Theile des Publicums ausgepiffen worden, hat aber seitdem eine günstigere Aufnahme gefunden und wird seit bereits vierzehn Tagen jeden Abend unter großem Jubel Schaulustiger dargestellt. — Dumas hat endlich auch sein längst angekündigtes Drama „Monte Christo“ beendet. Es besteht aus zwei Theilen; „Edmond Dantes“, der erste Theil, soll an einem und „Monte Christo“, der zweite Theil, am nächsten Abende gegeben werden. Der erste umfaßt die ganze Zeit der Abenteuer des jungen Seemanns, seine Gefangenschaft, seine Flucht und die Entdeckung des Schates, während der zweite die Geschichte des Grafen und dessen Rache enthält. Der Dichter hält dies große Werk für sein bestes. — Obgleich man glauben sollte, daß Paris trotz der sprichwörtlichen Tanzlust seiner Bewohner an Ballsälen Ueberfluß hätte, wird doch so eben ein neuer in ungeheurer Maßstabe erbaut. Er soll elastisch, d. h. so eingerichtet sein, daß sich die Wände leicht zusammenrücken und auseinanderschieben lassen, je nachdem die Zahl der Tanzlustigen, die sich eingefunden hat, klein oder groß ist und also kleinern oder größern Raum braucht. Das Orchester hat seinen Platz in der Mitte des Kronleuchters, der an der Decke befestigt ist. Diese Anordnung soll sowohl hin-

sichtlich des Aussehens als auch in Bezug auf die Wirkung der Musik vortrefflich sei. — Neben dem Baue dieses Ballsaals wird die Aufmerksamkeit der Stadt durch den Bau einer neuen Kapelle für — die Deputirtenkammer in Anspruch genommen, welche durch die Vergoldung und den Farbenglanz die der Pairskammer noch übertreffen soll. Ist es nicht ein Zeichen der Zeit, daß Ludwig Philipp für die Volksvertreter, die sich so oft „gottlos“ gezeigt haben, eine Kapelle bauen läßt und einen Geistlichen anstellt? —

Vor kurzem stieß der „Zigeunerkönig“ in England und jetzt berichten die Zeitungen über die Salbung des Nachfolgers desselben, der Karl Blythe heißt. Die Musik spielte das God save the King und das zahlreich versammelte Zigeunervolk schrie: „Es lebe Karl I.“ Der siebenzigjährige König stieg, nachdem viel Schnapps getrunken worden war, auf ein Pferd, sein Stallmeister folgte auf einem Esel und das ganze Volk zog zu Fuß nach bis zu dem sogenannten stopstone. An diesem stieg der König ab, um auf dem Steine Platz zu nehmen. Man befestigte ihm auf den Schultern ein Hasenfell, (statt des Hermelinmantels) und salbte sein Haupt, aber nicht mit geweihtem Oele, sondern mit Branntwein. Als dies geschehen war, kehrte der Zug in das Dorf zurück, von dem er aufgebrochen war und die „Großen“ des Reiches nahmen in der Schenke ein Mahl ein, bei welchem die Musik spielte: „Sei willkommen, König Karl!“ Se. Zigeuner-Majestät hielt auch eine Rede und versicherte, als auf sein Wohl reichlich getrunken war, daß er alles aufbieten werde, um seine geliebten Untertanen so glücklich als möglich zu machen und daß er namentlich ihre Rechte in keiner Weise würde antasten lassen. —

Seit einiger Zeit liest man in mehreren französischen Zeitungen als neue unerwartete Entdeckung, daß die meisten Meisterwerke der großen italienischen Maler auf altgriechische Gemälde gemalt wären. Man brauche nur, heißt es, die Farben abzukratzen und es würde unter dem Rafael ein Apelles oder Zeuxis zum Vorschein kommen. Unbegreiflicher Weise findet diese Behauptung auch Glauben, ob sie gleich nur eine aufgewärmte Mystification ist, die sich 1750 ein Spasvogel erlaubte und die namentlich schon 1815 durch Stendhal in seiner Geschichte der italienischen Malerei in ihrer Lächerlichkeit dargestellt wurde. Der Erfinder dieser „neuen“ Idee wollte damit alle italienischen Meister mit einem Schlage vernichten, wie vor einigen Jahren Jemand in einer Flugschrift bewies, Napoleon habe nie gelebt und wie vor längerer Zeit ein sehr gelehrter Mann behauptete, das Brod sei — das fürchterlichste Gift. —

Lord Godburn, der Präsident der Assisen in Ayr, gab kürzlich ein glänzendes Zeugniß für die Frauen ab, das wir unsern Leserinnen nicht vorenthalten dürfen. Es hatte nämlich ein Mann seine Frau grausam gemißhandelt und er wurde deshalb zu siebenjähriger Deportation in eine Strafcolonie verurtheilt.

In der ganzen langen Zeit, bemerkte der Präsident, in welcher er sein Amt verwaltete, sei ihm noch nie ein Beispiel vorgekommen, daß eine Frau, welche von ihrem Manne gemißhandelt, ja dem Tode nahe gebracht worden sei, vor Gericht die Leiden und Schmerzen, die sie erduldet, nicht entschuldigt und geringer geschildert habe, als sie in der Wirklichkeit gewesen, um ihren Mann womöglich vor der Strafe zu sichern. —

Die Stadt Orleans läßt ihrer „Jungfrau“, der Johanna d'Arc, eine Reiterstatue errichten, deren Ausführung dem berühmten Foyatier übertragen ist. Johanna sitzt zu Pferde in der Kleidung und Rüstung eines Ritters; das Haar fällt auf ihre Schultern; ein Helm deckt ihr Haupt; sie hält ihr Ross an, senkt das Schwert und erhebt die Augen zum Himmel. Sie hat eben erfahren, daß die Engländer vor ihrer Fahne die Flucht ergriffen und dankt Gott für den Sieg. —

Ein trefflicher deutscher Reisender hatte Gelegenheit den Sultan zu sehen und er beschreibt ihn mit folgenden Worten: Abd-ul-Medschid ist mehr als mittlerer Größe, breitschultrig und im schönsten Ebenmaß gebaut. Der frühen Herrschaft und der vielen Arbeiten ungeachtet zeigen sich noch überall die üppigen und jugendlichen vollen Formen, auf denen das asiatische Auge mit so großem Vergnügen ruht. Von der gewöhnlichen Wohlbeleibtheit türkischer Großen ist Se. kaiserliche Majestät gerade im rechten Maße entfernt und durch das elegant geschnittene, enganliegende, an Rand und Naht reich in Gold gestickte dunkelblaue Oberkleid mit weißem Pantalon und europäischen glänzender Fußbekleidung treten die natürlichen Vortheile des Baues in das schönste Licht. Sein Antlitz mit hoher Stirne, großen Augen, schöngebogenen Brauen, kleinem Munde, rundem Kinn und gerader wohlbestellter Nase antiker Form ist männlich schön, wenn auch Spuren von Kinderpocken zu sehen sind und die Hautfarbe etwas eigenthümlich ist. Der Sultan ist nicht verheiratet und haremsblau, wie man in Europa zuweilen hört, Niemand wird aber auch sagen Se. kaiserliche Majestät habe blonde Haare und sei im Gesicht weiß und roth wie die Leute in Trapezunt und Kasstan. Abd-ul-Medschid hat kaukasischen Mutterblutes ungeachtet den Teint seiner turkomanischen Urahnherrn, die bekanntlich Wettern und Nachbarn des olivenfarbigen Tatarenvolkes waren. Die Oberfläche des Antlitzes aber ist glatt, leuchtend, gespannt und vollkommen ausgefüllt, so daß der Gesamteindruck der kaiserlichen Physiognomie ein angenehmer ist. Am schönsten jedoch war Se. Majestät im Profil gesehen. Der Schnurbart ist reichlich und kurz gehalten und auch um Kinn und Backen die braune Hülle gegüllet und wohlbestellt. Der Solitär am großen Diamantens Nischen war wie ein Taubenei und prachtvoll anzusehen. Sultan Abd-ul-Medschid ist bekanntlich erst 23 Jahre alt, und obgleich dem Vergnügen nicht abgeneigt, doch der angestrengtesten Arbeit fähig und gewiß einer der wohlwollendsten und menschenfreundlichsten Fürsten unserer Zeit.

Allgemeine Moden-Zeitung

N 49.

1847.

Preis für ca. 104 bode Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zflr. Wit. ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl.

Stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Baumarten und Monumenten, v. Weibles, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zhaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Berlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Familie Alain.

Von
Alphons Karr.

Zweite Abtheilung.
(Fortsetzung.)

Der Präsident fragte darauf Dnesime, ob er etwas zu seiner Bertheidigung zu sagen und ob er einen Bertheidiger gewählt habe. Da trat ein langer hagerer Mann durch die Menge und sagte:

„Herr Präsident, ich als vorgerufener Zeuge will mit Bewilligung des Angeklagten dessen Bertheidigung übernehmen.“

„Angeklagter, wollen Sie den hier anwesenden Zeugen als Ihren Bertheidiger annehmen?“

„Ja.“

„Wie heißen Sie?“

„Hector Eugen Graf von Sievenn.“

Die Leute aus Dive und Beuzeval sahen einander verwundert an. Der Präsident hatte ziemlich leise gesprochen und Breville, der nun Graf von Sievenn hieß, hatte sogleich geantwortet, da er doch sonst die stärksten Stimmen nicht zu hören schien.

„Der Zeuge ist unter dem Namen Breville vorgefordert worden,“ sagte der Präsident.

„Schreiben Sie Breville, es kommt nichts darauf

an. Hier sind indeß die Papiere, welche darthun, daß ich der Graf von Sievenn bin.“

„Er ist ja nicht mehr taub,“ murmelte Epiphany.

„Das ist eine merkwürdige Umwandlung,“ sagte Malais; „aber es thut mir gar nicht leid, daß der jetzige Besitzer von Beuzeval ein vornehmer Mann ist. Ich ahnete doch so etwas.“

„Kann ich das Wort nehmen?“

„Sie haben es.“

„Meine Herren Geschworenen und meine Herren Richter, ich befand mich in dem Augenblicke als ein Schiff unterging, auf dem Hafendamme in Havre. Die Gefahr war so entsetzlich, daß selbst die kühnsten Lotsen sich nicht auf das Meer wagen wollten. Da erschien Dnesime Alain und sein Beispiel machte andern Seeleuten Muth. Die Wuth des Meeres wurde überwunden und sechs Menschen fanden ihre Rettung von sicherem Tode. Am andern Tage erschienen bei einem Mahle, dem ich die Ehre hatte beizuwohnen, Gensdarmen, welche Dnesime Alain als des Mordes seines Verwandten und Wohlthäters verdächtig verhafteten. Ich hatte die Aufopferung Dnesimes für Unbekannte gesehen, ich sah auch, mit welcher Miene er mich zurückwies, als ich ihm thörichterweise Geld bot für seine gute That und hielt deshalb die Anklage für unwahrscheinlich. Ich ließ den so edeln muthigen jungen Mann nicht im Stiche und erfuhr bald, daß er vor mehreren Jahren sein Leben gewagt hatte, um das jenes Velters zu retten, den er nun aus Raubsucht sollte ermordet haben. Nichts destoweniger kamen

mehrere schwer belastende Zeugnisse gegen ihn zusammen. Ich zog Erkundigungen ein und sah, daß Dnesime verurtheilt werden würde; entschuldigen Sie meine Kühnheit, meine Herren, aber ich glaubte, die Justiz täusche sich und werde einen der zwar seltenen, aber auch sehr beklagenswerthen Irrthümer begehen, welche ihren Hermelinmantel mit einigen Tropfen unschuldigen Blutes besetzt haben. Ich konnte der Anklage zwar nichts entgegenhalten, aber eine beredte Stimme in meinem Herzen sagte mir: der Mann ist unschuldig. Ich verschaffte ihm die Mittel zu entfliehen und wurde dabei, ich muß es gestehen, von einem Manne unterstützt, den der Herr königliche Procurator eben öffentlich gerühmt hat, von Epiphan Garandin, der den größten Eifer und den größten Muth zeigte, diese Flucht zu erleichtern. Es wurde mir schwer, Dnesime Alain zu derselben zu bestimmen. Er behauptete nämlich fortwährend, da er unschuldig sei, könne er nicht verurtheilt werden. Er schlug Ihre Weisheit hoch an, meine Herren; ich aber bin minder jung, ich habe länger gelebt und die Welt kennen gelernt; deshalb war ich misstrauisch, vielleicht in zu hohem Grade und vermochte ihn zur Flucht. Ich besitze einige Freunde, einigen Einfluß, selbst einiges Geld. Dnesime, der eine schlechte Erziehung genossen hat, arbeitete in der Zurückgezogenheit mit Fleiß und Ausdauer. Nach anderthalb Jahren wurde er Capitain auf einem Ostindienfahrer unter dem Namen Hubert, indem er auf meinen Rath den Namen Dnesime Alain ablegte, bis er ihn von neuem rein und fleckenlos würde führen können."

„Aber,“ fiel der königliche Procurator ein, „Sie scheinen uns da Geschichten zu erzählen, die nur Sie selbst betreffen; diese Episoden gehören nur sehr unmitttelbar zu dem Prozesse und ermüden die Aufmerksamkeit der Herren Geschworenen.“

„Mein Herr,“ antwortete der Graf von Sievenn, „Sie haben dritthalb Stunden zur Aufrechterhaltung der Anklage gesprochen, ich bitte nur um eine halbe, um sie zu vernichten. Lassen Sie mich meine halbe Stunde auf meine Art verwenden. Die Herren Geschworenen haben ein zu großes Interesse dabei, einen Unschuldigen nicht zu verurtheilen, als daß meine Worte sie langweilen könnten; übrigens werde ich noch Einiges vorbringen, was Sie selbst überraschen dürfte, Herr Procurator. . . Kann ich fortfahren?“

„Fahren Sie fort,“ antwortete der Präsident.

„Mein Freund war in Sicherheit; ich sage mein Freund, meine Herren, weil der Mann, welcher da

zwischen zwei Gensdarmen sitzt, mir die Ehre erzeigt hat, mich seinen Freund zu nennen, eine Ehre, die ich um so höher hielt, seit er unglücklich, mit Unrecht angeklagt und von allen verlassen war. Das Unglück giebt den Menschen eine gewisse Weihe und macht sie ehrwürdig. Für mich war es indeß nicht genug, daß Dnesime Alain in Sicherheit vor dem wahrscheinlichen Fehlgriffe der Justiz sei; ich glaubte, ich fühlte, ich wußte, daß er unschuldig war, hatte aber nicht den geringsten Beweis dafür. Diesen Beweis mußte ich finden und hätte ich mein ganzes Leben aufwenden sollen ihn zu suchen. Es war dies meine große und edele Aufgabe, der ich mich gänzlich widmete.

„Ich kam wie zufällig nach Beuzeval und trat da taub und als ein höchst leichtgläubiger Mensch auf; ich hörte nichts und glaubte alles. Diese beiden Gebrechen entfernten alles Mißtrauen von mir; man sprach frei vor mir als wäre ich gar nicht da; ich wanderte in der ganzen Umgegend umher und wollte alle Leute kennen lernen. Es dürfte fast Niemanden mehr geben, der mir die Geschichte des Müllers Eloi Alain, welchen man todt in seiner Stube gefunden, nicht mehrmals erzählt hätte. Hundert Mal glaubte ich einen Anfang von Licht zu sehen und hundert Mal irrte ich mich. Ich schrieb alle Berichte, alle Widersprüche auf. Das dauerte drei Jahre, meine Herren, und erst vor drei Wochen habe ich den letzten Beweis erhalten, der mir noch fehlte, nicht zu meiner Ueberzeugung, die nicht stärker ist als am ersten Tage, sondern zu der Ihrigen, meine Herren, und heute will ich Ihnen sagen und unwiderleglich beweisen, daß erstlich Dnesime Alain, mein Freund, unschuldig ist und dann, daß der Mörder des Eloi Alain — Epiphan Garandin hier ist, den der königliche Procurator eben so gerühmt hat.“

Als der Graf von Sievenn diese Worte sprach, trat er mit majestätischer Haltung und blißenden Augen auf Epiphan zu, der leichenbläß wurde, faßte ihn am Arme und zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt bis in die Mitte des Saales vor die Richter und die Geschworenen, die stumm vor Staunen und Entsetzen waren. Da wiederholte er: „ja, meine Herren, dieser Mann, Epiphan Garandin, ist zugleich der Ankläger Dnesimes und der Mörder des Müllers.“

„Meine Herren,“ rief Epiphan aus, „das ist eine schändliche Verläumdung; dieser Mann ist verrückt.“

Als Epiphan auf einen Wink des Präsidenten seinen Platz wieder einnahm, rückten die Zeugen, die neben ihm saßen, in unwillkürlichem Schauer von ihm hinweg, um ihn nicht zu berühren. Der Gerichtshof

berathschlagte. Die Anwesenden theilten einander, trotz den häufigen Aufforderungen ruhig zu sein, ihre Bemerkungen mit. Nachdem der Präsident mit den andern Richtern und dem königlichen Procurator sich besprochen hatte, ließ er die Zeugen in das für sie bestimmte Zimmer treten und befahl, daß Epiphan Garandin allein vor dem Gerichtshofe bleibe. Herr von Sievenn verlangte sodann, daß der Präsident die Desirée Maurel, welche Haushälterin des Müllers gewesen sei, hereinführen lasse. Sie habe bei dem Aufrufe ihres Namens aus Gründen nicht geantwortet, die er später mittheilen würde.

Man rief auf Befehl des Präsidenten die Haushälterin des Müllers herein, welche auf die gewöhnlichen Fragen Antwort gab und dann zu den übrigen Zeugen ging.

„Herr von Sievenn,“ fragte sodann der Präsident, „wollen Sie nun weiter sprechen?“

„Ja; ich wünsche nur, daß Epiphan Garandin mir auf eine Frage antworte.“

„Theilen Sie mir diese Frage mit; ich will sie dem — Zeugen vorlegen.“

„So fragen Sie den — Zeugen, um wie Sie zu sprechen, ob er bei seiner Erklärung beharre.“

„Zeuge Epiphan Garandin, was wissen Sie von der Ermordung des Eloi Alain, Müllers in Beuzeval?“

Epiphan stand auf und sagte: „ich bleibe bei dem, was ich bei der Voruntersuchung ausgesagt habe.“

Der königliche Procurator las die Aussagen Epiphans aus dem Protokolle vor.

„Sie behaupten also,“ fragte der Präsident, „daß alles in dieser Aussage enthalten sei?“

„Ja, Herr Präsident.“

„Und Sie glauben, der Müller sei von Dnesime Alain ermordet worden?“

„Ja, Herr Präsident.“

„Das wünschten Sie, Herr von Sievenn?“

„Ja.“

„Ich halte es für recht und billig,“ fiel der königliche Procurator ein, „daß bei der neuen Lage, in welche der Bertheidiger des Angeklagten den Zeugen zu bringen versucht, dieser Zeuge schon jetzt einen Rechtsbeistand erhalte.“

Der Präsident fragte, ob Advokaten in dem Saale gegenwärtig wären und es traten mehrere vor. Epiphan Garandin aber sagte: „ich übertrage meine Bertheidigung dem Herrn . . ., der einer unserer bedeutendsten Advokaten ist. Uebernehmen Sie dieselbe?“

„Ja.“

Der Advokat stellte sich neben Epiphan, mit dem er von Zeit zu Zeit leise einige Worte wechselte. Der Präsident forderte darauf Herrn von Sievenn auf, wiederum das Wort zu nehmen.

„Nachdem ich mich in der Gegend eingerichtet und meinen Ruf der Taubheit und Leichtgläubigkeit begründet hatte, nahm ich die Desirée Maurel, die im Dienste des Müllers gestanden hatte, als Haushälterin und Epiphan Garandin als Secretair an. Er ist nach einander Schulmeister, Soldat, Geiger und Arzt gewesen und zuletzt Mörder und falscher Zeuge geworden. Um Beschäftigung für den — Zeugen, wie ihn der Herr Präsident nennt, zu finden, stellte ich mich, als arbeite ich an einem gelehrten Werke über die Austeren. Da begann der Kampf; bald ließ ich Epiphan, dessen Ehefrau und meine Haushälterin in Frieden leben und dann plauderten sie, ohne sich um mich zu kümmern, bald warf ich einigen Samen der Zwietracht unter sie und ein jedes sprach im Zorn ziemlich frei gegen mich von den andern; ich vervollständigte dabei meine Akten. Heute endlich kann ich Ihnen mittheilen, wie das Verbrechen in Wirklichkeit begangen worden ist. Ich werde nichts ansühren, von dem ich nicht die vollständigsten Beweise liefern kann.“

„Dnesime, der als ungehorsamer Recrut verfolgt, in seiner Heimath aber durch eine edlere als verstandige Liebe zurückgehalten wurde, fand ein Versteck bei seinem Oheime, dem er mit seltener Aufopferung das Leben gerettet hatte. Hier ist die Medaille, welche er für seine That erhielt. Eloi Alain trieb, wie nicht verschwiegen werden kann, Buchergeschäfte. Er hatte sich durch alle mögliche nicht eben ehrenhafte Mittel den größten Theil des Vermögens des Herrn Malais von Beuzeval angeeignet und verfolgte ihn auf das Aeußerste, um ihn zu zwingen sein Haus zu verkaufen, das einzige, was ihm von seinem ansehnlichen Vermögen übrig geblieben war.“

„Zwischen der Familie Dnesimes und der des Herrn Malais bestand seit langer Zeit eine innige Freundschaft. Die Kinder der beiden waren mit einander aufgewachsen und Dnesime bat seinen Oheim, Mitleid und Nachsicht mit einem alten Manne zu haben, der ein großes Vermögen verloren habe, durch Unglück aller Art verfolgt worden sei und an den Bettelstab gebracht werde. Der Müller blieb unerschütterlich; Herr Malais sollte aus seinem Hause vertrieben werden. Der Verkauf desselben war bereits angekündigt als Dnesime, der zum letzten Male seinen Oheim auf den Knien gebeten hatte, nur auf seine Verzweiflung

hörte. Er entschloß sich die Summe zu nehmen, welche Malais brauchte, damit dieser den Müller bezahlen könnte. Eloi Alain war nicht zu Hause; Dnesime öffnete das Versteck, wo der Müller sein Geld aufbewahrte, nahm genau nur die bestimmte Summe, ergriff als er Geräusch hörte und ein Auge durch das Schlüsselloch blicken sah, die Flucht und ließ das Geld dem unglücklichen Schuldner des Müllers zukommen, der es jedoch nicht benutzen wollte und es einige Tage nachher der Masse zurückgab. Der Mann, welcher Dnesime überrascht und ihn gesehen hatte, ohne von ihm gesehen worden zu sein, war nicht der Müller, sondern Epiphan Garandin, der wie Dnesime leicht in das Haus gelangen konnte. Er holte das Geld ganz, entweder weil er wie Dnesime die Abwesenheit des Müllers benutzen wollte, um ihn zu bestehlen oder weil er zufällig gesehen hatte, was vorging und nun meinte, den Verdacht des Diebstahles leicht auf einen Andern bringen zu können. Dnesime hatte 8700 Francs weggenommen, die von Herrn Malais an die Masse zurückgegeben worden sind; aber es blieben in Papieren und in Gold noch 28,000 Francs zurück, welche Epiphan Garandin forttragen wollte als er seiner Seite überrascht wurde, aber von dem Müller selbst, der ihn am Kragen packte und schreien wollte, den aber Garandin erwürgte, worauf er sich mit dem Raube entfernte.

„Am andern Tage fand man den Müller todt und die Kasse leer. Der Leichnam hatte in der Hand ein Stückchen Tuch, das wahrscheinlich von dem Rocke des Mörders abgerissen worden war. Man legte dasselbe unter Siegel, aber einige Stunden nachher war es verschwunden. Hier ist es.

„Als Epiphan nach Hause kam, mußte er seiner Frau das Geschehene im Allgemeinen erzählen. Er hätte, sagte er, den Müller ermordet und im Sterben gefunden. Der Dieb hätte nicht alles genommen, so hätte er das Uebrige aufgerafft, das sonst dem Dnesime, dem Mörder und Erben seines Oheims, zugefallen sein würde. Im Todeskampfe hätte Eloi Alain, dem er hätte beistehen wollen, ihm den Rock zerrissen, auf den auch einige Blutstropfen gefallen wären. Er befahl deshalb seiner Frau den Rock zu verbrennen; diese legte ihn auch wirklich in das Feuer, da sie aber fürchtete, der Geruch von dem Tuche, das bereits zu brennen anfing, möchte sich in der Nachbarschaft verbreiten, so nahm sie den Rock wieder aus dem Feuer, vielleicht mit aus Geiz und versteckte ihn. Später verkaufte sie ihn an einen Trödler Samuel in Caen,

der ihn ausbesserte und an einen andern Trödler Salomo in Trouville verkaufte, von dem ich ihn gekauft habe. Hier ist der Rock mit zwei Stücken eines andern Tuches von derselben Farbe, mit denen das von dem sterbenden Müller Abgerissene und das Verbrannte ausgebessert worden ist. Chemiker werden vielleicht auch die Blutspuren finden. Der Herr Präsident kann die beiden Trödler citiren lassen.

„Während Epiphan Garandin glaubte und bis diesen Tag geglaubt hat, seine Frau verbrenne den verrätherischen Rock, ging er zu der Haushälterin des Müllers und erzählte ihr dieselbe Fabel wie seiner Frau, aber mit einigen Veränderungen in den Einzelheiten; namentlich sagte er natürlich nichts von den 28,000 Francs. Er beredete sie das Tuchstückchen wegzunehmen, das in der Hand des Todten geblieben war; die Frau aber, der manches in der Sache verdächtig vorkam, bewahrte das Tuchstückchen sorgsam auf, bis sie es mir übergab. Sie hing sehr an ihrem Herrn. Epiphan Garandin vermochte sie, die Justiz zu täuschen, besonders indem er in ihr die Hoffnung nährte, man werde nicht erfahren, daß der Müller von dem eigenen Neffen ermordet worden sei, was er, Epiphan, sagen müsse, wenn er selbst in Gefahr käme. Später als sie selbst durch Beseitigung des Tuchstückchens und durch die Lüge vor dem Gerichte gefährdet war, war man weniger vorsichtig ihr gegenüber und sie erfuhr etwas mehr; aber sie hielt fortwährend Dnesime für den Mörder. Auch ließ sie sich bereben, ihn anklagen zu lassen als Epiphan bemerkte, daß sich einiger Verdacht auf ihn wende und er sich vornahm Dnesime zu verderben, gegen den leicht schwere Beweise zusammenzubringen waren. Obgleich aber Dnesime in den Neuen gefangen war, welche der Zufall und die Schlechtigkeit Garandins um ihn gezogen hatten, fürchtete dieser doch, daß bei den Verhandlungen die Wahrheit zu Tage komme. Deshalb war er so eifrig bei der Flucht des Angeklagten behilflich. Als ich den Entschluß faßte, die Wahrheit zu ermitteln, um sie Ihnen dann vorzulegen, wollte ich ein an sich schon wenigstens schwieriges Unternehmen durch Uebereilung nicht unmöglich machen. Deshalb brauchte ich drei Jahre, um alle Beweise zusammenzubringen und sammelte meinen Schatz körnerweise wie die Ameise den ihrigen. Was ich noch zu sagen habe, spare ich bis der Herr Präsident die Zeugen abhören wird.“

Der Präsident fragte darauf Epiphan Garandin, was er auf die Anklage zu antworten habe, welche

Herr Breville gegen ihn vorgebracht. Epiphan stand auf, sank aber auf die Bank zurück, ohne ein Wort zu sprechen, dann richtete er sich nochmals auf und sagte: „an allem dem ist kein wahres Wort, aber mein Advokat wird später darauf antworten.“

Der Advokat nahm das Wort und sagte: „ich rathe meinem Klienten auf keine Frage zu antworten bevor ich mich mit ihm besprochen habe.“

„In diesem Falle werden wir die andern Zeugen abhören. Man rufe die Frau Garandin herein und lasse Garandin abtreten. Die Gensdarmen mögen ihn aber nicht aus den Augen lassen.“

„Herr Präsident,“ fragte der Graf von Sievenn, „darf ich dem Zeugen einige Fragen vorlegen?“

„Theilen Sie mir dieselben mit.“

Nach den gewöhnlichen ersten Fragen fragte der Präsident die Frau Garandin, ob sie den Rock kenne, den Herr Breville gekauft habe. Sie versicherte, daß sie ihn nicht kenne.

„Haben Sie an den Trödler Samuel einen Rock verkauft?“

„Ich habe Samuel nie gesehen und kenne keinen Mann dieses Namens.“

„Segen Sie sich. Man rufe den Zeugen Samuel.“

Samuel wurde befragt; er erkannte unter den Anwesenden die Frau Garandin, die ihm den Rock verkauft, welchen er später an Salomo in Trouville wieder verkauft habe. Der Verkauf sei in seinen Büchern eingetragen, nur habe die Frau Garandin ihren Namen geändert und sich Frau Parentin genannt.

„Läugnen Sie noch immer, Frau Garandin, den Rock hier an den Trödler verkauft zu haben?“

„Ich gestehe es, ja, aber ich fürchte mich. Ich weiß nicht, warum man mir alle diese Fragen vorlegt, ich fürchte Antworten zu geben, die mich dann in Verlegenheit bringen.“

„Nur die Lüge kann Sie in Verlegenheit bringen. Sagen Sie die Wahrheit, wie Sie es vor dem Crucifix geschworen haben. Haben Sie die beiden Stellen, einen Riß und einen Brandfleck, ausgebessert?“

„Nein.“

„Hatte Ihnen Ihr Mann nicht befohlen, den Rock zu verbrennen und zogen Sie es nicht vor, ihn zu verkaufen?“

„Ich erinnere mich an weiter nichts als daß ich ihn verkauft habe.“

„Brachte nicht Ihr Mann an dem Tage der Ermordung des Müllers Main viel Geld mit nach Hause?“

„Nein, Herr Präsident; wir sind nie so arm gewesen als seit jenem Unglücke; das weiß Jedermann.“

„Herr Präsident,“ fiel Herr von Sievenn ein, „wollen Sie die Frau Garandin fragen, ob dies nicht eine von ihrem Manne erfommene List gewesen, die ihr sehr unangenehm war? Fragen Sie dieselbe auch, ob sie von ihm nicht endlich die Erlaubniß erhalten habe, sich einigen Schmuck zu kaufen, den sie in ihrem Hause bei verschlossenen Thüren anlegte? Fragen Sie ferner, ob sie nicht in der Eile, als ich das erste Mal zu ihr gekommen, ein goldenes Halsband umbehalten und ob ihr nicht Epiphan im Vertrauen auf meine Taubheit halblaut in meiner Gegenwart Vorwürfe über ihre Unvorsichtigkeit gemacht?“

„Man kann in dem Hause nachsuchen, man wird kein goldenes Halsband finden.“

„Das hängt von der Stelle ab, wo man sucht. Wenn man einen Stein unter der Asche im Heerde aufhebt, wird man das goldene Halsband und noch einige Schmucksachen, so wie fast das ganze Geld finden, das Epiphan Garandin dem Müller gestohlen hat.“

„Was antworten Sie darauf, Frau Garandin?“

„Herr Präsident, es ist alles nicht wahr.“

„Man wird Nachsuchungen anstellen.“

„Nun ja, Geld ist da, aber Garandin hat es gefunden.“

„Herr Präsident, wollen Sie die Frau Garandin fragen, ob nicht bei den Zänkereien, die ich zwischen ihr und der Haushälterin herbeiführte, die letztere auf das Verbrechen Epiphans anspielte, das sie nur zum Theil kannte? Ob sie nicht unter andern zu ihr gesagt habe: wenn ich wollte, könnte ich Ihren Mann in das Zuchthaus bringen, worauf Frau Garandin flehendlich auf mich blickend antwortete, während die Haushälterin andeutete, daß ich ja taub sei?“

Die Frau Garandin schien die Fassung zu verlieren und antwortete nicht. Man ließ die Haushälterin eintreten, deren Aussagen den Behauptungen des Herrn von Sievenn entsprachen. Sie beklagte sich über Herrn Breville, daß er sie getäuscht, indem er sich so lange taub gestellt und bekannte, daß er sie mit der Familie Garandin bald veruneiniget, bald wieder ausgesöhnt habe. Auch habe sie auf seinen Rath die Gegend verlassen.

Endlich ließ man Garandin vorsehen. Der königliche Procurator fragte ihn, wo er das Geld gefunden habe, das in seinem Hause sei und er antwortete, er habe kein Geld gefunden.

„Es nutzt Ihnen nichts, daß Sie noch länger läugnen, da Ihre Frau bereits gestanden, daß Sie Geld gefunden hätten.“

„Ich habe einmal einen Thaler auf dem Wege nach Trouville gefunden.“

(Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Der Courier du Midi erzählt von einem jungen Bildhauer, welcher ganz kürzlich zu Montpellier aufgetaucht ist und einen außerordentlichen Beruf zu seiner Kunst bezeugt:

„Vor einigen Monaten bemerkten die Aufseher der Arbeiter am Justizpalaste, daß von Zeit zu Zeit einer oder der andere der zu diesem Bause bestimmten Bruchsteine verschwand. Wer entwendete die Steine? Niemand konnte darüber Auskunft ertheilen. Eines Tages schob eine Hand verstoßener Weise ein sauber gearbeitetes Basrelief in den Bauhof. Man benachrichtigte den Architekten davon; er lobte die Arbeit und wünschte den Verfertiger kennen zu lernen. Ein junger Mensch trat vor und bekannte sich als solchen, wobei er zugleich reumüthig gestand, daß er die fraglichen Diebstähle begangen. Das junge vielversprechende Talent heißt Louis Milhau. Er hatte bis dahin als einfacher Handlanger im Bauhose gearbeitet, wurde aber nunmehr zu einem Bildhauer in die Lehre gebracht.

Einige Tage nach seinem Antritte ging Louis Milhau eines Morgens zu seinem Lehrherrn und sagte ihm: „Ich habe diese Nacht von einer Schlacht geträumt und ich will sie ausführen, geben Sie mir einen Stein dazu.“ Der Meister willigte ein, übertief ihm die Wahl des Steins und noch am Abende des nämlichen Tages schaffte der arme Lehrling den von ihm selbst nach sorgfältiger Prüfung gewählten Stein in sein Dachstübchen.

Nach zwölf Sitzungen, das ist nach eben so vielen Sonntagen — denn der Sonntag ist die einzige Zeit, welche er seiner Muse widmen kann, — hatte Louis Milhau sein Werk vollendet und legte es dem Bildhauer vor, der es mit Bewunderung betrachtete und seinen Augen kaum traute.

„Dieses Werk,“ sagt der Courier du Midi, „ist eine in Stein gehauene Schlacht, offenbar von der Begeisterung eingegeben. Die Composition zeigt von Klarheit des Gedankens und glücklicher Anordnung. Das Geist und Leben athmende Bild tritt deutlich hervor, mit einer großen Anzahl Figuren

in mehreren Zelbern. Das zweite oder mittelste Feld, das vorzüglichste unter allen und sehr erhaben gearbeitet, stellt den Kampf auf seinem Höhepunkte dar: Gruppen von Reitern und Fußgängern sechten Mann gegen Mann in dichtem Gedränge, die Kämpfenden zeigen sich in allen nur denkbaren Stellungen, von vorn, von hinten, von der Seite, verläßt u. s. w., die Waffen durchkreuzen einander in allen Richtungen, Pferde stampfen gefallene Krieger unter die Hufe, Trompeter blasen zum Angriffe, Fahnen flattern in der Luft u. s. w., u. s. w. Auf dem ersten Felde ist der Erdboden mit zerbrochenen Waffen, Leichen und Sterbenden bedeckt, manche der letztern wehren sich noch im Todeskampfe gegen den Feind. Auf dem dritten Felde endlich sieht man Reiterhaufen zum Treffen eilen. Das Ganze ist ohne Widerrede die Schöpfung eines hochstrebenden Genies. —

Die Tänzerin Cerito entzückt gegenwärtig die Pariser durch ihre Entschats. Ein Feuilleton erwähnt ihr Erscheinen in der Hauptstadt Frankreichs mit folgenden Worten: „Aber welche neue Gottheit steigt aus den Nebeln des Canals (der Meerenge zwischen Frankreich und England) auf und kommt hierher unter unsere Augen, um sich zu verkörpern, um eine Gestalt anzunehmen? „Der Mensch,“ hat ein berühmter Physiker gesagt, „ist nach der Genesis eine Vereinigung von Erde und Wasser;“ warum sollte ein Weib nicht aus Thau, irdischen Dünsten und Lichtstrahlen gebildet, mit einem Worte, das besetzte Ueberbleibsel eines Regenbogens sein? Doch verlassen wir diese meteorologische Sprache und melden ganz einfach, daß Madame Cerito endlich auf der Bühne der Académie royale de musique erscheinen wird. Cerito, diese uns so lange versagte Frucht, welche beinahe zu einem Zapfen zwischen Frankreich und England geworden wäre, Cerito, die schöne Tänzerin, welche bisher nur in der Perspective für uns getanz hat, wird noch heute Abend und zwar in der Oper in einem neuen Ballette, ihre Kunstfertigkeit vor unsern Augen entfalten. Nachdem wir die Taglioni, die Elsler, die Grisi gesehen, riefen wir mit dem Moralisten aus: „es ist Alles gesagt,“ und der Tanz hat sein letztes Geheimniß enthüllt, wo sollen wir künftighin eine Tänzerin von größerer Originalität, mehr Feuer verführerischer Beweglichkeit, mehr leidenschaftlicher Darstellung finden? Die Taglioni hatte die Pantomime wieder in's Leben gerufen, sie verließ dem antiken und feierlichen Tange die italienische Schnellkraft, die italienische Beredsamkeit. Hierauf, als die Taglioni sich, man weiß nicht wohin, höchst wahrscheinlich in die Küste geflüchtet hatte, sahen wir Fanny Elsler, das ist den üppigen, glühenden, materiellen Tanz: — das Auge in Feuer, — die Gliedmaßen bis zum Sterben ermattet — den Gürtel halb aufgelöst — wie die Bacchantin; und nach diesen entzückenden Saturnalien der deutschen Kunst verkörperte sich die Taglioni von neuem in der Carlotta Grisi: — italienisches Naturell —, französische Anmuth und Grazie — was wollen wir noch mehr und welche neue Ueberraschung sollen wir von der Cerito erwarten? Wird das Entschat sich noch höher erheben können?

Wird Cerito die Pirouetten der Tagliont und namentlich der Grifi, welche nachahmend unnachahmbar zu bleiben versteht, in Schatten stellen? Wie dem auch sei, Paris bereitet sich vor, der so lange mit Sehnsucht erwarteten Tänzerin seine Huldigungen darzubringen; der Balkon der Oper beladet sich mit Blumen und Kränzen und wir können ihr in voraus sehr große Triumphe versprechen.“ —

Der Charivari bemerkt in einer der letzten Nummern: „Frankreich besitzt unter seinen Staatsmännern und gelehrten Notabilitäten manche, die gegenwärtig als der Ernst und die Würde selbst erscheinen und doch früher sehr frivolen Studien oblagen und daher hatte Herr von Talleyrand ganz Recht, wenn er sagte: „Man krasse nur die Rinde eines ernstesten Mannes etwas ab und man wird den Spasmmacher darunter entdecken.“ Herr Pasquier z. B., der ernste, gestrenge Kanzler des Pairshofes, der politische Amtschreiber des Schlosses, der Mann mit dem langen, schleppenden, braunseidenen Staatsgewande, das stattliche Wesen mit seiner feierlichen Miene, welches der Geburt aller Prinzen und Prinzessinnen der Dynastie beivohnt und sie mit Titeln und Würden überhäuft, weshalb man ihn auch „die Fee der gerechten Mitte“ nennt, mit einem Wort Herr Pasquier, hat seine politische Carrière mit einem Baudeville, einer Posse, betitelt: Grimou ou le Portrait à finir begonnen. Herrn Decazes' Anfang ist noch interessanter, er hat nämlich ehemals als Mitglied einer herumziehenden Schauspieler-Truppe die komischen Rollen gespielt. Das Talent Herrn Moline's de Saint-Yon als Baudevillist kennt heutzutage Jedermann, sogar Abb-el-Kader, welcher ihn aus eben diesem Grunde niemals als wirklichen Kriegsminister anerkennen wollte. Um nur noch ein Beispiel anzuführen, so hat man ganz neuerdings die Entdeckung gemacht, daß der Verfasser der Mère Godichon (Mutter Kieckbusch), dem man bisher vergebens nachgespürt, Niemand anders ist als Herr von Remusat. Diese interessante Thatsache findet man in einem Artikel von Herrn Saint-Beuve nachgewiesen. — Nach einer Berechnung desselben Blattes haben sich in Frankreich seit dem ersten Januar bis zum letzten October des laufenden Jahres 248,000 Personen die Erlaubniß erwirkt, auf Rehe, Hasen, Rebhühner u. s. w. zu feuern und von diesem Jäger-Heere sollen während der namhaft gemachten Zeit ungefähr 100,000 Hasen, die Kaninchen mit inbegriffen, erlegt worden sein; demnach käme auf jeden der 248,000 Nimrode noch kein halber Hase. „Wäre ich die Regierung,“ fügt der Charivari noch hinzu, „so erließe ich ein Gesetz, wonach jedem Adelsigen, welcher sechszehn Ahnen aufweisen kann, oder Jedem, der jährlich hundert Thaler dafür entrichtete, die Erlaubniß zur Falken-Jagd ertheilt würde; wie die Sachen jetzt stehen, dürften sich wenigsten hunderttausend gute Bürger finden, welche diese Summe herziglich gern zahlten, um als Abkömmlinge der Familie Montmorency zu erscheinen.“ — 6 —

(Geschichte der Fuchsia). Die Fuchsien gehören jetzt bekanntlich zu den Lieblingsblumen und wir erhalten folgenden

begründeten Bericht über ihre erste Einführung in Europa. Einem vor fünfzig Jahren berühmten Gärtner Lee bei London erzählte eines Tages ein Freund, daß er eine neue Pflanze mit schönen hängenden Blüten in Wapping bei einer armen Frau gesehen habe, deren Wohnung er angab. Lee fuhr sogleich zu ihr und verlangte die Blume zu kaufen. Das schlug aber die Frau ab; sie pflege sie, sagte sie, als Andenken an ihren Mann, einen Matrosen, der sie ihr aus Westindien mitgebracht habe. Der Gärtner ließ sich nicht abschrecken, versprach der Frau eine junge Pflanze und bot ihr alles Geld, das er bei sich hatte (weit über fünfzig Thaler). Da konnte die Arme nicht widerstehen und sie gab, wenn auch mit Thränen, ihren Liebling hin. Lee brachte die Pflanze nach Hause, zerschnitt sie sofort in Stecklinge, setzte sie in ein Treibbeet im Warmhause und bot Alles auf, die Blume so sehr als möglich zu vervielfältigen. Im nächsten Jahre war Lee wirklich der Besitzer von dreihundert kleinen Fuchsias, die sämmtlich blühen zu wollen schienen. Die, welche zuerst blüheten, wurde als Lockmittel für Käufer ausgestellt. Man bewunderte allgemein das schöne und unbekante Gewächs und eine Dame zahlte gern eine Guinee dafür. Der ersten Pflanze folgte eine zweite, die ebenso schnell verkauft wurde. Die ganze vornehme Welt wollte Fuchsias haben und ehe der Sommer vergangen war, hatte Lee 300 Goldstücke als Preis seiner glücklichen Speculation in der Tasche. Natürlich brachte er der armen Frau auch die versprochene neue Pflanze. Aus England kam später die neue Blume auf das Festland, wo man sie jetzt fast in allen Häusern sieht.

Generalcorrespondenz.

Der unerwartete Tod Mendelssohns erregt im Auslande eben so große Trauer als im Vaterlande; in Wien bei der Aufführung des „Elias,“ die der Meister selbst zu leiten versprochen hatte, brachte man seinem Andenken eine rührende Huldigung dar. Alle Damen erschienen in Trauerkleidern und auf dem leeren Pulte, an welchem der Meister hatte stehen sollen und das man mit schwarzem Flor behangen hatte, lag ein Lorbeerkranz. Die englischen Blätter bringen ausführliche, den Verlust schmerzlich beklagende Berichte über Leben und Tod des Dahingeshiedenen; das Athenaeum sagt: seit dem Tode Sir Walter Scotts habe die künstlerisch schaffende Welt keinen so erschütternden Schlag erlitten als durch die Nachricht von dem Tode Mendelssohns. Selbst französische Zeitungen, z. B. der Constitutionel, enthalten lange Artikel über die großen Verdienste und die Unerseßlichkeit des Verlustes Mendelssohns, obgleich er in Frankreich bisher keine allgemeine und große Anerkennung gefunden hatte. Einer Mittheilung in der Augsburger Allgemeinen Zeitung von einem Correspondenten, welcher der Familie Mendelssohn sehr nahe gestanden zu haben scheint, entlehnen wir ein merkwürdiges Beispiel von der See-

tenverwandtschaft zwischen Felix Mendelssohn und dessen Schwester Fanny. „Sie hatte Vorspiele und Fugen geschrieben und sandte das Heft zur Beurtheilung ihrem Bruder nach Leipzig. Zufällig hatte Felix an demselben Tage ein Packet in gleicher Absicht an Fanny nach Berlin gesandt. Als die unterwegs sich kreuzenden Sendungen geöffnet wurden, fand sich zum Erstaunen der Geschwister eine Nummer des Bruders darin vor, welche die auffallendste Aehnlichkeit mit einer von der Schwester componirten hatte. Zufällig hatten sie außerdem gleiche Vorzeichnung und dieselbe Tactart gewählt, wodurch die Täuschung vollkommen wurde. Ich hatte damals das Glück beide Compositionen von Fanny vortragen zu hören.“ Ueberdies erzählt derselbe Correspondent, daß die Schwester, während Felix seinen „Elias“ schrieb, ebenfalls ein großartiges Werk unternahm und die geeigneten Partien aus dem zweiten Theile des „Faust“ componirte. —

In Paris ist vor den Assisen jetzt ein merkwürdiger Prozeß begonnen worden, in welchem nicht weniger als 75 Angeklagte erscheinen und bei dem die Voruntersuchung 207 Verbrechen ermittelt hat, der Prozeß Claude Thiberts und seiner Bande, einer weit verzweigten Gaunergesellschaft, welche die Märkte bezog, mit Patenten versehen war, nöthigenfalls ehrlich bezahlte und daneben mit List und Gewalt, manchmal mörderisch das Diebeshandwerk trieb und besonders Pferde, Wagen und Kaufmannsgüter stahl. Sie standen mit zahlreichen Helfern in Verbindung und ihre Wagen hatten geheime Schubladen. Ueberall waren sie von Weibern begleitet, die mit allerhand Waaren hausiren gingen und dabei auskundschafteten, wo sich etwas unternehmen ließ. Eine noch gefährlichere Art ihrer Bundesgenossen waren die sogenannten Einschlaffer, welche ihren Opfern ein Schlafpulver ins Getränk schütteten und die Hunde vergifteten. Einen eigenthümlichen Bestandtheil der Bande, an der im Ganzen über 800 Personen theilhaft waren, bildeten die Romantichels oder die schwarze Bande, die an ihrer dunkeln Hautfarbe als Zigeuner kenntlich sind und auch sorgneurs heißen, weil sie ihre Verbrechen nur bei Nacht begangen. Diese Leute streichen fortwährend in Lande umher, kehren nur in Herbergen ein, die von Leuten ihres Stammes gehalten werden und leben meist in wilder Ehe. Erwartet eine Frau ihre Niederkunft, so wird im nächsten Dorfe Halt gemacht, das Kind bei einer Amme untergebracht, für Lauskosten und Kinderzeug reichlich gesorgt, drei bis vier Monate Ziehgeld vorausbezahlt und das Versprechen gegeben, daß das andere regelmäßig nachfolgen werde. Gewöhnlich läßt sich aber acht bis zehn Jahre lang Niemand wieder blicken, während man das Kind durch Vertraute beobachten läßt; gedeiht es, scheint es kräftig und für das Landstreicherleben geeignet, so wird es meist entführt oder zurückgefordert. An der Spitze dieser Bande stand der genannte Claude Thibert, dessen Mutter im Gefängnisse starb, während sein Vater auf dem Schaffot endigte. Er ist erst 41 Jahre alt, bereits achtmal verurtheilt, kann weder lesen

noch schreiben, ist aber merkwürdig geistig begabt und besitzt namentlich ein bewundernswürdiges Gedächtniß. Er reisete gewöhnlich mit zwei Wagen gestohlener Güter im Lande umher und hatte an sehr vielen Orten unter verschiedenen Namen förmliche Niederlagen. —

Kürzlich starb in Glasgow ein Mann, der sein Leben bei verschiedenen Gesellschaften mit 30,000 Pf. Sterling versichert hatte. Unmittelbar nach seinem Tode meldeten sich um diese Summe nicht weniger als drei Familien, deren jede aus einer Frau mit mehreren Kindern bestand und die durchaus von einander nichts wußten. Welche die rechtmäßige Familie ist, läßt sich vor der Hand nicht sagen; so viel scheint aber bereits gewiß zu sein, daß der Mann sich mit jeder seiner drei Frauen in einer andern Kirche trauen ließ und alle drei Familien anständig erhielt. Er schügte immer Reisen vor und brachte so abwechselnd in jeder seiner drei Familien nacheinander vierzehn Tage zu. —

In einem alten versteckten Schranke im Dom zu Aachen hat man die Gebeine Karls des Großen zufällig gefunden, die seit mehreren hundert Jahren spurlos verschwunden waren. Woran man erkannt hat, daß sie die des alten Kaisers sind, wissen wir nicht; es kommt aber auch nichts darauf an. —

Italienische Zeitungen erzählen nachstehende Anekdote von dem verehrten Papste Pius IX. Im Jahre 1824 schloß sich der damalige Abbate Mastai-Ferretti der Mission an, welche die päpstliche Regierung nach Südamerika sandte. Auf der Fahrt von Valparaiso nach Lima brach ein heftiger Sturm aus und das Schiff, auf welchem sich der Abbate befand, wurde unter den gefährlichen Klippen an der Küste umgeworfen, so daß sein Untergang zu fürchten war. Alle an Bord hielten sich bereits für verloren. In dieser höchsten Noth zeigte sich ein Boot, das mit Negern bemannt war und nach gewaltigen Anstrengungen an das Schiff gelangen konnte. Der Besizer des Bootes, ein geschickter und erfahrener Lotse, begab sich auf das Schiff und brachte es glücklich in den kleinen Hafen Arica. Der Mann war arm, hieß Baco und verdiente seinen Unterhalt damit, daß er Kaufmannsgüter von einem Theile der Küste an den andern brachte. Seine Wohnung war eine ärmliche Fischerhütte an der Küste. Der Abbate Ferretti besuchte ihn da und übergab ihm als seinem Retter aus Dankbarkeit eine Börse mit Geld. Auch als Ferretti zum Kardinal erhoben war, vergaß er den armen Baco nicht, sondern sandte ihm sein Portrait und eine hübsche Geldsumme. Mit diesem Gelde begann Baco Handels speculationen und der Himmel segnete die Gabe der Dankbarkeit. Baco wurde reich und betrieb namentlich einen sehr bedeutenden Handel mit Salpeter. An der Stelle, wo sonst die kleine Fischerhütte stand, steht jetzt ein großes schönes Haus und als Baco hörte, daß der Kardinal Ferretti zum Papste erwählt worden sei, baute er eine Kapelle an seinem Hause und in ihr hängt jetzt das Portrait des heiligen Vaters, das Baco einst von dem Kardinal erhielt. —

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 50.

1847.

Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Gaudchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. Mit ca. 116 illum. u. (schwarz) Stahl-

stichen, jene Modebilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gärten, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Modellen, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Familie Main.

Von
Alphons Karr.

Zweite Abtheilung.

(Beschluß.)

„Es ist hier nicht die Rede von einem Thaler, sondern von 28,000 Francs, die unter einem Steine auf Ihrem Heerde liegen. Ihre Frau hat auf die Frage, woher Sie die bedeutende Summe hätten, ausgesagt, daß Sie dieselbe gefunden.“

Der Advocat forderte seinen Clienten auf vor der Hand nicht zu antworten. „Meine Herren Geschworenen,“ setzte er hinzu, „die Lage meines Clienten erlaubt mir nicht ihn zu vertheidigen, bevor ich mit ihm gesprochen. Ich trage also darauf an, daß die Sache auf einige Tage verschoben werde.“

Der Gerichtshof hatte noch einige Zeugen vorzufordern und vertagte die weitem Verhandlungen auf den zweiten Tag, beschloß aber, daß Epiphan Garandin, sowie dessen Frau und die Haushälterin in Haft blieben, auch alle Gefangene streng abgefondert gehalten würden, um jede Besprechung unter ihnen, selbst mit den Vertheidigern zu verhindern. Die Gensdarmen führten also zuerst Dnestime, dann Epiphan Garandin, dessen Frau und Desirée fort.

Ich brauche nicht zu sagen, in welcher ängstlichen Unruhe alle unsere Personen sich bis zu dem Gerichtstage befanden. Tranquill und seine Frau umarmten einander, weinten und dankten Gott. Pulcheria und Berenice rühmten sich, daß sie Dnestime nie für schuldig gehalten hätten und Jedermann verwünschte den ehemaligen Schulmeister wegen seines doppelten Verbrechens, besonders aber sprach man überall vom Herrn von Sievenn, von seiner Geduld und seiner Aufopferung für den Unschuldigen; auch dankte man der Vorsehung, daß sie ihm eine so zähe Ausdauer gegeben.

Der zweite Tag erschien und der Vertheidiger Epiphans redete viel und lange, sagte aber sehr wenig. Ueberdies hatte der Graf von Sievenn einen entsetzlichen Haufen voll beschwerender Bemerkungen, welche zwar meist von den Angeklagten geläugnet, sämmtlich aber von den Zeugen bestätigt und für wahr erkannt wurden. Er hatte Bemerkungen da von jedem Tage aus einem Zeitraume von drei Jahren. Der Gerichtshof und die Zuhörer vernahmen deshalb auch mit großem Aerger, daß der Obmann der Geschworenen mildernde Umstände zu Gunsten Epiphans anerkannte. Man erinnerte sich, daß man bei Dnestime, als er in seiner Abwesenheit verurtheilt worden war, keine solche Rücksicht geübt hatte, daß er vielmehr einfach zum Tode verurtheilt worden war. Epiphans Urtheil lautete auf lebenslängliche Strafarbeit, das seiner Ehefrau auf fünfjähriges und jenes der Haushälterin auf einjähriges Gefängniß.

In Bezug auf Dnesime wurde erklärt, daß kein Grund vorliege gegen ihn weiter zu verfahren und das Gericht befahl, ihn sofort in Freiheit zu setzen, wenn er nicht wegen einer andern Angelegenheit in Haft zu halten sei. So wurde Dnesime, obgleich Deserteur, freigelassen, da der Graf von Sievenn sich für ihn verbürgte und der Präsident versprach, ihm die Begnadigung auszuwirken. Die Anwesenden sahen mit Rührung, wie dieser große schöne junge Mann, von dem die Gensdarmen zurücktraten, vor seinem Vater und seiner Mutter niederkniete, welche ihn segneten, bevor sie ihn in ihre Arme schlossen. Herr von Sievenn hatte für Wagen gesorgt und in denselben fuhr die ganze Gesellschaft nach Dive zurück.

Erst einige Tage später befahl ein Urtheil des Civilgerichts die Ueberlassung des Vermögens des Müllers — in Folge des Testaments desselben — an Dnesime Alain an, aber es war dies nur eine Formsache. Ich brauche nicht zu sagen, wie groß die Freude der ganzen Familie Alain war, als sie sich wieder vereint in dem Häuschen in Dive befand. Pelagie umarmte sogar in ihrem Entzücken Pulcheria und nannte sie: meine Tochter.

4.

An den folgenden Tagen sah man weder Pulcheria noch Dnesime. Der letztere verließ das Schloß Beuzeval nicht, wo er wahrscheinlich bei dem Herrn von Sievenn Geschäfte hatte. Pulcheria blieb unter verschiedenen Vorwänden in Cabourg und ein Unwohlsein des Herrn Malais trat endlich als wirklicher Grund an die Stelle der Vorwände. Einige Mittheilungen über seine Verarmung, die bei dem Prozesse hatten gemacht werden müssen, hatten ihn tief erschüttert und gebeugt, so daß er fortwährend ausrief: „was wird man sagen? Ich werde mich in der Gegend gar nicht mehr sehen lassen können. Ich hatte meine Armuth so sorgsam und so glücklich verheimlicht und nun ist sie in jeden Mund gebracht worden.“ Pulcheria wagte es nicht, ihm zu sagen, daß sich Niemand durch seine Comödie habe täuschen lassen. Berenice besuchte sie oft, war aber selbst verlegen, denn gegen die Vermuthung aller sprach Dnesime niemals davon, daß er Pulcheria heirathen wolle und andere redeten natürlich noch weniger davon; nur unter vier Augen sprachen Pelagie und Berenice darüber. — „Mein Glück würde nicht vollständig sein,“ sagte die gute Mutter, „wenn er mir nicht Pulcheria zur Tochter gäbe; ich

fühle, daß ich die hassen werde, die er statt ihrer zu seiner Frau nimmt.“

„Zu solchen Dingen kann man Niemanden zwingen,“ meinte der Vater Alain; „ich hoffe aber, daß er es nicht unterläßt, weil er reich und Pulcheria arm ist, was die Sache umgekehrt hat.“

„Ach nein, gewiß nicht,“ antwortete Berenice; „er denkt sicherlich an nichts als an eine Heirath mit Pulcheria und ich wette, daß er Euch noch heute Abend um Eure Einwilligung bittet.“

„Darauf soll er nicht lange warten,“ sagte Pelagie.

Aber er brachte das Gesuch weder an diesem Abende noch an den folgenden an und Berenice fing an besorgt zu werden. Deshalb war sie immer in Verlegenheit, wenn sie mit Pulcheria sprach; sie fürchtete das Herz oder den Stolz der Frau von Morville zu verletzen. Pulcheria aber weinte und sagte: „er hat Recht; er vergift mir die Zurücksetzung. Habe ich ihn nicht verschmähet als er arm war und mich so sehr liebte? Ach, der Himmel ist mein Zeuge, daß nicht seine Armuth mich verhinderte an ihn zu denken. Wie sehr er sich verändert hat! Ein wie edeler Ausdruck jetzt in seinem Gesichte liegt! Wie imposant seine Haltung ist! Und wie sollte ich ihn nicht lieben, da ich so lange schon weiß, daß er sich für mich aufgeopfert und Noth und Leiden um meinetwillen ertragen hat? Ich muß ihn aber meiden und meine Liebe ihm verbergen. Wie Schade, daß er reich ist!“

Herr Malais rief sie an sein Bett.

„Pulcheria,“ sagte er, „ich wage es nicht zu verlangen, daß Du Dich von Deinen Freunden zurückziehst, ich aber muß mich von Beuzeval entfernen. Man weiß jetzt, daß ich arm bin und ich wage nicht mehr auszugehen. Die Kinder werden mit Fingern auf mich zeigen, und ich kann also nicht bleiben.“

„Wir reisen, wenn Sie es wünschen, Oheim; ich selbst sehne mich darnach, wenn ich nur von Zeit zu Zeit Nachricht von den Lieben erhalte, die ich hier zurücklasse, wenn mir nur bisweilen ein Brief sagt, daß sie glücklich sind. Ich glaube auch, daß wir beide uns an jedem andern Orte wohler fühlen werden. Ich will an die Frau von Fondonis, meine Jugendfreundin, schreiben und sie bitten, mir Gelegenheit zu verschaffen, in Paris musikalischen Unterricht zu geben. Wir wollen nach Paris gehen; dort erscheint man so, wie man erscheinen will; Niemand weiß was bei dem andern vorgeht und Niemand kümmert sich um

den andern; ich pflege Sie da und wir werden glücklich sein."

"Ich danke Dir, meine gute Pulcheria," antwortete der Alte; „ich würde nicht gewagt haben Dich darum zu bitten, aber Du rettetest mir das Leben; ich könnte Dich nicht allein lassen und doch auch nicht hier leben, wo Jedermann meine Armuth kennt und ich höchstens nur Mitleid erzeuge. Ich danke Dir. Wann brechen wir auf?"

"Wann Sie wollen, Oheim; glauben Sie aber nicht, daß wir erst die Antwort Mariens abwarten müssen?"

"Wie Du meinst; so viel ist gewiß, daß ich das Haus nur verlasse, um mich ganz von Divo zu entfernen und nicht wieder daher zu kommen. Nein, nein, ich will den Leuten das Vergnügen nicht machen, den Herrn von Beuzeval, den sie reich und glücklich gekannt haben, als armen gebeugten Mann zu sehen. Ich will warten; ich brauche ja auch nicht auszugehen; was sehe ich draußen? Felder, die mir gehörten, Wälder, die mein waren und die man nun niederschlägt, das Schloß Beuzeval, wo ich so viel Geld ausgegeben und so viel Sorgen gehabt habe und in das ich jetzt nur durch das Gitterthor von außen hineinschauen kann. Der Herr von Sievenn, der eine edele That verrichtete, als er einen Unschuldigen vom Schaffote rettete, der aber auch von Leuten und von Dingen öffentlich gesprochen hat, von denen er hätte schweigen können und schweigen sollen, soll in Beuzeval ungemein arbeiten lassen, als wenn nicht alles dort in dem schönsten Zustande wäre. Er verdirbt gewiß alles. Nur noch einmal möchte ich hineingehen, um den schlechten Geschmack dieser Leute zu sehen."

"Warum, Oheim? Sie würden nur neuen Kummer haben. Mich hält hier nichts als — Gräber, und ich wünsche nichts, als zuweilen zu erfahren, daß meine Jugendfreunde glücklich sind und sie werden es sein, da sie jetzt alles haben was ihnen sonst fehlte."

Der alte Mann erholte sich bald in der Hoffnung die Gegend zu verlassen. Er wollte nicht einmal ein Fenster öffnen und ging nur Abends in's Freie hinaus, um nicht gesehen zu werden.

Von der Frau von Fondonis erhielt man bald eine Antwort. Sie hatte darin einigermaßen eine Gönnermiene angenommen, doch sich auch mit dem beschäftigt, um was Pulcheria gebeten und bereits zwei Stunden gefunden. Der Brief enthielt überdies viel Bedauern über das unglückliche Schicksal der Frau von Morville, freilich nicht eben in verbindlicher Form. Zur Erklärung brauchen wir nur hinzuzufügen, daß

Marie von Fondonis sich mit Verdruss durch Pulcheria von Morville hatte verdunkeln sehen, die, freilich nur kurze Zeit lang, reicher und eleganter als sie und immer schöner gewesen war. Trotz des etwas verletzenden Tones in diesem Briefe war Pulcheria über denselben entzückt und dachte nun ernstlich an die Reiseanstalten.

Eines Tages kam Verence in das Haus und sank ihrer Mutter weinend in die Arme. „Du weißt es nicht," sagte sie, „Pulcheria will die Gegend verlassen. Ich habe sie bereits beim Einpacken getroffen. Sie geht mit Herrn Malais nach Paris und sagt, der alte Herr könne es nicht ertragen, da arm zu sein, wo er reich gewesen, besonders seit man in dem Prozesse Dnesimes von seiner Armuth gesprochen habe, die er Jedermann verheimlicht zu haben geglaubt hat. Seit dieser Zeit hat er das Haus nicht einmal verlassen wollen, so sehr schämt er sich und Du kannst nicht glauben, wie er sich verändert hat. Pulcheria will in Paris musikalischen Unterricht geben und ich glaube, daß sie nicht bloß die Trauer des alten Malais fortreibt. Dnesime und sein unerklärliches Verhalten haben gewiß viel dazu beigetragen. Sie hat oft verweinte Augen. Ich sprach nie von Dnesime mit ihr, denn ich weiß wirklich selbst nicht, was ich von ihm denken soll; sie erwähnt ihn auch nicht, aber ich sehe wohl, daß es ihr am Herzen nagt. Dnesime ist wirklich sehr seltsam. Erst hat er nur für sie gelebt und nun, da er sie haben kann, thut er als denke er gar nicht an sie. Hoffentlich ist er nicht seines Reichthums wegen so verändert. Was kann er denn wünschen? Pulcheria ist schön und sie liebt ihn. Ich habe seit drei Jahren so viel mit ihr von der Liebe, der Aufopferung und dem Orme meines Bruders gesprochen! Kurz Pulcheria will abreisen und ich sehe ein, daß sie nicht hier bleiben mag."

"Das ist ja schrecklich," entgegnete Pelagie. „Ich kann nicht zugeben, daß Pulcheria uns verläßt. Es ist freilich wahr, daß Dnesime sich auch um uns nicht viel kümmert; er ist immer in dem Schlosse des Herrn von Sievenn. Dieser Herr hat ihm zwar einen großen Dienst geleistet, aber er kann über denselben doch unmöglich sein Familie und seine Geliebte ganz und gar vergessen. Das muß anders werden; er muß wenigstens reden. Wir wollen gleich jetzt beide in das Schloß gehen und mit ihm sprechen, damit wir sehen, wie es mit seinem Herzen steht."

Sie machten sich wirklich auf den Weg und als sie an dem Friedhof vorübergingen, sahen sie Pulcheria auf dem Grabe ihres Kindes knien und dann zu dem ihrer Tante gehen.

„Siehst Du, Mutter,“ sagte Berenice, „sie nimmt von den Gräbern Abschied.“

Im Schlosse fragten sie nach Dnestime und man sagte ihnen, er sei früh ausgeritten, würde aber bald zurückkommen. Sie warteten eine halbe Stunde und er kam und küßte Mutter und Schwester herzlich.

„Dnestime,“ sagte Pelagie, „wir sind eben an dem Friedhose vorübergegangen und sahen da Pulcheria von den Todten Abschied nehmen, die sie verlassen will.“

„Abschied?“

„Ja, sie reiset mit Herrn Malais nach Paris, um nie wieder nach Dive zu kommen.“

Dnestime erblaßte, nahm seine Schwester am Arme und fragte:

„Fort ist sie doch wenigstens noch nicht?“

„Ach Mutter,“ jubelte Berenice in Thränen, „er liebt sie; Du siehst, daß er sie noch immer liebt.“

„Was meinst Du damit?“ fragte Dnestime.

„Wir glaubten, Du liebtest Pulcheria nicht mehr.“

„Ich? Warum hätte ich denn gelebt? Was war immer der Zweck meines Lebens? Wie kann man nur zweifeln?“

„Aber,“ sagte Pelagie, „Dein Benehmen war so sonderbar und Pulcheria mußte sich für verschmäht halten.“

„Ich habe nicht geglaubt, daß man einen Augenblick an meiner Liebe zweifeln könnte.“

„Gewiß treibt sie Dein Schweigen fort, wenn sie es auch nicht sagt, obgleich der alte Malais um keinen Preis hier bleiben mag.“

„Nur ein Einfall des Herrn von Sievenn hält mich hier zurück, aber alles ist nun vorbei. Geht nach Hause und beobachtet Pulcheria. Ich spreche nur noch mit Sievenn und komme dann nach.“

Nachdem Pulcheria lange auf dem Friedhose geweint hatte, kehrte sie nach Cabourg zurück, wo sie ihren Oheim in großer Freude traf, da man noch diesen Abend abreisen wollte. Bereits waren ihre Meubles verkauft. Um die Gegend anständig zu verlassen, wollte Malais bis zur nächsten Station mit Extrapost fahren. „Dort,“ sagte er, „kennt man uns nicht und wir können eine wohlfeile Gelegenheit auffuchen. Hier sagen wir, wir wollten in Paris eine Erbschaft heben. Wenn die Leute arm sind, sagt man stets, es sei ihre Schuld, weil das am bequemsten ist; wenn man aber wieder reich wird, finden sie immer Entschuldigungen für die frühere Armuth. Ich habe die Postpferde um sechs Uhr bestellt. Da sind die Fischer zurück und ich will, daß man uns mit Extrapost abreisen sehe. Hast

Du von der Familie Alain schon Abschied genommen?“

„Noch nicht ganz, Oheim, ich gehe jetzt, wünsche aber, diese schmerzliche Prüfung wäre schon vorüber. Ich gestehe, daß ich sie mehr fürchte als alles übrige.“

„Vergiß es nicht, Ihnen von der Erbschaft zu erzählen, weil man am Ende hinter die Wahrheit kommt, wenn wir nicht allen dasselbe sagen.“

Pulcheria wollte eben gehen als an die Thüre geklopft wurde und Tranquill mit Pelagie und Berenice im Sonntagsanzuge eintrat. Ihnen folgte Herr von Sievenn, Dnestime und der junge Glam, der mit dem erstern draußen blieb.

„Guten Tag, Herr von Beuzeval,“ sagte Tranquill. „Eingepackt? Wollen Sie verreisen?“

„Ja, mein lieber Alain; ein Vetter von mir ist gestorben und das ist die einzige Freude, die er in seinem Leben irgend Jemandem gemacht hat. Während ich mich hier thörichterweise arm machte, wurde in Paris reich und er ist nun gerade zu rechter Zeit gestorben, um meine Umstände wieder zu verbessern. Ich bin nun wieder reicher als ich es vorher war. Wir gehen nach Paris, wo wir uns niederzulassen gedenken.“

„In diesem Falle, Herr von Beuzeval, weiß ich wirklich nicht, ob ich Ihnen noch sagen darf ... Ich glaube es wirklich nicht.“

Pelagie zog Pulcheria in ein anderes Zimmer und fragte: „Ist es wahr mit der Erbschaft? Dann dürfen wir freilich nicht mehr daran denken. Dann wird Dich der arme Dnestime zum zweiten Male verlieren. Er liebt Dich und wird dies Mal sterben. . . Ich weiß, warum er nichts gesagt hat.“

„Es ist nicht wahr, gute Mutter,“ antwortete Pulcheria, „daß er mich verliert und daß ich ihn verliere, denn ich habe ihn nur kennen gelernt, um ihn zu bedauern.“

„So wollen wir wieder hineingehen.“

„Lieber Freund,“ sagte eben Malais zu Tranquill, „wenn ich Ihnen in Paris irgendwie dienen kann, so sagen Sie es; ich werde Ihnen mit Vergnügen gefällig sein.“

Pelagie nahm ihren Mann, Dnestime und Berenice bei Seite und Tranquill sagte darauf zu Herrn von Beuzeval:

„Herr von Beuzeval, nicht Ihres Geldes wegen haben wir Sie in unserer Familie immer geliebt und wir achteten Sie nicht weniger seit Sie verarmt waren.

Ich weiß nicht, ob Sie darauf geachtet haben. Sie brauchen uns deshalb keine Märchen zu erzählen.“

Pelagie wollte ihren Mann durch Winken verhindern so fortzufahren, aber vergebens. Tranquill sprach weiter, ohne sich irre machen zu lassen: „es ist vielleicht kühn, was ich sagen will, aber es muß doch heraus. Sie kennen Dnesime von Jugend auf; er ist mit Pulcheria aufgewachsen und hat sie immer sehr lieb gehabt; er wagte sein Leben und seine Ehre für sie. Uns hat er mehrere Jahre lang recht unglücklich gemacht, so daß ich mir mehr als einmal den Tod wünschte, das ist aber nun vorbei und wir wollen nicht mehr davon reden. Jetzt ist er kein gewöhnlicher Fischer mehr; er hat etwas gelernt, spricht wie ein Herr, ist Capitain und reich. Das wird freilich nicht viel für Sie sein, aber wir dürfen auch die kleinen Vortheile nicht verschmähen, wenn wir die Entfernung zwischen uns verringern wollen. Also, Herr von Beuzeval, wollen Sie ihm Pulcheria geben?“

Malais wollte antworten und fing an: „meine Nichte, die Frau Gräfin von Morville,“ Pulcheria aber unterbrach ihn und sagte:

„Ich will Dnesime nicht verschmähet haben als ich reich war und ihn annehmen, da er nun reich ist. Seit ich ihn kenne und seit ich weiß, was er für mich gethan hat, fühle ich die größte Liebe zu ihm, die er wünschen kann, aber — ich muß mich entfernen.“

„Verzeihen Sie, Pulcheria,“ fiel Dnesime ein, „ist das der einzige Grund, der Sie abhält, die Meinige zu werden?“

„Wenn ich reich wäre oder Sie wären arm, Dnesime, . . . aber stellen Sie mich nicht auf eine so harte Probe. Ich muß scheiden.“

Dnesime rief Herrn von Sievenn, der zu Herrn Malais trat, eine mit Asche gefüllte Dose öffnete und fragte:

„Was sehen Sie darin, Herr von Beuzeval?“

„Wozu diese Frage?“

„Sie werden es erfahren, nachdem Sie mir geantwortet haben.“

„Nun, ein wenig Asche.“

„Diese Asche ist das Einzige, was von der Kaufurkunde über das Schloß Beuzeval und von den Urkunden der Forderungen des Müllers an Sie übrig ist; vielleicht ist nur etwas Asche von den Cigarren dabei, die Dnesime und ich an jenen Papieren anzündeten.“

Alle Anwesenden staunten.

„Sie haben also Beuzeval nicht verkauft und sind dem Müller nichts schuldig gewesen.“

„Aber, Herr,“ fiel Malais ein, „ich weiß nicht.“

„Das ist nicht meine Sache, Herr von Beuzeval; ich hatte das Schloß für die Rechnung Dnesimes gekauft, der mich pünktlich bezahlte. Er habe, sagte er, seine Gründe, aus denen er wünschte, daß wir die Cigarren mit den fraglichen Papieren anzündeten. Wenn Sie es wünschen, theile ich Ihnen diese Gründe mit und Sie werden sie so trüftig finden als ich.“

„Herr von Beuzeval,“ sagte Dnesime achtungsvoll, „ich bin, wie Sie wissen werden, der Erbe meines Oheims, des Müllers von Beuzeval. Unter seinen Papieren fand ich Beweise, daß in den Geschäften, die er mit Ihnen gehabt hat, schweres Unrecht vorgekommen ist, welches die Zinsen der Darlehne bedeutend steigerte. Mein Vetter ist plötzlich gestorben und ich glaubte es seinem Andenken schuldig zu sein, ein Unrecht wieder gut zu machen, das er selbst nicht ausgleichen konnte. Die Hypotheken auf das Schloß namentlich glaubte ich vernichten zu müssen. Unmöglich können Sie also ausschlagen, was Ihnen gehört und was Ihnen nur — durch einen Rechnungsfehler entzogen worden ist.“

„Dnesime, Du giebst mir mein Beuzeval zurück, mein Schloß, in dem meine Dorothee starb? Ich könnte also wieder da wohnen?“

„Blasen Sie hinein, Herr von Beuzeval,“ sagte Sievenn, indem er ihm die Dose hinhielt. „Sie wollen nicht? So thue ich es selbst.“ Und die Asche flog umher. „So ist alles vorbei,“ setzte der Graf hinzu. „Aber wozu der Wagen, der eben vorfährt?“

„Ich ließ ihn für die Gräfin von Morville kommen, die mit mir darin abreisen wollte.“

„Er wird Sie nun nach Beuzeval bringen, wo Sie alles so wiederfinden werden, wie Sie es verlassen haben. . . Wir, Dnesime und ich, haben viel Mühe gehabt, alles wieder in Ordnung zu bringen.“

Der Alte konnte so viel Glück nicht ertragen und sank bleich auf einen Stuhl. Pulcheria eilte ihm zu Hilfe und er schlug sehr bald die Augen wieder auf.

„Fürchten Sie nichts,“ sagte er; „so etwas schadet nichts. Aber, Dnesime, mein Sohn, was willst Du? Ich habe in der Welt nichts als was Du mir giebst, frage Pulcheria, ob sie reicher ist als ich.“

Dnesime wendete sich an seinen Vater und übergab ihm Papiere, die ihm Herr von Sievenn reichte. „Ein Sohn,“ sagte er, „darf nicht reicher sein als sein Vater. Diese Papiere geben Dir alles, was ich

von dem Better Eloï erhalten habe. Alles ist Dein und der Mutter. Ihr nehmet Verence und Olam, mich und Pulcheria, wenn sie einwilliget, zu Euch.“ Dann wendete er sich an Pulcheria und setzte hinzu:

„Pulcheria, mein ganzes Leben hat bisher Ihnen angehört, wollen Sie das noch übrige annehmen? Ich bin Ihrer nur durch meine Liebe würdig.“

Pulcheria sank in die Arme Pelagies, dann in die Verences, die sie herzlich küßte. Onesimo küßte diese Küsse von den Wangen seiner Schwester ab, während Pulcheria ihm, mit Thränen in den Augen, die Hand reichte.

M i s c e l l e n .

(Die Coquette) schildert Dr. G. Millingen bis auf den kleinsten Zug; folgende Stelle, entlehnt aus seinem kürzlich erschienenen Werke: *Mind and Matter*, enthält, so zu sagen, die Quintessenz der Coquetterie. „In ihrer Unterhaltung,“ sagt der Verfasser, „nimmt sie (die Coquette) eine Miene von Zerstreuung an, und wiewohl jeder Ausdruck studirt ist, wünscht sie doch, daß ihre Worte als die Eingebung des Augenblicks erscheinen und daß man glaube, Denken sei für sie eine zu mühevolle Beschäftigung. Sie mag nun ihren Kopf oder ihre Hand, ihren Fuß oder ihren Fächer bewegen —, so telegraphirt sie: „Nichte Deine Augen auf mich.“ So wie sie von einem Bewunderer zum andern fliegt, eben so flattert sie auch von einem Buche, welches gerade im Schwange ist, zum andern. Auf diese Weise sammelt sie einen leichten Vorrath von Ideen, den sie im gesellschaftlichen Verkehr vortrefflich auszubenten und an den Mann zu bringen versteht. Ohne Geist, gilt sie für ein geschicktes, unterrichtetes Frauenzimmer und doch besteht ihr ganzes Verdienst lediglich darin, daß sie die Gedanken Anderer in das phantastische Gewand ihrer eigenen seltsamen und gesuchten Begriffe kleidet. Manirt in allem ihren Thun — und zwar in Folge von Gewohnheit, sogar im Schlafe, — zeigt sie sich abwechselnd sehr sorgfältig in Schmückung ihrer Person, oder nachlässig in ihrem Anpuge, je nach dem Charakter und den Ansichten des Individuums, welches sie zu fesseln bestrebt ist, oder je nach Beschaffenheit der Gesellschaft, in welcher sie gern glänzen möchte. Eins ihrer Haupttalente oder vielmehr ihrer erworbenen Fertigkeiten in der Kunst zu gefallen und Bewunderung zu erregen, besteht darin, daß sie vermöge ihrer forschenden Blicke weiß, was ein Mann zu sagen beabsichtigt, ehe er noch spricht und daß sie dergestalt eine Antwort vorbereitet, ehe seine Rede beendet ist. Die Beschätzerin zu spielen ist ihre größte Wonne und daher zeigt sie sich stets bereit, Andern zu dienen; Schugherrschaft legt Verbindlichkeiten auf und Verbundensein ist, bis zu einem gewissen Grade, ein

Zugeständniß von Ueberlegenheit; aber nichts kann dieses Gefühl von Verbindlichkeit unangenehmer und störender machen, als der offenbare Wunsch von ihrer Seite, den Anschein zu bewirken, als sei sie dem Betheiligten für die ihr verschaffte Gelegenheit, eine Gunst zu erweisen, sehr verbunden. Der Umgang mit einem solchen Frauenzimmer muß anziehend sein, denn sie regulirt die jedesmaligen Verhältnisse und Schicklichkeiten (*convenances*) mit großer Kunst. Die Mitglieder der Gesellschaft, in welcher sie sich bewegt, einander anzupassen, ist ihr Studium und sie sucht eine Ehre darin, die sie umgebenden Rangverschiedenheiten auszugleichen. Eine solche Coquette findet die Bigigen und Weisen leicht heraus und selbst Weisheit ist nicht sicher vor ihren Netzen. Bei solchen Gelegenheiten sucht sie den Schein von Ueberzeugung zu verbreiten. Sie giebt gelegentlich selbst einen Secken Recht, dann aber deuten ihre Lippen, ihre Nase und ihre eingezogenen Wangen der Gruppe um sie her deutlich an, wie lächerlich ihr der geschmeichelte Narr erscheint. Die ächte Coquette ist selten eifersüchtig, denn sie fürchtet sich vor der Eifersucht aus Grundsatz; diese grübelnde und forschende Leidenschaft nämlich entdeckt oft, indem sie nach Fehlern sucht, die sie aufzufinden wünscht, gute Eigenschaften, die sie nicht zu finden wünscht. Mit Achtung gepaarte Liebe steht ihr nicht an, Liebe muß, um ihr zu gefallen, Verlangen zeigen. Ihr Trachten ist, Effect zu erzeugen. Sie läßt nicht eher ab zu behaupten, daß sie Dich liebt, als bis sie einen Andern liebt: Untreue würde für sie alle ihre Reize verlieren, wäre sie nicht durch Falschheit und Verstellung gewürzt.“ — 8 —

(Ein Schlangenesser.) Auf dem Marktplatz in Tanager war der Prinz Wilhelm zu Edwenstein Zeuge von einem seltsamen Schauspiel, welches er selbst mit folgenden Worten erzählt: — „Bald nahm aber eine andere Erscheinung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es war ein Schlangenesser, der sich auf öffentlichem Markte aufgestellt hatte und bei dem Schalle einer wilden Musik dem Volke seine Gaukeleien und Künste vormachte. Er gehörte zu der Klasse der Sibi Nasir, welche behaupten, unter dem besondern Schutze des Propheten zu stehen, so daß der Genuß keines Giftes ihnen schaden und der Biß keines giftigen Thieres ihnen gefährlich werden könne. Wirklich merkwürdig, aber zugleich widerlich anzusehen war die Art, wie er mit giftigen Schlangen umging, dieselben zur höchsten Wuth reizte und sich dann ihren Bissen aussetzte. Er saugte die verwundete Stelle, sobald er gebissen war, aus und schützte sich auf diese Weise vor den Folgen der Vergiftung. Auch schien es mir, als ob der Mann etwas im Munde laute, das ihm als Gegengift dienen mochte. Nachdem er sich eine Zeit lang mit einer großen Schlange abgegeben und dieselbe abwechselnd zur Wuth gereizt und wiederum deren Gehorsam gezeigt hatte, machte er sich über eine kleinere her, die etwa zwei bis drei Fuß in der Länge maß. Er verzehrte dieselbe unter den wildesten Verdrehungen, indem er mit dem Schwanze den Anfang machte. Es dauerte geraume Zeit, ehe er sie hinunterwürgen konnte. Vergebens widerstrebte, biß und wand sich

das Thier nach allen Seiten; er hatte schon einen Theil davon hinuntergeschluckt, als es sich noch immer bewegte."

— 6 —

(Eine Anekdote von einem deutschen Soldaten aus dem Karlistenkriege) erzählt Ludwig von Roschau („Reiseleben in Südfrankreich und Spanien" u. s. w. 1847): „Ein deutscher Soldat, Namens Schloos oder Schlooh, aus Berlin oder dessen Nachbarschaft gebürtig, hatte sich durch lieberliche Aufführung die Feindschaft seines Hauptmanns zugezogen, der ihn bei jeder Gelegenheit sehr hart behandelte und ihn eines Morgens wegen irgend eines der ungebührlichen Streiche, die dem Schloos geläufig waren, auf das Empfindlichste bestrafen ließ. Wenige Stunden später marschirt die Compagnie durch einen Hohlweg, an dessen Ende ein karlistischer Haufen auf der Lauer liegt. Kaum tritt der Hauptmann an der Spitze seiner Truppen aus dem Hohlwege heraus, so fällt er unter einer karlistischen Kugel und so die drei oder vier Soldaten, welche ihm zunächst gehen. Die Compagnie weicht zurück, an ein Vordringen ist nicht zu denken, es handelt sich nur darum, die Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Beim ersten Aufruf meldet sich Schloos zu diesem misslichen Gesäfte und der Erste, den er unter dem Feuer der Karlisten auf dem Rücken in den Hohlweg trägt, ist der Hauptmann. Ein Augenzeuge dieses Austritts, derselbe, welcher ihn mir erzählt hat, nahm Schloos am Abend bei Seite und fragte ihn: „wie kommt es, daß Ihr den Hauptmann, der Euch noch heute Morgen so arg gemißhandelt, nicht bis zuletzt habt liegen lassen?" „Als Soldat," erwiderte Schloos, „ist es meine Pflicht, zuerst meine Officiere zu retten und dann meine Kameraden." Ein solcher Zug malt den Charakter nicht eines Mannes, sondern einer Nation."

— 6 —

(Neue Aussichten und Aufgaben für Landschaftsmalerei.) In dem zweiten Bande des viel bewunderten „Kosmos" von Humboldt heißt es: „wer, empfänglich für die Naturschönheit von Berg-, Fluß- und Waldgegenden, die heiße Zone selbst durwandert ist, wer Leppigkeit und Mansichfaltigkeit der Vegetation nicht bloß an den bebauten Küsten, sondern am Abhange der schneebedeckten Andes, des Himalaya und des mysoischen Nilgherry-Gebirges oder in den Urwaldern des Flußnetzes zwischen den Orinoco und Amazonenstrom gesehen hat, der allein kann fühlen, welch ein unabsehbares Feld der Landschaftsmalerei zwischen den Wendekreisen der beiden Continente oder Inselwelt von Sumatra, Borneo und den Philippinen zu eröffnen ist, wie das, was man bisher Geistesreiches und Treffliches geleistet hat, nicht mit der Größe der Naturschätze verglichen werden kann, deren einst noch die Kunst sich zu bemächtigen vermag. Warum sollte unsere Hoffnung nicht gegründet sein, daß die Landschaftsmalerei zu einer neuen nie gesehenen Herrlichkeit erblühen werde, wenn hochbegabte Künstler die engen Grenzen des Mittelmeeres überschreiten können, wenn es ihnen gegeben sein wird, fern von der Küste

mit der ursprünglichen Frische eines reinen jugendlichen Gemüthes die vielgestaltete Natur in den feuchten Gebirgsthälern der Tropenwelt lebendig aufzufassen? Jene herrlichen Regionen sind bisher meist nur von Reisenden besucht worden, denen Mangel an früherer Kunstbildung und anderweitige wissenschaftliche Beschäftigung wenig Gelegenheit gaben sich als Landschaftsmaler zu vervollkommen. Die wenigsten von ihnen wußten bei dem botanischen Interesse, welches die individuelle Form der Blüten und Blätter erregte, den Totaleindruck der tropischen Zone aufzufassen. Oft wurden die Künstler, welche große auf Staatskosten ausgerüstete Expeditionen begleiten sollten, wie durch Zufall gewählt und dann unvorbereiteter gefunden als es eine solche Bestimmung erheischt. Auch sind die sogenannten Weltumsegelungen wenig geeignet den Künstler in ein eigentliches Waldland und auf den Gipfel innerer Gebirgsketten zu führen. Skizzen im Angesichte der Naturscenen gemalt, können allein dazu beitragen den Charakter ferner Weltgegenden nach der Rückkehr in ausgeführten Landschaften wie wiedergegeben. Der Besitz in recht bestimmten Umrissen entworfenen Studien kann dem Heimkehrenden alle mißleitende Hilfe von Treibhausgewächsen und sogenannten botanischen Abbildungen entbehrlieh machen. Eine große Weltbegebenheit, die Unabhängigkeit des spanischen und portugiesischen Amerikas von europäischer Herrschaft, die zunehmende Cultur in Indien, Neuholland, den Sandwichinseln und den südlichen Colonien von Afrika werden unausbleiblich auch der Landschaftsmalerei einen neuen großartigen Charakter und einen Schwung geben, den sie ohne diese Localverhältnisse nicht erreichen würden. In Südamerika liegen vollreiche Städte fast bis zu 13,000 Fuß Höhe über der Meeresfläche. Von da hinab bieten sich dem Auge alle klimatischen Abstufungen der Pflanzenformen dar. Wie viel ist nicht von malerischen Studien der Natur zu erwarten, wenn nach geendigtem Bürgerzwiste und hergestellten freien Verfassungen endlich einmal Kunstsin in jenen Hochländern erwacht!"

Generalcorrespondenz.

Nach einer Mittheilung der Augsb. Zeitung ist Overbeck gegenwärtig in Rom mit der Ausführung des großen Altarbildes beschäftigt, welches den Kölner Dom schmücken soll. Der Karton dazu ist seit verganginem Frühjahr beendigt. Es stellt die Himmelfahrt Mariä in höchst origineller Anordnung vor. Die Himmelskönigin steht mit verklärtem Ausdruck und gefalteten Händen in einer von schwebenden Engeln gebildeten Mandorla. Unter ihr erscheint dem Beschauer zur Linken der Chor der Patriarchen, rechts eine Schaar von Propheten, unter diesen David mit der Harfe. Unten ist die Erde angedeutet, der die heilige Jungfrau eben entrückt worden ist. Man erblickt in einer eben so einfach als großartig

gehaltenen Landschaft die Apostel, welche um das leerbefundene Grab versammelt sind, in verjüngten Gestalten, die diese Scene episodisch vor die Seele führen. Der Schönheitsfuss dieses Meisters und sein tief religiöses Gefühl sind weltbekannt, der Vortrag ist auch hier in jenem berechneten kräftigen Style erfolgt, mit dem er zum ersten Male bei seiner Grablegung hervortrat.

— 8 —

Während die ganze musikalische Welt über den Verlust Mendelssohns trauert und der Tod den Ruhm des Hingeshiedenen lebendiger macht, beginnt man merkwürdiger Weise hier und da an dem Lorbeerkränze des größten Nebenbuhlers Mendelssohns, Meyerbeer, zu zupfen. Selbst in Paris, wo der Ruhm des Componisten der „Hugenotten“ am festesten zu stehen schien, finden sich ~~ganz~~ achtbare Stimmen in angesehenen Blättern, die ihn sogar lächerlich zu machen suchen. So heißt es unter andern in einem großen Blatte: „es ist wohl Jedermann bekannt, daß Meyerbeer wie die großen Mächte überall Gesandtschaften oder doch wenigstens Agenten hat, in Paris, in Wien, in Berlin, in Madrid, in London, Odeffa und Peking; er hat aber auch gute Freunde in allen bekannten und unbekanntem Journalen, die in den fünf Erdtheilen gedruckt werden. Und wenige gekrönte Häupter machen ihren Gesandten und Ministern so viel zu schaffen. In Paris muß — das ist bekannt — sein Vertreter allen Vorstellungen seiner Opern beiwohnen, ohne sich eine Minute zu entfernen und dafür sorgen, daß nichts daran weggelassen oder verändert werde; er hat dem Meister ferner einen genauen Bericht über die Einnahmen der Oper einzusenden, welcher Bericht durch einen geheimen Agenten controlirt wird, den wieder ein dritter beaufsichtigt. — Und sage uns Jemand, welcher Fürst, welcher Feldherr, welcher Staatsmann, Künstler oder Dichter durch die tausend Stimmen der Presse so viel genannt wird? Da heißt es: Meyerbeer ist krank, Meyerbeer ist wieder gesund; er ist im Bade, er kommt aus dem Bade; er wird nicht nach London gehen; er geht doch hin, nein er geht bestimmt nicht; er hat einen Palast in Venedig gekauft; er hat der Frau Biardot die Hand gereicht als sie aus dem Wagen stieg, er half Jenny Lind in den Wagen steigen; er accompagnirte auf dem Piano vor Seiner Majestät dem Könige von Preußen; seine Frau befindet sich wohl; seine Tante ist kränklich; seine Kinder haben den Keuchhusten, — so daß Meyerbeer, der seit zehn Jahren fast nichts gethan, fast nichts geschaffen hat, die europäische Presse mehr beschäftigt als alle Componisten, Künstler und Dichter zusammengenommen.“ — Dann setzt ein anderes Blatt hinzu: „die merkwürdigste Gabe, welche Meyerbeer außer seinem musikalischen Genie von dem Himmel erhalten hat, ist das wunderbare Gedächtniß, das ihm erlaubt, keinen Journalisten, den er jemals gesehen, wieder zu vergessen. In Paris kennt er alle nach Namen, Alter, Herkunft, Familie &c. Sobald er einem begegnet, fragt er nach dem Befinden der Frau, der Kinder, der Tante, des Oheims. Das rührt selbst die wider-

haarigsten Kritiker; sie werden weich und aus ihrer Feder fließt nur süßes Lob. Daher die einstimmigen Lobeserhebungen über die Meyerbeerschen Compositionen &c.“ —

Einer der bekanntesten Münchner Maler hatte im vorigen Sommer ein hübsches Abenteuer. Er machte eine Fußwanderung durch Salzburg und Tyrol und hatte einmal sein Hauptquartier in einem reizend gelegenen Dorfe genommen, von dem aus er Ausflüge in die Umgegend machte. Eines Tages sagte er zu dem Wirth: „aber Sie haben ein abscheuliches Schild draußen an dem Hause; ich werde Ihnen eines malen.“ Der Wirth freute sich darüber und noch mehr als er vernahm, daß er für das neue Kunstwerk gar nichts bezahlen sollte. Am nächsten Tage, an dem das Regenwetter den Künstler im Hause hielt, ging er an die Arbeit und malte einen Wagen, der rasch herankommt und von dem Wirth an der Thüre angehalten wird. Der Inhaber des Wirthshauses war entzückt von dem glänzenden neuen Schilde, das am andern Tage aufgemacht werden sollte. Das ganze Dorf versammelte sich; man staunte; das Haus und der Wirth waren so treu getroffen. Nur Einer, ein Tischler im Dorfe, der auch mit Pinsel und Oelfarben umzugehen verstand, schüttelte den Kopf und endlich sagte er zu dem Wirth: „der Fremde hat seine Sache nicht übel gemacht, aber es sind doch große Fehler in dem Bilde.“ — „Wo denn?“ — „Siehst Du nicht, daß das eine Hinterrad am Wagen nicht rund ist?“ — „Das ist wahr. Herr Maler, meine Bauern sind doch nicht so dumm; sie taßeln da ein Rad, das nicht rund sein soll.“ — Der Maler lachte und das reizte der böswilligen Tischler noch mehr. „Ich will ihm beweisen, daß er nichts versteht,“ sagte er und sofort hatte er eine Leiter angelegt, stieg hinauf, nahm einen Birkel, setzte ihn auf die Achse des getadelten Rades auf und zog so einen Kreis. Das Rad war wirklich nicht ganz rund; die Bauern verachteten nun das neue Schild so sehr als sie es früher bewundert hatten und der Wirth ersuchte den fremden Maler, das Rad doch rund zu machen, sonst habe er keine Ruhe mehr im Hause. Der vornehme Münchener nahm seinen Pinsel, stieg auf die Leiter hinauf und überstrich das ganze Bild, so daß gar nichts mehr davon zu sehen war.

„Dyo,“ sagte der Wirth; „so geht es nicht. Sie haben mit mein altes Schild verdorben und müssen mir es bezahlen.“

Um keinen ärgerlichen Auftritt herbeizuführen, mußte der Herr aus München wirklich das alte Schild bezahlen und der Tischler im Dorfe malte ein neues. Alle Bauern aber lachten den Maler aus der Stadt aus, der nicht einmal ein Rad rund machen konnte. —

Um anzugeben, wie groß das bekannte Riesentelescop ist, welches Lord Rosse hat herstellen lassen, erzählen jetzt die englischen Zeitungen, daß kürzlich ein Geistlicher von Ely mit dem ausgespannten Regenschirme durch dasselbe gegangen sei. —

Allgemeine Moden-Zeitung

N 51.

1847.



Preis für ca. 104 hohe Quartbogen mit ca. 61 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Lit. Mit ca. 116 illum. u. Schwarz. Stahlst.

Sich, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Weibes, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Ein Reise-glück.

Novellette

von

F. v. S.

Ich wollte die Ferienzeit benutzen, um zur Kunstausstellung nach Düsseldorf zu reisen und die goldenen Herbsttage im Rheine sich abspiegeln zu sehen, diesem Zauberspiegel für alle unsere norddeutsche Lebenspoesie, durch die Magie des Dampfes eine Phantasmagorie aus allen Welttheilen! Die Reiselust ist der Drang nach Vorwärts, nach Bewegung, der ursprünglich den Menschenkindern innewohnt, sie ist die moderne Völkerwanderung, allgemein und unwiderstehlich auf uns einwirkend. Auch ich verspürte jenes angenehme Herzklopfen der Erwartung, als ich, mit meinen Zurüstungen fertig, das bedeutungsvolle Wort „Passagiergut“ auf meinen Koffer malte. Beim Abschiedsbesuche bei meinen Freunden, von denen die meisten als angehende Familienväter mich neidisch in die Ferne ziehen lassen mußten, hatte ich mich überzeugt, daß mein neuer Reiseanzug mir vortrefflich kleidete und mir ein lordmäßiges Ansehen verlieh. Gern würde ich hier zur Steigerung des Interesses eine Beschreibung meiner äußern Person folgen lassen, aber eine Art Bescheidenheit hält mich zurück, dies selbst zu thun und wollte ich etwa als Auskunftsmittel meinen Paß abschreiben, so würde dies nicht eben zu meinem

Vorteile gereichen, denn darin steht unbegreiflicher Weise:

Augen }
Nase } gewöhnlich,
Mund }
Kinn }

und Statur nun gar „mittelmäßig,“ unstreitig die unschmeichelhaftesten Adjective unserer ganzen deutschen Sprache, denn eine außerordentliche scharf markirte Häßlichkeit ist fesselnder als eine gewöhnliche mittelmäßige Erscheinung. Ich beneide wahrlich die schreibenden Damen um die Geschicklichkeit, womit sie ihre eigene Persönlichkeit in ihren Heldinnen zu feiern wissen, alle ihre Reize und etwaige Schwächen in das vortheilhafteste Licht stellen, ihre schönen Seelen enthüllen, ihre Triumphe erzählen und nebenbei noch Gelegenheit finden, sich an uns armen Männern zu rächen, wenn irgend einer von uns sich vergangen hat durch Gleichgültigkeit oder Vergeßlichkeit, was doch etwas so Natürliches und Verzeihliches sein kann. Ich kenne eine Schriftstellerin, deren Heldin immer eine „reizende schwarzbraune Maid“ ist, die sehr verächtlich von den weiblichen Schönheiten redet, die das Glück haben wie Milch und Blut auszusehen und eine Andere, welche stets den Reiz der Blässe in zauberischen Farben schildert, nur deshalb weil beide Damen nicht mit einem schönen Teint begabt sind. Raupach hat schon irgendwo die Bemerkung gemacht, daß die schreibenden Damen selten hübsch sind; in der Schönheit liegt eine Befriedigung und eine Ruhe, die

sich mit dem literarischen Triebe nicht verträgt. Aber ich bin sehr unvorsichtig; die Damen sind jetzt auch unter die Recensenten gegangen, es ist gefährlicher als jemals die häßlichen zu Feinden zu haben; auch fallen mir so eben ein halbes Duzend schöner Schriftstellerinnen ein, die mein Paradoxon glänzend widerlegen, ich brauche also nicht einmal um Verzeihung zu bitten.

Es schlug schon neun als ich in den Posthof trat und ich ging eilig zum Schirrmeister, um mich, meiner Reisegewohnheit getreu, nach Zahl und Stand meiner Reisefahrten zu erkundigen, da ich während der Nachtfahrt meine errathende Phystognomik nicht in Anwendung bringen konnte. „Steigen Sie nur schnell ein, Sie bekommen einen Mann und eine Frau, beide sitzen schon im Wagen und der Postillon bläst bereits zum zweiten Male.“ O weh, dachte ich misanthropisch, ein Ehepaar! Das ist für mich die langweiligste, unangenehmste Gesellschaft, nicht etwa wegen der zu großen Einformigkeit und Uebereinstimmung, sondern wegen der Uneinigkeit und der ewig herrschenden Differenzen, trotz der gegenseitigen Indifferenz. Die Ehe wird uns jungen Männern durch dies schlechte Beispiel ganz verleidet, jedoch muß ich einräumen, daß die Männer hierbei mehr schuld zu sein pflegen als die Frauen, manche sind tadel-süchtiger und heftiger gegen diese als sie gegen eine entschlossene Köchin es wagen würden. Meine eigenen Schwäger haben es hierin soweit gebracht, daß ich nie bei ihnen esse, um diese steten Tischzwistigkeiten zu vermeiden. Kaum war ich eingestiegen und hatte meinen Platz Nr. 1 eingenommen, so fragte auch richtig schon der Mann, der neben mir saß und die Frau rückwärts fahren ließ, mit verdrießlichem Tone: „wo ist denn mein Kopfsissen, es ist doch nicht vergessen worden?“ „Hier ist es, liebes Kind,“ sagte eine sanfte Stimme, „ich will es Dir bequem zurechtlegen zum Schlafen.“ Ich hörte nun, wie dies sorgfältig ausgeführt wurde und mußte auf eine lange Reisegewohnheit schließen aus der Art wie man sich für die Nacht einrichtete. Der Ton, womit die Frau „liebes Kind“ gesagt hatte, rührte mich unbeschreiblich, während ich sonst diese Redeweise zwischen Eheleuten immer als ein unzweideutiges Symptom höflicher Kälte ansehe, welche mir übrigens noch lieber ist als der unhöfliche Kriegesfuß, auf dem die meisten sonst miteinander stehen. Das Paar schien fest entschlossen, zu schlafen oder wenigstens zu schweigen, daher machte ich auch keine Redeversuche, sondern sah träumerisch die Gegend am Wagenfenster vorüberziehen. Der Mond rollte immer neben der dunkeln Bergkette her,

einzelne Baumgruppen standen wie flüsternd zusammen am Wege, hier und da schimmerte ein Licht und deutete eine bewohnte Stätte an, wo wahrscheinlich jetzt der Abend friedlich im Familienkreise beschlossen wurde oder einsamer Fleiß sich noch mühte oder ein Kranker, der melancholisch das freundlich aussehende Lichtchen anstarrt, weil er es die lange bange Nacht vor Augen haben wird. Der Nachtwind sang dazu sein altes Lied und von fern accompagnirte ihn ein Hofhund mit heulendem Gebelle. Ich liebe solche Nachtbilder und versenke mich immer beim Fahren oder Wandern darin. Ich ward aus meinen Träumereien geweckt als der Wagen anhielt und der Postillon sein munteres und doch sehr verstimmtes Posthorn erklingen ließ; es hallte in den Bergen wider. Seitwärts sprühte das schönste Feuerwerk eines Eisenhammers und beleuchtete ein stattliches Haus, vor dem wir hielten; die Thüre stand offen, man konnte in den Hausflur sehen, der ein behagliches Ansehen hatte und auf welchem Koffer und Reisetasche unserer zu harren schienen. Der Schirrmeister öffnete den Schlag und sagte: „Hier bekommen wir noch eine Person.“ „Wen denn?“ fiel unsere Reisefährtin mit frauenhafter Neugier ein. „Frage doch nicht danach,“ tabelte der Mann wieder. „Ich weiß nicht, ob es der Faktor, die Wamsell oder die Madame aus dem Hause ist,“ lautete die unbefriedigende Antwort; „es ist dies der Eisenhammer des Herrn Falk, der voriges Jahr gestorben ist; er war der reichste Mann hier herum. Jetzt wird das Geschäft von Falts seliger Wittwe fortgesetzt, so steht es wenigstens auf dem Schilde vor dem Hause; sie kann auch wohl selig sein, denn sie ist steinreich.“ Wir lachten über diese Auslegung und beachteten nicht, daß eine Dame den Fuß schon auf den Wagentritt setzte, ihn aber gleich wieder zurückzog und ängstlich fragte: „ist denn kein Coupé am Wagen, ich möchte darin lieber fahren.“ Aber der Schirrmeister merkte schon den Grund dieses Wunsches, er sagte beschwichtigend: „Steigen Sie nur ein, es ist schon ein Frauenzimmer darin.“ Das wirkte wie ein Zauberspruch, behend schwang sie sich auf den Sitz und fragte mit einer gewissen fröhlichen Freundlichkeit ihre Nachbarin: „Fahren Sie weit mit?“ „Bis Düsseldorf.“ „Ah, das ist schön, so bleiben wir beisammen, das ist auch mein Reiseziel.“ — Es ist unglaublich wie schnell die Frauen sich untereinander vertrauen, sobald sie keine Art von Rivalität von einander scheidet; in weniger als einer Viertelstunde hatte sich unsere neue Reisefährtin so eng an ihre

Nachbarin angeschlossen, daß verabredet wurde, in demselben Gasthose zu logiren. Man sprach dann lebhaft von der Düsseldorfer Malerschule, die jüngere Dame kannte alle berühmten Namen derselben und sprach mit Begeisterung von ihren Bildern. Mein Nachbar verhielt sich ganz stumm bei dem lebhaften Zwiegespräche der beiden Damen, er seufzte nur einige Male, wodurch seine aufmerksame Gefährtin wahrscheinlich veranlaßt wurde zu erzählen, daß sie beide seit drei Nächten führen und sehr müde wären, ein Wink, der auf der Stelle verstanden ward. Ich freute mich, dadurch mein unzweifelhaft hübsches Gegenüber gezwungen zu sehen, sich mehr mit mir zu beschäftigen und eröffnete nach einer Pause leise das Gespräch mit dem Anerbieten den Platz mit ihr zu tauschen, da ich das Rückwärtsfahren einer Dame nicht zugeben konnte. Aber ein verneinendes trockenenes „ich danke sehr“ war die Antwort, dabei wurde das Köpfchen ganz seitwärts gewendet, ein Verfahren, das bei der Dunkelheit völlig überflüssig war. Nachdem ich noch einige ebenso fruchtlose Versuche zur Anknüpfung eines Gesprächs gemacht, hüllte ich mich in meinen Mantel und in meinen Stolz und schnarchte aus Rache sehr vernehmlich, denn ich weiß, daß die Frauen sich doch immer ärgern, wenn man in ihrer Gegenwart einschlafen kann. Im Grunde kränkte mich die mir bezeugte Sprödigkeit nicht sehr, darin liegt eine unbewußte Schmeichelei für die männliche Eitelkeit: man wird für gefährlich gehalten. Mein affectirter Schlaf wurde bald ein so natürlicher, daß ich erst mit der Morgensonne blinzeln die Augen wieder aufschlug; neugierig betrachtete ich mir nun meine hellbeleuchtete Reisegesellschaft, während ich vorsichtig meine schlafende Stellung beibehielt, um besser beobachten zu können. Ich hatte mich nicht geirrt, mein Gegenüber war reizend, ihr Antlitz war blühend von Farbe, edel von Schnitt mit einem Ausdrücke von Gutmüthigkeit, der wahrhaft herzwinnend war; mir fiel die Beschreibung ein, die Kant von einem lebenswürdigen Frauenzimmer in seiner Abhandlung über das Schöne und Erhabene giebt: „Die moralische Zeichnung der Gesichtszüge läßt unter der Miene der Gelassenheit und einem edeln Anstande den Schimmer eines schönen Verstandes aus bescheidenen Blicken hervorspielen und indem sich in ihrem Gesichte ein zärtliches Gefühl und wohlwollendes Herz abmalt, bemächtigt sie sich sowohl der Neigung als der Hochachtung eines männlichen Herzens.“ Sie hielt sich für allein unter den Schlafenden, denn sie machte augenscheinlich eine kleine Morgentoilette; auf ihrem Schooße

lag ein Häubchen mit grauem Bande und mit einem Seitenkämmchen von dunklem Schildplatte strahlte sie die hellblonden Locken. Die Sonnenstrahlen fielen schräg durchs Fenster darauf, daß sie schier wie Gold glänzten; ich dachte, jedes Frauenzimmer ähnelte doch einer Loreley und fängt uns im Reize ihrer goldenen Haare. Ich wollte gerade dies Compliment in die Umgangssprache übersetzen, damit die Kleine nicht wieder spröde würde, als mit seltsamer Unsicherheit und Trauer im Tone plötzlich mein Nachbar ausrief: „die Vögel zwitschern, es muß schon Tag sein.“ Ich drehte mich verwundert nach ihm um, meine Loreley warf erschrocken die Haare aus dem Gesichte und sah ihn durchdringend an. „Gott, er ist blind!“ rief sie. „Ja, das bin ich,“ antwortete er mit einem resignirten Lächeln und rollte die glanzlosen Augäpfel nach ihr hin als wollte er sie ansehen. Sie aber heftete einen so innigen Mitleidsblick auf ihn, daß ich ihn doppelt bedauerte, weil ihm dies holde Augenlicht nicht in die Seele leuchten konnte. „Ich bin Musikus und will zunächst in Düsseldorf ein Concert geben,“ sagte er, immer noch die blinden Augen auf sie gerichtet, als sähe er ihre stumme Theilnahme. Sie sagte mit sichtlichem Bestreben ihm wohlzuthun: „Das freut mich, ich liebe die Musik über alles.“ — „So? ich glaubte diese Nacht, es sei die Malerei,“ fiel er mit einem Lächeln ein, das auf einen Augenblick Heiterkeit und Schein der Gesundheit auf sein bleiches düsteres Antlitz rief, indem eine Reihe Zähne sich zeigte, die vom weißesten Porzellan zu sein schienen. „O wie grausam war ich unbewußt, daß ich mit Ihrer Frau von einer Kunst so viel sprach, die für den Blinden nicht vorhanden ist.“ Er lächelte abermals und noch heiterer: „Mit meiner Frau werden Sie niemals sprechen, denn wo sollte ich armer Blinder ein solches Glück finden? — Sie meinen meine Mutter, schläft sie noch?“ setzte er leiser hinzu. Sie nickte noch, die Hände lagen gefaltet auf ihrem Schooße, sie hatte ein ehrwürdiges Matronengesicht: ein lebendiges Bild von Gerard Dow. Als es auf einmal so still um sie herum ward, erwachte sie und fragte mechanisch: „Was willst Du, liebes Kind?“ „Nichts, Mütterchen,“ erwiederte der Sohn, „aber gieb mir Deine Hand.“ Er nahm sie und drückte einen langen Kuß darauf. „Was hast Du, Wilhelm, Du bist ja so guter Laune?“ fragte sie wieder und sah uns freundlich dankbar an. „Der arme Junge ist zuweilen so düster gestimmt, weil es so dunkel um ihn ist.“ — „Die junge Dame hat Dich für meine Frau gehalten.“ — „Woher wissen Sie,

daß ich jung bin, da Sie nicht sehen können?" fragte diese naiv. „D jedes Wort aus Ihrem Munde trägt Jugendreiz in sich," antwortete der Blinde aufgeregt. „Das ist wahr," fuhr die Mutter trocken fort, ohne das geschmeichelte Erröthen ihrer Nachbarin zu beachten, „Sie haben eine angenehme Stimme, Fräulein; was Ihren Irrthum betrifft, so wollte ich mich freuen, wenn ich noch so jung wäre, um meines Sohnes Frau sein zu können, dann könnte ich noch lange bei ihm sein, ach sände er ein gutes Mädchen, die ihn heirathen wollte, dann könnte ich ruhig sterben." — „Glauben Sie wirklich, daß eine Frau jemals eine Mutter ersetzen kann?" fragte ich etwas sarcastisch. „Nein, es läßt sich kein Vergleich zwischen beiden machen," sagte der Blinde, „aber wie die drei Genien: Glaube, Liebe, Hoffnung all unser Glück im Leben personificiren, so ist eine Mutter heilig wie der Glaube, eine Frau schön wie die Liebe und ein Kind hold wie die Hoffnung," setzte er zögernd und mädchenhaft erröthend hinzu. Mein Gegenüber wurde auch roth, wendete, wie unwillkürlich, das Gesichtchen ab und sagte: „Ja, das ist mir aus der Seele gesprochen, die Liebe zu einem Kinde habe ich mir aber immer als die schönste gedacht und mir deshalb auch so leidenschaftlich Kinder gewünscht." Ich sah sie ein wenig erstaunt an über dieses naive Geständniß und die alte Frau sagte gutmüthig lachend: „Liebes Fräulein, das war vorzeitig, erst mußten Sie heirathen." — „Warum nicht gar, wofür halten Sie mich denn?" erwiderte sie zwischen Aerger und Verlegenheit schwankend, „ich bin ja volle fünf Jahre verheirathet gewesen und jetzt erst seit einem Jahre Wittwe." — „Ah, Sie sind die reiche selige — wollte sagen, die verwittwete Madame Falk," stammelte die alte Frau, sie mit einem seltsamen Blicke voll neuaufgehender Ideen messend. — „Ja, ich bin Frau Alwine Falk-Welbing," sagte sie mit einem kleinen Anflug von Stolz; „mein Vater hatte es bei Auszahlung meiner Mitgift zur Bedingung gemacht, daß sein Schwiegersohn den Namen Welbing fortführe. Herr Falk war meines Vaters Compagnon, ehe er den Eisenhammer kaufte und ich war achtzehn Jahre alt als ich heirathete." — „Aus Liebe?" unterbrach ich sie naseweis. Sie sprach rasch weiter, als höre sie es gar nicht: „Er war ein vortrefflicher kluger Mann, nur verzog er mich zu sehr, deshalb hatte ich mitunter lange Weile." „War er denn viel älter als Sie?" fragte die alte Frau neugierig. „Er starb Michaelis vorm Jahre, gerade an seinem fünfzigsten Geburtstag," fuhr sie seufzend fort, auch diese in-

discrete Frage scheinbar überhörend und doch indirect beantwortend. O Weiberschlaueit, jetzt hat sie uns klug zu wissen gethan, daß sie vierundzwanzig Jahre alt und Wittwe ist, wenigstens 24,000 Thaler nebst einem Eisenhammer besitzt. Dazu ein hübsches Gesicht — wenn sie mich fangen will, ich gehe mit Vergnügen darauf ein, dachte ich und nahm eine malerische Stellung an, vergaß auch nicht die goldene Kette auf die Sammetweste herabzuziehen und den Siegelring mit dem Wappen auf meiner Rechten in's gehörige Licht fallen zu lassen, denn ich weiß, die hübschen Kaufmannsfrauen vertauschen ihr Aushängeschild gern mit einem Wappenschild. Sie erzählte nun noch, daß sie in Düsseldorf mit einer Schwester, die in Holland verheirathet sei, zusammentreffen wolle, um mit dieser und deren Manne eine Rheinreise zu machen. Ich gab ihr nun zu verstehen, daß ich jedenfalls dasselbe Dampfschiff mit ihr besteigen werde. Sie wandte sich aber mit einem Zuge von Sprödigkeit und Schmolten, der ihr allerliebste kleidete, zu der alten Frau und that als höre und sähe sie mich nicht. Ich merkte jedoch an untrüglichen Zeichen, daß ich ihr nicht so gleichgültig war als sie es affectirte, sie wendete alle die kleinen Künste an, wodurch die Frauen ihre Reize im besten Lichte zu zeigen wissen, sie setzte den Hut ab, über Hitze klagend, damit ich ihr hübsches Profil besser sehen konnte und zog die Handschuhe aus, um ihr weißes Händchen auf die Folie des schwarzen Kleides zu legen. Als wir anhielten, beim Pferde wechseln, bot ich ihr die Hand zum Aussteigen, sie setzte den Fuß auf den Wagentritt und als ich eben Zeit genug gehabt hatte, seine Zierlichkeit zu bewundern, zog sie ihn zurück und erklärte doch lieber sitzen bleiben zu wollen, alle Erfrischungen ausschlagend. Kaum war ich aber fort, so wandte sie sich mit Schmeicheltönen an den Postillon ihr ein Glas Milch zu bestellen, er brummte „gleich Mamsell," ließ sich aber bei seinen Geschäften nicht stören. Ich beeilte mich ihr den gewünschten Trunk zu bringen; der Blinde sagte: „Ich liebe die Frauen, die sich von Milch ernähren, sie haben keine Anlage Kaffeeschwestern zu werden." — „Und dies sind die Philister des weiblichen Geschlechts," ergänzte ich.

Es war bereits dunkel als wir auf den Düsseldorfer Posthof rollten, wir beorderten das Gepäck in die drei Reichskronen am Markte; ich bot der hübschen Wittwe den Arm, den sie nicht ausschlagen durfte, da ich der kleinen Gesellschaft als Führer dienen mußte. Ich benutzte diese glückliche Gelegenheit zu einem zärt-

lichen Druck des Armes, aber ich erreichte dadurch nichts, als daß die kleine Hand sich schwebend ängstlich hielt; am Eingange des Gasthofes riß sie sich ganz los und als die Mutter des Blinden sich Quartier bestellen wollte beim Oberkellner, sprang die junge Frau hinzu und bat für sie gleich mit zu sorgen; etwas kleinlaut fiel ich ein: „Ich gehöre auch zu dieser Gesellschaft und wünsche ein Zimmer in demselben Stockwerke.“ Mir geschah nach meinem Willen, aber ich wurde nicht, wie ich gehofft, Stubennachbar der jungen, sondern der alten Frau, auf deren anderer Seite erstere ihr Zimmer angewiesen erhielt. Mißmuthig ging ich in den Speisesaal, wo sich meine Blicke alsbald in die langen Schmachtlöcken einer reizenden Engländerin verwickelten. Ich fand Gelegenheit ihr den Senf zu reichen und ein Paar Worte zu sagen, worauf sie mir die Perlenzähne zeigte, einige unverständliche Sylben dazwischen rollte und erröthend ihr Beefsteak weiter aß. Nicht lange, so kamen auch meine Reisegefährten; der Blinde setzte sich zwischen die beiden Frauen, seine Mutter suchte auf der Speisekarte lange herum, wahrscheinlich um die niedrigsten Preise zu ermitteln. Als der Kellner endlich das Verlangte brachte, fragte sie ihn: „Sind viele Fremde hier?“ „Genug, Madame,“ war die Antwort, „aber zum Concertgeben ist dennoch keine günstige Zeit jetzt, das schöne Wetter ist hinderlich und heuer wird auch zu viel musicirt, die Kosten kommen nicht mehr dabei heraus. Wir haben Künstler von allen Sorten hier gehabt.“ — „Auch schon einen Flötenspieler?“ seufzte die alte Frau. „Zawohl, der fand den wenigsten Beifall, er hat seine Uhr statt Bezahlung hier lassen müssen.“ Der Blinde erröthete und sagte: „Laß doch gut sein, Mutter, wir haben ja unsere Empfehlungsbriefe, ich werde schon ein gutes Concert bekommen, vielleicht regnet es morgen noch.“ Der Kellner ging achselzuckend fort und einer der Gäste sagte halblaut: „Wenn ich nur von einer Flöte höre, so fällt mir immer das alte Lied „Juter Mond“ ein, nebst Hundegeheul und Katzenmiaun.“ Der Blinde bat seine Mutter bald mit ihm die Tafel zu verlassen, die alte Frau hatte mit bekümmertem Miene nur wenig gegessen und nahm verstohlen ein großes Stück Weißbrod mit als sie ging. Frau Alwine Falk-Welding blieb noch; sie benahm sich mit der Sicherheit, die man in den Rheinlanden an den Damen bei der Gastafel gewohnt ist. Sie sprach mit freundlicher Lebendigkeit mit ein Paar ältlichen Herren, die ihr gegenüber saßen und mir schien als werfe sie zuweilen einen flüchtigen Seitenblick auf meine

Bemühungen um die schöne Engländerin. Ich verdoppelte deshalb dieselben, denn ich hoffte durch diese Kriegslust die Triebfedern des weiblichen Herzens, die Eitelkeit und den Anspruch auf ausschließliche Huldigung, in eine mir günstige Bewegung zu setzen. Es gelang mir auch sie in's Gespräch zu ziehen, sie vermied meine redenden Blicke nicht mehr wie anfangs, als wir leider unterbrochen wurden durch einen Kellner, der sich näherte, indem er Fremde herbeiführte und sagte: „Dort sitzt Madame Falk-Welding.“ Bei Nennung ihres Namens sah sie sich um, sprang auf und lief auf die Fremden zu mit dem Bewillkommungsrufe: „Da sind sie!“ Die Gruppe bestand aus einer mittelalterlichen Dame (wie man im Englischen richtig sagt), einem dicken und einem dünnen Herrn. Ich erkannte ohne Mühe die erwarteten Verwandten meiner hübschen Wittwe. Der Schwager widersezte sich dem Verlangen der Frauen, die sich zurückziehen wollten, und bestellte drei Couverts nebst Champagner. Seine Frau schien nicht rechter Laune zu sein und der dünne Herr, der noch jung und eitel war, wie ich bei näherer Besichtigung bemerkte, bemühte sich sichtlich um die Gunst der Wittwe. Er war ein Bekannter aus früherer Zeit und Compagnon ihres Schwagers. Meine Eitelkeit ist so gering, daß mich die unscheinbarste Nebenbuhlerschaft schon besorgt macht, ich überbot mich deshalb in allgemeiner Liebenswürdigkeit, um mich der Gesellschaft anschließen zu können und als nach dem Abendessen ein Spaziergang im Mondenscheine vorgeschlagen wurde, wich ich keinen Schritt von der Seite der Wittwe, obgleich Schwager und Schwester sich bestrebten mich in's Gespräch zu ziehen. Ich bemerkte an der jungen Frau im Laufe der Unterhaltung jene Hinneigung zur Empfindsamkeit, die man bei dem weiblichen Theile des gebildeten Mittelstandes häufiger findet als in den höhern Ständen; die Frauen desselben lieben das Ungewöhnliche, das Ueberraschende leidenschaftlich, das Typische der Weiblichkeit ist in ihnen unverfälscht ausgebildet, während es bei ihren vornehmer erzogenen Schwestern gewöhnlich verkümmert hinter den hohen Schranken, womit sie von Kindheit an umgeben werden.

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Mittheilungen aus Paris. Die Lobten-Feier in Paris hat eine ganze Woche gedauert; noch niemals war der Gottesacker Père-Lachaise so besucht, als diesmal. Die from-

men Seelen, die Herzen, welche der Erinnerung schlagen, die Liebe, die Freundschaft, die kindliche Zärtlichkeit, alle die Gefühle, welche von der Sehnsucht nach den Dahingegangenen geweckt werden, waren innerhalb dieser traurigen Einfriedigung zu erkennen. „Es war,“ wie der florentinische Dichter sagt, „eine lange Prozession von Seufzern, Thränen und stillen Klagen.“ Immortellen bedeckten die Pfade, frisch gewundene Kränze schmückten die Gräber und ein heller Lichtschein ergoß sich über das Ganze. Man könnte die hehre Todten-Stadt die Villa des grimmen Sisenmannes, das Lusthaus des Todes nennen, welchem die Gegenwart so vieler Lebenden seinen düstern und unheimlichen Charakter benimmt. „Hier schlummert,“ äußert sich ein Pariser Blatt bei dieser Gelegenheit, „das heilige Bataillon unserer modernen Größen; die Waffen, die Literatur, die Künste, die Wissenschaft, die Gewerthätigkeit und die Politik mischen hier ihre vornehmsten Repräsentanten und Trophäen: Masséna ruht neben Casimir Périer, Monge nicht weit von Grétry, Bernardin de Saint-Pierre ganz in der Nähe von Gérald und Bellini, Souvient Saint-Cyr und Rapp endlich neben Talma und Potier.“ —

Ein Löwe, der großen numidischen Race angehörig, beschäftigt gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Pariser; er ist noch sehr jung, aber ein äußerst kräftiges Thier und dabei zeichnet er sich durch seine Zähmheit, Gelehrigkeit und, man möchte sagen, gefälligen Manieren, vor seinen falschen zweibeinigen Brüdern aus. Abdallah, so hat man ihn getauft, ist bereits in einige Salons der vornehmen Welt eingeführt worden, wo seine Sanftmuth und seine Schönheit ihm jede Art von Triumph verschafft haben. „Sollte die Erziehung Abdallah's,“ bemerkt ein Wigling, „in demselben Maaße sich vervollkommen, wie bisher, so dürfte die Einführung des wirklichen Löwen in die Privathäuser der unächtigen Species beträchtlich schaden und zugleich der Herrschaft der Papageien und einiger andern Thiere ein Ende machen. Unter allen Himmelsstrichen schließt sich die Mode eben so sehr gewissen Thieren als gewissen menschlichen Individualitäten an. Unsere Urgroßmütter liebten Bologneser-Hündchen und die kleinen Bou-doire-Dichter; dann kam die Mode der großen schwarzen Klagen und der Philosophen, aber weil sie immer schliefen und träumten und weil man sie überdies in Verdacht hatte, daß sie auf eine unziemliche und etwas unbequeme Weise den Mäusen nachstellten, so ergögte man sich nicht lange daran. Nun kamen die Affen und die niedlichen Abbés an die Reihe; allein auch ihre Grimassen gestiefen nur kurze Zeit, man fand die Individuen dieser Kategorie heimtückisch, haßstarrig und genäschig, dazu kam noch, daß man wegen der großen Aehnlichkeit zwischen den Bierhändlern und Zweifültern den Contrast vermischte. Nun trat die Glanzperiode der Redner und Journalisten und mit diesen zugleich der Papageien ein; der Papagei, dieser geborene Schwäger, dieses gesicherte Journal stellte seine Nebenbuhler gar bald in Schatten; er wetteiferte förmlich mit ihnen und ahmte ihre Stimme, ihren Accent, ihre Reden u. s. w. auf das treueste nach. Indes fanden die Machthaber den Vogel zur

Empörung geneigt und die Opposition erklärte ihn für inbläc-cret, weshalb man ihn nicht mehr haben mochte. Aus diesen wenigen Beispielen dürfte ein finsterner Moralist den Schluß ziehen, daß die Menschen, wie sehr sie auch Menschen sind, die Thiere nicht gern ohne Unterschied in ihre Gesellschaft zulassen und daß ein Thier möglichst dumm sein müsse, um ihnen zu gefallen.“ —

Marly, wo noch der Schatten Ludwig's XIV. umherwandert, ist fast ganz in Vergessenheit gerathen; nur die französischen Prinzen besuchen es gegenwärtig dann und wann, um daselbst zu jagen und höchstens verirrt sich noch ein in die letzten Jahrhunderte verliebter Geschichtschreiber hierher und erweckt durch seine Fußtritte die Echo's dieses einsamen Grabes.

Marly war eine Caprice des großen Königs Ludwig's XIV., der sich, als er in Versailles Langeweile zu fühlen begann, einen bescheidenen, stillen Zufluchtsort errichten lassen wollte, wo er sich von den Zerstreungen des Hoflebens sammeln und an sein Seelenheil denken konnte. Man ersieht aus diesem Verlangen des Monarchen, daß der Stern der launenhaften und eigenwilligen Montespan im Erblichen begriffen war und daß Madame Maintenon, als ein neues Gestirn, bereits mit ihren Betschwester-Einflüssen am Horizonte aufstieg.

Mansard, um dieser neuen königlichen Phantasie zu genügen, versprach, einen einsamen, fast verlassen Ort zu wählen und daselbst mit geringen Kosten — höchstens hunderttausend Livres — die gewünschte Zelle zu erbauen. „Lassen Sie sich nicht von ihrem Genius fortreißen, Mansard,“ sagte Ludwig XIV. zu seinem Architekten, „ich bin der Pracht und des bunten Gewühls satt, ich lehne mich nach etwas Kleinem, Traulichem und vor Allem nach Zurückgezogenheit und Stille.“

In Aufsuchung einer solchen Bonbonnière entdeckte Mansard das bescheidene Dörfchen Marly-le-Chastel. Die Lage gefiel dem König und die Arbeiten nahmen alsbald ihren Anfang. Ludwig XIV., um sich zu zerstreuen, stand ihnen in höchst eigener Person vor und das Ergebniß davon war, daß dieses stille Häuschen zu Marly, diese Hütte, diese Eremitage, diese Zelle, dieses Nichts, worauf man nur hunderttausend Livres verwenden wollte, beim Schluß der Rechnung, wie Saint-Simon berichtet, mehr als Versailles, nämlich viele Millionen kostete, daher es auch den Namen Marly-le-Roy erhielt.

Nach dem Tode Ludwig's XIV. kam Ludwig XV. häufig nach Marly und richtete daselbst den Thron seiner Maitresses auf; Ludwig XVI. aber hielt sich davon entfernt, denn Marie Antoinette liebte dieses Schloß nicht, in welchem die Dubarry die Rolle der Königin, oft auf Unkosten der armen Fürstin, gespielt hatte.

Die Republik bemächtigte sich dieses königlichen Lustortes, verwandelte zunächst seinen Namen in Marly-la-Machine und versetzte ihm zuletzt den Todesstreich. Der Convent überlieferte ihn dem Vandalismus der Verfeigerung; die Statuen wurden aus dem Garten, die theuren Gemälde aus den Zimmern des Palastes gerissen; man warf das kostbare Geschirre und Alles, was die königlichen Abzeichen an sich trug, zum

Fenster hinaus und verkaufte sechs Monate hindurch die vergoldeten Mobilien, die seidnen Vorhänge, die reichen mit den theuersten Stoffen überzogenen Betten, worauf Ludwig XIV. so oft geruht, worauf die Söhne Frankreichs gestorben waren, an den Weißbietenden. Hierauf folgten die Orgien der Sausculotten den Feten der großen Herren.

Napoleon fand zu Marly nichts als Ueberreste und Ruinen. Nichts desto weniger kaufte er diese Ueberreste und Trümmer für mehr als eine Million, um den Schatten Ludwigs XIV. zu trösten.

Von der jetzigen Dynastie wird, wie wir oben gesehen haben, Marly wenig oder gar nicht beachtet.

— 8 —

(Naturphysiognomie.) „Der Zauber der Natur,“ sagt Humboldt im 2. Bande seines „Kosmos“, „nimmt in geringerm Maße noch vom nördlichen Europa nach den schönen Küstenländern des Mittelmeeres als von der iberischen Halbinsel, von Süd-Italien und Griechenland gegen die Tropenwelt zu. Ungleich ist der Teppich gewebt, den die blütenreiche Flora über den nochten Erdbörper ausbreitet: dichter, wo die Sonne höher an dem dunkel-reinen oder von lichtem Gewölke umflorten Himmel emporsteigt; lockerer gegen den trüben Norden hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwikelte Knospe tödtet, bald die reisende Frucht erhascht. Wenn in der kalten Zone die Baumrinde mit dünnen Flechten oder mit Laubmoose bedeckt ist, so beleben in der Zone der Palmen und der feingefiederten baumartigen Farren *Cymbidium* und duftende Vanille den Stamm der *Anacardien* und riesenmäßigen *Ficus*-Arten. Das frische Grün der *Dracontien* und der tief eingeschnittenen *Pothosblätter* contrastirt mit den vielfarbigen Blüten der *Orchideen*; rankende *Bauhinien*, *Passifloren* und gelbblühende *Banisterien* umschlingen, weit und hoch durch die Lüfte steigend, den Stamm der *Waldbäume*; zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der *Theobromen* wie aus der dichten und rauhen Rinde der *Crescentien* und der *Sufforia*. Bei dieser Fülle von Blumen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse wird es oft dem Naturforscher schwer zu erkennen, welchem Stamme Blüten und Blätter angehören, ja ein einzelner Baum, mit *Pauhinien*, *Bignonien* und *Dendrobium* geschmückt, bietet eine Fülle von Pflanzen dar, die von einander getrennt einen beträchtlichen Flächenraum bedecken würden. — Aber jedem Erdstriche sind eigene Schönheiten vorbehalten: den Tropen Mannichfaltigkeit und erhabene Größe der Pflanzengestalten, dem Norden der Anblick der Wiesen und das periodische langersehnte Wiedererwachen der Natur beim ersten Wehen milder Frühlingslüfte. Sowie in den *Pisanggewächsen* die höchste Ausdehnung, so ist in den *Casuarinen* und den *Nadelhölzern* die höchste Zusammengiehung der Blattgefäße. Tannen, *Thuja* und *Cypressen* bilden eine nordische Form, welche in den ebenen Gegenden der Tropen sehr selten ist; ihr ewig frisches Grün erheitert die öde Winterlandschaft;

es verkündet gleichsam den nordischen Völkern, daß, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen wie das promethische Feuer auf unserm Planeten nie erlöscht. — Jede Vegetation und Zone hat außer den ihr eigenen Vorzügen auch ihren eigenthümlichen Charakter und ruft andere Eindrücke hervor. Wer fühlt sich nicht, um nur an nahe vaterländische Pflanzenformen zu erinnern, anders gestimmt in dem Schatten der Buchen, auf Hügeln, die mit einzelnen Tannen bekränzt sind und auf der weiten Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birken säuselt? Wie man an einzelnen organischen Wesen eine bestimmte Physiognomie erkennt, so giebt es auch eine gewisse Naturphysiognomie, welche jedem Himmelsstriche ausschließlich zukommt. Was der Künstler mit den Ausdrücken: Schweizer Natur, italienischer Himmel, bezeichnet, gründet sich auf das dunkle Gefühl eines localen Naturcharakters. Himmelsbläue, Wolkengestaltung, Duft, der auf der Ferne ruht, Saftfülle der Kräuter, Glanz des Laubes, Umrisse der Berge sind die Elemente, welche den Totaleindruck einer Gegend bestimmen. Diesen aufzufassen und anschaulich wiederzugeben, ist die Aufgabe der Landschaftsmalerei.“

Generalcorrespondenz.

Im Coventgardentheater in London wird am 7. December für den Fonds des Shakespearehauses eine Vorstellung stattfinden, an welcher die ersten Künstler aller englischen Theater mitwirken und zu welcher man eine Auswahl der charakteristischsten und ausgezeichnetsten Theile aus den sämtlichen Dramen des großen Dichters getroffen hat. Da es vielen Lesern interessant sein dürfte, zu erfahren, was man in dem Vaterlande Shakespeares selbst für das Schönste, namentlich in den Werken des Dichters hält, die selten zur Aufführung kommen, so theilen wir das Programm mit, nach welchem sich auch in Deutschland eine Shakespeare-Feier anordnen ließe. Der Tod Heinrichs IV. (1. Act, 4. Scene aus dem 2. Theile von „König Heinrich IV.“) — Die beiden Diener (3. Act, 1. Scene in „die beiden Edelleute von Verona.“) — Der Tod der Königin Katharina (4. Act, 2. Scene aus „Heinrich VIII.“) — Falstaffs Recruten vor dem Richter (3. Act, 2. Scene aus „König Heinrich IV.“) — Juliens Hochzeitstag (der ganze 4. Act aus „Romeo und Julie.“) — Katharina und Petruccio (Theile des 1. und 4. Actes aus „Bähmung einer Widerspenstigen.“) — Der Wäschkorb (3. Act, 3. und 4. Scene aus „die lustigen Weiber von Windsor.“) — Die Erzählung Prosperos (1. Act, 2. Scene aus dem „Sturme.“) — Die Statuescene (5. Act, 3. Scene aus den „Wintermärchen.“) —

Vor einiger Zeit verlangte ein Holländer, Vater von sieben Kindern, von der Regierung Unterstützung für das siebente und

er stützte sich dabei auf ein Gesetz vom 29. Nivose des Jahres XIII., das während der Besetzung Hollands durch die Franzosen erlassen worden war. Die Regierung wies das Gesuch zurück, weil das Gesetz nicht mehr gelte. Mit ächt holländischer Zähigkeit betrieb der Genannte seine Forderung nun erst recht und verklagte die Regierung, die denn auch verurtheilt worden ist, weil man das Gesetz ausdrücklich aufzuheben vergessen hatte. Sobald diese Entscheidung bekannt war, meldeten sich eine Menge Väter mit ähnlichen Forderungen, so daß die Regierung im vorigen Monate sich genöthiget sah, einen Antrag an die Stände zu bringen, ihr 70,000 Gulden zu bewilligen, damit sie die Forderungen befriedigen könne. Natürlich wurde nun auch das lästige Gesetz aufgehoben, doch sind bis 1861 die Ausgaben für die Erziehung jedes siebenten Kindes in jeder holländischen Familie zu bezahlen. Man erwartet, daß man für mehr als 500 Kinder werde sorgen müssen. —

Die englischen Offiziere, die in ihren Regimentern einen gemeinsamen Tisch haben, müssen sehr gut da essen und noch besser trinken, denn die Zeitungen erklären, in dem 15. Dragonerregimente allein hätten seit 1840 dreihundvierzig Offiziere den Abschied nehmen müssen, weil sie nicht länger im Stande gewesen wären, die ungeheuern Ausgaben für das gemeinsame Mittagmahl zu bestreiten. —

Ein Gewerbe, welches bisher durch die Maschinen sehr wenig oder gar nicht beeinträchtigt worden ist, wird endlich durch dieselben auch bedrohet, das ehrsame Schneidergewerbe nämlich, denn ein Schneider in Worcester hat so eben einen wasserdichten Rock erfunden, der aus vulkanisirtem Gummi besteht und an dem sich keine einzige Naht, ja nicht einmal ein Nadelstich befindet. —

Eine amerikanische Zeitung erklärt den Menschen mit Rücksicht auf die neuesten Erfindungen also: „der Mensch ist ein vernünftiges zweibeiniges Thier, das mit den Sonnenstrahlen matt, mit Dampf reiset und durch den Blitz (— electrischen Telegraph —) spricht.“ —

Kürzlich wurde in Amsterdam eine vollständige Sammlung der Kupferstiche von Rembrandt aus der Verlassenschaft des Grafen Verstolk von Soelen versteigert. Sie brachte 70,660 Gulden ein und gelangte fast vollständig an das brittische Museum. Einige Blätter wurden sehr hoch bezahlt, z. B. Rembrandt mit dem Schwerdt mit 3601 Gulden, ebenso ein Portrait Zellings, ein Portrait von Franz mit 3300; die Auferweckung des Lazarus mit 1202, die Flucht nach Aegypten mit 750. —

Da die verwittwete Königin von Spanien viel reiset und eine sehr große Familie hat, so wird der Kinderwagen, der ihr folgt, in den Städten, durch die sie kommt, meist allgemein bewundert. Er ist eine wirkliche Kinderstube auf vier Rädern, kostet 15,000 Francs. und wird von sechs Pferden gezogen. —

In London hat sich ein industriöser Mann ein Patent auf

eine neuerfundene — Cravate geben lassen, welche er „die sich drehende Cravate“ nennt und die den Vorzug hat, daß sie bei jeder neuen Umbrehung in andern Farben und Mustern erscheint, also viele Cravaten ersetzt. —

Aus einem neuen Werke über China ersehen wir, daß die Apotheker in Canton und andern chinesischen Städten ihre Verkaufsorte außen in einer eigenthümlichen Weise auspugen. Man sieht daran nämlich eine große Menge kleiner Lumpen, die wie dünne Blätter aussehen, — es sind aber die verschiedenen — Pflaster, welche irgend einmal mit Erfolg von Kranken gebraucht worden sind und die man als sichtbare Tropfen hängt. —

Das Einathmen von Aether, um das Schmerzgefühl zu unterdrücken, ist bereits veraltet und durch ein einfacheres zweckmäßigeres Mittel verdrängt. Der Professor Simpson in Edinburgh hat nämlich ein solches in dem Chloroform entdeckt, welches niemals Convulsionen und ähnliche Zufälle veranlaßt wie der Aether, schneller und angenehmer wirkt, den Kleibern dessen, welcher es gebraucht, keinen unangenehmen Geruch mittheilt und völlige Unempfindlichkeit herbeiführt. Es ist dabei kein besonderes Instrument zum Einathmen nöthig. Einige (10 bis 12) Tropfen, die von der Flüssigkeit auf ein Taschentuch gegossen und so an Mund und Nase gehalten werden, bringen den gewünschten Erfolg in wenigen Secunden hervor. Der Professor hat seine Entdeckung bereits durch ein Schriftchen bekannt gemacht und in London und Paris hat man schon schwere Operationen unter Betäubung durch dieses neue Mittel ausgeführt, auch dabei zugleich die wichtige Bemerkung gemacht, daß während der Wirkung desselben der Starrkrampf schwindet. Doch scheint das Mittel bei so außerordentlich leichter Anwendbarkeit sehr gefährlich und von der Art zu sein, daß der schlimmste Mißbrauch damit getrieben werden kann. —

Es ist oft davon die Rede gewesen, daß das berühmte erste Theater in Paris (théâtre français) fortwährend sinke, trotz der zum Theile sehr kostspieligen Stützen, die man ihm gegeben. Weder Trauerspiele noch Lustspiele zogen mehr an. Da sagte endlich der unglückliche Director: „es muß an dem Zustande des Hauses liegen; die Logen sind zu enge, die Bänke zu hart; das Publicum fühlt sich nicht behaglich und wird in Folge davon ärgerlich.“ Gedacht, gethan. Das Theater wurde geschlossen, neu gemalt und neu vergoldet; man erweiterte die Logen und polsterte die Bänke weich. Der Director hoffte das Beste, denn bei der ersten Vorstellung nach der Wiedereröffnung hörte man keinen einzigen Laut der Unzufriedenheit, denn das Publicum war wohl an die schlechte Vorstellung, nicht aber an die Bequemlichkeit im Hause gewöhnt und so — schlief ein Theil, während ein anderer sich auf andere Weise unterhielt. Ein neuer Beweis, daß eine Restauration immer noch schlimmer ist als eine Revolution. —

Allgemeine Moden-Beilage

Nr. 52.

1847.



Preis für ca. 104 hohle Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Händen, Hüften, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zhr. Mit ca. 116 illum. u. Schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Weibler, Gardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde u. enthaltend: 8 Zähler.

Redacteur Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Es Nicht zu übersehen!

Um das durch die Schalttage allmählig bewirkte zu frühzeitige Erscheinen der Nummern unserer Zeitschrift zu beseitigen, versenden wir in nächster Woche eine überzählige 53ste Nummer, worauf wir hiermit ergebenst aufmerksam machen.

Leipzig, den 13. December 1847.

Baumgärtners Buchhandlung.

Ein Reise glück.

Novellette

von

F. v. S.

(Fortsetzung.)

Es war von Uhlant, unserm größten Dichter unter den Lebendigen, die Rede, in dessen Lebensgeschichte die seltene Liebesgeschichte sich zutrug, daß seine Gattin ihm zuerst Herz und Hand bot, weil sie reich und er zu arm und zu stolz war, um einen solchen Antrag zu wagen. Ich hatte diese rührende Thatsache kürzlich erzählen hören und brachte sie hier zur Sprache. Die Männer meinten ironisch, solche Anträge könne man sich wohl gefallen lassen, die verheirathete Frau sagte auch irgend einen Gemeinplatz, aber die junge Wittwe rief begeistert: „O das begreife ich sehr gut; so das Glück mit eigenen Händen austheilen zu können, muß ja wahrhaft göttlich sein, eine Ehe zu schließen, die vom Manne wie eine Gabe des Himmels betrachtet wird und nicht wie ein Geschäft, wie dies gewöhnlich ge-

schieht — fest überzeugt sein zu können, nicht des Geldes wegen gewählt worden zu sein, keine erheuchelte Liebe fürchten zu müssen,“ — sie stockte und die Schwester sagte lachend: „Nun, nun, mache es nur nicht eben so, Deine Freier haben Dich männerstreu gemacht.“ Mir wurde es klar, daß der Fluch des Geldes auch hier schon in Erfüllung gegangen und Mißtrauen gesäet hatte; die fixe Idee aller reichen Frauen, nur des Vermögens wegen gewählt zu werden, war auch bei der jungen Wittwe schon ausgebildet. Ihre Worte durchschauerten mich mit Mitgefühl, ich nahm mir vor sie zu widerlegen, aber ganz leise raunte mir mein Gewissen zu, daß auch mich die magnetische Gewalt ihres goldsprühenden Eisenhammers eben so wie die Andern am meisten fessle. Doch wagte ich einen warmen Händedruck als der Spaziergang beendet und ich ihr behülflich war die Stufen zu unserm Gasthause zu ersteigen. Dies Mal zog sie die Hand nicht weg, sie wendete das Gesicht zu mir und ich sah ein spöttisches aber trauriges Lächeln darüber gleiten, das einen wunderbar tiefen Eindruck auf mich machte. Als ich in meinem Zimmer angelangt war, hörte ich

zu meiner Freude ihre Stimme nebenan erklingen, sie sprach noch mit Schwager und Schwester, die man neben mich einquartiert hatte. Bald darauf hörte ich sie „gute Nacht“ sagen, leichten Schrittes an meiner Thüre vorbeihuschen und ihr Zimmer rasch verschließen. Ich hatte mit Herzklopfen jede ihrer Bewegungen belauscht und knirschte nun mit den Zähnen, daß ich nichts mehr hören konnte, daß zwischen ihrem und meinem Zimmer unsere Reisegesährten logiren mußten! Die dünnen Wände der Gasthauswohnung wären eine so leichte Scheidewand gewesen, ich hätte jeden Schritt, jede Regung hören können. Zu meinem Aerger vernahm ich jetzt ganz deutlich das Zwiegespräch des Ehepaars neben mir. Die Frau sagte: „Wahrscheinlich, ich fürchte zuweilen, daß die Alwine noch einen Schauspieler heirathet, so überspannt äußert sie sich oft; das sind noch immer die Folgen der schlechten Erziehung ihrer sentimentalischen Gouvernante, ich begreife nicht, daß sich das nicht in der Ehe gebessert hat.“ Der Mann erwiderte: „Deshalb müssen wir die Karten so mischen, daß es mit unserm Compagnon bald richtig gemacht wird.“ „Eigentlich sehe ich nicht ein, weshalb sie überhaupt wieder zu heirathen braucht und weshalb wir die Hand dazu bieten sollen, daß unsern Kindern das sichere Erbtheil der Tante entzogen wird,“ ließ sich die Frauenstimme wieder vernehmen. „Sicher ganz und gar nicht,“ brummte der Mann, „alle Wittwen heirathen je eher je lieber und lassen sich anführen, solche wie Deine Schwester am leichtesten, weil sie romantische Flirren von Liebe im Kopfe haben, welche bei ihrem ersten Manne, der ein solider Funziger war, nicht zum Ausstoben gekommen sind. Jeder Mann, der ihnen naht, ist wie ein Funke auf Zunder, glaube nur, der Assessor oder Amtschreiber, was er war, ist der Alwine schon gefährlich genug geworden, ich habe es gleich bei unserer Ankunft bemerkt, die Libertins und die Sentimentalen bringen es immer am weitesten bei den Weibern, nur der solide Mittelschlag nicht, darum müssen wir unserm Compagnon gehörig unter die Arme greifen; er versteht sich auf dergleichen nicht. Du mußt die Alwine morgen bearbeiten, diese Heirath ist die beste für sie und für uns, denn ihr Vermögen kommt dadurch unserm Geschäfte zu gut.“ — Mir stieg die Galle in's Blut über diese kaufmännische Verschönerung gegen die arme reiche Frau, ich nahm mir vor diese Pläne zu vereiteln und das Schäfchen, das geschoren werden sollte, für mich selbst in's Trockene zu bringen. Das Ehepaar kam nun auf andere Angelegenheiten zu reden;

als ich Alwinens Namen nicht mehr hörte, suchte ich mein Lager auf, welches am andern Ende des Zimmers sich befand. Kaum hatte ich mich bequem zurecht gelegt, als ich abermals Gelegenheit bekam die Durchsichtigkeit meiner Zimmerwände zu bemerken, ich hörte ganz deutlich, was meine Nachbarn sprachen. Der Blinde sagte: „Mütterchen, was treibst Du denn noch so eifrig?“ „Liebes Kind, ich reibe Deine Glacehandschuhe für morgen mit Semmel rein, ich habe dazu beim Abendessen mein Weißbrod gespart; gleich bin ich fertig, dann bürste ich nur noch Deinen Frack aus und packe die neuen Stiefeln aus, damit wir dem Hausknechte kein Trinkgeld für das Reinigen Deiner Sachen zu geben brauchen, ich fürchte immer beim Concert kommen die Kosten wirklich nicht heraus,“ antwortete sie seufzend. „O Mutter, wie bist Du so gut“ — ein Kuß schien diese Worte zu begleiten, „ich möchte vor Dir niederknien und wenn Du meine Röcke bürstest, steigen mir jedes Mal die Thränen in die Augen. Du kannst mich lieben!“ „Kind, was fällt Dir ein? Du machst ja sonst nicht so viel Worte; komm, sei hübsch ruhig, lege Dich zu Bette, Du kannst sonst morgen nicht so gut blasen,“ sagte die Mutter mit unverkennbarer Rührung und Besorgniß im Tone. Es wurden Stühle gerückt, „so Kind, nun ist alles fertig, leg Dich nieder.“ — „O Mutter,“ schluchzte der Blinde plötzlich, „ich kann nicht ruhig werden, mir blutet die Seele vor Schmerz, laß mich weinen an Deiner treuen Brust.“ „Wilhelm, mein Kind, was ist Dir?“ fragte sie heftig erschreckend. „Kannst Du noch fragen,“ erwiderte der Sohn leidenschaftlich, „ich fühle heute das Elend meines Daseins mehr als je — ich ein blinder Bettler, den seine Mutter bedienen muß, der durch die Welt irrt und bei Seite geschoben oder höchstens bemitleidet wird. Ein Engel ist mir erschienen und hat mich für einen Augenblick in das unerreichbare Paradies des Lichtes und der Liebe schauen lassen — nun scheint mir meine Finsterniß um so schwärzer.“ „Das junge Frauenzimmer? Dachte ich es doch,“ sagte die Mutter mit bebender Stimme, „o mein Kind, wenn der liebe Gott mein Gebet erhört, so beschenkt er Dich noch einmal mit einem solchen guten Herzen zur Frau. Du hast ja ein hübsches Gesicht, Wilhelm, komm ich will Dir die Locken einlegen, es sieht gut aus, wenn Du mit der Hand sie so nachlässig von der lieben weißen Stirne streichst, ehe Du anfängst zu spielen; sprich doch nicht so traurige Dinge, Du bist ja ein Künstler, kein Bettler.“ — „Mutter, Deine Liebe giebt immerdar

„Linderung,“ unterbrach sie der Blinde sanfter, „aber dies Mal brennt die Wunde so, daß sie keinen Verband verträgt. Rede nicht mehr vom Künstler — das ist vorbei, in unserer Heimath glauben die guten Leute wohl daran, da hörten sie den armen blinden Wilhelm gern spielen, da redeten sie von einer Kunstreise, Du und ich, wir glaubten ihnen, Du opferst umsonst Dein kleines Ersparniß — ich bin ein verachteter Flötenspieler, den kein Mensch hören mag; vor leeren Wänden und tauben Ohren werde ich spielen — o ich wollte es noch ertragen, wenn sie nur nicht hier wäre, ginge sie nur nicht aus Mitleid in's Concert, sähe sie nur nicht das Gähnen der Paar Zuhörer, erführe sie nur nicht nachher vom Wirth, daß wir wie Bettler mit unsern Sachen bezahlen mußten.“ „Aber, liebes Kind, das wird sie ja nicht erfahren, sie reiset ja übermorgen schon ab, auch habe ich ja noch zwei spanische Quadrupel, die mir mein Vater einst aus dem Kriege zum Andenken mitbrachte, davon kann ich ja einen hier wechseln lassen,“ sagte die alte Frau mit einem hörbaren Seufzer. Der Sohn schien mit dem Egoismus der Jugend den letzten opferbereiten Theil ihrer Rede zu überhören und rief laut: „Was, sie reiset schon ab? Laß uns ihr folgen, ich will nur von weitem ihre Stimme hören, ihren Schritt erkennen, ihre Nähe fühlen ohne sie zu sehen, nicht wahr Mutter, sie ist reizend? Könnte ich doch einmal ihr Haar berühren, das seidenweiche, lange, die süßen kleinen Finger nur einmal zwischen meinen Händen halten.“ — „Lieber Wilhelm, Du sprichst ja —“ „Wie der Blinde von der Farbe, nicht wahr Mutter?“ „D nein, mein Herzchen,“ sagte diese begütigend, „aber wie im Fieber, sie ist wirklich nicht so hübsch wie Du Dir einbildest, sie hat blonde aber dünne Haare, Deine selige Schwester hatte sie drei Mal so stark und schön.“ „O Mutter,“ unterbrach sie der Blinde, „sage nichts gegen sie, laß mir meinen Traum, ich fühle mich so glücklich, wenn ich auch eben noch weinte, eine helle bunte Welt hat sich meinen blinden Augen aufgethan, alle Gedichte, die Du mir vorgelesen, alle Lieder, die gesungen wurden, alles, was ich jemals von Liebe und Schönheit gehört habe, ist lebendig in mir geworden und umschwebt wie ein Engelskreis ihre holde Gestalt gleichwie eine heilige Jungfrau, so wie Du mir das schöne Bild in Dresden beschrieben hast.“

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Zügsamkeit der Chinesen.) „Es war in Chusan in der That merkwürdig zu sehen,“ erzählt der englische Reisende Mr. Fortune, „wie bald die Chinesen sich in unsere Sitten fanden und unsere Bedürfnisse zu befriedigen lernten. Es dauerte gar nicht lange, so hatten die Bäcker auf englische Weise gebackenes Brod, und die Schneider fertige Kleidungsstücke ganz nach englischer Façon. Sie kamen von allen Orten und Enden herbei und gewannen viel Geld, ungeachtet sie billig arbeiteten und zu mäßigen Preisen verkauften. — In Tchinghar hatten wahrscheinlich die Krämer erfahren, daß ihre Läden nicht angesehen und ihre Geschäfte nicht einträglich sein könnten, ohne einen englischen Namen zur Firma. Also hatten sie auf Anrathen und nach Angabe der Soldaten und Matrosen, die sie hierüber befragt, sich fremde Namen beigelegt. Da las man nun: „Stuhl, Kleidermacher aus London,“ „Buckmaster, Uniformlieferant für Heer und Marine,“ „Dominic Dobbs, Colonialwaarenhändler,“ „Squire Sam, Porzellanwaarenfabrikant,“ nicht selten mit dem Zusage: „Für Ihre Majestät.“ Einmal hieß es sogar: „Kleiderverfertiger für Ihre allergnädigste Majestät, Königin Victoria und Seine königliche Hoheit, Prinz Albert, auf Befehl.“... Ferner war ihnen sehr viel an günstigen Zeugnissen von ihren Kunden gelegen und darunter gab es, wie man sich leicht denken kann, höchst komische und seltsame Nachwerke.“ — 8 —

(Der Tanz sonst und jetzt.) In einer kleinen manche treffende Bemerkung enthaltenden Abhandlung über den Tanz in der französischen Zeitschrift „Le Follet“ heißt es unter andern: — „Wenn seit einigen Jahren der Geschmack für den Tanz im Allgemeinen augenscheinlich abgenommen hat, so dürfte dies jedenfalls daher rühren, daß man, namentlich in den großen Städten, nicht sowohl tanzt, um sich zu ergötzen, als vielmehr um Beifall zu ernten, wo nicht gar Bewunderung zu erregen. So lange als der Tanz der Ausdruck der Freude, des innigsten Wohlgefühls war, tanzte Jung und Alt gern; es reichte damals hin, keine Unordnung in den Figuren zu bewirken, wer diese richtig ausführte, war stets als Tänzer willkommen und konnte sich den Annehmlichkeiten des Tanzes unbefangen und ohne Befürchtung erfreuen. Aber die Mode hat aus dem Tanze eine schwierige Kunst gemacht, welche darin besteht, daß man, abgesehen von den gewöhnlichen Leistungen, alle Bewegungen und Stellungen der Grazien, alle Zartheit der Empfindung entwickelt, und die unabwendbare Folge davon ist, daß nur diejenigen sich hervorwagen, welche dieser neuen Beredsamkeit der Arme und Beine und der Manieren vollkommen mächtig sind. Schon die früher allgemein beliebten, jetzt nur noch in den unteren Regionen der Gesellschaft üblichen, große Kraft, Ausdauer und Elasticität erfordernden Tänze nöthigten Manchen, welchem besagte Eigenschaften abgingen, sich davon entfernt zu halten. Die unaufhörlichen Verschlingungen der gegenwärtig modischen Tänze, ihre zahllosen sentimentalischen Figuren, die Mannichfaltigkeit ih-

rer Kreisenden, halb verlangsamerten, halb beschleunigten und oft bis zum Delirium ausgedehnten Bewegungen erlauben gar Vielen nicht, sich selbst nur versuchsweise einem so künstlichen und gelehrten Umherwirbeln, das ihnen überdies beschwerlich und gefährlich erscheint, zu überlassen. Durch diesen Fremdling verdrängt hat sich der gewöhnliche Rundtanz, der leichte gefällige Walzer u. s. w. aus der Stadt auf das Dorf geflüchtet, die natürliche Bewegung und das Symbol der Heiterkeit mit sich fortnehmend.

Die Kinderbälle haben ebenfalls dazu beigetragen, den Tanz einer großen Anzahl von Damen gleichgiltig zu machen, welche nur noch auf Staatsbällen, bei festlichen Gelegenheiten erscheinen. Sehr frühzeitig im Tanzen geübt, denn der Tanz macht jetzt einen wesentlichen Theil ihrer Erziehung aus, entwickeln die Kinder in dem zarten Alter von sechs bis acht Jahren so viel Anmuth, so viel Genauigkeit und Leichtigkeit in ihren Bewegungen und Stellungen, daß erwachsene Personen nicht mit ihnen in die Schranken zu treten wagen. Wenn man daher einen Herrn oder eine Dame von dreißig Jahren zum Tanzen auffordert, so entschuldigen sie sich in der Regel mit ihrem vorgerückten Alter. Die Bälle sind bergestalt zu Schauegebungen geworden, denen man beivohnt, um zu sehen und gesehen zu werden und die Ballsäle zu Schauplätzen, wo man sich mit Durchmusterung der Toiletten und Moden beschäftigt.“

— 8 —

Generalcorrespondenz.

Im letzten Abonnementsconcerte in Leipzig hörten wir eine neue Symphonie von Gade, dem Freunde und Schüler Mendelssohns, welchem man bereits so viel Ehre erweist wie dem so sehr betrauten Meister. Die Symphonie, von welcher ein Blatt sagt, man könne ihr zufolge „gewiß für die Zukunft Schönes von dem Componisten erwarten,“ wurde von einem Theile der Zuhörer mit maßlosem Beifall überschüttet und wir erlauben uns zu bemerken, daß es für den Ruf dieser Concerte im Auslande bald sehr nachtheilig werden dürfte, wenn eine Claque von jungen Leuten, namentlich aus dem Conservatorium, sich ferner anmaßt in jenen Räumen den Ton angeben zu wollen. —

In Paris starb in diesen Tagen eine europäische Berühmtheit, ein Mann, dessen Verlust unerseßlich sein dürfte, ein König, der viele Jahre das Scepter unangefastet führte, der — Whistkönig Deschappelles. Sein Leben war höchst abenteuerlich gewesen. Als Soldat blieb er zwei Mal halbtodt auf dem Schlachtfelde; in Baylen wurde er gefangen genommen und nach Portsmouth auf ein Gefängnißschiff gebracht, von dem er mit bewundernswürdiger Gewandtheit und Ausdauer entfloh, ob er gleich einarmig war. Als er in Paris nach unerhörten Gefahren ankam, nahm er ein kleines Amt an und in der vielen freien Zeit, die ihm dasselbe gestattete, fiel ihm zufällig

eine alte „Abhandlung über das Whistspiel“ in die Hand, nach welcher er sich ohne Übung zu dem größten Whistspieler ausbildete. Man nannte ihn mit Recht die „Whist-Encyclopädie“, denn es gab keine noch so verwickelte Frage, keine noch so seltsame Kartencombination, die er nicht auf der Stelle zu lösen vermocht hätte. Seine Geschicklichkeit in allen Spielen war sprichwörtlich geworden; selbst im Billard verlor er nie eine Partie, trotz seiner Einarmigkeit, und im Schach kannte er seines Gleichen nicht.

Eine andere viel besprochene Person, Frau von Contade, die im vorigen Jahre wettete, in drei aufeinander folgenden Nächten auf drei Bällen in drei verschiedenen Ländern zu tanzen, die ihre Wette gewann und in der Montagsnacht in Paris, in der Dienstagsnacht in Brighton und in der Mittwochsnacht in Brüssel tanzte, liegt jetzt, an allen Gliedern gelähmt, im Bette. —

Die Passagiere der Marceller Diligence wurden in diesen Tagen beim Aussteigen auf dem Posthofe in nicht geringen Schrecken versetzt, als sie ein Ungeheuer mit aufgestraubtem Haare, leuchtenden Augen und wildem Geschrei unter sich stürzen sahen. Das Ungeheuer war eine Hyäne, welche sie aus ihrem oben auf dem Postwagen aufgeschlankten Käfig befreit hatte. Nachdem sie den vier Passagieren, welche sich schon für verloren hielten, manchen Angstlaut abgepreßt, nahm sie ihre Zuflucht in einen Schuppen, welcher Gepäck enthielt und vergrub sich zwischen diesem. Der kühnste der Passagiere faßte sich jetzt ein Herz, die Thüre des Schuppens zu verriegeln und Alle athmeten wieder freier. Am folgenden Tage beanspruchte ein fremder Herr die Hyäne als sein Eigenthum. Als das Thier desselben ansichtig wurde, lief es sogleich auf ihn zu, legte ihm Hände und Füße und schmiegte sich traulich an ihn an, ganz wie ein Hund. Der Fremde war ein französischer Officier von der Armee in Afrika, dem es gelungen, diese Hyäne völlig zahm zu machen. Er führte das Thier an einer um den Hals befestigten Leine nach seinem Pöstel und hier läuft es seitdem frei und harmlos umher und läßt sich sogar von Fremden angreifen und lieblosen. — 8 —

Ein eigenthümlicher Vorfall hat sich vor kurzem in Cherbourg ereignet. Der Stadtausrufer zog unter Trommelschlag durch die Stadt und rief mit lauter Stimme aus: — „Nachricht für junge Mädchen! — Vier junge Zimmerleute, welche vorgestern aus Havre angekommen sind und Anstellung im Militärhafen gefunden haben (hier wurde Namen und Alter eines jeden angegeben), wünschen sich zu verheirathen, weil sie des Garçon-Lebens völlig satt sind. Darauf Reflectirende können dieselben bei dem Gastwirth Soir, Rue de Chantier, in Augenschein nehmen.“ Zwei von den Zimmerleuten begleiteten den Trommler, welcher, auf sie zeigend, seinem Ausrufe die Bemerkung hinzufügte: — „Hier, meine jungen Damen, sehen Sie eine Probe von den jungen Männern, welche sich zu verheirathen gesonnen sind.“

— 8 —

Allgemeine Moden-Zeitung

Nr. 53.

1847.



Preis für ca. 104 befe Quartbogen mit ca. 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London, und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (f. Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Zblr. Wit. ca. 116 illum. u. schwarz. Stahl-

stichen, jene Modenbilder und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer u. Frauen) Städte-Ansichten u. Gegenden, die neuerlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neuen Bauwerken und Monumenten, v. Weables, Gardinen, Equipagen, Gärten moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Zbaler.

Redacteur Dr. A. Diezmann. Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Bericht an die Leser.

Ein Rückblick auf das, was unsere „Modenzeitung“ in dem abgelaufenen Jahre geleistet hat, giebt sicherlich den besten Beweis dafür, daß wir wiederum unablässig bemühet waren, den Ansprüchen zu genügen, welche man mit Recht an unser vielverbreitetes Blatt macht. Wir waren im Stande mehr deutsche Originalnovellen von unsern berühmtesten Erzählern mitzutheilen als irgend eine andere Zeitschrift, denn der vorliegende Jahrgang enthält Beiträge von Dingelstedt, B. von Gusek, Ludw. Storch, Wachsmann, Ida Fick, Kathinka Ziß und Andern, während das „Bilder-Magazin“ eine Auswahl kleiner und unterhaltender Erzählungen der verschiedensten Art von Schriftstellern des In- und Auslandes, wie Mad. Charles Reybaud, der hohen Verfasserin von „die Ergebung“, Alphons Karr, George Sand, Schloenbach, F. v. H., Elise von Hohenhausen, Jeanne Marie etc., sowie Gedichte von Herloßsohn und Geibel brachte und in den so zahlreichen und allgemein beliebten „Miscellen“ eine große Masse ernsten und heitern Unterhaltungsstoffes, wie ihn eben die Zeit bot, den Lesern vorgelegt wurde.

Neben dieser sorgsamten Pflege des literarischen Theils der Zeitschrift bestrebten wir uns aber auch den artistischen zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen und ihm namentlich stets den Reiz des Tagesinteresses zu gewähren. Die Modenblätter geben anerkannter Weise die größte Auswahl alles dessen, was die immer neuschaffende Mode bietet und ihre Ausführung läßt sicherlich nichts zu wünschen übrig, während die andern Stahlstichbeilagen: Portraits berühmter Zeitgenossen, Ansichten von Städten, Denkmälern etc., die gerade viel besprochen werden, unsere Zeitschrift zur schönsten illustrierten Zeitung, wie sie die älteste dieser Art ist, zu einem Panorama der neuesten Merkwürdigkeiten machen. Von den Illustrationen dieser Art, welche der vorliegende Jahrgang enthält, erwähnen wir nur die Ansichten von Froschdorf, Monterey, Lissabon, der Wartburg, Ferrara, von Schillers Haus in Weimar, der neuen katholischen Kirche in Leipzig; sowie die Portraits von der Herzogin von Montpensier, von dem Kronprinzen und der Kronprinzessin von Württemberg, vom Könige Karl Albert von Sardinien, von den Schriftstellern: E. Geibel, Zul. Rosen, Fr. Halm, Fr. Hebbel, der schwedischen Schriftstellerin Flygare-Carlén, endlich die der Künstler und Künstlerinnen: Zul. Hübner, Verdi, Fr. Döhler, Fr. Wallner, M. Alboni, B. Anselmann, Leop. Luczek, Marra und Schloß. Für den nächsten Jahrgang liegen Novellen von mehreren der beliebtesten Erzähler theils zum Drucke schon vor, theils sind sie uns bestimmt zugesagt und da wir auch viele der interessantesten Bilderbeigaben versprechen können, so glauben wir auf die Fortdauer der Gunst hoffen zu dürfen, die uns das Publikum bisher in so reichem Maße gespendet hat.

Die Redaction und Verlagsbuchhandlung der Allgemeinen Modenzeitung.

Ein Reise glück.

Novellette

von

F. v. S.

(W e s t l u s .)

„Ja, ja, ich sehe nun wohl, Du bist wirklich verliebt, mein Söhnchen,“ sagte die Alte mit einem kleinen frauenhaften Lachen. „Nicht wahr, ich bin ein verrückter Thor, ich armer Blinder, ich habe ja auch in meinem Leben nicht gedacht, daß es für mich möglich sei von dieser Thorheit des Glückes ergriffen zu werden!“ „Du wirst Dich noch mehrmals verlieben,“ lachte sie wieder. „Nimmermehr,“ fuhr er heftig auf, „wie kannst Du mein Gefühl in eine Klasse setzen mit der gemeinen Empfänglichkeit der Menge? nur einmal kann der Lichtstrahl der unsichtbaren überirdischen Schönheit die Seele treffen.“ „Ei das sagen alle,“ warf die Mutter ein, „aber Du bist so aufgeregert, Du wirst noch lange nicht schlafen können; soll ich Dir etwa die Noten zu den Variationen vorsagen, damit Du die schweren Stellen noch ein Mal durchspielen kannst?“ — Das fehlte noch, dachte ich, und all mein Mitleiden mit dem armen Schelm verschwand, ich richtete mich auf und so wie die ersten Flötentöne an mein Ohr schlugen, schlug ich mit der Faust gegen die Bretterwand und rief mit verstellter Stimme: „Still da, man will jetzt schlafen!“ Es wurde mäschenstill und es that mir fast leid die bescheidenen Leutchen so eingeschüchtert zu haben. Die alte Frau schien in einem Alfoven dicht neben mir zu schlafen, ich hörte eine Glasthüre schließen und konnte deutlich noch das Murmeln eines Gebetes und leises Weinen vernehmen. Das ging mir zu Herzen, trotz ihrer anscheinend heitern Reden weinte die arme Mutter heimlich bitterlich über das Geschick ihres Sohnes. — Doch schlief ich vortrefflich und ward erst wach, als der Kellner mir den Kaffee brachte und meldete, die holländische Herrschaft gehe um 10 Uhr in die Kunstausstellung, eine Nachricht, die zu bringen ich mir Abends vorher bestellt hatte und mit einem Trinkgelde belohnte. Ich stellte mich nach sorgfältiger Ankleidung mit dem Augenglase an's Fenster und sah richtig die Gesellschaft paarweise über den Platz schreiten; mit einem Sprunge hatte ich sie eingeholt und ging nach einigen allgemeinen Begrüßungen wieder der jungen Wittve zur Seite, worüber

ihr Führer, der heirathslustige Compagnon noch grüner als vorher zu werden schien; ich kam mir neben ihm mit einem besondern beau jour begabt vor, Schwester und Schwager zischelten hinter uns und machten Versuche uns zu trennen, indem sie von Besuchen bei Bekannten sprachen, was aber von Alwine als zu früh verworfen und auf den Nachmittag verschoben wurde. Als wir um die Ecke bogen, sah ich den Blinden mit seiner Mutter am Arme und einem Lohnbedienten vor uns herschreiten. Der junge Mann hatte eine stattliche Figur, aber der schwarze Frack und die weiße Halsbinde gaben ihm etwas Supplikantenmäßiges, die alte Frau im wahrscheinlich einzigen Seidenkleide, dessen Glanz längst geschwunden war, sah auch kümmerlich genug aus. Es war lachender Sonnenschein und die blaue Luft versprach einen heißen Tag, der Gedanke an ein Concert in der dumpfen Stubenluft kam mir vor wie Gefängnißstrafe. Alwine sandte den armen Wanderern, die von Haus zu Haus gingen, um Subscriptionen — Almosen — zu sammeln, einen langen wehmüthigen Blick nach. Ich fühlte doppelte Sympathie mit diesem weichen Gemüthe und freute mich kindisch so dicht neben ihr gehen zu können. Es ist doch ein eigenes Ding um ein Männerherz; die Mutter des Blinden hat recht, man verliebt sich oft, ich möchte behaupten so oft wie man sich nur ernstlich mit Beobachtung eines weiblichen Wesens beschäftigt, darum sagt Schleiermacher auch so richtig: „Das Erste in der Liebe ist der Sinn für einander“ und die Frauen fühlen sich immer so sehr geschmeichelt, wenn man ihre Eigenthümlichkeit studirt. Ich glaube, daß das Wohlwollen der Liebe sich von bloß sinnlichem Wohlgefallen dadurch unterscheidet, daß man sich freut andere Eigenschaften als bloße Eitelkeitsreize zu erkennen. Ich zweifelte deshalb nicht mehr an meiner Neigung für die junge Wittve von dem Augenblicke an, wo mich ihre Herzensgüte wirklich rührte und gab mich dem Wohlgefühl hin, welches jedes Mal wie Frühlingsluft eine keimende Liebe begleitet. Der Tag schien einer der frohesten meines Lebens werden zu wollen; auf der Gemäldeausstellung standen wir beide lange allein vor einem Bilde, das die Himmelfahrt der Jungfrau darstellte, ein Kreis von lieblichen Kindern umgab sie wie eine Strahlenglorie. Alwine war in Anschauen vertieft und ich in ihren Anblick; mir fiel der Vergleich des armen Blinden dabei ein, ich gerieth innerlich in Ekstase, so daß ich gern vor der lieblichen Frau an meiner Seite wie anbetend niedergesunken wäre, ich konnte aber keine andern Worte

finden als die, welche von den geselligen Gesehen als Complimente gebrandmarkt sind und die vielleicht deshalb absichtlich von ihr überhört wurden. Es galt mir für ein neues Symptom meiner Liebe, daß ich verlegen statt dreist bei ihrer scheinbaren Zurückhaltung wurde. Beim Abschiede sagte sie mir mit einem vielsagenden Blicke: „Sie werden doch in's Concert kommen, heute Abend?“ Ich bejahte es und war überglücklich eine Art rendez-vous empfangen zu haben. Die Verwandten hatten vorher schon erklärt, keine zehn Pferde brächten sie in's Concert, also wußte Alwine, daß sie unbeobachtet und allein unter Fremden mit mir sein würde. Ich konnte den Abend kaum abwarten, ich war der Erste im Saale; an der Kasse sah die alte Frau selbst, sie sah blaß und traurig aus, ich hätte ihr in meiner Aufregung den dreifachen Eintrittspreis geben mögen, aber eine gewisse Scheu hielt mich zurück, man sah ihr an, wie schwer ihr das Amt wurde. Sie erkannte mich und wurde roth, dann sagte sie mir, daß sie keinen Kassirer ohne große Kosten habe bekommen können und erzählte mir, daß sie gar nicht an solche Erfahrungen gewöhnt sei. Sie war die Tochter eines Beamten und hatte auch einen solchen geheirathet, war aber sehr früh Wittwe geworden, eine erwachsene Tochter hatte sie auch schon durch den Tod verloren und ihr Sohn hatte als Kind die schönsten Augen auf der Welt gehabt, aber ein böseartiger Ausbruch der Masern hatte sie zerstört, „sonst wäre er jetzt auch wohl ehrenvoll angestellt und brauchte nicht ein so unsicheres Brod voll Demüthigungen zu suchen,“ beschloß sie ihre Rede. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, aber ich fühlte mein Herz zusammengeschnürt von den drückenden Verhältnissen des Werktaglebens der meisten Menschen. Da erläßt man Auforderungen um Unterstützung der Proletarier, sind das die armen Beamten nicht auch, sind das nicht auch Handarbeiter? Nur meistens feinfühler, mäßiger und gebildeter als die andern, aber darum auch nur noch empfindlicher für die Mißhandlungen des Lebens. Meine Verstimmung steigerte sich noch mehr in dem dumpfen Saale, die Kronleuchter brannten mit trüben Gasflammen, weil wahrscheinlich nur halbe Beleuchtung bedungen war; das Tageslicht schimmerte noch wie Gold und Purpur durch die Spalten der Fensterläden und erhöhte den traurigen Contrast noch mehr. Ich hatte im Stillen gehofft die junge Wittwe schon anzutreffen, da der Concertsaal in unserm Gasthose war und sie mich vielleicht hineingehen gesehen hatte. Nach und nach kamen die Zuhörer, aber sehr

spärlich und einige gingen sogar gleich wieder fort, wahrscheinlich weil die von ihnen erwartete Gesellschaft nicht da war, denn die wenigsten Leute gehen der Musik wegen in die Concerte. Nur einige dreißig Personen blieben und nahmen sich in dem großen Saale wie Väter in einer einsamen Kirche aus. Alwine kam spät, sie huschte an mir vorüber ohne mich anzusehen, setzte sich aber doch so, daß mir ihr voller Anblick vergönnt blieb. Der Blinde erschien, geführt von einem Dilettanten, der so gefällig war sein Spiel mit dem Pianoforte begleiten zu wollen. Ich sah die weißen Handschuhe mitleidig an und dachte, bei der Dunkelheit hätte die arme Mutter das Abreiben derselben sich ersparen können; er verbeugte sich, fuhr mit der Hand durch die Locken wie die Mutter, die ihm als Spiegel dienen mußte, wahrscheinlich einstudirt hatte und begann sein Instrument zu spielen, wobei er die lichtlosen Augen zum Himmel hinauf richtete. Es war eine rührende Weise, die mich ganz weich stimmte, es klang wie die Klage eines ungerecht bestrafte Kindes, einfach und lieblich, ganz wie die Musik sich für die Flöte eignet. Dann spielte er ein ernstes Adagio voll ergreifender Resignation und Erhebung, das mich noch tiefer ergriff als die Klagen; ich fand den armen Blinden auf einmal beneidenswerth solche Töne sich dienstbar machen zu können, um sein innerstes Fühlen auszusprechen. Alwine, die ich nicht aus den Augen verlor, hatte erst leise vor sich hingeweint, jetzt spiegelte sich eine lichte Verklärung auf ihrem sanften Gesichte, sie lächelte und ihr Blick glänzte wunderbar. Wie aber das Lächerliche im Leben so oft an's Erhabene grenzt, so bemerkte ich, daß nach und nach alle Zuhörer sich leise davon schlichen; ihnen war das Flötenspiel zu einfach und einförmig gewesen; man muß in der eigenen Brust ein Orchester tragen, dessen geheimnißvolle Klänge mitrauschen, wenn ächte Musik ertönt, sonst bleibt diese äußerlich und unverstanden. Zu der Andacht des Hörens gehört wie zu jeder andern Andacht die rechte Seelenstimmung. Alwine und ich, wir waren vielleicht die einzigen, bei denen diese an jenem Abende vorhanden war. Mit inniger Theilnahme betrachtete ich die arme Mutter des Blinden, die mit gefasster, bescheidener Haltung die Menschen weggehen sah, während ihr doch gewiß das Herz brach. Als ihr Sohn sein Stück beendet hatte, stürzte sie auf Alwine zu und flehte: „o reden Sie mit ihm, er fühlt und hört es sonst, daß Niemand mehr hier ist, ach er ist so reizbar.“ Die junge Frau stand rasch auf; wie von einem plötz-

lichen Entschlusse befeelt eilte sie auf den Blinden zu, der mit schmerzlicher Geberde seinen Führer eben fragte, was diese Todtenstille im Saale bedeute. „Wilhelm,“ rief sie mit einer Stimme, die mir in tiefster Seele wiederhallte, „Wilhelm, wenn alle Menschen Dich verlassen, werde ich bei Dir bleiben; willst Du mich als Gattin aufnehmen?“ Er breitete erblässend die Arme aus, sie sank hinein und rief: „Gestern in der Nacht habe ich Deine Liebesklagen um mich gehört, sieh wahre Liebe erweckt Liebe, ich will Dein sein.“ Noch ehe Staunen und Freude ausbrechen konnte, fiel die alte Mutter, vom Uebermaasse ihrer Gefühle überwältigt, ohnmächtig ihrem Sohne um den Hals. Ich sprang schnell zu und half dem bestürzten Paare die Erkrankte auf ihr Zimmer geleiten. Als sie überselig die Augen wieder aufschlug, entzog ich mich einer Scene, die mich mit entgegengesetzten Gefühlen bestürmte; ich gratulirte dem Paare zu seinem Reiseglücke und ging das meinige anderweit zu suchen.

Generalcorrespondenz.

Mittheilungen aus Paris. Die Herzogin von Kamale — eine Königin von Heute — geht, sagt man, mit dem Plane um, in Algier einen schwarzen und weissen Hof zu errichten, wie zur Zeit der feenartigen Alhambra und der maurischen Könige. Das alte Corsarennest würde so zu einem Nachtigallen- und Pierrotteneste werden, wo Musik ertönte und Bälle und Schaugebungen unaufhörlich einander folgten, und Algerien wäre mit einem Male civilisirt und der Emir zum Galanthomme geworden. Die blonde Prinzessin mit dem hotzseligen Lächeln wird ihre Höflinge am Fuße des Berges und ihre Pagen hinter den Büschen der Ebene rekrutiren. —

Die Verschwörungen gegen den Winter haben in Paris seit geraumer Zeit begonnen. Ueberall schimmern neu vergoldete Kronleuchter; sämtliche Bäre des Pols verwandeln sich in den Magazinen in Mäuse und prangen hinter großen Glasfenstern; die ganze Stadt ist mit Ausschmückung ihrer Salons beschäftigt. Vor allem nehmen die Vorbereitungen des Wintergartens die Aufmerksamkeit des vergnügungssüchtigen Publikums in Anspruch; diese bewundernswürdige Dase inmitten der Champs Elysées, diese Herausforderung der Natur, diese Verhöhnung des Nordostwindes, des Eises, Reifes u. s. w. lockt zahlreichen Besuch an und man preist den speculativen Kopf, welcher die rauhe Jahreszeit so zu seinem Vortheile auszubenten versteht. —

Im Theater der Comédie-Française ist kürzlich die „Cleopatra“, von Madame de Girardin, gegeben worden, wobei na-

mentlich die trefflichen Decorationen, welche wirkliche ägyptische Landschaften und Gebäude mit entsprechender Beleuchtung darstellen, ungetheilten Beifall fanden. Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit an eine andere Cleopatra, welche Marmontel im Jahre 1750 zur Aufführung brachte; bei der Entwicklung des Dramas sah man ein Automat — eine künstliche, sich von selbst bewegende Schlange, welche der berühmte Baucanson vortrug, die Königin, unter scharfem Pfeifen und Zischen, in die Brust beißen, was Jemand, den man über den Werth des Stückes fragte, zu dem bon mot veranlaßte: „Ich bin der Meinung der Schlange.“ —

Ein geistreicher Vaudevillist componirt in diesem Augenblicke ein mythologisches Ballet, welches den Titel „die fünf Sinne“ erhalten wird. Die Idee ist in der That höchst originell. Es scheint sogar, als hätte Herr Nestor Roqueplan in seiner wachsenden Neuerungssucht entschieden, daß während des Actes, welcher dem „Geruche“ gewidmet ist, der Saal parfümirt und im Acte des „Geschmacks“ Drangen unter die Damen vertheilt werden sollen. —

„Meyerbeer,“ berichtet auch der Artiste, „ist in Paris, aber düster und geheimnißvoll, er flieht alle Welt und schließt sich stundenlang in sein Zimmer ein; ein Dämpfer scheint fortwährend die Saiten seiner Einbildungskraft niederzuhalten. Es heißt, drei Dilettanten hätten sich verschworen, ihm seinen „Propheten“ zu stehlen und dies sei die Ursache seiner Verstimmtheit und Furcht. Wie vor Zeiten der Tyrann Dionys träumt er von nichts als Ueberfällen und Einbruch; sein Gehirn ist der Sammelplatz von Schreckgestalten, die ihm selbst des Nachts keine Ruhe lassen und er wird sich zuletzt, gleich jenem Despoten, den Bart nur mittels glühender Ruffschalen abnehmen lassen. Er hat in einer Woche drei Kammerdiener ortgejagt, weil er sie für die fraglichen Dilettanten hielt; auch schläft er jetzt nicht eher ein, als nachdem er ein geladenes Pistol auf seine Oper gelegt hat, so wie dies gegenwärtig die Geldwechsler mit ihren Banknoten zu machen pflegen.“

Die französischen Blätter haben getreulich alles erzählt was man in Leipzig und Berlin that, um Mendelssohn noch im Lobe zu ehren, sie haben aber auch noch tüchtig dazu erfunden. So erzählt z. B. ein Journal, der Zug mit der Leiche auf der Eisenbahn sei bei jeder Stadt und jedem Dorfe von den sämtlichen Bewohnern der Ortschaften empfangen worden; die Männer hätten mit entblößten Häuptern Fackeln tragend dagestanden, die Frauen und Mädchen aber in langen Reihen an der Eisenbahn hin gekniet. —

Der bis neue Oper „Jerusalem“, die man vor der Aufführung in den Himmel heben wollte, hat fast ganz und gar mißfallen. Auch vorgings neueste Oper „zum Großadmiral“, welche in Leipzig zuerst zur Aufführung kam, erfreuete sich keinesweges eines großen Beifalls. —